Wittenberg und Rom.

Historisch-romantisches Gemälde

aus der

Reformationsgeschichte

von

H. E. R. Belani.

C. A. Kunde Dresden

„Und Gott sprach: Es werde Licht!
Und es ward Licht."
1. B. Mos. 1, 3.

Erster Theil.

Leipzig, 1840.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wittenbergundrom131bela

C. A. Knauth
Dresden
RBR
Jantz
#1451

Vorwort.

In der Vorrede zu dem historischen Roman: „Der abtrünnige Bourbon" (Leipzig bei Taubert, 1839. 3 Thle) versprach ich zur Vollendung der Trilogie von Romanen, welche die merkwürdige Ausgangsperiode des Mittelalters im Anfange des 16. Jahrhunderts zu schildern bestimmt war, die geistigen Bewegungen jener Zeit, die Reformation Luthers und besonders dessen Kampf gegen das Pabstthum, zum Gegenstand einer historisch-romantischen Darstellung zu machen, und hiermit übergebe ich der Lesewelt diese Darstellung.

Der wichtigste Abschnitt aus Martin Luthers Leben, der sich künstlerisch abrunden ließ — von seinem ersten Beginnen der Opposition gegen die damals so himmelschreienden Mißbräuche des Pabstthums, bis zur völligen Ueberwindung aller ihm entgegengestellten Angriffe und Hindernisse, daneben die Einwirkung der dadurch gewonnenen geistigen Freiheit auf die Begründung seines eigenen häuslichen Stilllebens im Sturm der Bewegung, das ist der eigentliche Kern des Romans; also mehr

wie in andern historischen Romanen, der sogenannte geschichtliche Hintergrund.

Dagegen ist das hineingedichtete Romaninteresse der Geschichte Guideons und der schönen Salzburgerin Hedwig Kaiser, dann das mit poetischer Freiheit behandelte, doch in der Katastrophe historisch wahre Leben und Streben des Märtyrers Leonhard Kaiser nicht mehr, als ein Reflex vom Leben und Wirken des großen Reformators, eine Staffage für das denselben darstellende Hauptbild, eine Versinnlichung der das innerste Leben durchdringenden Einwirkung der geistigen Bewegung dieses Kampfes der Aufklärung gegen das Pabstthum auf schwache, mit sich selbst noch nicht ins Klare gekommene Gemüther, so wie auf starke, energische Seelen, die, ohne Kraft und Mittel zu berechnen, ihr Leben daran setzen, die erkannte neue Wahrheit zu vertheidigen. Wer daher in diesen Schlagschatten des Hauptbildes ein vollständiges Bild suchen wollte, und das Buch verdammen würde, weil er dieses Romaninteresse allein zu wenig vorherrschend und bedeutsam finden würde, hätte von vorn herein das Buch schief beurtheilt.

Luthers Kampf mit dem Pabstthum ist also der eigentliche Mittelpunkt des Werks, der Träger des Hauptinteresse des Buchs. Es soll damit kein Angriff auf den reinen Katholicismus geschrieben sein, dessen Werth, durch die Macht der Phantasie mittelst einer poetischen Mystik auf die Gemüther der Menge einzuwirken, — die vielleicht für jede Vernunftreligion unzugänglich wäre — nicht verkannt wird; auch beabsichtigt man damit keine Apotheose des Protestantismus, der leider

auch durch moderne Zuthaten und Mißdeutungen von Mystik, Pietismus, Orthodoxie, Naturalismus und Supranaturalismus — oder wie die Glaubensverirrungen alle heißen mögen — hier und dort eine sehr schiefe, wenig heilfördernde Stellung gewonnen hat; und will ich nicht den leider schon für ein aufgeklärtes Jahrhundert zu heiß entbrannten Streit wieder auffrischen, nicht Intoleranz predigen und die Lanze einlegen; wohl aber jene Auswüchse einer nach weltlicher Herrschaft strebenden Hierarchie, jenes selbstsüchtige Ausschreiten des Pabstthums über die Grenzen der geistigen Macht, jene starre Unbeugsamkeit und die eiserne Stirn, die jeder Aufklärung Trotz bietet, jene unduldsame Priesterherrschaft, welche noch heute das Mittelalter wieder heraufbeschwören, die Welt verdunkeln möchte, um im Trüben zu fischen — diese tausendjährige Hyder, der die hundert Köpfe immer wieder wachsen, so oft sie schon abgehauen sind, die unter Blumen herankreucht gleich einer Schlange, wenn sie nicht mit feurigen Drachen auf dem Donnerwagen Gregors VII. mehr einherfahren konnte — die möchte ich angreifen und bekämpfen mit den Waffen der Geschichte; möchte dem Volke warnend ein großes Bild vorhalten, damit es erkenne: so lag die Welt im Argen, und so Arges wurde gebrütet und wird es noch in diesem oder jenem Winkel des Pfaffenthums.

Möge das Buch Euch zurufen: „Wachet!“ —

Daß es sich hier um eine höhere Tendenz handelt, als um irgend ein poetisches Romaninteresse, fällt in die Augen.

Der Roman ist hier die Form, welche nur gewählt

wurde, um dem tiefern Kern der Geschichte und dem Geiste derselben — der Lichtwerdung einer finstern Zeit — Eingang in das Volksleben zu verschaffen. Deshalb bitte ich für diese Form, die weiter keine Ansprüche macht, um mildere Beurtheilung.

Luthers Leben, so thatkräftig er auch einwirkte auf seine Zeit, war weniger ein äußerlich bewegtes, als ein durch die Macht des Wortes wirkendes. Der ganze Mann erscheint lebend in seinen Schriften und Briefen, in welchen sich sein reiches inneres Leben entfaltet, und die große bewegte Zeit, in der er lebte, so geistig klar abspiegelt. Daher habe ich mit schuldiger Pietät an seiner Geschichte bis in die kleinsten Züge nichts verändert, habe ihn selbst nicht anders als mit seinen eigenen, historisch-bewahrten Worten reden lassen, und habe mich gescheuet, seinem Verhältniß zu Katharina von Bora nur einen romanhaften Zug hinzuzudichten. So prosaisch dieses auch beginnt, so poetisch hat es sich gestaltet als Idylle eines ächt patriarchalischen Stilllebens in einer höchst bewegten, sturm- und drangvollen Zeit. Darum habe ich auch nicht gewagt, diesem Roman aus Luthers Leben seinen großen Namen zu geben, damit Niemand glaube, ich hätte mich an den Manen unsers großen Reformators versündigen können.

Potsdam, im Junius 1840.

H. E. R. Belani.

Erstes Hauptstück

von

dem Pabstthum und der Clerisei.

„Hoffahrt treibt zu allen Sünden und wer darin stecket, richtet viel Gräuel an. Darum hat der Herr allzeit den Hochmuth geschändet und gestürzet."
Jesus Sirach, 14—16.

Pabstthum und Clerisei. — Ketzer und Dominicaner. — Liebe ohne Hoffnung. — Luthers Jugendleben. — Freunde des Lichts: Leonhard Kaiser, Ulrich von Hutten, Georg von Feundsberg. — Kaiser Maximilian I. — Tetzel, ein Sünder und Bestrafter. —

„Siehe, es wird Licht!" rief das begeisterte junge Mädchen und zeigte nach oben, wo am dunklen Nachthimmel die Gewitterwolken zerrissen, die ihn ganz bedeckt hatten und in ewiger Klarheit schwamm der Vollmond am tiefblauen Himmelsdome, umgeben von den Lichtaugen funkelnder Sternlein und erhellte die schöne Gruppe eines liebewarm aneinandergeschmiegten Paares, das heimlich kosend in der tief eingeschnittenen Pforte der Umfangsmauer eines alten, hochgegiebelten steinernen Hauses stand.

Und das geschah in einer lauwarmen Sommernacht des Jahres 1517, in dem alten, klösterlich finster gebauten Bischoffitz Salzburg.

Das Mädchen war ein Madonnenbild, so sinnig ihr Blick, so rein und klar waren die feinen Züge ihres schwärmerischen Angesichts. Das Auge blau und seelentief, das Haar blondgelockt, die schlanke Gestalt im schwarzen Schnäppchen-Mieder von schwarzem Sammet, mit dem gleichfarbigen Tanz-Röckchen, dessen Rand mit bunten Bändern besetzt, wenn man vom Aeußern auf das Innere schließen dürfte, auf ein anmuthiges Zusammentreffen von reizender Schwärmerei mit jugendlicher Munterkeit hindeuten würde. Mit dem Latz von Goldbrokat, dem fein gefalteten Hemdchen, das den keuschen Busen bedeckte, und den weiten Bauschärmeln von feinster Leinewand, war sie das lieblichste Abbild einer schönen Salzburgerin in mittelalterlicher und doch nationeller Kleidung.

Der Jüngling, auf dessen Schulter sie liebend und vertrauend ihren Kopf lehnte, der sie mit dem linken Arm umschlungen hielt, während er mit der andern Hand die ihrige an sein Herz drückte, der sinnig und tief ihr in das schwärmerische Auge blickte, war noch bedeutend höher aufgeschossen und schlank, wie ein junger Mensch, der dem gedrungenen Mannesalter noch eben so fern steht, als dem Knabenalter, welches schon weit hinter ihm lag.

Was aber Besorgniß für das künftige Glück dieser Liebenden erwecken mußte, ja zum Voraus jede innige und dauernde Vereinigung als unmöglich erscheinen ließ, war

sein langer, vorn herunter zugeknöpfter, um den Leib gegürteter Talar von weißer Wolle, mit dem kurzverschnittenen Haupthaar, — eine klösterliche Kleidung, die den für den geistlichen Stand bestimmten Novizen des nahen Dominicanerklosters bezeichnete.

„Nun ja," entgegnete er sinnig, „es wird Licht am Himmel und über den Wolken. Wo Gott und seine Heiligen thronen, war immer schon ewige Klarheit, und der da Petri Himmelsschlüssel hält, der heilige Vater zu Rom, öffnet die Pforten des ewigen Lichts den Gläubigen, verschließt sie aber allen Irrlehrern und Ketzern, deren es jetzt so viele giebt in deutschen Landen."

„Mein Vater aber" — sprach die sinnige Jungfrau nicht ohne Schüchternheit — „verkündet, daß jetzt erst durch die, welche Ihr Irrlehrer nennt, das wahre Licht des Heils über die Welt komme; — von Rom aus, meint er, verbreite der Clerus geflissentlich die Dunkelheit des Aberglaubens und der Dummheit über die Völker, um im Trüben fischen zu können; der Pabst schwelge und verprasse mit seinen Cardinälen, Bischöfen und Prälaten das der gesammten Christenheit abgelogene Geld in eitel weltlicher Pracht und Ueppigkeit, und anstatt, als ein wahrer Apostel Christi, den reinen Glauben zu fördern, verwirre er die Gemüther mit scholastischem Unsinn und strebe nach einer Weltherrschaft über Kaiser und Könige, Fürsten und Herren, die ihm weder nach göttlichen, noch nach menschlichen Rechten zustehe. Jetzt aber komme die Zeit, da durch weise und aufgeklärte Männer im heiligen

römischen Reiche der reine Glaube, wie ihn Christus und seine Apostel gelehrt, aus der heiligen Schrift geschöpft, und das wahre Licht der Aufklärung über die im hierarchischen Dunkel tappende Menschheit verbreitet habe. — Und nun siehe, geliebter Guideon, das habe ich damit gemeint in dieser feierlichen Stunde einer vielleicht ewigen Trennung liebender Seelen, daß Du mögest an jenem Zeichen am Himmel — dem Hervortreten des klaren Mondlichts aus finsterem Gewölke — eine Vorbedeutung erkennen, daß es an der Zeit sei, da es Licht werde im Reiche der Geister, Licht im Glauben, Licht in der verdunkelten Welt!"

So hatte das schöne begeisterte Mädchen geredet, und strahlte ihn an mit ihren klaren blauen Augen, als hoffe sie dadurch den Geliebten ihrer Seele aus den Banden mönchischer Finsterniß zu retten, in welchen sein Geist vermöge seiner jesuitischen Erziehung noch befangen lag. Er aber senkte den Blick, als fürchte er die Ueberredungskraft der lieben Augen, in die er so oft mit der glückseligsten Wonne geblickt, und schwieg lange — weniger ungewiß über das, was er ihr sagen mußte, als besorgt, das ihren Vater kindlich liebende Gemüth zu verletzen. — Endlich fühlte er wohl, daß die Zeit dränge und er nicht länger schweigen dürfe über das, was ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte.

„Unglückliche!" rief er aus, „was redest Du da? soll ich den Schmerz mit hinwegnehmen auf meine

weite Lebensreise, daß das Heil Deiner Seele ewig verloren sei, wie das Seelenheil deines Vaters? — willst auch Du eine Abtrünnige werden, wie Dein vom Teufel der Freisterei verblendeter Vater? — Und wenn die Ketzergerichte der Dominikaner ihn erreichen, und als Irrlehrer und Neologen ihn zum Scheiterhaufen verdammen — und wahrlich ich sage Dir, die Gefahr ist näher als Ihr wähnt; denn der strenggläubige Bischof läßt ihn, Deinen Vater, den freigeistigen Schulrector Magister Kaiser, beobachten — was soll dann aus Dir schuldlosem Seelenschäflein werden, wenn Dir, der Abtrünnigen, das letzte Asyl der Verlassenen, das stille fromme Kloster, seine heiligen Pforten verschließen würde. — Statt mit Gründen gegen die Irrlehren Deines Vaters zu kämpfen — wozu jetzt ohnehin die Zeit fehlen würde — bitte und beschwöre ich Dich bei den fünf Wundenmalen Jesu in dieser schweren Scheidestunde: bedenke das Heil Deiner unsterblichen Seele; falle nicht ab von dem wahren Glauben der alleinseligmachenden römischen Kirche, und versinke nicht unter die Verdammten, die nimmer das ewige Heil finden werden. Von den unabänderlich feststehenden Satzungen unserer Kirche, wie sie die Decretalen der untrüglichen Kirche, die Concilien der Kirchenversammlungen und die Scholiasten der alten Kirchenväter festgestellt haben, darf auch nicht ein Haar breit gewichen werden, und die da zweifeln im Unglauben, die werden der Feuerstrafe hienieden und der Höllenstrafe ewiger Verdammniß im Jenseits verfallen sein. O wie würde es mich schmerzen, Dich, die ich

hier als Erdenpilger nie die Meinige nennen darf, auch dereinst in den lichten Gefilden der ewigen Seligkeit nicht wiederfinden zu können. — O geliebte Freundin, beruhige die Angst meines Gemüths um Dein Seelenheil und meine eigene ewige Glückseligkeit! — Noch einmal: rette Dich vor der Ketzerei der neuen Lehre; werde eine Braut Christi, dann wirst Du einst im Himmel die Meinige werden; und wagst Du es nicht früher, o so sei das Kloster wenigstens dann Deine geweihte Zufluchtstätte, wenn Du allein stehen wirst auf der Welt, nachdem die Strafe Gottes und der heiligen Kirche Deinen verirrten, abtrünnigen Vater erreicht haben wird — gelobe mir das bei dem Namen Gottes und der heiligen Maria! —"

„Ich gelobe es bei dem Namen Gottes und der heiligen Maria," sprach das tiefergriffene Mädchen, und fügte mit Wehmuth hinzu: „Ich habe lange gefürchtet, daß mein armer Vater durch seine freien Reden gegen den Pabst, gegen Clerus und Möncherei, Ablaß und Bilderdienst Anstoß erregen und sich die Folgen schwerer Anfeindungen auf den Hals ziehen werde; allein, daß ihm das Unwetter schon so nahe sei, habe ich in der Sicherheit langer Gewohnheit nicht geahnet. Ich bin als Weib zu schwach, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden; aber erzogen im rein katholischen Glauben einer frommen Mutter, überläuft mich ein Schauder, so oft er den vor hundert Jahren zu Costnitz verbrannten Ketzer, Johann Huß, einen schändlich gemordeten Märtyrer nennt, so oft er Zwingli, den abtrünnigen Irrlehrer in der Schweiz, rühmt,

oder Briefe schreibt an Doctor Luther, den wittenbergischen Erzketzer. Sollten daher meinen armen verblendeten Vater die Strafgerichte Gottes ereilen, so werde ich es als einen Fingerzeig des Herrn ansehen, meine Seele zu retten und eine Braut Christi zu werden, um dem Himmel näher zu stehen und für das Heil seiner Seele beten zu können — so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium."

„Nun bin ich beruhigt, meine Seelengeliebte," sprach der Jüngling mit verklärten Blicken, — „so wisse denn, morgen schon werde ich die heiligen Weihen empfangen, das dreifache Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen, und sodann als Mönch mit einem erfahrenen Bruder eine weite Reise antreten. Welche Mission mich treffen wird, weiß ich nicht — so viel aber ist gewiß, daß sie zur Verherrlichung des Pabstthumes, zur Bekämpfung der Ketzerei, und zur Erhöhung des Ansehens unsers Ordens gereichen wird."

„Wann werden wir uns wiedersehen?" fragte das junge Mädchen mit schwacher, hinsterbender Stimme.

„Jenseit des Grabes!" — sprach der angehende junge Mönch und deutete nach oben. —

Hedwig weinte still vor sich hin, und Guideon fuhr fort: „Unsere Liebe war ja immer schon reine Seelenliebe, ohne Ziel und Hoffnung für dieses sterbliche Leben. Sollten unsere so innigst verbundenen Seelen geschieden werden durch leibliche Trennung? — Ich kann nicht daran glau-

ben, Geliebte, und dieser Gedanke erleichtert meinen Schmerz. Gott helfe Dir! Amen! —"

Hedwig war zu tief bewegt vom Schmerz, um ein Wort entgegnen zu können. Sie erwiederte den Druck seiner Hand, und als der junge Noviz mit schwer bekämpfter Traurigkeit einige Schritte schon fortgegangen war, wollte auch sie zurückkehren in ihr Pförtlein; da wendete der Jüngling noch einmal, sah sich um, riß sie stürmisch an seine Brust und küßte sie auf den Mund. Ihre Thränen mischten sich. „Einmal im Leben," flüsterte er mit heißem Athem, „mußte ich doch fühlen Mensch zu sein. — Nun habe ich die höchste Wonne irdischer Glückseligkeit genossen, und würde nun freudig sterben — warum nicht entsagen mit Wehmuth — werde ich doch die Erinnerung an diesen Kuß irdischer Liebe mit in meine stille Klosterzelle nehmen und daran zehren so lange, bis mich selbst der Gram verzehren wird."

Und so ging er schwermüthig von dannen. Seine Seelenstärke, die er so lange behauptet, war gebrochen, und diese Scheidestunde hatte das Geistige seiner Seelenliebe in eine rein menschliche und irdische verwandelt in dem Augenblicke, als er ihr für immer entsagen mußte.

Am andern Morgen wurde Guideon in eines der prachtvoll meublirten Gemächer des Priors gerufen. Dieser, ein ältlicher Mann, dem das klösterliche Wohlleben eine

behagliche Rundung und Fülle der Gestalt gegeben hatte, saß in halb liegender Stellung auf seinem Lotterbettlein, wie es in damaliger Zeit die Stelle der noch unbekannten Sophas und Divans vertrat, und ließ sich von einem schönen Knaben sein Schälchen Warmbier als Morgentrunk credenzen. Demuthsvoll trat der Noviz zurück an die Thür, nachdem er die ihm hingehaltene Hand des Provinzials der Dominikaner in Baiern mit einer Kniebeugung geküßt hatte.

„Salve!“ sprach dieser dabei mit gnädigem Kopfneigen und schlürfte am Frühtrunk. —

„Gratias,“ — ich danke — entgegnete der Noviz, und der Prior fuhr fort:

„Nun, alumne, heute ist der Tag Deiner Weihe; es werden nun Deine nächtlichen Excursiones, die wir Dir im absonderlichen Vertrauen gestattet haben, ein Ende nehmen; ich frage nicht, ob Euch im Liebeswerk Menschliches begegnet ist; denn: — „Naturam furca expellas, tandem usque recurret!“ (die Natur mögest Du mit der Heugabel austreiben, sie wird doch endlich immer wiederkehren); — aber ich frage Dich auf Dein Gewissen, hast Du Deine Mission erfüllt, die Seele der Tochter des Ketzers gerettet und sie mit ihrem schönen Vermögen für das Kloster gewonnen?“

„Ja, sie hat es gelobt bei dem Namen Gottes und der heiligen Maria,“ sprach Guideon in einer tiefgefühlten Beschämung darüber, daß er, während der Eingebung seines Herzens zu folgen, doch nur eigentlich

ein Werkzeug in höherer Hand gewesen war, um die ihm liebend Vertrauende für die Zwecke der Kirche zu retten.

„Rete — bene, mi fili!“ (So ist es recht, mein Söhnlein!) entgegnete der Prälat, trank noch einen langen Zug feurigen Traminer-Weins aus Südtyrol nach, und fuhr dann fort, häufig unterbrochen durch die Beschäftigung mit der geröfteten Lachsforelle, die der Bruder Küchenmeister ihm durch einen dienenden Bruder des Klosters so eben zum Frühstück gesendet hatte: — „Gegen die Sünden des Fleisches hat die Kirche Indulgenzen und Absolutionen, nicht aber gegen die Sünden des Geistes, als da sind: Ketzerei und Abtrünnigkeit. — Und darum ist es ein verdienstliches Werk, eine Seele von der ewigen Verdammniß solcher Sünden zu retten. Da aber der ketzerische Vater seine Tochter nicht mehr zur Ohrenbeichte gehen ließ, so fehlte uns jedes andere Mittel, dieses unschuldige Seelenschäflein für den Vortheil der Kirche und ihr eigenes Seelenheil zu retten, als ein solches, das die Unschuld ihres Leibes in Gefahr brachte; denn wahrlich, besser ist es die unsterbliche Seele retten und den sterblichen Leib verderben, als den Leib retten und die Seele der ewigen Verdammniß zu übergeben. Und das war der Grund, weshalb der Novizenmeister Dich von der Strenge der Klosterzucht dispensirte, indem er Dir gestattete, spät Abends die Clausur des Klosters zu verlassen, um eine weltliche Liebschaft zu pflegen mit der Tochter jenes gelehrten aber abtrünnigen Mannes, den nächstens die volle Strenge des Ketzergerichts, gleich dem Engel mit dem Flammenschwerte, aus

seinem Paradiese vertreiben wird. — Für etwaige Fleisches-verſündigung ertheilen wir Dir Namens des heiligen Vaters, der den Schlüssel Petri zu dem ewigen Gnadenschatz der Kirche an überflüssigen guten Werken aller Heiligen verwahrt, hiermit die volle Absolution."

Guideon neigte erröthend sein Haupt; denn in der Unschuld seiner Seele verstand er die Anspielungen des würdigen Prälaten nicht und glaubte die Versündigung des Fleisches, wovon er ihn eben absolvirt hatte, schon durch jenen leidenschaftlichen Abschiedskuß begangen zu haben. —

Nach diesem kirchlichen Geschäft bedurfte der geistliche Herr wieder einiger Herzstärkung. Er gebot deshalb, daß ihm eine Flasche Tokaier-Ausbruch gebracht werde, biß in ein großes Stück Kuchen, das den abgetragenen Gräten des verzehrten Fisches gefolgt war, und fuhr dann fort:

„Nachdem Du nun Deine Mission eben so klug als gottgefällig verrichtet hast, ist es billig, daß ich Dich mit Deiner nächsten Bestimmung bekannt mache. — Zuförderst bereite Dich vor, durch Fasten und hundert Ave Maria, drei hundert Credo und zehn Paternoster, die heiligen Weihen würdig zu empfangen, welche Dir Seine Fürstliche Hochwürden Gnaden der Herr Erzbischof zu Salzburg heute höchst eigenhändig ertheilen werden. Lege dabei sonder Furcht und Zagen die drei Klostergelübde ab, denn Du wirst schon bemerkt haben, daß sie von den Mönchen so buchstäblich nicht gehalten werden, weil es ihnen leicht gemacht ist, gegen etwaige Versündigungen Absolution zu

empfangen; man wird Dir den Klosternamen unsers Schutzheiligen Dominicus beilegen zum Zeichen, daß Du noch zu hohen Würden und Ehren im Dienste der Kirche bestimmt bist; denn, ob zwar Deine Geburt eine dunkle und geringe ist, so hast Du doch hohe und mächtige Gönner und Verwandte, und darum wird man Dir eine Mission auftragen, welche Dir Gelegenheit geben wird, Dich um das Heil der Kirche verdient zu machen."

„Wisse," fuhr er fort, nachdem der Bruder Kellner die Flasche Tokaier vom Pech befreiet und nun entkorkt hatte, und der Nektarduft vom eingeschlürften Göttertrank das Zimmer füllte — „man wird Dich entsenden unter Geleit eines welterfahrenen Bruders, um das Leben und Treiben eines Erzketzers zu beobachten, und davon an hoher Stelle Bericht zu erstatten. Es ist Martinus Luther, jener abtrünnige Augustinermönch, den sie in Leipzig zum Doctor der Theologie creirt haben und der von dem Churfürsten von Sachsen als Professor auf seiner Hochschule zu Wittenberg angestellt ist, dort aber ungeheuren Anhang und Zulauf haben soll — Gott wolle ihn verdammen! —

Noch einen Zug that der Prälat und seine Stirn glänzte, seine kleinen listigen Augen funkelten.

„Das Beste von der Geschichte ist noch," fuhr er fort, „daß jener Widersacher des heiligen Vaters ein Mitglied jenes verhaßten Ordens der Augustiner ist, auf dessen Sturz wir Geweihte des heiligen Dominikus unablässig hinarbeiten. Diese heillose Abtrünnigkeit eines

so angesehenen Augustinermönchs wird dem ganzen Orden den Untergang bringen, so Gott will. Uebrigens wird Dir aus der Kirchengeschichte bekannt sein, daß unser von den Päbsten so hochbegünstigter und mit Privilegien ausgestatteter Orden der erste im Range auf der Welt ist, und dieser Rang muß also auch um jeden Preiß behauptet werden durch Anfeindung aller andern Orden. Der heilige Dominicus de Guzman, der vor drei Jahrhunderten unsern Orden stiftete, hat allein durch seine Predigten und Wunderwerke mehr als hunderttausend Seelen zum wahren Glauben bekehrt — und das ist bei dem Prozeß über seine Heiligsprechung gegen den Advocatus diaboli*) streng bewiesen. Dir aber ist es jetzt schon, noch ehe Du eingetreten bist, gelungen, eine abtrünnige Seele zu bekehren, und darum werde ich es bei unserem hohen Ordensgeneral verantworten können, wenn ich es wage so großes Vertrauen in Dich zu setzen, daß ich Dir eine Mission übertrage, die eben so viel Gewandtheit und Kenntnisse, als Klugheit, List und Verschlagenheit erfordert. Man wird Dich für diese Mission dispensiren vom Ordenskleide und

*) Advocat des Teufels, so genannt, weil er bei dem förmlich und feierlich vor dem Cardinalscollegium geführten Proceß über die Frage der Heiligsprechung einer um die Kirche sich verdient gemacht habenden Person, im Namen des Teufels die im päbstlichen Breve aufgezählten guten Werke desselben leugnen mußte, — ein Verfahren das noch heute bei den noch im neunzehnten Jahrhunderte vorkommenden Heiligsprechungen des Pabstes beobachtet wird.

von jeder Ordensregel, wenn es nur der löbliche Zweck erfordert. Vor Allem vergiß nicht, daß der Dominicanerorden drei große Zwecke zu verfolgen hat: 1) das Ansehen des Pabstes zu erhöhen, 2) alle Ketzer aufzuspüren und auszurotten, und 3) sich selbst und seinen Glanz zu erheben, indem man sich an die Höfe als Beichtväter eindrängt und jeden andern Orden als natürlichen Feind verfolgt und verläumdet. — Für diese großen Zwecke giebt es kein Mittel zu schlecht oder zu niedrig. — Zum Voraus werde Dir Ablaß auf drei Jahr ertheilt für jede Sünde, die Du zur Förderung solcher Zwecke begehen wirst. — Nun geh; Du kennst nun deine Aufgaben und Pflicht; mit näheren Instructionen wird Dein Begleiter, Frater Cyrillus, versehen werden. — Ite cum Deo.*)

Damit machte er eine entlassende Handbewegung. Dem armen Guideon war Vieles schwer aufgefallen in dieser Rede, aber von Jugend auf an blinden Glauben und unbedingten Gehorsam gewöhnt, wagte er kein Wort zu entgegnen.

Er zog sich in seine Zelle zurück und wollte über das Gehörte nachdenken; aber die Gedanken gingen ihm wirr und wüst durch den Kopf; kein einziger wollte zum klaren Bewußtsein kommen, denn seinem unterdrückten Geiste fehlte jede freie und selbstständige Entwickelung der Verstandeskraft. Es war seiner jungen Seele ohnehin auf das tiefste eingeprägt, daß der geringste Zweifel an der Un-

*) Geht mit Gott.

trüglichkeit des Worts seiner geistlichen Obern, sowie das mindeste Klügeln und Nachdenken über Glaubensartikel der katholischen Kirche eine ungeheuere, nicht wieder abzubüßende Versündigung sei; zudem unterbrach der eintretende Novizenmeister mit seiner scharfen Ermahnung, die ihm aufgegebene Zahl der Gebete gewissenhaft herzusagen, wozu er ihm einen ungewöhnlich langen Rosenkranz gab, diese innern Kämpfe seiner edlern Natur mit den ihm eingeprägten unverständigen Glaubenslehren und verabscheuungswürdigen Ordens-Maximen.

So kam unter Knieen und Fastenerschöpfung endlich die Stunde der Weihe heran; doch zweifelte er, ob er ganz würdig dazu sei, indem er zwar die vorschriftsmäßige Zahl der lateinischen Gebete, ohne ein Wort auszulassen, mit halblauter Stimme hergemurmelt, aber dabei mit Thränen im Auge an Hedwig gedacht hatte. — Als er dieses noch vor dem heiligen Altar dem Pater Cyrillus beichtete, lachte dieser hell auf und sagte: „Darin sehe ich auch keine Sünde, mein Sohn — bete was du sollst und denke dabei woran du willst."

„Wie war es denn, liebes Herz? — Du hast wohl schrecklich geträumt — so unruhig hast du geschlafen, so schwer gestöhnt, und siehe, die hellen Zähren perlen da eben noch aus den blauen Guckäugelein des erwachenden Kindes — hat er etwa geschmollt, der gute Guideon — habt Ihr Euch gezankt, Kinderchen? — laß es gut sein, liebe

Seele — dergleichen geht vorüber — was sich liebt, das neckt sich. Hier dein Morgensüppchen, Hedchen! — trink, mein Töchterchen — — —

„Ach Mutter!“ seufzte die Erwachende und schob das dargebotene Süppchen zurück, „es ist alles viel schrecklicher, als Du es Dir denken kannst, — den armen Guideon werde ich nicht wiedersehen und meinen Vater . . . . . .“

Sie weinte heftiger.

„Jesus Maria und Joseph!“ klagte die geängstigte Mutter und rang die feinen Hände, „wie blaß ist das arme Kind geworden, der böse, unartige Mensch der — und was kann es mit dem Vater sein, der oben in seinem Closet schon wieder in Papieren und alten Pergamenten vergraben sitzt bis an den Hals? — Träume sind Schäume, Kind, die haben nicht so viel zu bedeuten,“ — damit blies sie über den Nagel des Daumen; — „kein vernünftiger Mensch wird daran glauben.“

„Aber liebes Mütterchen, Du glaubst ja sonst daran,“ wimmerte die Tochter, „das Traumbüchlein kommt Dir oft halbe Tage lang nicht vom Schooß, und die alte Zigeunerin, die Traumdeuterin, muß manchen Abend kommen, Dir die schweren Träume auszulegen.“

„Ei Kind, wenn eine alte Frau träumt, wie ich bin — das ist was Anders — aber Ihr jungen Kälber habt Blutwallungen und da sitzt selten viel dahinter. Indeß erzähle nur Deinen Traum — überhaupt was gestern Abend vorgefallen; — indeß trink nur Hedchen — trink —

Warmbier früh Morgens ist allemal meine Herzstärkung.“

Wir sehen hier eine überaus zärtliche Mutter am Bette ihres erwachenden Töchterchens stehen, das rauchende Schälchen mit jenem bekannten Frühstücke der alten Zeit in der Hand haltend. —

Frau Brigitte war eine kleine, runde, wohl erhaltene Frau, deren Schlüsselbund am Gürtel nicht vergebens auf die tüchtige Wirthschafterin deutete. So scharf sie im ganzen Hause auf Zucht und Ordnung hielt und die Mägde schmälte, den Hausherrn kurz hielt, so war sie doch in ihr einziges schönes Töchterchen so abgöttisch verliebt, daß sie derselben Alles zu Willen that, und das liebe, zarte Kind, damit es nur die feine Haut nicht verderbe, zu keiner schweren Hausarbeit lassen wollte. Bei etwas vieler Geschwätzigkeit war sie doch von der gutmüthigen Frauenart, die nichts lieber thun, als Heirathen stiften, in jedem Mann, der der Tochter etwas Freundliches sagt, einen Freier erblicken, und daher auch sich selbst geschmeichelt fühlte, als der hübsche, junge Noviz aus dem Kloster fast täglich in ihr Haus kam und fast mit Keinem sprach, als mit Hedwig, vor deren Arbeitstischchen er oft Stunden lang sitzen konnte.

„Halt ihn warm, Kind!“ sagte sie dann, „ich weiß, was ich weiß; ich habe mit dem hochwürdigen Herrn Prior gesprochen, ist er auch zum geistlichen Stande bestimmt — wer weiß, was geschieht — so kann er doch immer noch umschlagen; bei Gott ist kein Ding un-

möglich, und die Liebe macht Alles möglich; übrigens hat er hohe Verwandte und Gönner, und „aus dem wird einmal etwas Großes!“ sagte Pater Cirillus. Jesus Maria und Joseph! ich hätte doch gleich den Tod davon vor Freude, würde mein Herzblatt einmal die Frau eines kaiserlichen Notars oder Kanzlers; — und lieber Gott, wenn der auf der Vetterstraße fährt, dann kommt er wohl noch höher hinaus — wer weiß, ob er nicht gar ein Nepot vom Pabste ist, und dann wird er ein römischer Fürst, und mein Hedchen eine Fürstin — Jesus Maria! —“

Und so ging es oft Stunden lang, bis dem armen Mädchen ganz schwindelnd wurde. Hedwig aber war vernünftiger und feinfühlender, und Guideon ehrlicher; Beide waren es sich gegenseits bewußt, daß an eine leiblich eheliche Verbindung zwischen ihnen in diesem Leben nicht zu denken sei, daß also ihr Verhältniß immer in den Grenzen inniger Freundschaft bleiben müsse. Viel zu unerfahren, um zu wissen, daß Freundschaft in jüngern Jahren zwischen den verschiedenen Geschlechtern unmöglich ist, ohne in Liebe überzugehen, hatten sie längst schon dieses süße Gefühl in ihre jungen Seelen eingesogen, ehe sie es wagten, sich jener schwärmerischen, ätherischen Zärtlichkeit hinzugeben, die so hoch über jede Alltäglichkeit des Lebens erhebt, sich selbst genug ist und kaum Zeit hat an ein irdisches Lebensziel zu denken, weil Seele von Seele umschlungen, in den himmlischen Sphären schwebt.

Wenn also auch Hedwig nicht die kleinen irdischen

Pläne und Hoffnungen ihrer Mutter theilte, so ließ diese sie doch gewähren und ihre Luftschlässer bauen, weil es nur unter ihrer Begünstigung geschah, daß sie den Geliebten spät Abends, wenn er abging, hinaus vor das Pförtlein des Hofes, der das alte Wohngebäude umgab, begleiten, und dort mit ihm oft bis Mitternacht im stillen Kosen verbringen durfte.

So hatte — wie das so oft geschieht — die mütterliche Thorheit dieses unerfahrne Kind auf die unsichere Meeresfläche hinausgeführt, auf welcher Stürme toben und frohe Lebenshoffnungen scheitern.

Wie Manchem wird aus Liebe mehr Unheil zugefügt, als aus Haß! —

Als nun Hedwig auf die dringenden Fragen ihrer Mutter mit kurzen Worten ihr gesagt hatte, daß Guideon heute Profeß thun müsse, und dann auf eine weite Mission versendet werde, war die arme Frau völlig außer sich; so auf einmal alle ihre Lieblingspläne scheitern, das ganze Lebensglück ihres Kindes in Trümmern liegen zu sehen, das war mehr, als ihre schwache Seelenkraft ertragen konnte. Im unaufhaltsamen Redestrom ergoß sie sich in Schmähungen über den Abscheulichen, wie sie Guideon nannte, den Pabst, den Prior, die ganze Clerisei und die katholische Kirche, und äußerte am Ende, wenn es der junge Mensch ehrlich gemeint hätte, so würde er lieber dem Kloster entlaufen, zu Zwingli's Lehre übergetreten und Sennhirt auf den Alpen geworden sein, anstatt sich im Mönchsthum zu vergraben und das Gelübde der Ehe-

losigkeit abzulegen. Sie selbst sei eine so gute katholische Christin als Eine in der Welt, und lasse sich durch die beweinenswerthen Ketzereien des Vaters nicht irre machen; aber um das Glück ihres Kindes zu begründen, würde sie keinen Augenblick Bedenken getragen haben, mit Hund und Katze, Knecht und Magd zur neuen Lehre überzutreten u. s. w.

Hedwig wußte gar wohl, daß es kein Mittel gab, den Redefluß ihres lieben Mütterchens zu unterbrechen, als kindliche Zärtlichkeit. Sie stand deshalb auf, kleidete sich an und schmeichelte dabei so lange, bis Mütterchen mit ihr weinte und sie nun eine Pause fand, um wieder auf den schweren Traum vom Vater zurückzukommen.

Da erzählte denn Hedwig mit Schauder, daß sie ihn brennend im gelben, mit schwarzen Teufeln bemalten Ketzerkleide auf dem Scheiterhaufen gesehen habe, und was Guideon ihr gesagt über dessen Irrlehre und große Gefahr, endlich was sie selbst ihm gelobt für den Fall, daß so schreckliche Ahnungen in Erfüllung gehen würden.

Nachdem nun Mutter und Tochter noch Vieles über die halsstarrige Freigeisterei des Vaters hin und her geredet hatten, wurde beschlossen, noch den letzten Sturm auf seine Sinnesänderung zu wagen. Hedwig solle dabei vorsichtig das Wort nehmen und die Mutter im Rückhalt bleiben, denn der Vater dulde von ihr kein einredendes Wort. — So gingen denn endlich Beide mit schweren Herzen ans Werk, stiegen mit dem Frühmahl in der Hand die enge, steinerne Wendeltreppe hinauf, und traten

in das schmale, tiefe Closet, wo der Schulrector Leonhard Kaiser, ein blasser, hagerer Mann von mittler Größe, in die häuslichen Pelzschaube jener Zeit gekleidet, mit dem rothen Sammetbaret auf dem schon grau werdenden Haar, zwischen seinen bestäubten Folianten saß.

Die alte düstere, in hohe Mauern eingeschlossene Stadt Salzburg, mit ihren vielen Thürmen und Klöstern, rings umgeben von Weingeländen und schönen Gebirgszügen, im Angesicht des blauen Hochalpentyrols, mit ihren wie Silber blitzenden Schneekuppen, war damals der Sitz eines streng katholischen Erzbischofs, vieler Domherren, Prälaten, Dominikaner- und Franziskaner-Bettelmönche. Das ganze Land umher war erzkatholisch, wie das noch heut' zu Tage der Fall ist; aber im Rathe der Stadt gab es damals schon aufgeklärte Männer, welche mit dem gegenwärtigen Stande der geistlichen Dinge höchst unzufrieden waren, an der Ueppigkeit, Schwelgerei und Habsucht einer reichen Clerisei großes Aergerniß nahmen, und im Stillen der neuen Lehre zugethan waren. Viele von den Patriziergeschlechtern und die Vorsteher im städtischen Gemeinwesen der so einflußreichen Zünfte theilten diese freigeistigen Meinungen, und war es auch bei Vielen nur der Geist der Opposition gegen den finstern Erzbischof, der auf alle Weise die Rechte und Freiheiten der Stadt schmälerte, was für diese Abtrünnigkeit in Glaubenssachen so geneigt machte; denn Salzburg so gut als Mainz und

Cöln und andere reiche Städte, welche Bischofssitze waren, lagen schon seit Jahrhunderten mit ihren geistlichen Oberherren in Streit und Hader, weil die stolzen freien Bürger und Edlen des heiligen römischen Reichs im Gefühl ihrer Kraft nur widerstrebend ihren Nacken unter den Krummstab beugten, und die Uebergriffe der geistlichen Macht in das weltliche Gebiet nicht dulden wollten. Soche Städte standen damals eigentlich nur unter dem Schutz und der Oberherrlichkeit ihrer Fürsten, und hatten ihr Gemeinwesen selbst zu ordnen, und auf der andern Seite war das Streben der Erstern dahin gerichtet, sich die volle Landeshoheit darüber zu erwerben.

So war das Verhältniß damals in jener nach Aufklärung ringenden Zeit auch in Salzburg, und die nächste Folge davon war gewesen, daß ein hochedler Rath schon vor einigen Jahren einen hochgelahrten Magister aus Leipzig, der ein aufgeklärter und freigeistiger Mann war, berufen, und als Rector an der neugestifteten Stadt- und Bürgerschule angestellt hatte.

Dieser Mann war Hedwigs Vater, der würdige Rector Kaiser, der dem Erzbischofe und den Dominikanern immer schon ein Dorn im Auge gewesen war, aber unter dem mächtigen Schutze eines hochedlen Raths und vieler angesehener Männer bis jetzt noch ungefährdet sein segenreiches Wirken trieb, und durch Lehre und Beispiel das Werk der Aufklärung förderte, das damals von so manchen Seiten her mit Wort und That schon angeregt war.

Schon längst hatten ihn die Dominikaner der Ketzerei angeklagt; der Erzbischof wüthete, erließ drohende Schreiben an den Magistrat, die mit bescheidener Würde und Festigkeit beantwortet wurden, ließ den Abtrünnigen warnen und ermahnen, ohne Nachgiebigkeit zu finden, und beschränkte sich endlich darauf, den Unverbesserlichen zu excommuniciren, worüber dieser jedoch lächelte, ohne in seiner Wirksamkeit sich hemmen zu lassen. Das Gebot an seine Frau und Tochter, nicht zur Beichte zu gehen, war gleichsam seine höhnende Entgegnung auf diesen bischöflichen Bannstrahl.

Aeußerlich zwar mußten Beide sich in den Willen des gestrengen Hausherrn fügen, aber es geschah nicht ohne innere Gewissensunruhe, denn Mutter und Tochter waren strenge Katholikinnen, und wie das in den Familien gelehrter Männer zu gehen pflegt — solche tiefe Forscher im Gebiete des Lichts und der Wahrheit theilen sich durch Wort und Schrift der ganzen Welt mit, nur nicht ihren nächsten Angehörigen; ihre Studirstube ist ihre Welt, das Familienzimmer ihnen fremd. Die natürlichen Folgen einer solchen Gelehrtenwirthschaft, die selten ausbleiben, traten auch hier ein — jene Entfremdung des Hausvaters von den übrigen Familiengliedern, welche diese zwar mit Scheu und Ehrerbietung, ja selbst mit Liebe für denselben erfüllt, aber alles Vertrauen und innige Anschmiegen entfernt. Für die streng geregelten kleinen Bedürfnisse eines solchen Stubengelehrten wird mit gewissenhafter Aufmerksamkeit gesorgt; aber was unten im Hause vorgeht, wäh-

rend er oben bei seinen Büchern sitzt, bleibt ihm unbekannt. Dort regiert die Frau mit ihrer emsigen Geschäftigkeit, hat ihre eigenen Pläne, Welt- und Lebensansichten, nebst hundert kleinen Geheimnissen, welche sorgfältig dem Auge des Hausherrn entzogen werden. Gesinde und Kinder sind darauf eingeschult, ihm nichts zu sagen und zu erzählen was unten vorgeht, und so hatte denn auch der ehrliche Magister Kaiser nicht die mindeste Ahnung davon, daß unten in der Familienstube, besonders in der Abenddämmerung, seine unversöhnlichsten Feinde, die Dominikaner aus dem nahen Kloster, ein und ausschlichen, und das Gewissen seiner ehrbaren Hausfrau beunruhigten, und eben so unbekannt war es ihm geblieben, daß ein Zögling jener frommen Ketzerjäger sich in das Herz seines einzigen lieben Töchterleins eingenistet hatte. In seinen Glaubenssachen duldete er übrigens keinen Einspruch und war überhaupt den ängstlichen Warnungen und Bitten, den Erzbischof nicht aufs Aeußerste zu treiben, nicht zugänglich. — Deshalb mußte Hedwig leise und vorsichtig auftreten mit dem, was ihr schwer auf dem Herzen lag.

Darum hatten Beide — Mutter und Tochter — die Frühstücksviertelstunde gewählt, als die einzige Zeit, die ihnen geblieben war, um mit dem Vielbeschäftigten, der oft noch bis tief in die Nacht hinein studirte und mit dem Hahnenruf des Morgens sein gelehrtes Tagewerk wieder begann — ein Wort über häusliche Angelegenheiten zu reden.

Auf das Geräusch der eintretenden Frauen wendete

Magister Kaiser sich um, erwiderte ihren „guten Morgen!“ mit einem kaum merklichen Kopfneigen und schrieb erst seinen Satz aus, ehe er aufstand und sich zu ihnen an den indeß reinlich gedeckten Tisch zum Frühmahl setzte.

Hedwig hatte ihm mit besonderer Aufmerksamkeit seine Lieblingsspeise, ein Mürbebrätlein von einem jungen Rinde, bereitet und vom besten duftenden Wein seines Kellers credenzt — und das schien dem alten Herrn über die Maßen zu gefallen; ungewöhnlich heiter kniff er sein Töchterlein in die heute doch etwas bleichen Wangen und belobte ihren Fleiß und ihre Kochkunst. „Siehst Du wohl, Mütterchen,“ wendete er sich zu dieser, „wer solch ein geschicktes Töchterchen hat, kann leben wie ein Prälat oder Pabst, ohne grade Gut und Blut der Christenheit zu verprassen.“

Während der Vater behaglich seinen Wein trank, stieß Mutter Brigitte die arme, höchst befangene Hedwig an, zum Zeichen, daß es nun Zeit sei.

„Lieber Vater,“ begann Hedwig mit der Schüchternheit eines Kindes, das sich mit Aengstlichkeit auf ein ihm fremdes Gebiet wagt: „man spricht hier in der Stadt seltsame Dinge, die Mutter und mich sehr beunruhigen. Die Rechtgläubigen sagen, wer an der Unfehlbarkeit des Pabstes zweifle, sei ein Ketzer und nächstens solle ein Solcher hier in Salzburg auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Die Dominikaner hätten schon ihre Anklage gemacht, der Pabst habe zum Autodafé seine Zustimmung gegeben und der Erzbischof habe sich an den Kaiser ge-

wendet, um ihm die Nothwendigkeit vorzustellen, ein großes abschreckendes Beispiel zu geben, zur Unterdrückung der leidigen Freigeisterei und Neuerungen, welche seit Huß und Zwingli nun wieder durch jenen ketzerischen Mönch in Wittenberg, der sich immer auf die Bibel stütze, ohne die päbstlichen Decretalen höher zu achten, überall im heiligen römischen Reiche verbreitet werde, gleich einem Gespenst, das den alten Glauben umzustoßen drohe; und was den Neophiten hier in Salzburg betrifft," fuhr sie fort, „so will verlauten, es sei ein angesehener und hochgelahrter Mann, der sich schon durch Bann und Excommunication nicht habe abschrecken lassen; den Namen desselben wollte man uns aus Schonung nicht nennen, und so war denn wohl unsere gerechte Besorgniß wohl begründet."

„Daß ich jener Ketzer, Neophit und Abtrünnige sei," lächelte der Rector und zerschnitt in behaglicher Ruhe seine Fleischschnittchen auf dem Teller, „der nächstens am Laternenpfahl brennen solle, wenn es nach der löblichen Absicht des Pabstes, des Erzbischofs und der Dominikaner gehen würde, leidet keinen Zweifel; indeß seid ohne Sorgen darüber. Die weltliche Macht — der Kaiser und Rath — werden solche Frevel einer heuchlerischen Clerisei, unter dem Deckmantel der Religion verübt, nicht mehr zulassen. Ich sage Euch, das Licht der Aufklärung ist unaufhaltsam, und darum, wenn es Gottes Wille wäre, daß ich als Märtyrer für Wahrheit und Aufklärung den Tod leiden sollte, so hätte die ewige Vorsehung ihre großen

Zwecke dabei, und würde ich demuthsvoll beugen mein Haupt vor den Rathschlüssen des Ewigen, aber dennoch nicht ein einziges Wort meiner Lehren und Reden widerrufen. — Auch Christus ist ja als Märtyrer für seinen Glauben am Kreuz gestorben."

Diese letzte Erklärung hatte ihn warm gemacht. Er legte Messer und Gabel hin und sah Frau und Tochter an mit dem Triumph des Siegers, „denn," fügte er hinzu, „wer den Tod nicht fürchtet, bleibt allemal Sieger im Kampfe für den Glauben Jesu Christi und dem Märtyrer werden Engel die Siegespalmen bringen."

„Aber die Macht des Pabstes geht über diese und jene Welt hinaus," bemerkte Hedwig dagegen.

„Das ist nicht wahr," eiferte der Gelehrte, der damit auf das Feld seines Wissens getrieben war und nun alle irdischen Rücksichten vergaß, „das ist alles erfunden und erlogen," rief er in der kräftigen Sprache seiner Zeit, „die Päbste leiten ihre Weltherrschaft über die ganze Christenheit daher, daß sie den Stuhl Petri eingenommen und dessen Himmelsschlüssel empfangen hätten; allein, es ist historisch erwiesen, daß der Apostel Petrus niemals Bischof zu Rom gewesen ist. Die Päbste sind nichts als römische Bischöfe, die in alten Zeiten nicht einmal so viel gegolten haben, als die byzantinischen und andere geistliche Oberhirten. Allein von Carl dem Großen erhielt Leo III. ein Ländergebiet geschenkt, und mit dem Besitz eines Kirchenstaats kam ihr Hang und Streben ihre weltliche Macht zu erweitern, und als der große

Kaiser und Heidenbekehrer nun gar noch vom römischen Bischof sich krönen ließ, da war der Hochmuth über sie gekommen, daß sie sich noch über den Kaiser stellten in ihrem Wahn, für die Statthalter Christi auf Erden sich ausgaben und das Recht sich anmaßten, Kronen und Länder zu verleihen und zu entziehen. Und diesen Dünkel erhob zuerst eben jener Leo III., der doch vom Kaiser Karl dem Großen so abhängig war; aber die Gunst der Umstände kam den römischen Bischöfen zu Statten, der Wahn der Völker und das Bedürfniß nach Einheit in der Kirche; und die bescheidensten unter den Päbsten, wie jene Bischöfe sich später nannten, behaupteten doch, daß sie mit dem römischen Kaiser sich in die Herrschaft der Welt theilten, indem ihnen die geistige, jenem die weltliche Oberherrlichkeit zustehe. Aber mit jener eisernen Consequenz der römischen Curie, die wohl den Umständen weicht, aber nie das mindeste von ihren angemaßten Ansprüchen aufgiebt, griffen sie hinüber in die weltliche Macht der Kaiser und Könige und reizten diese zum Widerstande, oder demüthigten sie auf eine Weise, die alles menschliche und sittliche Gefühl empört. So erreichten sie unter Gregor VII. (Hildebrand) den Gipfel ihrer Macht, indem dieser hochmüthige Kirchenfürst den Kaiser Heinrich IV. in den Kirchenbann that und auf dem Hofe zu Canossa, im härenen Büßergewande, mit nackten Füßen drei Tage lang im Schnee stehen ließ, während er, mit seiner Buhlerin Markgräfin Mathilde aus dem Fenster sehend, ihn verhöhnte.

„Wäre es möglich?“ rief Hedwig erbleichend.

„Geschichtlich erwiesen," entgegnete der Vater und schlug auf einen dicken Quartanten, der die Beweise dafür enthalten sollte, — „ja noch mehr: — die Päbste rühmen sich dieser wahrlich nicht christlichen Handlung."

„Wenn Ihr meinen Worten nicht vertrauen wollt," rief er entrüstet, „so vernehmt, was mir ein verehrter Freund, mein theurer Lehrer, Doctor Martinus Luther in Wittenberg, über seine Reise nach Rom schrieb. — Wartet nur einen Augenblick!"

Und damit kramte der eifrige Gelehrte in längst reponirten Briefen, während Frau Brigitte ihr erbleichendes Töchterlein bedenklich ansah, und ihr zuraunte: „Nun kommt er gar mit den Irrlehren jenes abtrünnigen Augustinermönchs angestiegen, jenes berüchtigten Erzketzers, der, wie Pater Prior sagt, längst auf dem Scheiterhaufen zu einem Rostbraten für die Hölle gemacht worden wäre, wenn ihn nicht sein Landesherr, Churfürst von Sachsen, schützte gegen den Zorn des Pabstes und aller Rechtgläubigen."

„Still Mütterchen," flüsterte die Tochter zurück, „ich vergehe schier vor Angst, daß solche Ketzerbriefe bei ihm gefunden werden könnten. Es würden ihm die Flammen des Scheiterhaufens so gewiß sein, wie es, wenn Gott sich nicht des armen Vaters erbarmet, ihn vor seinem Ende zu bekehren, ihm die ewigen Flamen der Hölle sein werden."

„Hier!" rief der Gelehrte, das leise geführte Gespräch unterbrechend, und zeigte einen vergelbten Brief

vor, dessen große und markige Züge der Handschrift fast allein schon die feste, gewaltige Willenskraft des Mannes verriethen, der diesen Brief geschrieben hatte.

„Ihr müßt wissen," theilte Leonhard Kaiser seiner Frau und Tochter mit, „dieser Martin Luther ist der Sohn eines Bergmanns, Hanns Luther aus dem Dorfe Mühra, der früher ein Bauer war, wie es auch seine Vorfahren gewesen sind. Er wurde geboren am 10. November des Jahres 1483, Nachts Elf Uhr, und erhielt bei der heiligen Taufe seinen Vornamen Martinus nach dem Kalenderheiligen des Tages seiner Geburt. Das Licht der Welt erblickte er aber zu Eisleben, wo gerade seine Mutter, Frau Magarethe, sich eines Jahrmarkts wegen aufhielt."

„Konnte es denken, daß so ein Ketzer von so geringem Herkommen sein würde," brummte Frau Brigitte halb laut vor sich hin.

„Unser Herr Jesus Christus war ja auch eines geringen Zimmermanns Sohn," beschwichtigte die Tochter, und der Vater, der überhaupt ein wenig schwerhörig war, fuhr fort Luthers bekannte Jugendgeschichte zu erzählen, wie er wegen ausgezeichneter Geistesgaben zum Studiren bestimmt, auf Schulen mit tausend Entbehrungen habe kämpfen und mit Currendesingen und durch milde Unterstützung einer wohlthätigen Frau in Magdeburg sein Leben habe fristen müssen; wie er dann von seinem nach und nach in Wohlstand gerathenden Vater zum Studium

der Rechtswissenschaft bestimmt, durch ein schreckliches Ereigniß, indem ein Freund von ihm an seiner Seite vom Blitz erschlagen sei, so erschüttert wurde, daß er es für ein Zeichen vom Himmel gehalten, sich dem frommen, beschaulichen Klosterleben zu weihen."

„Es waren auch wohl noch andere Beweggründe im Spiel," fuhr der würdige Gelehrte fort, „die diesen starken Geist in die Bande einer strengen Klosterzucht und eines ascetischen Lebens geführt haben. Der Mann mit dem tiefen und frommen Gemüthe, mit dem klaren und reichbegabten Geiste, hatte immer schon einen innern Hang und Beruf gefühlt für das Studium der Theologie. Das der Rechtswissenschaft hatte er nur gezwungen durch den starren Willen seines strengen Vaters gewählt. Allein um sich darauf vorzubereiten, studirte er eifrig die alten Classiker, und die sogenannten sieben freien Künste — das heißt die philosophischen Wissenschaften. Zu diesen gehörte auch die scholastische Philosophie, welches eigentlich nichts weiter ist, als eine scharfsinnige Mischung der Lehren des alten griechischen Weltweisen Aristoteles, mit den Dogmen, Satzungen und Lehren der christlichen Kirche, diesen aber lag nicht das Evangelium der Bibel, sondern die starren Decretalen der Päbste und Beschlüsse der Kirchenversammlungen und spitzfindigen Auslegungen der sogenannten Kirchenväter zum Grunde. So war es eine Wissenschaft, welche die Schärfe des Verstandes aufs Aeußerste trieb, doch ohne Wärme und ohne wahre Religion; daher einen so reichen Geist, ein so tiefes Gemüth wie

Luther eigen war, eine unendliche schwärmerische Sehnsucht nach der wohl geahneten, aber nicht durchdrungenen Wahrheit des reinen Evangelii Christi erfüllte. In dieser Stimmung hatte er einst in seinem zwanzigsten Lebensjahre auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt eine lateinische Uebersetzung der Bibel gefunden — von deren vollständigen Existenz er bis dahin kaum etwas geahnet hatte, und erfreuet über diesen Fund, mit frommer Begeisterung die Geschichte der Hannah und ihres Sohnes Samuel gelesen, und von nun an es sich als das höchste Glück gewünscht, auch einmal ein solches Buch zu besitzen. Er hatte gefunden, daß dieses Wort Gottes außer den Evangelien und Episteln noch so viel Schönes, Erhabenes und ewig Wahres enthalte, und nun war in seiner Seele eine so schwärmerische Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen, eine so tiefe religiöse Stimmung erwacht, daß das Weltleben mit seinem unruhigen und kaltherzigen Treiben ihm längst schon zuwider geworden war, als er zu Erfurt schon vermöge seiner tiefgelehrten Kenntnisse die Magisterwürde erlangt hatte. — Und da gab eigentlich der erwähnte Vorfall, daß sein liebster und trautester Freund, Alexius, auf der Rückkehr von Eisleben, wo Beide Luthers Eltern besucht hatten, an seiner Seite in einem Walde vom Gewitter erschlagen wurde, den Ausschlag, ihn ganz für das ascetische Leben zu bestimmen. Und mit der gewaltigen Energie seines Characters, die erst in spätern Jahren so mächtig hervortrat, führte er den schnell gefaßten Entschluß auch eben so rasch aus. Noch am Abend des 17. Ju-

lius 1505 gab er seinen Freunden einen Valetschmaus, ohne sich das Mindeste von seinem Vorhaben merken zu lassen, und in der folgenden Nacht begab er sich in das Eremiten-Kloster zu Erfurt, wo er nach vorher gepflogener Verabredung die freundlichste Aufnahme fand. Am folgenden Tage schrieb er seinen Freunden und seinem Vater den Entschluß, der Welt zu entsagen und sich der Gottesgelahrtheit zu weihen und schickte dem Letztern seinen Magisterring wie seine weltliche Kleidung zurück.

Nichts vermochte ihn zu erschüttern und abzubringen, nicht das Andringen seiner Freunde, die er nicht sprechen wollte, nicht der Zorn seines Vaters, dem er eine demüthige und wehmüthige Festigkeit entgegensetzte, und mit der Demuth und dem Gehorsam, die er für die erste Pflicht seines neuen Berufes hielt, unterzog sich der gelehrte junge Mann als Noviz den niedrigsten Diensten und Kasteiungen im Kloster, welche die unwissenden Mönche ihm auflegten, ohne zu murren oder zu wanken. Nur die stillen Nächte in einsamer, düsterer Zelle konnte er zum Studiren benutzen. Außer seinem Plautus hatte er indeß kein Buch mitgenommen und die Klosterbibliothek gab seinem Durst nach Wissen wenig Ausbeute. So rieb er sich denn auf dieser reiche Geist in den Täuschungen und Kasteiungen dieser seiner neuen Lebensrichtung, bis endlich auch sein von Natur starker Körper erlag und er in ein schweres Siechthum verfiel, in welchem seine Todesahnungen noch durch Zweifel am ewigen Leben erschwert wurden. Da trat ein alter Mönch an sein Lager und sprach ihm

die trostreichen Worte zu: „Seid getrost, Augustinus! — denn das war sein Klostername — Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viel Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat, dem legt er auch das zeitliche Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen.“ Durch diese prophetischen Worte getröstet, genaß er wieder und lebte fromm und fleißig im stillen Kloster zur Erbauung aller Mönche und seiner Vorgesetzten.

„So kann es doch wohl nicht wahr gewesen sein,“ sprach während einer Pause, als der alte Herr sich erfrischte durch einen Trunk aus dem silbernen Becher, die gute Frau Brigitte zu ihrer bewegten Tochter, der die Thränen im blauen Auge schwammen, „was unsre hochwürdigen Herren aus dem Dominikanerkloster von ihm sagen: Er sei kein rechter Mensch, sondern ein Sohn des Teufels, ein Incubus oder Wechselbalg; würde er sonst jemals an geweihter Stätte so fromm und demüthig gewesen sein?“

Hedwig legte ihren Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß ihre Mutter schweigen möge, denn der Vater räusperte sich eben, um die Charakteristik seines Freundes Martin Luther aufs Neue zu beginnen.

„Daß sich der junge gelehrte Mönch Augustinus, selbst nachdem er im Jahre 1506 Profeß gethan, weder glücklich noch befriedigt fühlte in seinem neuen Verhältnisse, ergeben so manche Aeußerungen. So unter Andern sagte er spä-

ter einmal zu mir: „Ich ward je nicht gerne und willig ein Mönch, viel weniger um Mästung und des Bauches willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des eilenden Todes umgeben, gelobte ich einen gezwungenen und gedrungenen Eid und Gelübde.“

„Noch lange Zeit lag die dunkle Nacht des Mönchthums schwer wie Bleigewicht auf seinem Geiste. Er ahnete wohl das Licht, ohne es finden zu können; denn man hatte ihm, als er die Mönchsgelübde abgelegt, eine lateinische Uebersetzung der Bibel geschenkt, die aber so fehlerhaft und voll Mängel war, daß sie seinem Forschergeiste nicht genügen konnte. Immer quälte er sich mit dem Gedanken gegen den heiligen Geist gesündigt zu haben und nicht genug thun zu können mit Beten und Kasteiungen, und als einst der Generalvicar des Augustiner-Ordens, der gelehrte und aufgeklärte Doctor Staupitz, im Kloster anwesend war und die tiefe Schwermuth des bleichen jungen Mönchs, für dessen Gelehrsamkeit er sich interessirte, bemerkte, sagte er gutmüthig spottend zu ihm: „Du willst ohne Sünde sein, und hast doch keine rechte Sünde, Du mußt ein Register haben, darin rechtschaffene Sünden stehen; soll Christus Dir helfen, mußt Du nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen.“

„Und als er immer noch unbefriedigt sich einst im Beichtstuhl abmühte, als ein schwerer Sünder sich anzuklagen, und doch nur die sittliche Reinheit seines Wandels und das Tugendhafte seiner Gesinnungen zum Vorschein kam, antwortete ihm sein würdiger Beichtvater

lächelnd: „Du bist ein Narr, Gott zürnt nicht mit Dir, sondern Du zürnst mit Gott!“

„Alles das ließ ihn jedoch unbefriedigt. Indeß ein anderer alter Mönch goß in die Düsterheit seiner gleichsam mit Gott ringenden Seele ein tröstliches Wort und legte damit den Grund seiner spätern Hauptüberzeugung von der Sündenvergebung. Dieser verwies den bekümmerten jungen Klosterbruder, der so wenig Befriedigung in den ascetischen Uebungen des Mönchthums fand, auf den Glauben: daß Christus aller Sünden Versöhner sei. — Dieses alten Mönchs gedachte Luther später gegen mich mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit, und erzählte mir dabei, seine Schwermuth sei so groß gewesen, daß er sich einmal mehrere Tage eingeschlossen, und als er auf alles Pochen nicht geantwortet, weder Speise noch Trank genommen, habe endlich der Prior die starke Thür seiner Zelle erbrechen lassen, und nun habe man ihn ohnmächtig am Boden liegen gesehen. Nichts habe ihn aus dem Zustande der Bewußtlosigkeit erwecken können, als Musik, welche seitdem seine einzige Erholung und Freude geworden ist.“ —

„O Jesus Maria!“ rief Hedwig im aufwallenden Gefühl der innigsten Theilnahme aus, „welch' ein großer Kirchenheiliger hätte dieser fromme junge Mönch werden können, wäre er nicht ein so großer Irrlehrer geworden!“

Leonhard Kaiser ergriff mit Bewegung die Hand seiner Tochter und sagte: „O kenntest du diesen großen, herrlichen Mann, wie ich ihn kenne, und wärest du fähig,

seine Lehren zu würdigen und begreifen, du würdest erwachen aus der Nacht des Wahns, der deine Seele umlagert, wie ich erwacht bin zum Lichte des wieder geläuterten Glaubens; du würdest erkennen, daß diese Leiden und Kämpfe seines Klosterlebens nur die Vorschule waren, um seinem großen Geiste die wunderbare Spannkraft zu geben, die erforderlich war, sich zur Erkenntniß und Verbreitung des Lichtes der Wahrheit und des reinen Evangelii Christi zu erheben."

Mutter und Tochter waren freilich weder erbauet noch befriedigt durch diese leidige Freigeisterei ihres Vaters, wofür sie dessen unverstandene Aeußerungen hielten, und seufzend hörten sie dessen fernere Mittheilungen an, unwillkührlich angezogen durch den Zauber in seiner Geschichte, den eine starke Seele über jede schwächere ausübt.

„Es ist mir," fuhr er fort, „immer höchst anziehend gewesen, in der Geschichte der geistigen Entwickelung großer Männer das Erwachen des nach Freiheit ringenden Geistes aus dem Wahne und den Vorurtheilen ihrer Zeit zu beobachten. So war es auch hier ein anziehender Wendepunkt seines geistigen Lebens, als der gelehrte junge Mönch Augustinus (Martin Luther), auf Empfehlung seines hohen Gönners Staupitz, von dem Churfürsten von Sachsen an die im Jahre 1503 neu gestiftete Universität zu Wittenberg berufen wurde. Seine Versetzung dorthin geschah so eilig, daß er nicht einmal von seinen vertrautesten Freunden Abschied nehmen konnte. Seinen Kräften mißtrauend, folgte er diesem Rufe nur

mit höchster Aengstlichkeit, doch aus geistlichem Gehorsam gegen den Befehl seiner Obern, wofür er die Berufung hielt. Im Grunde erschien sie auch nur als die Versetzung aus einem Augustinerkloster in das andere, denn in einem Kloster dieses Ordens zu Wittenberg erhielt er seine Zelle und lebte dort nach wie vor, der Regel dieses Ordens des Heiligen mit dem flammenden Herzen*) folgend."

„Doch als Lehrer der Philosophie und im Verkehr mit einer lernbegierigen Jugend, ging ihm allmählig das geistige Licht und frisches Leben auf. — Seine Versetzung in diese neuen Verhältnisse geschah im Jahre 1508. Bald darauf ging ich, angezogen von dem Rufe seiner Gelehrsamkeit, von Leipzig nach Wittenberg, obgleich ich, wie Ihr wißt, längst verheirathet war, um mich über gewisse Glaubenszweifel mit ihm zu besprechen. Ich fand seinen Hörsaal fast bestürmt von jüngern und ältern Studirenden, und theilte mit ihnen den Rausch der Bewunderung für seine Geistesgaben und klaren, beredtsamen Vorträge; als ich ihn aber später auf seiner Zelle besuchte, fand ich ihn schwermüthig, den Kopf auf die Hand gestützt, im schwarzen Mönchshabit vor der aufgeschlagenen Bibel sitzen. — Trotz seines vollen und breiten Antlitzes mit stark ausgeprägten deutschen Kraft- und Kernzügen, fand ich ihn doch sehr abgemagert, bleich und trüb-

*) Der heilige Augustinus wird, da er der gemüthreichste unter den Kirchenvätern war, mit einem flammenden Herzen in der Hand abgebildet.

sinnig, und auf meine besorgliche Erkundigung nach seinem Befinden entgegnete er mir: „Nun ja, ich befinde mich durch Gottes Gnade recht wohl, außer daß mir das Studiren, insonderheit der Philosophie, schwer eingeht, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen, — der Theologie, meine ich, welche in den Kern der Nuß, in das Innere des Weizens, in das Mark der Gebeine eindringt."

„Das war im Jahre 1509. Bald darauf wurde er vom Rath in Wittenberg zum Prediger berufen. Mit schwerem Herzen und seinen Kräften mißtrauend, ging er an diesen neuen Beruf."

„Doctor Staupitz hat gar sehr in mich gedrungen," klagte er mir am folgenden Tage, „diese Gelegenheit, das Wort Gottes zu verbreiten, ja nicht zu versäumen. Vergebens hatte ich gegen ihn und die Abgeordneten des Raths alle Entschuldigungsgründe erschöpft, und ihnen zu Gemüth zu führen gesucht, daß es gar nicht eine schlechte (leichte) Sache sei, an Gottes Statt mit den Leuten reden und ihnen predigen; aber nichts von alle dem wollte der Generalvicar gelten lassen, und als ich endlich halb verzweifelnd ausrief: „Herr Doctor, Ihr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben!" da erwiderte er auf seine gewöhnliche strenge, und doch fast scherzende Weise: „Wohlan, in Gottes Namen, dem sei gleich also! wie soll man ihm thun? Unser Herr

Gott hat große Geschäfte, und bedarf droben auch kluger Leute.“

„Nun predigte Martin Luther zuerst in der Klosterkirche, um erst Sicherheit auf der Kanzel zu gewinnen; dann in der Stadt-, und zuletzt in der Schloßkirche. Seine Scheu war gewichen; seine Stimme stark und wohllautend, der Geist und Inhalt seiner Predigten überzeugend auf das Wort Gottes gestützt, und so klar und allgemein faßlich, daß er wie ein neuer Apostel des heiligen Evangeliums erschien. Noch griff er die schreienden Mißbräuche des römisch-katholischen Kirchenwesens nicht an, sondern begnügte sich, das reine, unverfälschte Evangelium, wie es Christus durch seine Apostel und Evangelisten auf die Nachwelt gebracht hat, zu predigen und lehren; denn bald war er auch Baccalaureus der Theologie geworden, und hatte damit das Recht gewonnen, theologische Vorlesungen zu halten. Jetzt erst war er an seinem Platze. Seinen hohen Beruf ahnend, hielt er sich vorzüglich an die Erklärung des alten und neuen Testaments, freilich nach der ihm selbst ungenügenden lateinischen Uebersetzung der Bibel. Ueberhaupt war seine Thätigkeit damals ungeheuer, wie sein Ruf mit jedem Tage anwuchs. Tausende aus aller Herren Länder, von jedem Stande und Alter, zogen nach Wittenberg, den neuen Apostel des Wortes Gottes, den neuen Verkündiger des Lichtes eines gereinigten Glaubens zu hören; Kirchen und Hörsäle konnten kaum die Menge seiner Zuhörer fassen, und ein gelehrter Mann jener Zeit äußerte sich darüber gegen mich: „Dieser Mönch wird noch

alle Doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen, und die ganze römische Kirche reformiren, denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift, und steht auf Jesu Christi Wort; das kann Keiner weder mit Philosophie noch Sophisterei umstoßen und widerfechten."

„Diese hohe Prophezeihung sollte bald beginnen in Erfüllung zu treten. Staupitz hatte ihn aufgefordert, sich in Wittenberg zum Doctor der Theologie promoviren zu lassen. Luther aber hegte eine so hohe Meinung von dem Beruf einer solchen Würde, für das Licht und die Wahrheit ritterlich zu kämpfen, daß er seinen Kräften mißtraute und nur durch das ernste, fast gebietende Zureden des ihm wohlwollenden Generalvicars dazu vermocht werden konnte. Der Churfürst gab ihm das Geld zur Promotion; denn Luther besaß nichts, seinem Mönchsgelübde getreu, weil er von seinen Zuhörern nichts annahm, und seinen Gehalt, der damals kaum dreißig Gulden betrug, den Armen zufließen ließ. Auch einen neuen Mönchsrock schenkte ihm der Churfürst, denn ihm ging Höheres durch den Kopf, um viel an die Sauberkeit seiner Kleidung denken zu können. — Seine Promotion zum Doctor der heiligen Schrift geschah zu Wittenberg mit großer Feierlichkeit durch den Doctor Andreas Bodenstein, der sich später nach seinem Geburtsorte Carlstadt nannte. Bei dieser Gelegenheit mußte er schwören, die heilige Schrift sein Leben lang zu studiren und zu predigen; und diese so bündig übernommene Verpflichtung hat ihn später, nach seinen eignen Worten, oft gestärkt, wenn ihm

der Teufel habe angst und bange machen wollen und gefragt: wer ihm Vollmacht gegeben, solches Wesen in der Christenheit anzurichten?"

„Das geschah im Jahre 1512. Um diese Zeit war ich zum zweiten Male bei ihm in Wittenberg, und fand seine Stimmung gegen den Pabst und die römische Clerisei schon sehr verändert. Er erzählte mir viel von seiner Reise, die er zwei Jahre früher (1510) im Auftrage aller Augustinerklöster in Deutschland nach Rom gemacht habe."

„Nie vergesse ich den Schreck," äußerte er, als er auf diesen Gegenstand zu reden kam, „den ich hatte, als der hochwürdige Generalvicar mir unter einem Baume im Klostergarten zuerst den Antrag dazu machte. Vergeblich sträubte ich mich dagegen, indem ich als kranker, schwacher Bruder nicht mehr lange zu leben habe; und daß man sich daher nach einem tüchtigern und gesündern Mann unter den Ordensbrüdern umsehen möge. — Mein hoher Oberer gebot am Ende, und mir blieb nichts übrig, als zagend zuzusprechen. Allein kaum war mein Beruf dazu entschieden, so ergriff mich auch Muth und Freudigkeit, und weil mich einmal unser Herr Gott in den häßlichen Handel und Spiel gebracht hat, wollt' ich nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte; ich müßte sonst immer besorgen, ich thäte dem Pabst Gewalt und Unrecht, aber was wir sehen, das reden wir."

„Und wie sich selbst belächelnd fügte er hinzu: „da

ich Rom zuerst sah, fiel ich auf die Erde, hob meine Hände auf und sprach: sei mir gegrüßt, du heiliges Rom, ja rechtschaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihrem Blut, das da vergossen ist."

„Es geschah mir zu Rom," fuhr Martin Luther fort, „daß ich auch ein so toller Heiliger war, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte Alles was daselbst erlogen und erfunden ist. Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gethan, und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten; denn ich hätte sie gern aus dem Fegefeuer erlöset mit meiner Messe und andern trefflichen Werken und Gebeten mehr. Es ist zu Rom ein Spruch: selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis eine Messe hält. Wie gern hätte ich da meine Mutter selig gemacht! Aber es war zu drange und ich konnte nicht hinzukommen."

„Aber da habe ich die weltliche Hoffahrt und Pracht des Pabstes gesehen," fuhr er fort; „Rom hat jetzund sein Gepräng, der Pabst triumphirt mit hübschen, geschmückten Hengsten, die vor ihm herziehen, und er führet das Sacrament auf einem hübschen, weißen Hengst." Und nun erzählte er von der Sittenverderbniß der neuern Päbste, was ich Euch vorhin schon mitgetheilt habe; auch

vom vorletzten Pabst Alexander noch andere Schändlichkeiten; unter andern Folgendes:

„Der Pabst Alexander sammt seinem Sohne hatten alle Cardinäle der Colonneser*) zu Gast, und wollten sie vergeben mit Gift, das in einer sonderlichen Flasche zugerichtet war, aus welcher von ungefähr dem Pabst und seinem Sohn eingeschenkt und gegeben ward. Der Vater starb davon; aber der Sohn soff Baumöl und ließ sich an den Beinen aufhängen, und brachte das Gift also wieder von sich."

„Gerechtigkeit Gottes!" rief Hedwig mit Entsetzen aus, „ich sehe darin nichts als den klaren Beweis, daß dieser Pabst Alexander und andre Verbrecher auf dem heiligen Stuhle kein rechter und wahrer Nachfolger Petri, sondern der Antichrist gewesen, den der Teufel dorthin practizirt, um die gesammte Christenheit zu äffen und zum Abfall von der alleinseligmachenden Kirche zu bewegen. Und darauf hat es Gottes ewiges Richteramt so geschickt, daß dieser Gottlose sich selbst tödten mußte mit dem Gift, das er Andern zubereitet hatte."

Verwundert sah der gelehrte Vater auf seine Tochter. „Woher," rief er, „hast du diese scholastische Dialectik, womit die Dominikaner die Einwürfe der Geschichte gegen

*) Von der reichen und mächtigen Familie Colonna, deren Einfluß er fürchtete.

die Heiligkeit des Pabstthums zu widerlegen vermeinen? fast sollte ich daraus auf den bösen Verdacht gerathen, daß Ihr, meines Verbots ohngeachtet, noch die Beichte in der nahen Klosterkirche höret. — Wie, habe ich recht? heraus mit dem Bekenntniß!"

Das konnten nun freilich Beide mit Wahrheit betheuern, daß sie die Klosterkirche seit seinem Verbote nicht wieder besucht und dort weder Messe noch Beichte gehört hatten; allein dazu fühlten sie keinen Beruf, ihm das noch weit Schlimmere zu bekennen, daß der Beichtvater aus dem Kloster ihnen Messe las und die Beichte hörte im düstern Closet der Frau Brigitte; daß der Prior und Pater Cyrillus aus- und eingingen, und der junge Noviz sogar mit der lieblichen Hedwig im zarten Liebesverhältniß stand. So wurde denn der alte Herr nicht beunruhigt, und ohne zu ahnen, wie wenig er sie und seine Gattin für seine freigeistige Religionsmeinung gewonnen habe, fuhr er fort, unter Luthers Autorität das Sittenverderbniß des römischen Clerus zu schildern.

„Selbst in der niedrigsten Geistlichkeit," erzählte Luther, „fand ich große Frivolität und Leichtsinn. Die Messe lasen sie so hastig, daß sie damit fertig waren, ehe ich nur recht angefangen. Ich hörte sogar erzählen, wie einer der Messepriester sich über das Sacrament des Altars lustig gemacht und gesagt habe: „„Brod bist du, und Brod bleibst du; Wein bist du, und Wein bleibst du;"" da doch sonst die katholischen Christen an die Transsub-

stantiation*) des Leibes und Blutes Jesu in das geweihte Brod und Wein des Altars glauben."

„Und wie es nun vollends mit der Sittlichkeit der höhern Geistlichkeit in Rom ausgesehen haben mag, beweiset der Umstand, daß durch päbstliche Breves ihnen die Zahl ihrer Buhlerinnen eingeschränkt wurde. Luther hatte entsetzliche Dinge von dem Leben dieser Kirchenfürsten gesehen und gehört. Die Cardinäle lebten glänzender wie Könige; hatten ihre vergoldeten Kutschen, ritten auf die Jagd und Reiherbeize mit ihren Falken und Hunden, gaben Tanz- und Trinkgelage, und dachten an nichts weniger, als zur Ehre Gottes ein demüthiges, frommes Leben zu führen. — In Deutschland steht es übrigens nicht besser. Die Bischöfe führen einen schwelgerischen und oft kriegerischen Lebenswandel; die Weltgeistlichen und Mönche sind im Volke verachtet, und zahllose Barfüßer-Bettelmönche ziehen terminirend durchs Land, um Bürger und Bauer zu brandschatzen — so kann und darf es nicht bleiben; die Welt wird täglich aufgeklärter, die Menschheit verlangt nach Licht. — Es hilft nichts mehr, Reformatoren zu verbrennen, wie vor hundert Jahren Johann Huß, oder die Gebeine der Todten aus ihrer Grabesruhe zu reißen und zu verbrennen, wie Wiklefs; mächtige deutsche Fürsten, und vornehme, berühmte Herren schützen und schirmen die Sache der geistigen Freiheit mit dem ritterlichen Schwert, wenn

*) Die von der katholischen Kirche angenommene wirkliche Verwandlung des Brodes und Weines in das Blut und den Leib Christi.

es Noth thut. Unter diesen hat der geistreiche Ulrich von Hutten am schärfsten und mit schlagender Satyre das päbstliche Unwesen ans Licht gezogen, und der edle Franz von Sickingen hat ihn gegen die Anfeindungen des Erzbischofs von Mainz in Schutz genommen."

„Auch gegen Martin Luther hat die Clerisei schon vergebens ihre giftigsten Pfeile abgeschossen; andere Intriguen werden ihm vorbereitet; indeß unter dem Schirm und Schutz seines hochherzigen Churfürsten lacht er der Basilisken, die nach seinem Leben züngeln; vertraut auf Gott und fördert das Licht. — Und so werde ich denn auch furchtlos und frei das Licht meines Geistes leuchten lassen, weil in der heiligen Schrift steht: du sollst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen; und bin zu jeder Stunde bereit, so Gott es will, für die Wahrheit und Reinheit des Glaubens in den Tod zu gehen."

Frau Brigitte und Hedwig sahen einander bedenklich und ängstlich an. Sie fühlten Beide, daß ihre Kraft zu schwach sei, den festen, entschlossenen Mann durch Mittheilung der Gefahr, die über seinen Haupte schwebte, zu einiger Mäßigung in seinen Aeußerungen zu bewegen, und indem sie sich leise mit halben Worten darüber verständigten, beschlossen sie einen andern Weg zu wählen, um den verehrten Hausvater zu retten.

Sie begaben sich noch an demselben Tage zu dem regierenden Bürgermeister der Stadt, Herrn Lampadius Olearius, der immer schon ein sehr hoher Gönner ihres

Gatten und Vaters gewesen war, jetzt aber sie mit ernster Traurigkeit empfing. Schweigend hörte er ihr Anliegen an.

„Meister Leonhard," sprach er nach einer Pause des Nachdenkens, „ist ein gelehrter Mann, aber etwas mehr besonnene Klugheit und Vorsicht im Reden haben wir ihm schon seit langer Zeit vergebens empfohlen. Nun haben wir die Folgen davon; der Pabst und die Clerisei sind endlich durchgedrungen mit ihren Klagen gegen unsern ehrbaren Rector Leonhard Kaiser, wegen ketzerischer Gesinnungen, und hier ist so eben der Befehl an einen edlen Rath aus der kaiserlichen Hofkanzlei eingelaufen, mit dem Ansinnen, diesen ketzerischen Mann sogleich aus seinem Schuldienst zu entlassen und den geistlichen Gerichten zu überantworten. Um so einen Mann können wir mit Kaiser und Reich nicht einen Krieg anfangen, und so bleibt uns nichts übrig, als mit schwerem Herzen dem vereinten Verlangen der Oberhäupter des Reichs und der gesammten Christenheit zu willfahren. Wir geben Euch aus alter und noch unverminderter Gunst und Wohlmeinung diesen Wink, damit Ihr den ehrlichen Leonhard warnen könnt, auf daß der folgende Morgen ihn nicht mehr innerhalb der Mauern Salzburgs treffe."

Frau Brigitte schrie und weinte, und wollte sich im ersten Schreck und Schmerz sogleich lossagen von dem Erzketzer, der durch seine unbesonnene Freigeisterei sich selbst und seine Familie ins Unglück gestürzt habe; allein Hedwig war klüger und besonnener. Es gelang ihr wenig-

stens, die heftigsten Ausbrüche des Zorns und der Verzweiflung ihrer Mutter zu beruhigen und den Bürgermeister zu überzeugen, daß entweder ihr armer verblendeter Vater dieser Mittheilung nicht glauben, oder halsstarrig, wie er einmal sei, den Märtyrertod jeder in seinen Augen feigen Flucht vorziehen würde.

„Um das Erstere abzuwenden," sprach die würdige Magistratsperson, „will ich Dir hiermit kaiserliches Rescript vertraulich mit nach Haus geben, und erwarte von Deiner Klugheit und Redlichkeit, mein Kind, daß Du es unbemerkt und unbeschädigt in meine Hände wieder zurückliefern werdest. Was dagegen den zweiten Punkt betrifft, so sag' ihm: ich, sein alter Freund, lasse ihn bitten, sich nicht nutzlos zu Grunde zu richten. Jetzt sei es noch nicht an der Zeit, für die Wahrheit seiner Ueberzeugung zu sterben; erst müsse das Licht, das Doctor Martinus in Wittenberg angezündet, weiter greifen, und er sei vermöge der Kraft seines Geistes berufen, ihm als Gehilfe bei dem großen Werke der Kirchenreformation getreulich zur Seite zu stehen. Er möge sich daher nach Wittenberg zu Luther begeben, dort noch tiefer eindringen in den Geist seiner Lehren und dann in Gottes Namen thun, was er nicht lassen könne, um das Licht des gereinigten Glaubens weiter in der Welt zu verbreiten."

„So seid Ihr auch einer der Abtrünnigen, hochgebietender Herr," rief Hedwig mit Schrecken, und be-

kreuzigte sich, um dem Eindringen des bösen Geistes in ihr armes Herz zu wehren.

„Ja, mein Kind," entgegnete er lächelnd, „und bei Deinem hellen Verstande begreife ich es kaum, Dich noch so verblendet und mit den Vorurtheilen des Pabstthums angefüllt zu sehen; freilich gewisse Weißröcke haben sich bei Euch Weibern eingenistet und umnebeln Eure Geister, daß Ihr das wahre Licht des Himmels nicht sehet vor der trüben Leuchte, womit man Euch zur ewigen Seligkeit einführen will. — Nun, ich will Keinen abtrünnig machen. Sehe Jeder zu, wie er mit seinem Glauben zurecht kommt; das aber richtet mir ja aus, Jungfrau, an Leonhard Kaiser, dessen zeitliche Wohlfahrt wie sein ewiges Heil mir am Herzen liegt. Nun, Gott behüte Euch."

Damit zogen sich die beiden Frauen zurück, und während Frau Brigitte in nutzlosen Klagen und Thränen ihre Zeit verschwendete, ging Hedwig, mit dem kaiserlichen Briefe in der Hand, hinauf zu ihrem Vater.

Leonhard Kaiser war verständig genug, den Rath seines hohen Gönners, des regierenden Bürgermeisters, zu beachten und beherzigen, und mit der Energie, die seinem festen Charakter eigen war, ging er an die Ausführung seines Vorhabens. Indeß war er vorsichtig genug gewesen, sein Vorhaben selbst seiner Frau und Tochter nicht zu eröffnen; nur einen verständigen Bürger, welcher Fuhrwerk hatte und auf dessen Treue und Verschwiegenheit er

sich verlassen konnte, weil derselbe zu den Aufgeklärten gehörte, hatte er auf seinem abendlichen Spaziergange besucht und ihn um seinen Beistand angesprochen.

„Lieber Meister Burghard," sagte er zu diesem, „die Zungen der Weiber sind länger als ihre Röcke, und darum durfte ich meinem Weibe nichts verrathen; Ihr aber werdet mir den Gefallen thun, und ein Wäglein bereit halten vor dem Thore der Stadt, um mich und meine Familie nach Innsbruck zu fahren."

„Ihr thut wohl daran, Euer Ehegespons nicht zu früh in die Karte gucken zu lassen, denn die steht immer noch mit den Dominikanern in Verbindung, Eure Tochter aber hat einen Dominikaner-Noviz zum Liebsten gehabt."

„Was sagt Ihr da?" rief der überraschte Gelehrte ganz erstaunt, „wahrlich, es ist leichter, eine Heerde Mäuse nach Jerusalem zu treiben, als zwei Weiber zu hüten. Ich danke Euch für die Mittheilung, ich werde meine Maaßregeln darnach nehmen."

Hedwig hatte den kaiserlichen Brief an den Bürgermeister zurückgebracht, ohne ihm indeß Kunde geben zu können vom Enschlusse ihres Vaters, da derselbe sich über seine Absicht noch nicht erklärt habe.

„Ich kenne meinen lieben Meister Leonhard," entgegnete er, „um die Welt bekümmert er sich nicht eher, als es Noth thut, dann aber weiß er zu handeln wie ein Mann, der das Leben und die Welt kennt."

Und so war es auch. Kaum hatten Frau Brigitte

und Hedwig in ihrem Closet das letzte Ave Maria gebetet und den Rosenkranz abgelegt, um sich selbst auszukleiden, so trat der Hausherr in die Thür, unter beiden Armen schwere Folianten tragend, und erklärte den höchlich betroffenen Weibern, daß er nach Wittenberg reisen werde zu seinem Freunde Doctor Martinus Luther, in Betracht der Nachstellung, die ihm hier drohe, und damit das Lichtlein seines Geistes, das der Welt zu leuchten bestimmt sei, nicht zu früh ausgelöscht werde.

„Zu dem Erzketzer?" rief Frau Brigitte entrüstet, „Nimmermehr werde ich mich dazu verstehen, meine Seele aufs Spiel zu setzen und mein Haus und Eigenthum zu verlassen."

„Darum wäre es auch mein Wunsch und Gebot," sprach der Hausherr, „daß Du zurückbleibest und das Haus hütest, demnächst meine Bücher packest und mir nachsendest, die Effekten zu Gelde machest und damit nachkommst, wenn ich erst irgend wo wieder eine feste Stellung gewonnen haben werde."

„Ich aber begleite den Vater," rief Hedwig, „damit er nicht bei der Schwachheit seines Leibes ohne die gewohnte Pflege bleibe."

„Du kommst damit meinen Wünschen entgegen, liebes Kind," sprach ihr Vater gerührt und das im heimlichen Grämen etwas bleich gewordene schöne Mädchen auf die Stirn küssend, und nun wollte auch Frau Brigitte, deren Herz aufgegangen war im ungeheuern Schmerz dieser Trennungsstunde, Vater und Tochter begleiten, und

es kostete Mühe, sie zu überzeugen, daß hier die Vernunft gelten müsse, die ihr rathe zurückzubleiben.

„Je größer die Noth und Gefahr," sprach der selbst so sehr bewegte Hausherr, „um desto größer sei die Besonnenheit, sie abzuwenden."

Die Scheidestunde war schrecklich, herzzerreißend, indeß wurde sie überwunden durch die Hoffnung auf Wiedersehen. — Allein der Mensch denkt es und Gott lenkt es. Vieles kommt anders, als menschliche Klugheit berechnet. Weinend packte Hedwig ihren schwarzen Sonntagsstaat in ein Bündelchen, ihren Rosenkranz und ein mit schönen Miniaturen bemaltes Brevier dazu; Mutter Brigitte legte noch ein geweihtes Marienbildchen und ein silbernes Crucifix dabei, segnete und küßte ihr knieendes Kind und empfahl ihr die Seele und den Leib ihres Vaters, letztern zur kindlichen Pflege bei den Beschwerniſſen der Reise, jene zur Bewahrung gegen die Eindrücke des Ketzerthums, und sollte der Vater nicht mehr dem Himmel zu retten sein, so möge sie nur selbst das Heil ihrer Seele bedenken, und so sie Anfechtungen vom Satan verspüre, eine Zufluchtstätte in stillen Klostermauern suchen.

Hedwig versprach es unter Strömen von Thränen, was ihren eignen Gesinnungen so sehr zusagte, und eine Stunde später bestiegen Vater und Tochter in der mondhellen Nacht den in einem Hohlwege vor dem Thore haltenden Wagen, welchen Meister Burghard selbst führte.

Es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe der würdige Gelehrte für die beiden aus dem Sturme seines Le-

bens geretteten Bücher sorgte, das eine war eine Abschrift des neuen Testaments in griechischer Sprache und das andre ein Manuscript aus seiner eignen Feder, die Lehren des Aristoteles in Beziehung auf das Christenthum betreffend. Das erstere war für Martin Luther zum Geschenk bestimmt.

Nun ging die Reise unter vielen Beschwerlichkeiten in die Tyroler Gebirge hinein, und zwar, um die Verfolger durch Umwege zu täuschen, im breiten Innthal hinauf nach Innsbruck.

Das Reisen in damaliger Zeit, besonders zu Wagen und in Gebirgsgegenden, war bei dem Mangel an gebahnten Wegen so beschwerlich als gefahrvoll. Die Reisekutschen waren höchst unbequem, aus einem hölzernen Kasten bestehend, der auf zwei langen Hebebäumen festgemacht war; diese ruhten auf den Achsen eines Wagens, dessen Räder noch stärker und schwerer waren, als die der heutigen Kanonenlafetten. Ein solcher Wagen war es, auf welchem Leonhard Kaiser und seine Tochter alle Martern eines Geräderten zu ertragen hatten. Indeß in den Engpässen der Scharnitz, welche einen der fünf Haupteingänge in dieses romantische Gebirgsland bildet, klemmte sich diese schwerfällige Reisemaschiene so fest ein in die Granitfelsen eines Hohlweges, daß mehrere vorgespannte Joche Stiere nichts vermochten, als sie in tausend Stücke zu zerbrechen. Damit aber war der gelehrte Mann genöthigt, mit seiner schönen Tochter den Weg zu Fuß durch die ganze Länge des untern Innthals fortzusetzen.

So waren sie schon einige Stunden hinaufgewandert in diesem breiten und fruchtbaren Thalgrunde und die Erhabenheit der schönen Natur — dieser reiche Wechsel von Weingeländen und bewaldeten Berghöhen, aus welchen überall Ritterburgen und Klöster hervorlugten, hatte Hedwigs Gemüth einen Aufschwung der Gefühle gegeben, welcher alle Beschwerden des Erdenlebens vergißt. Sie dachte an den Geliebten ihrer Seele mit jener süßen Wehmuth, welche das Herz ergreift bei dem Gedanken an geliebte Menschen, die man niemals wieder hienieden, nur jenseits des Grabes wieder zu sehen hoffen darf. In jedem Rauschen der hohen dunklen Fichten, im Plätschern der Quellen, im Brausen des Wildbachs, und im Säuseln des grünen Laubes von breiten Buchen oder schattigen Wallnußbäumen, glaubte sie Guideons flüsternde Stimme zu hören. Das Blitzen der hohen Forner*) hoch über den Regionen der Wolken zeigte ihr sein liebes Bild, und wenn sie Nachts in der Herberge am offenen, mit Weinlaub verhangenen Fenster stand, oder vor dem Hause auf der mit Epheu bekränzten Steinbank saß, und dann ihr Blick aus den schwimmenden Augen an der leuchtenden Mondscheibe hing, dann führte sie lautlose Gedankengespräche mit der Seele des Geliebten, der doch allen irdischen Wünschen zu fern und unerreichbar gewesen wäre. — Nur die leibliche Schwäche ihres Vaters, den sie öfter leiten und führen mußte, erinnerte sie an die Mühselig-

*) Tyroler Gletscher.

keit ihres jetzigen Wanderlebens und erfüllte sie mit dem schwermüthigen Heimweh nach der Stille und Gemächlichkeit ihres verlassenen Hauses und der sie hätschelnden Liebe ihres Mütterleins. Dagegen litt der Magister Leonhard Kaiser um so mehr unter den Beschwerden dieser Reise, als er an ein geregeltes Gelehrten-Stubenleben gewöhnt, weder Kraft noch Uebung hatte, anhaltend zu Fuß zu gehen, und im ruhelosen Wanderleben Alles vermißte, was bisher zu seinen Lebenselementen gehört hatte, geistige Nahrung und leibliche Ruhe und Pflege. Dieser Abspannung seines Körpers folgte eine geistige, die ihn mit tiefster Niedergeschlagenheit erfüllte. Sein Leben fing er an als ein verlorenes Dasein zu betrachten und eben so schwarz sah er jetzt die Sache der Aufklärung, der er seine besten Kräfte und seine gesicherte Stellung in der Welt geopfert hatte, ohne bis jetzt, wie er wähnte, das mindeste genützt zu haben. Auf die erhabene Schönheit der Gegend, den wogenden Innstrom, die grünen, heitern Berge, warf er in der Niedergeschlagenheit seiner Seele auch nicht einen einzigen flüchtigen Blick. Die Beschwerden seiner Wanderung wurden noch durch den gelehrten Eigensinn vermehrt, womit er seine geretteten literarischen Schätze keinen andern Händen anvertrauen wollte und sich abmühte, die beiden schweren Foliobände selbst zu tragen, obwohl er kaum noch seinen eigenen Körper fortschleppen konnte.

So hatten sie sich am dritten Tage ihrer beschwerlichen Reise fortgeschleppt bis in die damals noch viel

rauhere Gegend von Rattenberg, als sie Hufschlag hinter sich vernahmen. Der alte Kaiser, der der ganzen Welt abgestorben zu sein schien, keuchte fort am Wanderstabe, ohne die Nahenden zu bemerken; Hedwig aber, die leichtfüßig vorausgegangen war, eilte zurück, um sich unter den schwachen Schutz ihres kraftlosen Vaters zu begeben, als sie zwei ritterliche Gestalten von seltsamen Aeußern mit einem nachfolgenden Knappen und schwer bewaffnete Männer zu Fuß erblickte. Ihr erster Gedanken war, daß es wohl eine Bande jener wilden Raubjunker und Wegelagerer sein könne, die damals die Wege so unsicher machten. Und an ihren Vater geschmiegt, warf sie scheue Blicke auf die Nahenden.

Der Eine war eine gedrungene, markige, breitbärtige Gestalt, mit einer Stahlhaube auf dem Kopf, aus dessen kurzem schwarzen Federbusche große orientalische Perlen wie Glocken eines Maiblümchens herabhingen. Ueber einer braunen, aufgeschürzten Mönchskutte trug er ein gegliedertes Panzerhemd von Stahl, dazu Arm-, Hand- und Beinschienen mit großen Buckeln, und in der Hand einen kurzen starken Kabelspieß. So ritt er seltsam genug ein langohriges Maulthier, das den Knopf niederhängend, mit über dem Halse hängendem Zügel, sicher und rasch auf dem rauhen Felsenwege dahin schritt. Ihm folgten zunächst zwei jener barocker, seltsamer Gesellen, welche als Söldner der neuen Kriegsweise, unter dem Namen der frommen Landsknechte, in jener Zeit so bekannt und gefürchtet waren. Diese breiten, starkknochigen Gestalten,

mit dem Spieß über der Schulter, dem Koller von Büffelleder am Leibe, und der rostigen Eisenhaube auf den Köpfen, hatten die Degen der Eine quer vor dem Magen, der Andre über das Gefäß geschnallt. Der andre Reiter dagegen verrieth mehr ritterliches Wesen in seinem Aeußern, und war noch bedeutend jünger als Jener, obwohl man die magere Gestalt mit den bleichen, eingefallenen Wangen und dünnem Barthaar, auf einem hohen, dürren Rothroß reitend, gefolgt von einem wohlbeleibten Knappen, der einen schwarzen Maulesel ritt, in unsern Zeiten eher für einen der Quixote, als für einen ächt adeligen Ritter aus der Zeit des versinkenden Ritterthums des Mittelalters gehalten haben würde.

Beide Reiter waren mit einander in ein tiefes Gespräch versunken näher gekommen, als der letztgedachte derselben die Gruppe des schüchternen jungen Mädchens, das sich anschmiegte an den todtmüden Gelehrten, erblickte, und sogleich seine Rosinante anhielt, die mehr als zu willig die Gelegenheit still zu stehen benutzte, und einige Grashalme am Wege abrupfte, um ihren Hunger zu stillen.

„Woher des Weges, wohin?“ rief der Ritter in einem Tone, der herrischer klang, als er wohl gemeint sein mochte.

„Erst sagt Ihr selbst uns, wer Ihr seid, wessen Glaubens besonders, ob Päbstler oder dem neuen Lichte zugewendet?“ fragte der würdige Gelehrte, indem er mit

dem ihm eigenen imponirenden Ausdrucke diese seltsamen Reiter fest und furchtlos anblickte.

„Nicht mehr wie billig," entgegnete der bleiche Ritter, „ich bin Ulrich von Hutten, und der da ist der Vater frommer Landsknechte, Georg von Feundsberg. Seid Ihr nicht ganz fremd in der Welt, so wißt Ihr, wessen Geistes Kinder wir sind."

„Feinde der Päbstler und Freunde des Lichts!" rief jener erfreuet, „und hier drückt Euch die Hand der gebannte und verfolgte Flüchtling Leonhard Kaiser aus Salzburg."

„Ha! glücklicher Tag, daß ich Euch sehe von Auge zu Auge," rief Ulrich von Hutten, aus dem Sattel sich schwingend, und schloß den überraschten Gelehrten in seine Arme, „denn in die Tiefe Eures Geistes habe ich längst geblickt, und Euch geliebt als einen der Vorkämpfer des Lichts. Seid mir Euch begrüßt. Ich kenne Eure Geschichte bereits, wir sprachen so eben von Euch, Vater Feundsberg und ich."

„Haben Euch die Pfaffen verjagt, Meister Leonhard, sprach der fromme Obrist der Landsknechte des Kaisers Maximilian, „so giebt es noch deutsche Herren und Ritter, welche die Männer zu schätzen wissen, die das Pfaffenregiment der Römlinge verfolgt. Vorerst kehrt Ihr mit uns ein in die alte Stammburg meines Hauses, von der ich den Namen Feundsberg trage. Vor Abend werden wir sie noch erreichen, und dann reden wir weiter über Eure Zukunft."

Nun stellte Leonhard Kaiser, hocherfreuet so treffliche Männer gefunden zu haben, ihnen sein holdes Töchterlein vor, und der alte Feundsberg sagte ihr mit väterlicher Freundlichkeit: „Schade, daß wir nicht auf Mindelheim zureiten; dort wo meine Gattin hauset, würdest Du freundliche Spielgefährtinnen in meinen Töchtern gefunden haben, dort oben aber auf dem alten Feundsberge ist es rauh und unwöhnlich unter Männern und Waffen, aber sicher gegen die Stürme des Lebens."

„O Herr," sprach Hedwig mit ihrer wohlklingenden Stimme und bescheidener Weise, „für unglückliche Vertriebene sind wohlwollende Herzen immer schöner, als prachtvolle Paläste, und wo mein armer Vater seine Rast und Ruhe neben geistiger Erweckung findet, kann es der Tochter nur wohl sein, indem sie nur noch lebt für dessen Pflege."

„Ei, Ihr habt da ein verständiges Mägdlein, Ihr lieber Meister Leonhard," sprach Georg von Feundsberg freundlich, „ich denke dabei immer an meine Anna, die auch so klug und anmuthig ist. Sei auch Du mir willkommen, Kind, wie nennt man Dich denn?"

„Hedwig!"

„Ei sieh, eine kleine Hedwig habe ich auch daheim," lächelte der alte Feundsberg mit dem treuen, ehrlichen Gesichte und strich sich den breiten schwarzen Bart. Lange hätte er vielleicht noch mit dem freundlichen Kinde geplaudert, wenn nicht Ulrich von Hutten daran erinnert hätte,

daß der Tag sich zum Ende neige und es Zeit sei, die ermüdeten Wanderer ohne sonderliche Beschwerde auf die Burg zu bringen, und nun nöthigte er den würdigen Gelehrten, das Eselein seines Sancho Pansa zu besteigen und er selbst nahm Hedwig auf die Croupe seines Rothrosses, nachdem durch Decken und Mäntel ihr auf dem Gerippe ein leidlicher Sitz bereitet war, eine Art zu reiten, die damals für adelige Fräulein keine ungewöhnliche war.

Daß die holde Maid dadurch genöthigt war, ihren schwellenden Arm um den Leib des Ritters zu legen, um sich fest zu halten auf dem hohen, schwankenden Sitze, geschah von dem natürlichen jungen Mädchen ohne Arg und Ziererei; doch diesem schlug das Herz dabei höher und sein Auge funkelte lebhafter, wenn er, sich umsehend, mit ihr sprach.

Ulrich von Hutten war ein junger Mann, der nicht allein sehr geistreich und satyrisch zu unterhalten wußte, sondern auch ein reiches Dichtergemüth hatte. Die immer reicher und romantischer sich entfaltende Gegend, die hier und dort auftauchenden Schlösser, Klöster und Kapellen gewährten dem Ritter so viel Stoff zur Erzählung von Legenden und alten Historien, daß ihr die Stunden wie Minuten hingingen.

Das frommgläubige Mädchen bemerkte nicht, daß dem beredten Erzähler der Schalk im Nacken saß, als er auf einen fernen Berggipfel zeigend sprach: das ist die hohe Waldrastspitze, es ist die mit Fichtenwaldung be-

wachsene Piramide des Serlesberges, die über alle andern Höhen des Mittelgebirges emporragt. Dort hatte sich vor zweihundert und zehn Jahren das wahrhafte Wunder begeben, daß zwei fromme Hirtenbuben, der Hänserle und der Peterle von Mizens, am Ostersonnabend 1407 auf der Höhe dieser Bergspitze ein in einen Lerchenstamm verwachsenes Marienbild entdeckten und davon in ihrem Dörfchen Anzeige machten. Nun war große Verwunderung unter den Bauern. Einer von ihnen, der Holzhauer Jacob Lusch, stieg hinauf und schnitt unter Gebeten und frommer Andacht mit einer Säge das Gnadenbild aus dem Lerchenstamm, und hatte darauf die Ehre, der Mutter Maria die erste warme Wohnung in seiner Hütte zu verschaffen. Bald nahmen es die Mönche aus dem nahen Kloster in Empfang und brachten es in ein Kirchlein, das sie auf der Waldrastspitze mit großer Pracht erbauten, denn ein Besessener hatte schon im Jahre 1392 gesprochen: »Das große Weib im Himmel schickte einen Engel auf die Waldrast, der einen hohlen Lerchenstock in ihrem Namen also ansprach: Du Stockh solleſt der Frawen im Himmel Bild fruchten, denn bald wird da eine Kirchfahrt aufkhommen.« Und nun fing das Gnadenbild an, Wunder über Wunder zu thun, und Tausende frommer Pilger aus allen Ständen, Fürsten und Prinzessinnen wallfahrteten hinauf nach dem Kirchlein zur Waldrast und überhäuften das Gnadenbild mit so vielen Opfern und Geschenken, daß das Kloster reich wurde und die Mönche fett geworden sind. So unter andern hatte

die Prinzessin Maria, Erzherzog Ferdinands Tochter, dem Bilde eine Krone von Perlen und Schmelz, mit ihren goldgelben Haaren umwunden, verehrt. Damit aber nicht etwa ein Freidenker die Legende für ersonnen von der Mönchslist hält, als eines der vielen Mittel, die dumme Christenheit zu betrügen und von gläubigen Seelen Geld zusammen zu scharren, hat man eine Erzählung des Vorfalls in ein: »Unserer lieben Frawen Protokoll« verfaßt — und was zu Protokoll geschrieben ist, muß doch wohl wahr sein."

Diese Schlußbemerkung machte er lächelnd; aber die fromme Hedwig sah nicht den Zug von Ironie auf seinem Antlitz, und als er ihr noch dazu als eine mönchische Curiosität den ganzen Inhalt des Protokolls hersagte, gewann ihr Glaube daran immer mehr Festigkeit. Nun beschrieb er ihr das Gnadenbild am Stock, daß es 21 Zoll hoch sei, der obere Theil solle die Mutter Maria vorstellen, wie sie in der einen Hand einen Apfel, in der andern das Christkindlein halte, die Mitte des Leibes sei aber noch mit dem Lerchenstamm verwachsen, aus welchem es mittelst einer Säge losgeschnitten sei, die Zahl ihrer Wunder sei bereits Legion und wer dorthin wallfahrte, dem Gnadenbilde opfere und bete, könne Seelen aus dem Fegefeuer erlösen und Verdammte vom Zorn Gottes befreien und so fort. Da äußerte das um das Seelenheil ihres Vaters bekümmerte Mägdlein, daß es nichts sehnlicher wünsche als selbst einmal dahin zu wallfahrten und für ihn zu beten. Das aber war es, was der Schalk wünschte;

mit dem schönen Mädchen eine Wanderung auf die einsame Waldeshöhe vorzunehmen, war dem jungen Lebemann zu erfreulich, um nicht zu versprechen, daß er ihr dazu die Gelegenheit verschaffen wolle.

Dann zeigte er seiner holden Reisegefährtin westlich vom Sellstein, am Ende der Hüttinger Alpen, jenen seltsam geformten Fels, der einem sitzenden Weibe gleicht, welches sich über einen Säugling beugt, den es in den Armen hält. „Das ist die Frau Hütt," erzählte er, „von der die Sage geht, daß sie vor grauer Zeit, ehe sie in Stein verwandelt worden, als mächtige Fürstin über das untenliegende Thal geherrscht. Damals sollen dort alle Früchte des Südens in der üppigsten Fülle gewachsen sein, so daß mit der Schönheit und dem Reichthum dieses Thals kein anderes sich habe vergleichen lassen. Dadurch aber sei Frau Hütt so übermüthig geworden, daß sie auf die tollsten Gedanken gekommen. So hat sie sich bis zu ihrem hochgelegenen Schlosse hinauf eine große Treppe von lauter Käsen erbauen lassen, die im Thale bereitet worden; überhaupt die besten Lebensmittel so schändlich vergeudet — indem sie sogar die Windeln ihres Kindes mit dem klarsten Weizenbrod gereinigt und dagegen die armen Unterthanen darben gelassen — daß darüber der Himmel ergimmt und sie mit ihrem Kinde und ihrer Käsetreppe in Stein verwandelt habe."

Durch solche und andere Geschichten, wozu die an Wundern und Sagen so reiche Gegend den Stoff gab, gewann der junge Ritter immer mehr Vertrauen und Gunst

im Herzen des unerfahrnen, jungen Mädchens, und Herr Ulrich wurde mit jeder Stunde verliebter in seine schöne Gefährtin; daher war es denn gekommen, daß er sich, trotz so vieler geistiger Berührungspunkte, wenig um den würdigen Gelehrten bekümmerte, der mit seinen Folianten unter beiden Armen, gravitätisch und ernsthaft an der Seite des frommen Landsknechts-Vaters ritt, während der kurze, dicke Knappe mit übler Laune das Maul-Eselein, worauf Meister Leonhard ritt, am langen Zügel führte.

Nachdem er seinem mannhaften Begleiter die eigne Geschichte erzählt, und dieser ihm mitgetheilt hatte, daß er aus Italien zurückkehre, um für Kaiser Max noch ein neues Regiment frommer Landsknechte aufzurichten, fragte Leonhard Kaiser nach den Lebensverhältnissen jenes Ulrich von Hutten, den er blos aus seinen lateinisch geschriebenen Streitschriften und satyrischen Gedichten kannte, und ihn deshalb schätzte.

„Damit kann ich Euch gefällig sein," entgegnete Georg von Feundsberg, und erzählte Folgendes:

„Ritter Ulrich von Hutten ist zu Staklenburg bei Fulda geboren. Zum Mönchsstande von seinem strengen Vater bestimmt, entfloh er der Klosterzucht zu Fulda und studirte allmählig zu Erfurt, Cöln, Frankfurt an der Oder, Rinteln, Greifswalde, Pavia und Pologna. Überall gewann er Freunde und Gönner, die ihn unterstützten durch gelehrte Kenntnisse, welche im seltenen Grade bei ihm mit

Geist und Witz und übersprudelnder Lebenslust vereinigt sind. Ungezügelte Jugendhitze, Streitlust, Uebereilungen und Leichtsinn haben ihn in vielfache Händel verwickelt, und seinem ohnehin schwächlichen Körper ein unheilbares, heimliches Siechthum zugezogen, das ihn den Weibern doppelt gefährlich macht. Sein Muth unter diesen Umständen verdienet alle Achtung. Zur Ehre seines Kaisers schlug er sich einst mit vier Franzosen, und erhielt dafür von unserm ritterlichen Kaiser Maximilian eigenhändig den Ritterschlag. Als Dichter wurde er von dem schönsten Mädchen in Augsburg gekrönt, und so vereint er, wie kein Anderer, die Leier mit dem Schwert, und den Lorbeer des Helden mit dem des Dichters. In Bologna ist er vor zwei Jahren, um sich mit seinem Vater auszusöhnen, Doctor der Jurisprudenz geworden. Bekannt wurde er zuerst in Deutschland durch seine Streitschriften gegen den wilden Herzog Ulrich von Würtemberg, der seinen Bruder hatte hinrichten lassen."

„Auch mit Reuchlin und dem Ketzermeister der Dominikaner, dem gelehrten Pater Hochstrater, gerieth er in die heftigsten Federkriege," bemerkte Leonhard Kaiser; „ich habe alle seine Schriften gelesen, auch die Epistolae virorum obscurorum, wodurch er die Schändlichkeiten, Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Weltgeistlichen und Mönche, und die Mißbräuche der Kirche mit einer so schlagenden Ironie gegeißelt hat, daß man im Anfange seine Schrift, die er dem Pabst Leo II. zueignete, für eine Lobschrift gehalten hatte. Doch bald wurden die

schneidenden Wahrheiten, die er dem römischen Hofe darin sagte, erkannt. In seiner Trias Romana und andern Gesprächen verfolgte er mit Witz, Scharfsinn und Kraft alle Mängel der päbstlichen Regierung. Geld, sagte er, solle man nicht mehr nach Rom senden, denn es fehle nicht an löblicher Gelegenheit, es in Deutschland zu verwenden; unwissenden Ausländern Pfründen zu ertheilen, habe der Pabst kein Recht, sonst könnten die Deutschen sie auch nach Belieben an Esel vergeben; daß diese und ähnliche Mißbräuche so lange gedauert hätten, daran sei die Trägheit der deutschen Fürsten, sowie Unwissenheit und Aberglaube der Menge Schuld. Ueberhaupt," fuhr der würdige Gelehrte mit wahrer Begeisterung fort, „die wahre Bedeutung erhalten seine Schriften dadurch, daß darin große Schärfe des Verstandes, unbezwingliche Kraft des Charakters, und ein furchtloser Zorn des Willens herrscht, welcher überall den tiefsten Eindruck gemacht hat."

„Ihm aber auch die mächtigsten Feinde und erbitterte Verfolgung zugezogen hat," versetzte Feundsberg. „Seine Schriften sind vom Pabst verdammt; aber er lacht darüber und schreibt um so schärfer gegen das kirchliche Unwesen. Er möchte gleich Alles — weltliche und geistige Mißbräuche und Uebelstände — auf einmal über den Haufen werfen, und begiebt sich jetzt nach Innsbruck zum Kaiser Max, um von ihm einen Schutzbrief gegen die Verfolgungen zu erwirken."

„O!" rief Meister Leonhard Kaiser, „wenn er so gut

steht beim Kaiser, könnte er mir wohl auch einen Geleitsbrief verschaffen, um ungefährdet nach Wittenberg zu meinem Freund Doctor Martin Luther gelangen zu können. Denn mich befördern, heißt das heilige Evangelium fördern, weil ich gleich jenem Ritter ein furchtloser Anzünder des Lichts und der Wahrheit bin."

„Bei Gottes Bart!" rief Vater Feundsberg erfreut aus, „ich werde auch mein Wort dazu geben bei dem Kaiser Maximilian; denn ich darf mich rühmen, nicht schlecht bei ihm in Gnaden zu stehen. Diese Nacht rasten wir noch auf Feundsberg, und morgen reiset Ihr unter meinem und Ritter Ulrichs Geleit gen Innsbruck, um den Kaiser, der dort den Freuden der Gemsjagd in den Höttinger Alpen obliegt, für Euer Anliegen freundlich und versöhnlich zu stimmen. Ihr müßt wissen, daß unser ritterlicher Kaiser Maximilian bei seinem häufigen Leibesgebreste und nahender Altersschwäche sehr fromm geworden ist, wodurch denn seine Beichtväter vom Dominikanerorden mehr als billig Gewalt über ihn gewinnen; aber im Ganzen haßt er den Pabst, und ist ein abgesagter Feind vom hohen Clerus; freut sich daher innigst, wenn diesem am wundesten Flecke scharfe Hiebe beigebracht werden, und darum steht Ulrich von Hutten bei ihm so hoch in Gnaden, weil er der schärfste Klopffechter gegen diese geistliche Cohorte ist. Bei alle dem, Freund — fuhr er vertraulich und mit gedämpfter Stimme fort — möchte ich Euch doch gerathen haben, Euer sittsames Töchterlein vor dem Gift dieses gewandten Mannes sicher zu stellen; denn er scheint ihr

tiefer in das klare Auge gesehen zu haben, als da nütz und gut ist."

„Nun für ihre Tugend stehe ich ein," entgegnete der Vater; „im Uebrigen würde ich es nicht ungern sehen, wenn dieser freigeistige Mann das von den Dominikanern und ihren Irrlehren etwas stark eingenommene Mädchen in die Schule der Aufklärung nehme. Und sollte es Gottes Wille sein, daß ein so hochgelahrter Mann ihr ehelicher Gemahl würde, so möchte ich solches auch als ein Glück und eine Ehre meines Hauses erkennen."

„Mehr wie Eurer Tochter," entgegnete Georg von Feundsberg bedenklich. „Genies und Gelehrte sind selten gute Ehemänner; abgesehen von der Krankheit, die es ihm zur Gewissenssache machen sollte, nicht zu heirathen, woran übrigens auch jener unruhige Kopf wenig denken mag."

Der würdige Gelehrte aber war von seinen höhern Ideen in der Sache der religiösen Aufklärung so sehr eingenommen, daß er wie immer das Heil seiner Tochter bald wieder vergaß und ausrief: „So können wir denn auch diesen Mann als einen der Vorläufer einer großen Kirchen-Reformation betrachten, die bei Gott nicht lange ausbleiben kann, wenn nur die Männer des Lichts auf Leben und Tod zusammenhalten, um den schändlichen Mißbräuchen der römischen Kirche und den frechen Anmaßungen der Päbste kräftig entgegenzutreten."

„Und das wird gescheh'n, wenn es Gottes Wille ist," entgegnete der fromme Landsknechtsvater; „bekämpfet Ihr den Pabst mit der Schärfe der Feder und dem Worte,

wir Andern vom Kriegshandwerk werden ihn mit unsern Schwertern und Hakenbüschen schlagen, weil der Statthalter Christi, der da predigte: — seid einig unter einander und liebet Eure Feinde wie Euch selbst, — mit schnöder Hinterlist Hader und Zwietracht unter den Fürsten der Erde anzündet, und dann selbst mit ihnen Kriege führt, anstatt ihnen die Palme des Friedens zu reichen."

„Aber seht da — unterbrach er sich selbst — auf jener bewaldeten Höhe meine Stammveste Feundsberg! dort oben beim Becher guten Traminer-Weins läßt es sich besser plaudern, und den sittenlosen Mönchen das Genick brechen."

Und sie ritten noch eine Strecke fort unter den Ulmenbäumen am grünen Ufer des dort schon ruhiger strömenden Innflusses, und bogen dann zur Seite ab, einen beschwerlichen Bergpfad einschlagend, der sie nach einer Stunde schon vor das dunkle, mit Eisen beschlagene Burgthor der alten Bergveste Feundsberg brachte. Die Landsknechte schrien ihr wildes Halloh hinauf, und die Thorflügel öffneten sich; das Fallgitter hob sich von unsichtbarem Räderwerk getrieben, und der breitschultrige, markige Wirth, dem deutsche Gemüthlichkeit auf dem mehr breiten als vollen Gesichte ausgeprägt stand, zog ein mit seinen Gästen in die düstere, wohl verwahrte Bergveste.

Schon längst hatte sich Hedwig mit ihren Sorgen und ihrem Kummer, ihrer hoffnungslosen Liebe und ihrem Heimweh in das düstere Closet zurückgezogen, das ihr zur Nachtruhe angewiesen war, ohne diese Ruhe finden zu

können; als unten im Rittersaale die drei Männer noch die halbe Nacht hindurch saßen, und das abscheuliche Pfaffenthum und heillose Päbstlerwesen besprachen.

Herr Ulrich von Hutten war unerschöpflich in Anekdoten und Charakterzügen, um die Ausartung der Kirche und ihrer Diener zu schildern. Er führte Schändlichkeiten an, die das Gefühl zu sehr empören würden, um hier nachgeschrieben werden zu können.

„Ist das ein göttlicher Beruf, so menschlich tief zu stehen? Sind das Geweihte des Herrn, die in ihren Lüsten sich unter das Thier erniedrigen und doch zu geistlichen Oberherren sich machen? „Aber welcher Mittel haben sie sich auch bedient, um nach und nach zu dieser geistlichen Oberherrschaft sich aufzuschwingen?" rief Ulrich von Hutten.

„Betrachten wir die Sache genauer," fuhr der Ritter fort, „so finden wir erstlich eine geistliche Armee von einer halben Million Welt- und Ordensgeistlicher über den ganzen Erdball verbreitet. Damit sie auch dem absoluten Willen ihres Oberhirten hold, treu und gewärtig sei, hat der große Pabst Gregorius VIII. zwei mächtige Hebel in Bewegung gesetzt; zuerst das leibliche Wohlsein der geistlichen Miliz zu fördern, und nur auf Erfüllung des Gelübdes des Gehorsams streng zu halten; zweitens: dem Geistlichen kein Familienleben zu gestatten. Die Familie ist das erste Gesellschaftsband im Staate; aus Familien besteht die gesammte Staatsgenossenschaft, daher wer vom Familienleben ausgeschossen ist, auch vom Staatsverbande

ausgeschlossen bleibt; also ist die schlaue Erfindung des Cölibatgesetzes der mächtigste Sieg der päbstlichen Politik, wodurch der Clerus einen Staat im Staate bildet, den der Pabst nach Gefallen zu lenken vermag.

Nur kam es darauf an, diese geistliche Miliz in den Stand zu setzen, erstlich die Gewissen, und den Umständen nach die Geldbörsen der Unterthanen aller Könige und Fürsten zu beherrschen, und dann sich selbst und den hohen Kirchenfürsten die Geldmittel für das üppigste, oft verschwenderische Leben zu verschaffen, und dazu gab es folgende bewunderungswürdige Anordnungen: erstlich die Ohrenbeichte, welche die Gläubigen bei Strafe ewiger Verdammniß verpflichtete, ihre geheimsten Gedanken und Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren, wodurch dieser auf bequemste Weise zu einer tiefen Menschenkenntniß kam, die sich fast immer tüchtig ausbeuten ließ; und zweitens durch Erbschleicherei, Seelenmessen, Mirakelbilder, Reliquienhandel, Dispensationen, Simonie, Indulgenzen, Jubeljahre und Ablaßkrämerei und dergleichen mehr, wodurch der gesammten wahngläubigen Christenheit ein Sündenzoll auferlegt wurde, welcher unermeßliche Summen jährlich nach Rom führte, ohne die beträchtlichen Brodsamen und Krumen zu rechnen, die vom Tische des Herrn auf die Tische der Prälaten, Mönche und Weltgeistlichen abfallen."

So in dieser spottenden Weise fuhr er fort, ganz wie er sich in seinen Schriften äußerte über das Unwesen der Clerisei, Manches übertreibend, in der Regel aber immer den Nagel auf den Kopf treffend, zu reden.

Schon war Mitternacht vorüber und die drei Glaubenshelden standen auf, stießen die silbernen Becher aneinander und wollten scheiden, um die nächtliche Ruhe zu suchen, deren die Schwächlichern, Kaiser und Hutten, so sehr bedurften; nur der alte Kriegsmann Georg von Feundsberg war noch frisch und munter.

„Da Ihr vom Ablaßhandel redet, so kennt Ihr doch auch die Geschichte, die der Haupthahn dieser Sündenbriefkrämerei drüben in Innsbruck gehabt hat; nun, der elende Schächer wird an's Tyrolerland'l denken — hahaha!"

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Leonhard Kaiser; „mir ist nur bekannt, daß der Erzbischof von Mainz vom Pabste den Ablaßhandel gepachtet hat, und daß ein gewisser Dominikanermönch Tetzel, als sein Hauptagent, es damit toll und frech treibt im Reiche."

„Nun davon ein andermal," erklärte Feundsberg; „wenn Ihr aber noch Geduld habt zu vernehmen, wie sie zu Innsbruck ihm seinen Sündenlohn zum Voraus gezahlt haben...."

„Erzählt!" riefen Beide und setzten sich wieder. Der alte Feundsberg füllte auf's Neue die silbernen Becher mit dem besten Traminer-Ausbruch, und begann zu erzählen wie folgt:

„Es war im vorigen Jahre, da kam ein Mönchlein von Leipzig her gezogen in der weißen Dominikanerkutte, und predigte in allen Kirchen und auf offenen Märkten, daß die Kirche einen großen Schatz göttlicher Gnade gesammelt

habe von den überflüssigen guten Werken, welche die Heiligen über die Nothdurft, um in den Himmel zu kommen, verrichtet hätten, und als Nachfolger Petri und Statthalter Christi verwahre er die Himmelsschlüssel zu diesem Gnadenschatz, und könne davon ablassen denen, die eine Geldbuße zu guten Werken, Behufs Erbauung der Kirche St. Petri zu Rom erlegen würden. —"

„Erlaubt daß ich Euch unterbreche," sprach Ulrich von Hutten dazwischen, „das war allerdings der Vorwand, um den schändlichen Ablaßhandel zu beschönigen; allein der eigentliche Zweck war kein anderer, als dem Pabst Leo X. die Geldmittel für seine verschwenderische Prachtliebe zu verschaffen; ich habe mich selbst davon in Rom überzeugt. Doch fahrt nur fort in Eurer Erzählung; über die Abscheulichkeit dieser römischen Geldprellerei sind wir einig. Es ist und bleibt eine Seelenverkäuferei; denn durch die Leichtigkeit, für wenige Groschen Vergebung der Sünden, auch der schwersten zu gewinnen, wurden die Gewissen eingeschläfert und dadurch die guten Christen verleitet, die schwersten Verbrechen ohne Reue und Bedenken zu begehen."

„Diese Einschläferung der Gewissen durch die Macht der Ablaßbriefe war um so gefährlicher," bemerkte Leonhard Kaiser, „als der Rechtszustand in Deutschland so wenig Sicherheit für Leben und Eigenthum gewährt."

„Das schlägt in mein Fach!" rief Ulrich von Hutten lebhaft; „noch gelten im peinlichen Rechte die altgermanischen Gewohnheiten. Wo kein Kläger ist, da ist auch

kein Richter, heißt es. Mord und Straßenraub werden ungestraft verübt, wenn die Verwandten des Ermordeten oder der Beraubte nicht Klage erheben. Der Arm der heiligen Vehme auf der rothen Erde Westphalens reichte nur über den kleinsten Theil von Deutschland; das Institut dieser geheimen Bluträcher ist ausgeartet und zu Privatzwecken benutzt worden, und die Fürsten- und Städtebünde zur Herstellung des Land- und Reichsfriedens erreichen nur selten die bösen Strauchritter und Wegelagerer, die sich in ihre festen Burgen zurückziehen, oder die gartenden *) Landsknechte, die die Bauern schinden und plagen. Uebrigens kann auch ein Mord mit Geld gebüßt werden, und die Summe der Sühne einer Blutschuld ist um desto höher oder geringer, je nachdem der Erschlagene ein Adeliger oder ein simpler Freisasse oder ein Leibeigener ist. — Mit zwanzig Gulden kann man schon einen recht hübschen Todtschlag sühnen; und wenn nun noch der Ablaß dazu kommt, das Gewissen zu beruhigen, was soll dann hindern, Jeden todtzuschlagen, dessen Nase uns nicht gefällt."

„Desto strenger," bemerkte der ehrbare Landsknechtsvater, „sind die Gesetze, welche deutsche Treue im Ehestande und das Hausrecht schützen. — Wer den Haus- oder Burgfrieden verletzt, wird mit Abhauen der Hand bestraft;

*) Gartende Knechte nennt man solche Landsknechte, die im Lande umherziehen, wenn sie aus dem Solde eines Kriegsherrn entlassen, bei den Bauern Brod oder Herberge erbetteln oder ertrotzen.

und so Einer im Ehebruch ertappt wird, steht Todesstrafe darauf; und wenn es milde hergeht, die Strafe des Säckens und ewiges Gefängniß."

„Das sind Gesetze, die gewiß ein gehörnter Teufel von Eheherrn erfunden hat," spöttelte Ritter Ulrich vor sich hin, und der alte Feundsberg fuhr ungehindert fort:

„Das Letztere — in puncto des sechsten Gebots — sollte dem Pater Tetzel dort unten zu Innsbruck eingetränkt werden. Ich hatte mich um den ganzen Ablaßkram nicht bekümmert, und kannte jenen berüchtigten Ablaßkrämer kaum vom Hörensagen; da ritt ich eines Morgens auf meinem guten Maulthiere hinaus in's Freie, um einige Rotten frommer Landsknechte zu mustern, die mir für den Sold des Kaiser Max in den italienischen Händeln zugezogen waren. Als ich von diesem Geschäfte zurückkehre, sehe ich unter der Mahleiche vor dem Höttinger Thore von Innsbruck eine zahllose Menschenmasse versammelt. Ich denke: was gibts; da wird ein altes Dinggericht im Freien gehalten, und so war es auch. — Ich ritt heran und sah wie Richter und Schöffen eines hochedlen Raths sich auf die Steinsitze im Halbkreise setzten, und das Volk von den Grieswärteln und Einspännigern zurückgetrieben, einen weiten Kreis bildete um die Wahlstätte. Todtenstille herrschte bald, so daß man hätte können einen Tropfen fallen hören. Nur von fernher ertönte das Geläute der Gerichtsglocke. Die Scene war übrigens feierlich genug. Auf den Wogen des Inn ruhte noch der weiße Morgennebel; die hohen Wände der Höttinger Alpen und das

ganze Mittelgebirge mit seinen grünen Triften und Almen waren in Wolkenzüge gehüllt, nur die ewigen Schneefelder der höchsten Forner ragten darüber empor im Rosenlichte des Morgens glühend. Da rief eine Stimme vom obersten Steinsitze: „Welche Zeit ist es jetzt?" Und einer der Schöffen im schwarzen Mantel erhob sich, kreuzte die Hände über die Brust und entgegnete eben so feierlich: „Es ist die rechte Zeit zu hegen und halten ein hochnothpeinliches Halsgericht."

„Doch es würde ermüden, das Euch bekannte, gemessene Formelwesen der Eröffnung einer peinlichen Gerichtssitzung zu schildern. Richter und Schöffen hatten, wie es immer geschieht bei dem Anfange einer Gerichtssitzung, geschworen recht zu richten ohne Ansehen der Person, ohne Haß oder Furcht, und nun erhob der Oberrichter die Stimme und rief: „Wer etwas zu klagen hat, der komme zu mir und schweige nachher."

„Und nun öffnete sich der dichtgeschlossene Kreis und ließ eine seltsame Gruppe durch. Ein dicker, weinrother Bürger mit aufgesteckter Schürze, führte ein schönes junges Weib mit zerzaustem Haar und zerrissener Kleidung und einen todtblassen, magern Mönch in weißer Dominikanerkutte — Beide gebunden — vor die Schranken des Gerichts und zwar sie bei den Ohrzipfeln packend."

„Das ist eine altrömische Rechtsgewohnheit," bemerkte der gelehrte Leonhard Kaiser, der nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen ließ, sein Licht einer classischen Gelehrsamkeit leuchten zu lassen — „Cicero sagt schon

auriculis trahere ad judicium — und diese römische Rechtsgewohnheit hat sich wie so manches Andere auf germanische Sitte verpflanzt."

„Gut gesagt, Vir doctissime!" — lächelte Ritter Ulrich und rief dem frommen Landsknechtsvater ein fröhliches: Perge!*) zu, denn er sah es schon kommen, daß hier einmal das deutsche Richteramt gegen mönchische Ueppigkeit kräftig eingeschritten war.

Der alte Herr that noch einen guten Zug aus dem silbernen Becher, strich sich behaglich den breiten Bart und fuhr fort mit gewohnter Gravität, doch nicht ohne Anflug jenes Humors, den eine gesicherte, angesehene Stellung im Leben bei vieler Gemüthlichkeit nicht selten erzeugt:

„Uebrigens bildete der breite, kernhafte Bürger mit seinen kurzen, weiten Pluderhosen und dem grünen kurzen Pelzrock, in seiner grotesken und unerschütterlichen Ruhe, womit er das verzweifelnde Weib und den angstvollen Mönch, wie zwei für die Schlachtbank bestimmte Kälber, zur Richtstätte führte, keinen üblen Contrast. Diesem ehrenfesten Schildbürger folgten nun noch eine Anzahl ältlicher Männer, seltsam herausgeputzt in ihren besten Feierkleidern, als sogenannte Eideshelfer."

„Auch eine altdeutsche Sitte, die nicht viel taugt und durch das römische Recht noch ganz verdrängt werden wird," bemerkte Ritter Ulrich als Doctor des römischen Rechts. „Kann man etwas Widersinnigeres denken, als daß

*) Fahr fort!

der Kläger Zeugen mitbringen müsse, die aus seiner Seele schwören, daß er wohl geklagt habe und die Klage wohl begründet sei, gleich viel ob sie die Thatsache, die sie beschwören, gesehen haben oder nicht. Solche Leute meinen dann, daß wenn sie falsch schwören sollten, dieses nicht auf ihr Gewissen, sondern auf das Gewissen dessen komme, von dem sie als Eideshelfer aufgefordert seien."

„Ja, so war es auch hier der Fall," fuhr Herr Georg von Feundsberg fort, „der dicke Kronenwirth, bei dem der Dominikaner Tetzel fleißig zu Wein und Bier gegangen, indem er der hübschen jungen Hausfrau sich als Beichtiger aufgedrängt, hatte diesen bei seinem Weibe im Bett gefunden und die Eideshelfer beschworen gutgläubig diese Thatsache, obgleich keiner derselben in dem Wirthshause zur Krone damals anwesend gewesen war."

„Da half es denn nicht, daß das Weib heulte und schrie, es sei nichts Unehrbares vorgefallen, und daß der Mönch Tetzel auf das Ansehen des Pabstes und des Erzbischofs von Mainz, auf die Unverletzlichkeit seiner geistlichen Weihen und Würden sich berief, daß er wenigstens nur vor seinen Ordensobern Rechenschaft zu stehen brauche und wegen so kleiner fleischlichen Sünden höchstens zu einer Kirchenbuße oder geistlichen Pönitenz verurtheilt werden dürfe. Er protestirte auf das Feierlichste gegen jede profane Gerichtsbarkeit, drohte mit allen weltlichen und geistlichen Strafen, mit Pestilenz und Hungersnoth, mit des heiligen römischen Reichs Ober- und Unteracht und mit päbstlicher Excommunication und der Bannbulle. —

Die Richter und Schöffen hörten ihn an mit unerschütterlicher Gravität, ohne ein Wort zu erwiedern oder ihm Schweigen aufzuerlegen. Aber eben dieser schweigende Ernst erhöhte seine Angst, denn der Mönch kannte deutsche Thatkraft, die wenig Worte macht, aber desto entschlossener handelt. Um desto beredsamer machte die steigende Furcht, die sich auf seinen bleichen Gesichtszügen ausprägte, seinen Mund. Wie ein unaufhaltsamer Strom wechselten Drohungen und Bitten mit Verwünschungen und lateinischen Gebeten, die er am Ende noch in seiner Angst krächzte mit heiser geschrieener Stimme. Endlich sank er erschöpft auf seine Knie und sprach nur noch durch den verzweiflungsvollen Ausdruck seiner bleichen, markirten Gesichtszüge. Die Stimme hatte ihm den Dienst versagt." —

„Nun, bist Du fertig, Mönchlein?" fragte der Richter, und gebot ihm ferner zu schweigen und sich fertig zu halten, sein Urtheil zu empfangen. Darauf hielt er die übliche stille Umfrage bei den Schöffen des Gerichts, und als das Urtel »gefunden« war, sprach er es aus — die mildeste Strafe für den begangenen Ehebruch — die Strafe des Säckens und demnächst ewiges Gefängniß."

„Kaum hatte der Richter, feierlich aufstehend mit bedecktem Haupte, dieses Urtel verkündet und die Verbrecher dem Nachrichter und seinen Knechten überliefert, so griffen diese zu und schleppten Beide durch eine nahe Gasse der Pferdetränke, in der Nähe der Malefizstätte, wo Galgen und Rad standen, zu."

„Noch einmal versuchte der Mönch das Gewissen der rohen Gesellen zu rühren, indem er ihnen ewige Höllenpein vormalte, wenn sie ihre ehrlose Hand an den Leib eines Geweihten des Herrn legen würden; und er versprach ihnen Ablaß für alle Sünden auf 120 Jahr hinaus, wenn sie ihn laufen lassen würden; allein diese spotteten seiner Beschwörungen. „Mönchlein, Mönchlein," sprach ihm der Scharfrichtermeister zu, „bedenke nur das Heil Deiner eigenen Seele und bekümmere Dich nicht um die unsrigen — kriech nur ein in den eisernen Käfig, wirst noch hübsche Gesellschaft erhalten und damit zogen sie dem Mönch das weißwollene Ordensgewand der Domikaner über den Kopf ab, um das heilige Kleid nicht zu entweihen und schoben den jämmerlich fast entkleideten Glatzkopf in den eisernen Käfig, der wie ein großer Vogelbauer dort an der Wippe über dem Wasser hängt. Zu ihm hinein steckten sie das heulende Weib, das sie trösteten, es solle ja nichts geschehen als ihr das heiße Blut zu kühlen, und dann noch ein Schwein, einen schwarzen Kater und einen Ziegenbock; dann wurde die Wippe wieder über das Wasser hingedrehet und die ganze seltsame Gesellschaft unter großem Gelächter und Gehöhn der mitgelaufenen Weiber und Buben, dreimal untergetaucht."

„Die ehrbaren Bürger und Genossen der Zünfte hatten es unter ihrer Würde gehalten, einem solchen Schauspiele beizuwohnen. Gemessenen Schritts hatten sie sich von der Gerichtsstelle unter der Mahleiche nach dem Rathskeller begeben, um dort mit dem hochedlen Rath und

den Schöffen die Spesen des heutigen Justizfestes zu vertrinken, die in einem Faß Wein aus dem Keller des Kronenwirths bestand. Dieser aber nahm seine Hausfrau nach erhaltener Lection freundlich wieder auf, da durch diese Execution seine Ehre wieder hergestellt war; aber dem Mönch, der naß wie ein begossener Pudel und halb ertrunken aus dem Wasser gezogen war, folgte die lärmende Jugend mit Hohngeschrei und Kothwerfen bis vor den Gefängnißthurm, dessen Pforten und Riegel sich für seine Lebensdauer hinter ihm schließen sollten."

„Es wäre zu wünschen, daß sie sich nie wieder für ihn geöffnet hätten," sprach Leonhard Kaiser.

„Ei freilich," entgegnete Feundsberg, „indeß wo der Bischof im freigeistigen*) Innsbruck nicht mit Bann und Interdikt durchdringen konnte, legte er sich aufs Bitten; andre Fürsten und Herren verwendeten sich ebenfalls für die Freilassung Tetzels, und selbst der Kaiser Max ließ dem Rath der Stadt sein allerhöchstes Mißfallen zu erkennen geben wegen dieser Verunglimpfung eines Dominikanermönchs, und so hielten es denn die weisen Väter der Stadt für gerathener, das Mönchlein, nachdem ihm tüchtig der Pelz gewaschen war, nach beschworner Urphede**) wieder laufen zu lassen und dieser wendete sich nach Rom, wo er Absolution und seine Bestallung als Ketzermeister erhielt, zu-

*) Damals!

**) Urphede hieß der Schwur eines Gefolterten oder Bestraften, sich an seinen Richtern nicht rächen zu wollen — eine damals sehr nützliche Vorsicht.

gleich auch als Specialcommissarius für den Ablaßhandel bestallt wurde, dessen Ertrag der Erzbischof von Mainz vom Pabst erpachtet hatte. Seitdem treibt er es damit so schamlos — jetzt besonders in Sachsen und Thüringen, daß alle edlern Gemüther sich dadurch empört fühlen, wenn auch das Volk ihm zu Tausenden zuströmet und seinen Kasten mit klingendem Gelde füllt."

„Nun aber gute Nacht, Ihr Herren!" schloß Vater Feundsberg — „drei Tage, denke ich, halten wir Rasttag auf meiner Burg — dann nach Innsbruck zum Kaiser Max, um für unsern gelehrten Freund den Geleitsbrief nach Wittenberg auszuwirken; denn solches sage ich Euch, Meister Leonhard, ohne den salvum conductum kommt Ihr weder durch das Salzburgsche, noch durch Baiern — das deutsche Land, in welchem das alles verfinsternde Mönchswesen noch am ärgsten spukt."

„Und doch möchte ich zuvor nach Passau," entgegnete Leonhard Kaiser; „dort wohnt mein alter Vater, sehr angesehen beim Bischof, dessen Falkenmeister er gewesen ist; dort hoffe ich trotz aller Dominikaner und Ketzermeister Schutz und Lehrfreiheit zu finden, denn Bischof Herbert bekümmert sich mehr um seine Reiherbeize, Sauhetze und Bärenjagd, als um kirchliche Händel."

„Das wäre wohl gut," sprach Ulrich von Hutten, „denn wahrlich es thut Noth, daß dorthin ein Apostel des Lichts und der Wahrheit unter diese päbstlichen Heiden und Antichristen gesendet werde; allein erst müßt Ihr Euch mit dem gelehrten Doctor Martinus Luther besprechen,

damit die Sache der Kirchenverbesserung tüchtig und von allen Seiten zugleich angegriffen werde."

„Ja so geschehe," entgegnete Leonhard Kaiser, „ich möge Geleitsbrief erhalten oder nicht. Meine Sache ist Gottes Sache, und falle ich im Dienste des Herrn, so werden Andere aufstehen; denn das Licht des reinen Evangeliums ist nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk, und solches wird sich nicht auslöschen lassen, weder durch den Bannfluch noch durch Interdicte und Scheiterhaufen."

„Aber Wolken können es verfinstern," rief Herr Georg von Feundsberg mahnend — „und aus der Wolke fährt der Blitz, der den allzukühnen Wanderer tödten kann."

„Post nubila Phoebus!*)" sprach Leonhard Kaiser mit tiefem Ernst.

Die drei Männer des Lichts und der geistigen Freiheit schwiegen darauf, drückten einander die Hand, und von Knappen mit Windlichtern geleitet suchten sie ihre Schlafstellen im grauen Gemäuer des alten Schlosses.

Fern im Osten graute schon der Morgen und die hohen Schneegefilde der Forner schimmerten schon im schwachen Rosenlicht durch die Nacht, welche noch unten auf der Tiefe der Thäler lag. Der Mond senkte sich hinter das Hochgebirge der Höttinger Alpen, und die blassen Sternlein erloschen einer nach dem andern.

Die arme Hedwig hatte diese Nacht eben so schlaflos

---

*) Nach Regen folgt Sonnenschein.

hingebracht. So lange der Mond dahin schwamm über das dunkle, schimmernde Weltenmeer, gedachte sie der Scheidestunde Gideons, seiner Liebe und seiner Warnung und Gewissensunruhe, daß sie mit den Ketzern gehe, und um irdische Liebespflichten gegen ihren abtrünnigen Vater zu erfüllen, die Pflichten gegen Gott und die Kirche verletze, dabei das ewige Heil ihrer unsterblichen Seele auf das Spiel setze, wechselten in ihrem kindlichfrommen Gemüth mit der ängstlichsten Besorgniß, daß ihn Gottes und des Pabstes Zorn durch die Macht der Ketzergerichte erreichen werde, daß dann Versöhnung desselben mit dem Himmel und Rettung der ewigen Seligkeit nicht mehr möglich sei, und so beschloß sie in kindlicher Hingebung, ihr Leben dem Herrn der himmlischen Heerschaaren zum Opfer zu bringen und sich der Stille des Klosterlebens zu weihen, sobald ihr Vater ihrer irdischen Hülfe nicht mehr bedürfen würde. Guideons gedachte sie mit Liebe aber ohne irdische Sehnsucht, hoffend auf ein Wiedersehen nach dem leiblichen Tode, wonach ihre schwärmerische Seele anfing sich zu sehnen. Und dann fühlte sich das arme Mädchen wieder unglücklich, dahin welkend wie ein Blümlein aus dem heimischen Boden gerissen, und sie gedachte ihres lieben Mütterleins und aller der süßen Gewohnheiten unter ihrer zärtlich kosenden Pflege.

Und es flossen ihre Thränen reichlich über das rosige Antlitz, sie senkte ihr sorgenvolles Haupt auf die Pfühle ihres Lagers und schlummerte kurze Zeit, bald von wilden, seltsamen Träumen geängstigt, dann wieder in himmlischer Klarheit lichtvoller Phantasieen sich wiegend, aufschwebend

im weißen Gewande von Engeln getragen, empfangen von den Elftausend Jungfrauen mit den Sphärenklängen ihrer Harfen und niederkniend vor dem Throne der heiligen Jungfrau, die mit der Palme des ewigen Friedens nach oben deutete, wo zur Rechten Gottes des Vaters, Gott der Sohn, unser Weltheiland saß und der heilige Geist als weiße Taube über Beiden schwebte, und sie vernahm dessen sanfte Stimme: Hoffe und harre und bleibe getreu der Kirche und dem Pabste, meinem Stellvertreter auf Erden, und Du wirst empfangen die Krone der himmlischen Gnade.

Als sie erwachte, war dieses Traumgesicht verschwunden, das sie in ihrer schwärmerischen Gemüthsstimmung für Wahrheit nahm.

Nun trat sie heran an das offene Fenster, und ein Anblick, der auch die kälteste Seele ergreifen würde, erschien ihr wie ein Durchblick durch des Himmels geöffnete Pforten. Es war die tief unten beginnende Alpenlandschaft in der Morgenbeleuchtung.

Da erschien Innsbruck mit seinen Thürmen und seinem goldnen Dache in grauer Ferne, noch ruhend wie ein schlummerndes Kind auf dem Schoße seiner Mutter. Das grüne Thal vom blitzenden Inn durchschnitten, dehnt sich weit und breit aus bis zu den Füßen der himmelhohen Gebirge, die von drei Seiten diesen von der Natur so reichlich gefüllten Thalkessel umgeben. Diese Berge, die nach dem untern Innthale zu in weicheren Ründungen abfallen, bilden nach den andern Seiten hin nur schroffe

Kuppen und Spitzen. Besonders gegen Norden hin erhebt sich himmelhoch die steile Felsenwand der Höttinger Alpen — so genannt nach dem Dorfe Höttingen, das an ihrem Fuße liegt — lichtgrüne Alpenweiden umkränzen die mittlere Höhe der Gebirge; Alles überragend, am hohen Himmelssaume schimmerten die Schneefelder der Forner des Oberinnthals, und Städte und Dörfer, Klöster und Burgen traten allmählig aus dem dämmernden Thalgrunde oder den bewaldeten Höhen der Vorberge ans Licht. Aber welch ein magisches Lichtspiel war das? Alle Bergspitzen leicht mit einem zarten Purpur überhaucht, der immer glühender wurde, je mehr er sich den ewigen Schneegefilden näherte und unten in den tiefern Regionen in Violet und weiches Graugrün überging. Nur die tiefsten Schluchten, die wie Risse in der ungeheuren Bergwand erschienen, waren schwarz und dunkelgrau mit breitem markigen Pinsel in die lichthelle Landschaft hineingemalt. Die der aufgehenden Sonne abgewendeten Seiten der Berge bildeten große Schattenparthien, welche dem Bilde das Leben gaben, sonst hätte man die ganze zauberische Landschaft für ein feuriges Meteor des Himmels halten mögen — so überflutheten Flammen die ganze Riesenwand von Bergen und Felsen. Der Purpur auf den höchsten Bergspitzen zerfloß in ein sanftes Rosenroth und das Feuer schwamm auf dem Mittelgebirge, einen durchsichtig goldenen Schleier werfend über die Almen und Sennhütten*), bis endlich das klarste

*) Schwaigen von den Tyrolern genannt.

Sonnenlicht, mit den bläulichen Luftdinten lasirt, die Spitzen einnahm und nun Alles klar und duftig in der Nähe und Ferne vor das Auge des begeisterten Mädchens trat.

Da erkannte Hedwig den gebogenen Rücken des 9000 Fuß hohen, Alles überragenden Sellsteins, und auf jener Seite die malerische Pyramide, die sich aus furchtbaren Abgründen zu erheben scheint, den höchsten Gipfel des Serleberges, welcher die Waldraster Spitze heißt, von dem berühmten Madonnenbilde am Lerchenstock, dessen Legende ihr der seltsame, geistreiche Ritter erzählt hatte.

Bei diesem Anblicke wurde ihr noch ein Traumgesicht erinnerlich, worin ihr die heilige Maria mit dem Jesuskindlein auf dem Arme und dem Apfel in der Hand befohlen habe, nach ihrem Gnadenbilde zu Waldrast zu wallfahrten und dort um das Seelenheil ihres Vaters zu beten. Nun gedachte sie der Sehnsucht, die sie dorthin schon gezogen von dem Augenblicke an, als ihr der bleiche Ritter die Legende erzählt, und sie beschloß mit der ihr eignen Selbstständigkeit des Willens, noch desselbigen Tages diese Wallfahrt anzutreten. Jedoch begriff sie leicht, daß sie ihrem Vater nichts davon sagen dürfe, und von Jugend auf daran gewöhnt, ihm Alles zu verheimlichen, was mit dessen Denkungsart und Absichten nicht übereinstimmte, gebrauchte sie bei demselben den Vorwand, sich in das Nonnenkloster der Abtei Wiltau, in der Nähe von Innsbruck zu begeben, bis die Männer ihr Geschäft bei dem

Kaiser Maximilian abgemacht haben würden, wobei sie ja doch im Grunde im Wege sei.

Ihr Vater billigte diese Absicht, sowie er denn überhaupt seinem Kinde gern allen Willen ließ, wenn es nur nichts that, was gegen seine religiöse Meinung verstieß. Ritter Ulrich — der sogleich ahnete, daß seine liebenswürdige Gefährtin eine Wallfahrt nach dem Gnadenorte von Waldrast vorhabe — war sogleich erbötig sie dorthin zu begleiten, und ihr durch Erzählung erbaulicher Legenden, woran das Tyrolerland'l so reich sei, die Zeit zu verkürzen; allein Hedwig fühlte gegen den Mann, der sie durch die anziehendsten geistigen Gaben so sehr interessirte, ein geheimes Grauen, das sie kaum sich selbst zu gestehen wagte, weil sie dessen Grund nicht kannte. Es war indeß nichts als die warnende Stimme des Engels in reiner Mädchenseele, die sie bewog sein Anerbieten abzulehnen. Zudem ahnete sie aus dem fast spöttelnden Tone seiner Erzählungen, daß seine religiöse Ueberzeugung nicht die ihrige sei, und sie wollte die höhere Weihe der Empfindung, womit sie die Wallfahrt zu vollbringen gedachte, durch nichts profaniren.

Bis zum Kloster Wiltau lieh ihr Georg von Feundsberg sein frommes Maulthier und gab ihr zwei gesetzte, zuverlässige Landsknechte mit zum sichern Geleit — von dem Kloster aus gedachte sie dann zu Fuß und in Pilgertracht das fromme Werk zu vollbringen.

So wurde ihre Reise glücklich vollbracht. Im Cisterzienser-Frauenkloster zu Wiltau fand die schöne junge

Pilgerin freundliche Aufnahme. Man gab ihr ein graues Pilgergewand, den Muschelhut und den hohen Pilgerstab mit dem Doppelkreuz, woran die Kürbisflasche hing. Ein alter Pater aus der nahen Abtei Wiltau, welcher der Beichtvater der Nonnen war, empfing auch ihre Ohrenbeichte, worin sie das Leiden schilderte, das ihr die ketzerischen Gesinnungen ihres Vaters auferlegt hatten, und darauf empfing sie Absolution und die Auflage zur Buße, die darin bestand, den Serleberg mit der Waldrasthöhe barfuß hinauf zu steigen, auf dem Wege dort hinauf zwanzig Stationen zu machen und auf jeder fünf Paternoster und zehn Ave Maria zu beten. Sandalen unter den Füßen waren ihr erlaubt und der Klosterknecht sollte sie auf einem Eselein bis Mieders führen, von wo sie durch einen Eremiten des Serleberges bis auf die Waldrastspitze begleitet werden würde. Sie versprach in allen Dingen zu gehorsamen, nannte dem alten Pater ihren Namen und küßte ihm die Hand. Am folgenden Morgen trat sie auf die angedeutete Art ihre Wallfahrt an.

Der alte Pater hatte indeß nichts Eiligeres zu thun gehabt, als seinen Klosterbrüdern die Geschichte von der schönen Pilgerin zu erzählen; und einer der jüngern Brüder, der auf Mission von seinen Obern sich im Kloster befand, erröthete, senkte den Kopf tiefer und schwieg. Nach einer Stunde aber erklärte er, daß er von dem Ketzermeister Hochstraten Befehl habe, den flüchtigen Erzketzer Leonhard Kaiser aufzusuchen und zu verfolgen, und da die Pilgerin,

wovon Pater Theodosius erzählt, dessen Tochter sei, so liegen ihm die Pflicht ob, diese Spur weiter zu verfolgen.

Darauf beurlaubte er sich vom Prior des Klosters und ging noch an demselben Abend nach Mieders zu an Innsbruck vorbei.

Glücklich war Hedwig auf einem Esel reitend, in Begleitung des alten Klosterknechts bis vor die Eremitenwohnung im Laubgehölz am Fuß des hohen Serleberges angekommen. Der graubärtige Einsiedler saß vor der Thür seiner Hütte auf einer Mooßbank in behagliches Nichtsthun versunken.

Hedwig stieg von ihrem kleinen grauen Reitthiere herab, entließ den Klosterknecht mit einem Gotteslohn und nahte sich dem Eremiten mit dem frommen Gruß: Gelobt sei unser Herr Jesus Christus und die gebenedeite Mutter Gottes, und küßte ihm nach alter Sitte mit einer Kniebeugung die Hand.

„In Ewigkeit Amen," sprach der Eremit, machte das Zeichen des Kreuzes und fragte nach ihrem Begehr.

Zuförderst setzte ihm Hedwig ein Körbchen mit erlesenen Südfrüchten und eine Flasche Wein, was sie in Mieders gekauft hatte, zu Füßen, und trug ihm ihre Bitte um Begleitung auf die Waldraststpitze vor. Das gebräunte Gesicht des alten Einsiedlers erheiterte sich bei dem Anblick der köstlichen Opfergabe, aber er entschuldigte sich mit Alter und Ermüdung, daß er ihr für heute diesen Liebesdienst nicht leisten könne; „dagegen — fuhr er fort — werdet Ihr in der zu dieser Einsiedelei gehörigen Kapelle

einen Mönch treffen, der auch sich auf dieser Wallfahrt zu unsrer lieben Frau von der Waldrast befindet und dieser wird Euch gern in seinen Gott geweihten Schutz nehmen."

Hedwig folgte ohne Zagen mit dem Gottvertrauen ihrer frommen Unschuld dem ihr angewiesenen, in das tiefste Waldesdunkel führenden Fußsteige und erblickte endlich die offene Kapelle durch die dunkelgrünen jungen Tannen schimmern. Das Kreuz auf der Spitze derselben ragte noch darüber hinaus. Jetzt, bei einer Wendung des Weges um einen dunkeln Fichtenhorst stand sie plötzlich vor dem Eingange der Kapelle und sah vor dem Bilde der heiligen Kümmerniß — einer nur in Tyrol bekannten Heiligen — einen Mönch in weißer Dominikanerkutte knieen und beten. Der Betende war ihr mit dem Rücken zugewendet. Nichts ahnend wem sie so nahe sich befand, blieb sie stehen und wartete das Ende der Gebete ab, welche der Mönch murmelnd hersagte, indem er die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger laufen ließ.

Hedwig, von der tiefen Poesie der Andacht im heiligen Waldesdunkel ergriffen, kniete nieder außerhalb der Kapelle und betete ebenfalls ganz leise einige lateinische Gebete, denn in deutscher Landessprache oder aus der Fülle des Herzens zu dem lieben Gott zu sprechen, hielt man damals für unschicklich und glaubte, daß auf den unverstandenen lateinischen Gebetsformeln, die gedankenlos hergemurmelt wurden — gleich wie auf gewissen Zauberworten und magischen Sprüchen — die Kraft und Wirksamkeit der Gebete beruhe, daher die oft von den Beichtvätern, ins-

gemein aber von der Liturgie vorgeschriebene Zahl der Gebete, welche die Litanei genannt wurde.

Nach der Beendigung derselben von Seiten des Mönchs erhob sich dieser, wendete sich um nach der Betenden und Beide erkannten einander: Hedwig und Guideon! —

Die Gefühle ihrer jungen Herzen zu schildern in diesem Augenblicke des Wiedersehens — so lange nach der Trennungsstunde für das ganze Leben, unter so völlig veränderten Umständen — würde die Feder vergebens versuchen. Diese Gefühle wirkten um so mächtiger nach Innen, je mehr Charakterstärke es bedurfte, sie nicht zum Ausbruche kommen zu lassen.

Hier handelte es sich um kein gewöhnliches Liebesverhältniß, und es waren keine gemeine Naturen, die in demselben standen. Guideon war sich seiner Mönchsgelübde bewußt und Hedwig kannte und ehrte dieselben. Man wird sich erinnern, daß vom Anfang an ihre gegenseitige Liebe ohne Hoffnung auf leibliche Einigung, eine mehr geistige Seelenliebe war, welche nur einmal durch den Gefühlsdrang jugendlicher Leidenschaftlichkeit in das Gebiet des Sinnenlebens hereingebrochen war. — Jetzt aber war Guideon fern davon. Im Bewußtsein seiner geistlichen Würde begrüßte er Hedwig mit dem üblichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus und die heiligste Mutter Gottes!"

„In Ewigkeit Amen!" sprach Hedwig und neigte

ihr Haupt, indem sie nicht wagte den ihr näher tretenden jungen Priester anzusehen.

„Erhebe dich, geliebte Freundin in Christo!“ gebot nun der junge Mönch mit sanfter Stimme und reichte ihr die Hand zum Aufstehen. Hedwig ergriff dieselbe und der allgemeinen Sitte einer kindlichen Ehrerbietung gegen geistliche Herrn, sowie auch wohl dem eignen Herzensdrange folgend, küßte sie mit warmen Lippen seine Hand und blieb auf ihren Knien liegen.

„O segne mich,“ rief sie flehend mit fast bebender Stimme, „ich bin so tief bekümmerten Herzens und meine Seele schwebt in großer Gefahr.“

„Du bist schon eine Gesegnete des Himmels,“ entgegnete er, „indem Du rein geblieben unter den Unreinen; und darum ertheile ich Dir freudigen Gemüths den apostolischen Segen der Kirche. — Nachdem er die Segensformel gesprochen und das Zeichen des Kreuzes über ihrem Haupte gemacht hatte, erhob sich Hedwig und sprach mit Innigkeit: „O nun wird Alles gut gehen, Du wirst mich leiten und zurückführen auf die Bahn des Glaubens, wo mich vielleicht die Reden meines Vaters in Zweifel und Irrwege gestürzt haben möchten. Darum unternahm ich diese Wallfahrt, um den verlornen Frieden meiner Seele wieder zu finden und wieder fest zu werden im Glauben, wo ich schwach geworden war.“

„Aus demselben Grunde,“ sprach er, „habe ich mich hieher begeben, um mit geistiger Liebe und Seelsorge Dich zu geleiten auf diesem Deinem Wege des Heils.“

„Und Du kannteſt mein Vorhaben?“ fragte Hedwig mit unſchuldiger Verwunderung.

„Ich darf Dir im Vertrauen mittheilen,“ ſprach er, indem er ihre Hand ergriff und ſie auf dem Fußſteige nach der Eremitenwohnung zurückführte, „daß die Dominikaner in Salzburg die Flucht Deines Vaters ſchon am folgenden Morgen durch die Beichte Deiner Mutter erfahren hatten; auch weiter forſchend, daß derſelbe ſich nach Innsbruck gewendet habe. Ich befand mich damals mit meinem Führer und Gefährten in Linz auf der Reiſe nach Italien, um von dorther meine nähern Inſtructionen wegen der Beobachtung der Religionswirren zu empfangen, als ich vom Prior unſeres Kloſters durch einen Eilboten den Auftrag erhielt, ſogleich Deinem Vater nach Innsbruck zu folgen, deſſen Schritte zu beobachten und ihm unter Beiſtand der kaiſerlichen Beichtväter entgegen zu wirken.“

„Gott, mein armer Vater!“ rief Hedwig.

„Da ich Dich aber liebe,“ fuhr er fort, „und meine frühere Miſſion für Dein Seelenheil zu wirken, mir geſtattet, Dir eine Warnung zugehen zu laſſen, damit Du in den Sturz Deines Vaters nicht mit verwickelt werdeſt, ſo ſei Dir hiermit geſagt, daß Dein Vater am Rande eines Abgrundes wandelt, daß er vergebens auf den Schutz des frommen Kaiſers rechnen werde, und habe er noch ſo mächtige Freunde; der ritterliche Kaiſer Maximilian iſt ſchwach und ſchwankend von Charakter, und ſo ſteht er jetzt völlig unter den Einflüſſen ſeiner Beichtväter vom Orden des heiligen Dominikus. — Nur auf Feundsberg

Burg ist er sicher; würde er nach Innsbruck ziehen, so ist er verloren."

„Gott! indem wir reden, ist es vielleicht schon um ihn geschehen. O dürfte ich nicht umkehren, um ihn zu warnen?"

„Nein! von dem Gelübde der Wallfahrt kann nur der Pabst dispensiren. So du aber zu unserer lieben Frau von Waldrast beten würdest, wäre Dein Gebet vielleicht so kräftig, ihn zu retten. Ich kann und darf nicht anders als feindlich gegen ihn handeln; dazu verpflichtet mich das Gelübde des Gehorsams und der Befehl meiner Obern. Nach menschlichen Berechnungen ist er verloren; nur Gott kann dem Ketzer noch eine Bedenkfrist geben und den Sünder begnadigen, und das Muttergottesbild vom Lerchenstamm hat schon Wunder gethan und steht unter dem unmittelbaren Gnadenschutz der heiligsten und sehr gebenedeiten Jungfrau Maria. Darum rathe ich Dir, vollbringe Dein Gelübde und stelle das Weitere der Gnade Gottes anheim."

„Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut!" sprach Hedwig mit gläubiger Seele, und nun stiegen Beide eine Zeitlang schweigend im dunkeln Tannenwalde des Serleberges hinan, nach dem nördlichen Abhange zu, wo die Waldrastspitze sich erhebt.

Anfangs ging es leicht und rasch die Höhe hinan, aber Hedwigs Kräfte ermüdeten bald, und Guideon sah sich genöthigt sie zu führen.

So stiegen sie denn Hand an Hand bergan; der

schlanke, hochgewachsene junge Mönch im weißen, umgürteten Rock, mit der spitzen Kapuze über den Kopf gezogen, die dann zurückfallend als ihm warm wurde, die verhängnißvolle Tonsur seines geweihten Hauptes zeigte, und dann die graugekleidete Pilgerin, welcher der unter dem Kinn gebundene Muschelhut über den Rücken niedergefallen war, so daß das braune Gelocke die blühenden Wangen ihres schönen Antlitzes einrahmte; und in der unnatürlichen Zurückhaltung ihrer im Innern wogenden Gefühle, die Beide sich gegenseits auflegen mußten, waren ihre Gespräche meistens theologischen Inhalts. Nur wenn einmal ein lichter Durchblick durch das dunkle Waldesgrün, oder das Hervortreten auf einen der freier belegenen Höhepunkte, in das wunderbare, majestätische Gewirr dieser riesigen Gebirgskette unter ihren Füßen es gestattete, kam die mächtige Natur mit ihrer poetischen Begeisterung zum Durchbruche, und ohne es zu wissen, lehnte sich die junge Pilgerin in süßer Erschöpfung und entzückter Aufregung an die Brust des jungen Mönchs, und Beide feierten in einer Pause des seelenbewegten Schweigens den Moment des Ueberströmens ihrer Gefühle aus einer Seele in die andere.

Aber auch aus ihren Gesprächen müssen wir das Wesentliche mittheilen. Es war die Absicht des jungen Dominikaners, die Zweifel zu beseitigen, welche in der Seele des jungen Mädchens durch die freigeistigen Reden ihres Vaters entstanden sein konnten, und die Pflicht des Erzählers fordert Unpartheilichkeit. Da er ungeschmückt mitgetheilt hat, was die exaltirtesten Gegner der Päbste

über das Pabstthum, die Hierarchie und die Clerisei damals in mancher Hinsicht übertrieben geäußert hatten, so mögen unsere Leser nun auch vernehmen, was von Seiten der eifrigen Anhänger des Pabstes dagegen gesagt wurde.

„Mag immerhin der menschlichen Schwachheit in den Päbsten und im Clerus — sprach Guideon — Vieles vorzuwerfen sein, was unmoralisch, unwürdig und verdammlich ist, so möge man auf Abstellung der sich eingeschlichen habenden Mißbräuche hinarbeiten, und das ist auf den Concilien und Kirchenversammlungen redlich besprochen."

„Aber nichts gebessert — sagt mein Vater — viel disputirt, viel geschmauset und gezecht, aber wenig beschlossen."

„Was noch nicht geschehen ist, kann noch geschehen," sprach der junge Mönch etwas betroffen; „die Kirche aber darf Niemand reformiren als der Pabst und die Kirchenversammlungen; denn kein Sterblicher steht über ihnen, und wer nur den mindesten, unberufenen Zweifel an der Infallibilität des Pabstes und der Kirchenversammlung hegt, ist ein Ketzer, der zur Ehre Gottes verbrannt werden muß. So ist es Johann Huß geschehen, so wird es mit Martin Luther geschehen, und wenn Gott nicht hilft, so entgeht auch Dein Vater diesen Strafgerichten der Kirche nicht."

„Er sagt," fuhr das Mädchen fort, „das geistige Licht sei unaufhaltbar wie der Strahl der Sonne; es sei Sache des Verstandes, nicht der Gewalt, das Wahre im

Glauben zu ergründen, und kirchliche Satzungen, die nicht auf dem reinen Evangelium der Lehre Christi beruhen, hätten keinen Glauben, sondern wären Menschenwerk, welches durch Forschungen des menschlichen Geistes berichtigt werden dürfe. Ich erwähne diese Ansichten nur, um sie von Deiner Gelehrsamkeit zur Beruhigung meines Gewissens berichtigt zu sehen."

„Dein Vater," sprach Guideon, indem sich Beide nach anhaltendem Emporsteigen auf einem Granitblocke zum Ausruhen niederließen, „lebt darum in so unheilbaren Irrthümern, weil er in den Grundansichten vom Pabstthum irrt, also wie ein Blinder von der Farbe spricht."

„Was versteht man unter Grundansichten vom Pabstthum?" fragte Hedwig, und flocht dabei ein Kränzchen von Haideblümchen für ihr kleines silbernes Crucifix, das ihr am Halse hing.

„Zuerst das historische Recht, und dann die absolute Nothwendigkeit derselben zum Heil der Kirche."

„Mein Vater sagt," warf die liebliche Pilgerin abermals ein, „der Pabst habe geschichtlich nicht mehr Recht als andere Bischöfe."

„Das Gegentheil will ich Dir beweisen," entgegnete der junge Mönch. „Was zuerst die am meisten angefochtene weltliche Macht des Pabstes betrifft, so läßt sich aus Thathandlungen der Päbste, besonders seit Gregor VII. ein Recht auf unmittelbare Einwirkung auf das Zeitliche ableiten."

„Aus Handlungen ein Recht?" warf Hedwigs natür-

licher Verstand ein, und vor sich niederblickend zerzupfte sie kopfschüttelnd ein Blümchen und meinte: „dann müsse ja auch der Todtschläger aus seinen Handlungen ein Recht ableiten können, alle Leute nach Belieben todtschlagen zu dürfen."

Dieser einfache Einwurf verwirrte den jungen Canonisten sichtbar. Darum, ohne sich auf Widerlegung desselben einzulassen, fuhr er fort: „Du wirst anders urtheilen, wenn ich Dir sage: die Kirche ist die oberste Heilsanstalt; ihr müssen daher alle andere weltliche Anstalten unterworfen sein. Das Oberhaupt jener Heilsanstalt, der Kirche, ist der Statthalter Christi, nach göttlicher Anordnung Petrus und seine Nachfolger. Gleich wie Petrus, so haben auch die Päbste das doppelte Schwert, als Symbol der geistlichen und weltlichen Macht, erhalten, und damit die Befugniß, den Zwecken der Kirche alles Andere unterzuordnen, denn das Ewige geht dem Zeitlichen vor; weil die Zwecke des Erstern erhabener sind als die des Letztern."

„Das will mir noch nicht klar werden," warf Hedwig schüchtern ein, indem ihr heller Geist nach Belehrung dürstete.

„Das ist aber auch gar nicht nöthig," sprach Guideon, „es ist besser glauben, als klügeln; übrigens genau genommen, besteht ja auch die Macht des Pabstes in weltlichen Angelegenheiten im Grunde nur in dem Rechte, den Mißbrauch der weltlichen Gewalt, zum Seelenheil der Christenheit, in gehörige Schranken zurückzuweisen."

„Nun, und die geistliche Gewalt des Pabstes ist eben

so wohl begründet?" sprach Hedwig, mehr überredet als überzeugt, in unbewußter Ironie.

„Noch viel besser!" rief der junge Mönch, erfreut, damit ein günstigeres Terrain zum Schlachtfelde gewonnen zu haben; „alle echtkatholischen Canonisten stimmen darin überein, daß die geistliche Obergewalt — das Primat — des Pabstes von göttlicher Einsetzung ist; denn unser Herr und Weltheiland hat zu dem Apostel St. Petrus gesprochen: „Du bist Petrus, das heißt der Fels, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir die Schlüssel des Reichs der Himmel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll im Himmel gebunden, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöset sein."*) Nun ist zwar dieses Recht zu lösen und zu binden später auch andern Aposteln verliehen; allein eine Menge Stellen des heiligen Evangeliums beweisen, und die Kirchenväter haben es von jeher gelehrt, daß St. Petrus allzeit den Vorrang unter den Aposteln behauptet habe; das war namentlich in der Apostelsynode von Jerusalem der Fall gewesen."**)

„Aber der Pabst ist nicht St. Petrus!" warf Hedwig ein, „und mein Vater sagt, er sei auch nicht Petri Nachfolger, da Petrus niemals in Rom gewesen."

„Geduld!" rief Guideon, „auch dieser Einwurf läßt

*) Math. XVI, 13—19.
**) Apostelgesch. XV, 17 flg.

sich beseitigen. Daß der Sitz des päbstlichen Primats in Rom sich befindet, ist reiner Zufall, auch ganz unwesentlich; dagegen aber war der Vorrang, den Christus dem Apostel Petrus gegeben, nicht eine bloße Ehre, sondern es lag ihm auch der Zweck der Einheit der Kirche zum Grunde. Petri Vorrang war also eine wahre Amtsgewalt. Die Gewalt aber, die Christus seinen Aposteln, also auch an St. Petrus gegeben hatte, hörte mit ihrem Tode nicht auf; denn die Kirche ist ein ewiges Werk, dessen Leitung also auch durch Nachfolger fortgesetzt werden mußte, wenn das ganze Werk nicht in sich selbst zerfallen sollte. Auch die Amtsgewalt der Apostel wurde, wie die heilige Geschichte bezeugt, durch Nachfolger derselben fortgesetzt."

„Und der römische Pabst sollte wirklich Nachfolger Petri geworden sein? Hat ihn etwa Christus dazu ernannt?" lächelte Hedwig mit dem sich ihr immer mehr aufdrängenden Unglauben.

„Ja, so ist es, das graue Alterthum bezeugt es; dieser Nachfolger Petri war kein Anderer als der Bischof zu Rom."

Hedwig schüttelte den Kopf vor sich hin, aber sie schwieg; und Guideon, der nicht bemerkt hatte, daß ihr natürlicher Verstand hier den Beweis seiner Behauptung vermißte, fuhr fort auf diesem luftigen Unterbau weiter zu bauen.

„Dieses Primat des römischen Bischofs hat sich zwar mit der Zeit anders gestaltet und mehr entwickelt; aber es ist von Petrus zuerst ausgeübt, in keiner spätern Zeit entstanden. Es ist so alt wie das Christenthum selbst."

„Immer noch kein Beweis dafür, daß der römische Bischof ein Nachfolger Petri gewesen ist," sprach Hedwig leise und bescheiden an der Seite des gelehrten, jungen Freundes. Und als dessen Stirn sich verfinsterte, bat sie ihn nochmals um Verzeihung wegen der Zweifel, die sie zu äußern gewagt; es geschehe indeß nur, weil sie wünsche, eine bessere und rechtgläubige Ueberzeugung zu gewinnen.

„Ei, liebe Freundin in Christo," sprach der junge Dominikanermönch, „es gibt im Urchristenthum sehr viele Beweise, daß der römische Bischof der wahre Nachfolger Petri gewesen ist. Schon im ersten Jahrhunderte wendeten sich die Corinther an ihn, damit er ihre Streitigkeiten entscheide, obgleich andere Bischöfe ihnen näher ihren Sitz hatten, und einer derselben sogar ein Jünger Christi, der Apostel Johannes, wahrscheinlich noch lebte. Das war der Bischof Clemens von Rom; der strafte nicht nur die Corinther mit harten Worten, sondern erklärte auch, daß, wenn sie seiner Entscheidung nicht nachkommen würden, er sie für ungehorsam halten müsse. — Zu Ende desselben Jahrhunderts erhielt von eben diesem römischen Bischof Clemens, ein gewisser Dionysius eine Sendung nach Gallien und vollzog sie. Im zweiten Jahrhunderte reisete Marcion vom fernen Pontus nach Rom, um sich von dem dortigen Bischof in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufnehmen zu lassen, von welcher ihn sein Bischof ausgeschlossen hatte. Credo erhielt seine Herstellung in Rom; der heilige Irenäus sagt...."

„Aber der heilige Irenäus mag sagen was er will,"

unterbrach ihn Hedwig, die, nach der Art und Sitte gebildeter Frauen jener Zeit, sich gern in theologische Disputationen einließ, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihr die Denkkraft eines klaren Verstandes durch die schwachen Scheingründe ihres Gegners geweckt wurde, während andre Frauen dieses Jahrhunderts — z. B. die gelehrte und intriguante Herzogin Louise von Savoyen, Königs Franz I. Mutter — es mit den geistlichen Herren in gelehrten Spitzfindigkeiten aus der seltsamen scholiastischen Philosophie der Kirchenväter aufnahmen; — „so — fuhr sie fort — ist doch immer so viel gewiß, daß der heilige Irenäus nicht unser Herr Christus gewesen, daß derselbe also dem Apostel Petrus keinen Nachfolger bestellen konnte und daß der römische Bischof dadurch noch kein Recht auf das Oberpriesterthum über die gesammte Christenheit erhält, wenn man sich von hier oder dort an ihn wendete, Streitigkeiten schiedsrichterlich zu entscheiden, oder wenn er sich anmaßte, einen von andern Bischöfen Ausgestoßenen in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufzunehmen, oder auch, wenn er Missionaire nach Gallien sendete. Gieb bessere Gründe; oder gerade durch die Schwäche der Deinigen wird meine Ueberzeugung wankend gemacht.“

Guideon gerieth in höchste Betroffenheit, als er das sonst so gläubige Mädchen mit seinen erwachenden Geistesgaben so reden hörte.

„O heiliger Dominikus!“ rief er, „steh mir bei, diese verlorene Seele, die von ketzerischen Zweifeln schon

angesteckt ist, aus den ewigen Qualen des Höllenpfuhls zu erretten."

„Du irrst, Guideon," sprach Hedwig, und ihr sinniger Blick ruhte auf dem seinigen, „nicht meines Vaters und der Andern Anfeindungen haben mich zu diesen Zweifeln an der Rechtmäßigkeit der päbstlichen Oberherrlichkeit gebracht; denn ich erkannte darin einerseits das Uebertriebene und andrerseits waren auch die Angriffe dieser Neuerer weniger gegen die Autorität der Päbste als gegen die Mißbräuche der Hierarchie gerichtet — allein gerade Du hast mich zum Nachdenken darüber aufgefordert, und mein damit geweckter Verstand läßt mich die Schwäche der Gründe der Canonisten erkennen. Gieb bessere — ich beschwöre Dich darum — ich will ja gern eine gute rechtgläubige, römischkatholische Christin bleiben, wenn es mir nur möglich ist."

„Liebe Hedwig," sprach Guideon wehmüthig und ergriff ihre Hand — „ich habe einen großen Fehler gemacht, wofür mir von meinen Obern nach der Beichte schwere Pönitenz auferlegt werden wird, mich in Glaubenssachen auf Gründe eingelassen zu haben. Darin aber eben besteht das Wesen unsers Glaubens, daß man glaube ohne nachzudenken. Vor dem Lichte des Verstandes mögen viele Satzungen der Kirche nicht Stand halten; aber eben darum heißt es Glauben, daß man glauben soll ohne Nachdenken. Und dadurch eben hat die römische Kirche die Menge gewonnen, daß sie auf die Gedankenlosigkeit derselben bauend, ihre Phantasie beschäftigte, ihre

Augen blendete durch kirchliche Pracht und oberpriesterliche Herrlichkeit. Gleich der strahlenden Sonne leuchtet Rom seinen Gläubigen, ihre Augen blendend durch das Strahlenmeer, nicht sie erhellend durch mildes Tageslicht des Verstandes, und darum giebt es für römische Priesterherrschaft keinen gefährlichern Feind als Aufklärung. Damit aber die Menschen nicht nachdenken lernen über religiöse Glaubenslehren, mußten die Satzungen der Kirche und Hierarchie eine starre, unabänderliche Festigkeit gewinnen, und um diese aufrecht zu erhalten, bedurfte es eines sichtbaren, für unfehlbar gehaltenen Oberpriesters — und das ist der Pabst. Sein Recht des Primats über die gesammte katholische Christenheit ging also aus dem Bedürfnisse finsterer Jahrhunderte hervor und eine funfzehnhundertjährige Verjährung hat es befestigt durch die freiwillige Unterwerfung der Fürsten und der christlichen Völker unter dieses römische Hohepriesterthum, das die Klugheit der Päbste zur Zeit Gregors VII. auf seinen höchsten Glanzpunkt getrieben hat."

„Dieses hochpriesterliche Ansehen ist aber doch in neuerer Zeit sehr gesunken," sprach Hedwig, „seitdem die Streitigkeiten im Schooße der Kirche die Päbste von Rom nach Avignon vertrieben und der gesammten Christenheit das Bild von streitenden Gegenpäbsten gaben. Damit war alle Einheit des Hochpriesterthums zerfallen und die Idee von der Heiligkeit, Unfehlbarkeit und Rechtmäßigkeit der päbstlichen Gewalt mußte untergehen im kleinlichen Kampfe der Partheiinteressen."

„O geliebteste Freundin!“ rief Guideon und drückte wehmüthig ihre Hand an sein Herz, „den größesten Schaden haben die Päbste sich durch die Aufregung der Kreuzzüge gethan. Um die Elemente der rohen Gewalt abzuleiten, welche ihrem Streben nach weltlicher Macht hinderlich sein konnte, um die Gemüther zu fanatisiren für kirchliche Zwecke und den Klöstern Gelegenheit zu geben viele Güter an sich zu ziehen, ließ der Pabst Urban II. im Jahre 1096 zuerst das Kreuz predigen und seine Nachfolger thaten desgleichen; viele Hunderttausende wurden damit in den Orient getrieben und mehr als die Hälfte derselben wurde geopfert, während die übrigen aus dem Morgenlande zurückkehrten, bereichert mit neuen Erfahrungen und Ideen, und die Schätze der Wissenschaft wurden dadurch in das Abendland hinübergepflanzt, die Philosophie des Aristoteles und anderer griechischer Weltweisen erweckten in den heller werdenden Köpfen der Gelehrten die Vorliebe für classische Studien, das Philosophiren über religiöse Gegenstände, den Gebrauch des Verstandes und die Zweifel an päbstliche Unfehlbarkeit. Man wagte jetzt über Mißbräuche der Kirche Geschrei zu erheben, die man früher im Glauben an göttliche Satzung geduldig ertragen hatte, und so begreift es sich denn, daß das Pabstthum und die Hierarchie in ihren Grundlagen erschüttert, sich im Stande der Nothwehr befindet, in welchem sie von allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, die Aufklärung zu hemmen, Gebrauch machen muß — daher Censur und Bücherverbrennen, daher Scheiterhaufen, Mönchsorden und Ablaß-

krämerei — daher diese Verfolgung aller Ketzer, zu welcher auch mich — mit tief innerem Widerstreben — mein Mönchsgelübde zwingt."

Damit war Guideon völlig versunken in einen Seelenschmerz, wie ihn nur der innere Zwiespalt einer unbewußt nach Aufklärung ringenden Seele mit anerzogenen Vorurtheilen und dem Drucke äußerer Verhältnisse so ausbilden kann, besonders in einem Jünglingsgemüthe, das wie das seinige von einer tiefen aber hoffnungslosen Liebe erfüllt ist.

„Lieber Freund," sprach die schöne junge Pilgerin an seiner Seite darauf in den weichsten, schmeichelnden Tönen eines liebevollen Mitgefühls, „habe ich Dir Schmerz gemacht durch meine Zweifelsucht, so vergieb mir; auch in meiner Seele bluten ähnliche Wunden, wie die Deinigen; so laß uns denn Beide — ohne zu grübeln und klügeln über das Wesen des Pabstthums, das ja doch nicht das der Gottheit, also lange nicht so wichtig ist, als der Glaube an Gott — das höchste Wesen eines Weltenregierers über den Sternen in tiefster Demuth verehren, und weil doch der Mensch zu schwach ist, sich eine eigne Religion zu bilden, festhangen mit gläubiger Seele an den Satzungen einer Kirche, in deren Glauben wir erzogen sind. Und so glaube ich denn, daß Christus der wahre Sohn Gottes gewesen, daß der heilige Geist über Gott den Vater und Gott den Sohn schwebt, daß die Mutter Jesu, des Gottessohns, als ewige Jungfrau zur Rechten Gottes sitzt und die Erste der Heiligen ist, die sich

für uns verwenden wird, wenn wir recht oft und recht inbrünstig das kräftige Gebet des Ave Maria zu ihren lichten Räumen emporsenden."

„Glaubst Du wirklich an dieses Alles — an die Wunder des Gnadenbildes auf Waldrast und aller Heiligen?" —

„Ja, ich glaube daran in geweihter Stunde einer erhöhten Seelenstimmung; aber ich zweifle an Allem, nur nicht an dem Dasein Gottes, nicht an dem göttlichen Worte Jesu Christi, wenn mein Verstand zum Nachdenken über kirchliche Glaubenssatzungen aufgefordert wird. Darum bitte und beschwöre ich Dich, vermeide künftig jedes Gespräch dieser Art. Das weibliche Leben ist ja ohnehin mehr in die Regionen des Gemüths als in die des Verstandes gewiesen. — Nun komm, Du theurer Freund meiner Seele, und laß uns die Wallfahrt nach Vorschrift vollenden, hoffend dadurch den Frieden im Innern und Versöhnung mit Gott zu finden, was uns bis jetzt gefehlt hat."

Nun erhoben sie sich Beide, die Wallfahrt vollendend, indem sie Hand in Hand emporstiegen zu der Höhe der Waldrast und auf den verschiedenen Stationen des durch den Wald steil bergan sich schlängelnden Weges niederkniend ihre lateinischen Ave Maria und Paternoster beteten.

Und es wirkten die Eindrücke dieser erhabenen Einsamkeit auf ihre jugendlichen Gemüther wie Wunderwerke Gottes. Die Schauer einer großen Natur hatten ihre Seelen ergriffen; die Pracht und der Glanz einer reichen

Kirche, die zwischen hohen Felsen auf dieser zum Himmel hinanstrebenden Bergspitze, im dichten dunklen Fichtenwalde, das Wunderbild umschirmte, unfern davon das bemoosete Gemäuer eines stillen Klosters, mit ernsten, weißbärtigen Mönchen besetzt, die sich das Gesetz des ewigen Schweigens auferlegt zu haben schienen, erhöhte noch diesen Eindruck und lenkte ihre Gefühle auf das Ewige, Unerforschliche hin.

Dort beteten sie lange kniend vor dem Gnadenbilde der heiligen Mutter Gottes im Lerchenstock, welches fromme Pilgerinnen mit blitzendem Geschmeide, einer Diamantenkrone und goldstoffenen, mit Perlen gestickten Kleidern geschmückt hatten. Andere Wallfahrer hatten ewige Votivlampen gestiftet und wieder andere geweihte Wachskerzen geopfert. So erschien das Bild in seiner Heiligenblende wie von leuchtendem Strahlenkranze umflossen und die stille Anwesenheit vieler betender Pilger, die in den schwacherhellten Räumen der Kirche vor dem Altar oder zwischen den hohen Pfeilern knieten; der Glockenklang, der die Mönche und gläubigen Pilger zur Messe rief; die volltönenden Accorde der Orgel, die einen tiefen, melancholischen Mönchsgesang begleiteten — das Alles war mehr als genug, um in den jugendlichen Seelen unserer beiden Pilger religiöse Sympathien nicht blos zu erwecken, sondern auch zu der Ueberspannung einer frommen Begeisterung zu erhöhen.

So waren unmerklich ihre lateinischen Gebetformeln in wahre und tiefgefühlte Gebete der Herzen übergegangen,

Thränen füllten ihre Augen und perlten von ihren Wangen, glänzend im Widerschein des Lichtkranzes, welcher in der tiefen Dämmerung der Kirche das heilige Mirakelbild umgab; und als die Messe beendigt war, der Kapuziner von der Kanzel herab die Wunder des Gnadenbildes verkündigt und angepriesen hatte, so eilten die Gläubigen, der gebenedeiten jungfräulichen Mutter ihre Opfer darzubringen. Diese bestanden theils in Goldthalern und Silberlingen, theils in Schmucksachen oder in Wachs abgebildeten menschlichen Gliedern, welche die Wunderkraft unserer lieben Frau auf der Waldrast geheilt hatte. Ueberall an den Pfeilern und Wänden der Kirche hingen solche Gebilde von Armen und Beinen zwischen abgelegten Krücken und gaben zu den Schauern des Heiligen diesem Kirchlein noch die eines Beinhauses. Von dem Allen ergriffen, opferte Hedwig das letzte Geschenk ihres lieben Mütterleins, ein kostbares Halsband von orientalischen Perlen steckte einen Goldthaler mit dem Marienbilde in die Klosterbüchse und trat unter den üblichen Kniebeugungen ihren Rückweg an.

Guideon begleitete sie wieder. Als sie nun hinaustraten aus der dunklen, geheimnißvollen Kirche und wieder einathmeten die leichte blaue Luft der höchsten Berge, und zwischen dunklen Fichtenstämmen sich der Durchblick auf ein Wellenmeer von sonnenhellen Bergen und im tiefsten Schatten liegenden Abhängen ihren Blicken sich aufthat, da war ihnen Beiden ganz anders zu Sinne, als während der theologischen Gespräche beim Heraufsteigen auf die

Waldrast. — Hedwig dachte nicht mehr nach über religiöse Dinge; aber sie fühlte ahnend den Odem Gottes wehen in der reichen Natur, und die mächtigen Eindrücke des Kirchlichen in der höchsten Glorie romantischer Poesie hatten ihrer Seele den Aufschwung einer fanatischen Glaubenswonne gegeben, und so war sie nach kurzem Aufblitzen eines zum Lichte strebenden Geistes gleichsam geweiht im Glauben der römischen Kirche, den Stürmen einer Reformation zu trotzen, deren Wetterwolken sich ringsum über ihrem Haupte zusammenzogen.

Guideon hatte andere Gedanken. Schwere Pflichten lagen ihm ob vermöge seiner Stellung als Dominikaner-Ordensgeistlicher, beauftragt mit der Verfolgung des ketzerischen Flüchtlings aus Salzburg — und dieser Verfolgte war der Vater des Mädchens, das er liebte. Schreckliches Wirrsal! — Diesen Engel sollte er betrüben und in Schmerz und Unglück stürzen, oder seinen Mönchsgelübden und kirchlichen Pflichten ungetreu werden. Ueberhaupt empörte sich seine edlere Natur gegen die hinterlistige Rolle, die er dabei zu spielen hatte; allein er war einmal Werkzeug in höherer Hand und durfte für sich selbst weder einen Willen haben, noch Zweifel hegen an der Rechtmäßigkeit dessen, was ihm oblag.

In solchen Betrachtungen und innern Bedrängnissen waren seine religiösen Gefühle untergegangen, und da nun Beide, Jedes mit andern Gedanken und Gefühlen, beschäftigt waren, so stiegen sie schweigend wieder herab von der hohen Waldraststpitze — der Mönch voran, denn er wagte

nicht die anzusehen, die er liebte und doch so tief betrüben sollte. — Unten in Mieders, am Fuße des Serleberges angekommen, wendeten sich nun Beide nach Innsbruck — Hedwig um ihren Vater dort wieder zu sehen und ihn mit kindlicher Liebe zu verpflegen — und der junge Dominikaner, um ihn dem Scheiterhaufen zu überliefern.

Und dennoch gingen Beide Hand in Hand, mit Gefühlen der Liebe für einander in den jungen Herzen, die sie wohl mehr bekämpft haben würden, hätten irdische Hoffnungen sie ihnen selbst zum klaren Bewußtsein gebracht.

Um dieselbe Zeit waren die drei freigeistigen Männer vom alten Frundsberg herab über Volders nach Innsbruck geritten.

Ehe sie dorthin kamen, hatten sie unfern von Ambras*) auf dem alten Waldschlößlein Weiherburg, wo der Kaiser zur Jagdzeit am liebsten residirte, wenn er in seinem lieben Tyrolerland'l sich aufhielt, angefragt, ob und wann Seine Hoheit**) zu sprechen sein würde. — Dort aber war große Verwirrung, Angst und Betrübniß. Kaiser Maximilian I. war schon seit einigen Tagen auf der Gemsjagd in den Höttinger Alpen abwesend und Niemand wußte wo er

*) Schloß Ambras, später berühmt geworden durch die Geschichte der Philippine Welser und ihres fürstlichen Geliebten, Ferdinands von Oestreich.

**) Erst Carl V. nahm den Titel: Majestät an. Bis dahin wurden die Könige und Kaiser Hoheit, die Fürsten aber Fürstl. Gnaden titulirt.

geblieben war. Ein einziger Jäger, der ihn begleitet hatte, war zerschmettert in einem Abgrunde wieder gefunden, indem ein reißender Gletscherbach seinen Körper aus der Schlucht zu Tage gefördert hatte. Schon hatte man den Kaiser im ganzen Gebirge gesucht, ohne eine Spur von ihm entdecken zu können und immer wieder neue Streifparthien ausgeschickt.

Nun eilten die Drei — Herr Georg von Frundsberg, Ritter Ulrich von Hutten und Meister Leonhard Kaiser — so schnell als die Rosinante des Ritters und die Maulthiere der beiden Andern nur ausschreiten konnten, nach Innsbruck. — Dort aber war viel Volksauflauf, und geistliche Processionen von frommen Brüderschaften durchzogen die Stadt, singend und Gebete hermurmelnd; manches Marienbild wurde aus seiner Mauerblende genommen und mußte eine Wallfahrt vornehmen zu irgend einem berühmten Mirakelbilde; in allen Kirchen wurde Tag und Nacht Messe gelesen, und die Schaaren der Betenden konnten die Kirchenhallen nicht fassen, sie bildeten lange Schweife von Knienden vor den Kirchenthüren. Den ganzen Tag hörte man das Gebimmel der Messeglöcklein von den Kirchen- und Klösterthürmen, und terminirende Barfüßer-Mönche durchzogen die Stadt mit ihren Sammelbüchsen und Glöcklein und gaben den Vorübergehenden irgend ein zinnernes Heiligenbildchen, oder die weiße Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, zu küssen, wofür sie denn Gaben einsammelten, um Seelenmessen für den

„Maxerle den lieben Koaser" zu halten, wie sie in tyrolischer Mundart sich ausdrückten.

„Ist denn der Kaiser todt?" rief Georg von Frundsberg in das Volksgetümmel hinein.

„Ob er noch lebt, — Gott weiß es!" — war die Antwort. „Er hat sich verstiegen auf der Martinswand und sitzt dort schon seit drei Tagen — in allen Kirchen wird gebetet und den Heiligen geopfert, daß ein Engel ihn erlöse!" —

„Oder ein tüchtiger Gemsjäger," antwortete Ritter Ulrich; „denn bis die lieben Engelein vom hohen Himmel herabgeflogen kommen, möchte er schier verhungert sein auf der Martinswand."

„Gott helfe ihm!" rief Georg von Frundsberg, „wir aber wollen sehen, ob menschliche Hilfe noch möglich sei."

Nun folgten sie dem Strome der Menschenwogen hinaus vor das Thor nach Volders hin, wo man jenseits des Inn das himmelhohe graue Felsgemäuer übersehen kann, das die Sanct Martinswand genannt wird. Dort hinauf waren Aller Augen gerichtet. Die schärfsten derselben starrten mit sprechender Angst in die luftige Höhe der mächtigen Felswand hinauf, die sich fast senkrecht vom Flußbette aus erhebt und auf die dunklen Wogen des breiten Gebirgstroms mit ihrer imposanten hellgrauen Stirn so trotzig herabschauet. Dort erkannten gute Augen in dem schwarzen Punkte an der Felswand die Gestalt eines gleichsam am Gestein hangenden Menschen, wogegen die mit schärferer Sehkraft begabten Gemsjäger ganz

deutlich das rothe Wams und die braunen Pluderhosen des Kaiser Max erkannt zu haben behaupteten. Zugleich aber versicherten sie, daß dieser sich dort am St. „Martinsbühel" auf einem schmalen Felsvorsprung befinde, wohin noch nie ein menschlicher Fuß gekommen sei. Darüber hinaus ging es noch bergehoch in das Gebiet der Wolken hinein, und niederwärts schoß die steile Felswand noch tiefer hinab in den Strom, als mit zehn auf einander gesetzten Stephansthürmen von Wien kaum hätte erreicht werden können.

Menschliche Hilfe war hier, nach der Versicherung der erfahrensten Gemsjäger, nicht möglich. Weder von oben hätte man mit den längsten Seilen, noch von unten mit Leitern ihn erreichen können; zudem war der obere Rand dieser Felsenmauer nicht einmal zugänglich, und am Fuße derselben fehlte der Bodenraum, um irgend ein mechanisches Hilfsmittel anbringen zu können. Die Wand selbst aber war bis jetzt für unersteiglich gehalten, und keine sichtbare Spur eines Vorsprunges führte von oben herab oder von unten herauf. Kein Mensch konnte begreifen, wie es nur möglicher Weise natürlich zugegangen, daß der Kaiser sich dorthin verstiegen haben könne, und das Volk war sehr geneigt, dem Vorgeben der Dominikaner zu glauben, daß der Teufel ihn dorthin gebannt habe, weil er nicht streng genug die Ketzer verfolgen lasse, und noch kein so glänzendes Autodafé zugelassen habe, wie man in Madrid durch die Verbrennung von hundert Ketzern im Beisein des Hofes gefeiert habe.

Nun endlich war auch der hochwürdige Abt von der reichen Abtei Wiltau angekommen. Er zog mit dem Hochwürdigsten in glänzender Monstranz, an der Spitze einer langen Prozession von Mönchen angekommen, um dem sterbenden Fürsten, dessen Tod man voraussetzte, den letzten Trost der Religion par distance zu reichen, oder wie Andere meinten, den Teufel von ihm zu vertreiben und ihm Engel zu senden, die ihn herabtragen sollten.

Und ein solcher Engel, wie das Volk meinte, wurde jetzt sichtbar auf der Höhe der Martinswand. Zwar glich er nach Kleidung und Haltung einem Gemsjäger, aber man sah von unten herauf keinen Steig, worauf er herabkam, und doch näherte er sich langsam, wie an der glatten Wand hinschwebend, der Gegend, wo man den Kaiser hängen sah.

Endlich war er nahe. Jeder Athem stockte. Die tiefste Stille herrschte; nur die Mönche von Wiltau murmelten eifriger ihre Gebete und besprengten den Fuß des Felsens mit Weihwasser. Die Stunde der Erlösung des Kaisers aus des Teufels Krallen war nahe.

Plötzlich hörte man fernher von oben herab den Ausruf „Holla!“ und eine schwächere Stimme antwortete: „ich lau'r'“; das war die Stimme des Kaisers, der jetzt anfing sich zu regen. So lebte er also noch nach dreitägigem Hunger und scheidender Nachtkälte auf der Höhe der Alpen. Die Freude war groß unter den treuen Tyrolerleuten, indeß wagte man nicht sich ihr hinzugeben. Nach menschlichen Berechnungen war Rettung unmöglich. Nur

die an Wunder glaubten, hofften auf Rettung durch Engel.

Was Beide weiter miteinander sprachen, konnte man unten nicht vernehmen; doch hat man es später erfahren. Der Kaiser hatte dem Gemsjäger mit wenigen Worten erklärt, daß er sich hierher verstiegen habe und nun nicht weiter vor- und nicht zurückkönne; daß er nun schon am dritten Tage hier gestanden, und vom Hunger und Durst ganz schwach geworden sei. Die gräßlichste Qual, fügte er hinzu, war der Kampf mit dem Schlafe bei meiner Ermattung und die Gewißheit, bei der geringsten Bewegung hinunter zu stürzen in die Tiefe.

„Ei, wenn es weiter nichts ist," rief der Gemsjäger, „so soll es weiter nicht Noth haben. Ich muß ja auch hinunter steigen. Komm' also mit."

Und nun erquickte er den Kaiser, legte ihm seine eigenen Steigeisen an, und führte ihn unterm Arm auf einem kaum sichtbaren Felsenvorsprung wieder den Felsenabhang hinauf, und dann auf der Rückseite des St. Martinsbühels auf einem jetzt noch gangbaren Felsensteige herab.

Nun aber verbreiteten die Dominikaner nach allen Seiten hin die Legende, es habe Kaiser Maximilian, als er sich auf der Gemsjagd verstiegen, ein Engel in Gestalt eines Jägers aus der Todesgefahr auf der St. Martinswand gerettet, und half nichts dagegen, als die Tyrolerleute unten im Thale den kühnsten und geschicktesten aller Gemsjäger des Oberinnthals, Namens Zipper, erkannten, und dieser erzählte, daß er auf einer Streiferei durch das

Gebirge, einer Gemse am St. Martinsbühel nachsteigend, plötzlich durch den Anblick eines Menschen — des Kaisers — in so gefahrvoller Stellung erschreckt worden, und in diesem Schreck „Holla!" gerufen habe; man glaubte doch den Pfaffen mehr als eigenen Augen, und meinte höchstens, es habe ein Engel die Gestalt dieses Jägers angenommen, und so das sichtbare Wunder in menschlicher Gestalt vollbracht; und wie nun Kaiser Max aus Dankbarkeit seinen Retter in den Adelsstand erhob, und ihm einen Namen gab, der aus den ersten beiden gewechselten Worten und der Höhe des Felsens zusammengesetzt war: „Hollauer von Hohenfelsen" mit der über einen Felsen springenden Gemse, mit Blumen in den Vorderfüßen, im Wappen; so schrien die Geistlichen, das sei Entweihung des Heiligen, indem was Gotteswerk geschaffen, für Menschenwerk damit erklärt sei; und die gläubige Menge schrie es ihnen nach: was Engel vollbracht hätten, sei am Menschen belohnt. So erhielt sich die Legende bis in die neuere Zeit, als die Wahrheit durch geschichtliche Ueberlieferungen kund ward.

Nun wurde der gerettete Kaiser, der sehr schwach war, vorerst in die alte Ottoburg zu Innsbruck gebracht, um dort zu ruhen. Diese älteste der Residenzen der Beherrscher von Tyrol lag am Inn mit ihrem fünfeckigen Thurme und der auf die Entstehung der Burg hinweisenden Inschrift. Noch heute sieht man jenen Thurm, dem Gasthofe des Herrn Niederkircher gegenüber, und entziffert mit Mühe an der Inschrift desselben, daß Herzog Otto I. von Meran ihn erbaut habe im Jahre 1254. Hier auf

dem Platze vor der Burg lag das treue Volk so lange, um seinen von Engeln geretteten Kaiser zu sehen, bis dieser endlich, müde und matt, auf seinen Retter gestützt, sich dem Volke in der steinernen Laube zeigte, die im gothischen Geschmack den Altan überwölbte. Da war viel Jubel und Vivatgeschrei, ganz in der kräftigen und lustigen Weise der muntern Tyrolerleute, und das Jauchzen und Springen, Jubeln und Schnalzen mit der Zunge wollte gar kein Ende nehmen, bis die Sonne sank und nun die schmutzigen und engen Gassen des damaligen Innsbruck, besonders des in dieser Hinsicht berüchtigten Stadttheils „Kothlacken" mit Recht genannt, sich mit heimkehrenden Menschen füllten. Und nun begab sich der fromme Kaiser in die Burgkapelle, um seinem Herrn und Schöpfer zu danken für seine wunderbare Rettung; dann aber nahm er ein Bad, aß ein Stück Fleisch von einer Gemse, die er selbst mit Lebensgefahr erlegt hatte, und trank dazu aus vollem Humpen vom besten Bovzener-Krätzer.*) Darauf warf er sich auf das Ruhebettlein. Die Dominikaner drängten sich an den alten Kaiser, um ihn wegen seiner wunderbaren Rettung in's Gewissen zu reden, daß er ein Kirchlein bauen, einen Ketzer verbrennen lasse, oder sonst ein anderes gutes Werk zur Ehre Gottes vollbringe; allein der alte Max hatte wieder sein früheres, ritterliches Feuer gewonnen; er wies die ihn belästigenden Mönche

*) Krätzer bedeutet in Tyrol, gerade umgekehrt gegen unsern Sprachgebrauch, den vorzüglichsten, nicht gekelterten, sondern aus den überreifen Trauben von selbst ausgelaufenen Wein.

zur Thür hinaus, und ließ seinen lieben und getreuen Feldobristen, Herrn Georg von Frundsberg, vor sich kommen, der ihm denn auch vor allen Dingen berichten mußte von den Erfolgen und Fortschritten seiner Anwerbung eines Regiments frommer Landsknechte. Und da es damit über Erwartung glücklich gegangen war, so wurde der alte Kriegesfürst so heiter, daß er seinem getreuen Feldobristen aus dem eigenen goldenen Becher zutrank und ihm viel von seinem Abenteuerleben, besonders auf Gemsjagden und Kriegsfahrten erzählte.

Nun benutzte Georg von Frundsberg diese heitere Stimmung, um für den armen Leonhard Kaiser ein gutes Wort einzulegen, und ihm die Rückkehr des gelehrten Ritters Ulrich von Hutten zu melden.

„Ei ei!“ rief Kaiser Max, „das sind mir schlimme Gesellen, die gegen den Pabst reden und schreiben. Ich bin nachgrade alt und grau geworden und möchte meine alten Tage, wenn auch nicht in Frieden zubringen — denn Krieg ist mein Element, wie dem Salamander das Feuer — aber denn doch das Heil meiner Seele bedenken; werde darum mit meinem Beichtiger reden, ob etwas für die ketzerischen Leute mit gutem Gewissen, und ohne den Pabst vor den Kopf zu stoßen, geschehen könne.“

„Dann ist der arme Meister Leonhard Kaiser verloren,“ entgegnete Frundsberg; „in Salzburg haben ihn die Dominikaner schon fast auf den Scheiterhaufen gebracht; hier werden sie ihn ganz hinopfern, wenn Kaiserliche Hoheit ihn nicht schützt.“

„Ihr habt Recht, alter Kriegsgefährte," sprach der Kaiser; „man soll den Fuchs nicht fragen, wie man das Huhn vor ihm sichern und retten soll; will's überlegen mit meinem Geheimschreiber . . . . . und morgen Abend vor Sonnenuntergang möget Ihr mir die saubern Zeisige bringen auf mein liebes Jagdschlößlein Weiherburg, da will ich sie selbst insgeheim hören und dann Bescheid geben."

Mit diesem Bescheide begab sich der ehrliche Landsknechtsvater nach dem Hause seines Schwagers, des Grafen von Ladron, wo er zuvor seine beiden Schützlinge eingeführt hatte. Dort traf er auch die schöne Pilgerin wieder, Leonhard Kaisers Töchterlein, welches die Frau Gräfin mit vieler Freundlichkeit aufgenommen hatte.

Indeß war Guideon, mit schwerem Herzen seiner Ordenspflicht nachkommend, in das schöne Dominikanerkloster zu Innsbruck eingekehrt, und hatte dem Pater Ketzermeister angezeigt, daß sich der im Kirchenbann befindliche Leonhard Kaiser aus Salzburg sammt dem gelehrten und ritterlichen Erzfeinde der Clerisei, Ulrich von Hutten, zu Innsbruck einfinden würde, oder schon angekommen sei. Sie ständen jedoch unter dem weltlichen Schutze des kaiserlichen Feldobristen Georg von Frundsberg, und würden in dem Hause des reichen Grafen von Ladron gastliche Einkehr nehmen; Ulrich von Hutten sei zudem beim Kaiser gut angeschrieben, und erst neuerlich von ihm zum Ritter geschlagen.

Diese Hindernisse erschienen dem Pater Ketzermeister

der Dominikaner so bedeutend, daß er sich zu dem päbstlichen Legaten begab, der so eben zu Innsbruck anwesend war; dieser fühlte wohl, daß man einen offenen Angriff nicht wagen dürfe, ohne zu fürchten, das päbstliche Ansehen zu compromittiren, und schlich daher, verhüllt bis an die Zähne in einer braunen Kapuzinerkutte, zu dem Pater Blasius, dem ersten Beichtvater des Kaisers. Beide schlossen sich miteinander ein, und nun wurden die Schritte berathen, um den Untergang des arglosen Gelehrten herbeizuführen.

Nebenbei war von dessen schöner Tochter die Rede, und jeder Theil — der feurige Italiener mit der römischgebogenen Nase, Monsignore Casanella, sowie der graue deutsche Wollüstling Pater Blasius — machte im Geheim seine Pläne, sich in den Besitz der schönen Salzburgerin zu setzen, eine Folge der Entdeckungen Guideons, von der dieser begreiflich nichts ahnete.

So hing das Schwert des Damocles am einzigen Haar über den Köpfen der armen Flüchtlinge aus Salzburg — des Vaters und der Tochter — und der junge Mönch, der ihnen dieses Geschick hatte bereiten müssen, um der Pflicht des Gehorsams zu genügen, kniete die ganze Nacht hindurch auf dem kalten Steinboden in der alten Franziskanerkirche, sein Geschick verwünschend, und nicht Hunderte von lateinischen Gebeten vermochten ihm die Angst und Verzweiflung von der Seele zu nehmen, womit ihn das fast unvermeidliche Geschick des Vaters seiner geliebten

Seelenfreundin und der peinigende Vorwurf eines Verraths an dieser Liebe erfüllt hatte.

Am folgenden Tage war ganz Innsbruck in Bewegung. Die Dominikaner hatten geschickt die Kunde verbreitet, daß im Hause des Grafen Ladron vertriebene Ketzer Einkehr gehalten hätten, und nun sammelten sich große Volkshaufen auf dem Marktplatze, wo dieses Haus lag, um mit Geschrei und Toben die Auslieferung derselben zu verlangen. — Man begreift leicht, daß jene Predigermönche, wie man im Mittelalter die Dominikaner nannte, es den sonst so naiven und gemüthlichen Tyrolern, die aber wie alle kräftige Menschen in ihrer Wuth keine Grenzen kennen, zur Gewissenssache gemacht hatten, diese Ketzer zu verfolgen und zur Ehre Gottes in Stücke zu reißen. Und dieses Geschick hätte wahrlich den gelehrten Leonhard Kaiser, und vielleicht auch seine Tochter und Ritter Hutten getroffen, wenn nicht der brave Frundsberg eine Compagnie seiner frommen Landsknechte aufgeboten hätte zum Schutz und Trutz für seine lieben Gäste. Und wahrlich, diese breiten, barocken Figuren mit ihren Knebelspießen, langen Raufdegen und stachligen Morgensternen verstanden keinen Spaß, wenn es galt, einen Auftrag auszuführen, wofür sie redlich bezahlt wurden. Am meisten aber imponirte es dem Volke, daß an der Spitze und im hintersten Blatt einige in Eisen gewappnete Doppelsöldner mit ihren schweren Doppelhaken auf der Schulter, und brennender Lunte in der Hand marschirten, und zwei von den rothgekleideten riesigen Männern aus der Leibwache

des berühmten Feldobristen mit langen Spießen gleich hinter dem Spiel einer hohen Trommel und gellenden Schwög'l herstolzirten; denn da es sich nun einmal nicht machen ließ, die geehrten freigeistigen Gäste unbemerkt zum Kaiser nach der Weiherburg zu führen, so kam es darauf an, dem Volke und den Dominikanern mit dem gravitätischen Ernste des Kriegsmannes zu imponiren, und Kaiser Max liebte auch soldatisches Leben und Gepränge, das wußte Vater Frundsberg gar wohl.

So zog der Trupp frommer Landsknechte, die Flüchtlinge aus Salzburg und den freisinnigen Ritter Ulrich umgebend, aus dem Wiltauer Thore, von einer zahllosen Volksmenge begleitet. Der alte tyroler Schützenmarsch, der unserm heutigen polnischen Bärentanz nicht unähnlich klingt, hatte indeß schnell den Volksgeist zu Gunsten der Schützlinge des alten Frundsberg und seines Schwagers, des geehrten Grafen Ladron, verändert. Das aufgeweckte, fast kindliche Gemüth des Tyrolervolkes bedurfte kaum mehr als dieses eintönigen Taktschlagens auf der Trommel mit dem modulirenden Spiel der gellenden Pfeife (Schwögel), um aus der wildesten Wuth in die ausgelassenste Lustigkeit überzugehen, und so sah man denn bald das seltsame Schauspiel ihrer Capriolen und elastischen Sprünge, hörte ihr freudiges Jauchzen und Schnalzen, und nebenbei schimpfen auf die sacrischen Pfaffen oder dem Vater der frommen Landsknechte ein Lebehoch schreien.

Auch eine Schützencompagnie mit wehender Fahne hatte sich freiwillig angeschlossen. Graf Ladron hatte sich

bei dem letzten großen Innsbrucker Scheibenschießen zum Bestmann oder König geschossen, und so war es gleichsam Ehrensache für diese braven, muthigen Leute, die Gäste ihres lieben Scheibenkönigs nicht im Stiche zu lassen.

So ging der Zug am linken Innufer fort, immer gelinde ansteigend nach dem kleinen Jagdschlöß'l, die Weihersburg geheißen, welche der mächtige römische Kaiser, der über so viele Fürsten und Churfürsten des römischen Reichs zu gebieten hatte, allen andern seiner vielen durch das ganze Reich zerstreuten Burgen und Schlösser vorzog.

Es war aber auch ein gar anmuthiger Aufenthaltsort, und ist noch jetzt ein besuchtes Lustörtchen der Innsbrucker, dieses bescheidene Schlößchen von hohen, duftigen Bäumen überwölbt. Auf dem Zwinger neben dem Schlosse saß der Kaiser, von Dominikanern im weißen Habit mit schwarzer Stola umgeben. Kein gutes Zeichen, denn man durfte daraus schließen, daß er sich in schlimmen, feindseligen Händen befand. In der That hatten auch die Mönche und Prälaten es dem guten, ritterlichen, aber charakterschwachen Herrn zur Gewissenspflicht gemacht, einen vom Pabste in den Bann gethanen Erzketzer nicht in hochkaiserlichen Schutz zu nehmen, und den ritterlichen Erzfeind des Pabstes nicht mit Gnaden zu überhäufen, daß ihnen wahrlich kein guter Empfang geworden wäre, hätten sie sich ohne solche soldatische Schutz- und Trutzwache vor das Antlitz des Kaisers Max gewagt.

Kaum aber erblickte dieser seine lieben Landsknechte und die ihm eben so werthen tyroler Schützen mit wehen-

den Fahnen und klingendem Spiel um die Waldecke biegen, sah seinen lieben Feldobristen Georg von Frundsberg, mit seinem Knebelspieß auf der Schulter, an ihrer Spitze marschiren, die jauchzenden Tyrolerleut' sich nachdrängen, und hörte die beliebte Weise des tyroler Schützenmarsches, so erwachte wieder sein ritterlicher Sinn in dem gebeugten Herrscher; er stand auf von seinem Steinsitze und sprach zu den Mönchen und dem anwesenden päbstlichen Legaten: „Seht, das ist die Macht, so auf Erden am meisten gilt. Soldat und Volk sind der Fuß und der Arm eines Herrschers, und darum wollen Wir ihnen immer, so lange Wir noch leben, ein gnädiger Herr und Kaiser sein und ihnen den Willen thun, so weit es Ehre und Recht gestatten; Euch aber werden Wir rufen lassen, wenn Uns das Messer des letzten Stündleins an der Kehle sitzt, dann wird es immer noch Zeit sein, Uns mit dem lieben Gott durch die Gnade Unsers Heilands Jesu Christi zu versöhnen."

Damit zogen sich die Geistlichen zurück in den Hintergrund der Halle, deren offene Seite die schon genannte steinerne Laube bildete, in welcher der Kaiser saß. — Die steinerne Balustrade, und die dünnen Pfeiler, Spitzbogen und durchbrochenen Rosetten waren von der zarten netten Arbeit des gothischen Baustils, wie man sie noch heute am Dom zu Köln bewundert, und der ehrwürdige, weißbärtige Kaiser, in dem mit Hermelin besetzten purpursammtnen Hausrocke, mit dem Baret von gleichem Stoff und derselben Farbe, dessen niedergeklappter Rand den Nacken bedeckte, glich in so zierlicher Einrahmung einem

anmuthigen, sinnigen Bilde von der altdeutschen Schule — und so erhob sich der alte Ritterkaiser, eine hohe, edle und noch kraftvolle Greisengestalt, und begrüßte die unter dem Altan sich aufstellenden Schützen und Landsknechte durch ein trauliches Kopfnicken, das aber doch nicht ohne Würde und von einer anmuthigen Handbewegung begleitet war. — Ein donnerndes: Hoch! dem Kaiser; das kunstreiche Fahnenschwenken der riesigen Fahnenträger; das Getön der Trommeln und Pfeifen und ein Salutiren mit den Waffen, welches zwar nicht mit der Gleichförmigkeit und den taktmäßigen Griffen unsers heutigen Gewehrpräsentirens geschah, aber desto kräftiger und freudiger den soldatischen Herzensgruß aussprach; dann dieses Aufjauchzen und Springen der Schützen und anderer Tyroler — das Alles gab eine so barocke Scene von altdeutscher Gemüthlichkeit und herzinniger Volksliebe, wie es wohl heute noch vielleicht nirgend weiter als im Tyrolerland'l zu finden ist, wenn der „liebe Koaser" nach Innsbruck kommt.

Durch einen Kämmerling des Kaisers eingeladen, traten nun die drei von der Geistlichkeit so angefeindeten Männer ein in die kaiserliche Halle, und eine schöne Salzburgerin, in der so wohlkleidenden schwarzen Landestracht, hatte sich mit hereingedrängt — das war Hedwig, Leonhard Kaisers liebes Töchterlein.

Ehe sie den Kaiser ansah, streifte ihr Blick über die Gruppe der weiß und schwarz gekleideten Mönche dahin, welche den Kardinallegaten im Purpurgewande und mit rothen Strümpfen und gleichfarbigen, mit Schnüren und

Quasten gezierten Hut umgaben, und mit wechselnder Farbe — erbleichend und erröthend, sah sie Guideon unter den Feinden ihres Vaters stehen, und dieser hatte sie erblickt; sich schämend der Rolle des Verräthers, die er jetzt spielte, schlug er die Augen nieder.

„Noch einmal, alter Kriegskamerad — bei Gottes Blut," rief der Kaiser und schüttelte Georg von Frundsberg die Hand, dem Handkuß wehrend, den dieser nach alter Sitte ihm als Huldigung darbringen wollte, „seid mir hoch willkommen im Tyrol! Auch Euch kennen Wir schon, Ritter Ulrich von Hutten — sprach der Kaiser zu diesem, der ein Knie beugte — doch gesinnen Wir an Euch, es Uns nicht allzuschwer zu machen, Euch kaiserliche Gnade und Huld ferner zu verleihen; denn so Ihr es mit dem Pabste und der Clerisei verderbt und Wir Euch Gnade verleihen, machen die Pfaffen Uns die Hölle heiß, solches aber ist nichts Angenehmes, wenn man alt und baufällig wird, und in den Jahren steht, da man sich zum Abmarsch schicken und einrichten muß."

„Sie treiben's aber auch gar zu arg," sprach Ulrich von Hutten, „wenn nur Kaiserliche Hoheit in Gnaden geruhen wollten, meine Epistolae obscurorum virorum zu lesen . . ."

„Ei, daß Uns Gott behüte, noch einen Schritt vom Grabe solche verdammte, ketzerische Bücher zu lesen. — Euch aber können Wir nur den Rath geben: sehet zu, daß Ihr nicht fallet! — Für diesmal aber sind Wir Euch noch in Gnaden gewogen." Damit reichte er ihm die

Hand zum Kuß und wendete sich nun gegen Leonhard Kaiser und dessen Tochter, die sich anmuthig schüchtern und tief betrübt an ihren Vater geschmiegt hatte.

„Ihr aber," sprach er mit einem gutmüthigen Lächeln, „seid wohl der Mann aus Salzburg — Meister Leonhard, der Erzketzer, den sie dort haben verbrennen wollen. Nun Wir können Euch Glück wünschen, daß Ihr dort wenigstens entkommen seid."

„Und doch haben Kaiserliche Hoheit an den Rath der Stadt ein Mandat geschrieben, mich ausliefern zu lassen an den Ketzermeister der Dominikaner."

„Ei, was haben Wir nicht Alles genehmigen müssen auf Unserem Siechbett und in der Todesangst. — Wir haben, um das ewige Heil zu finden, noch ganz andere Dinge approbirt, die Wir, als allezeit Mehrer des Reichs, nicht gar wohl billigen konnten, als z. B. den Ablaßhandel. — Hier übrigens, so lange Ihr an Unserem Hoflager weilet, werden Wir nicht zugeben, daß sie Euch spießen und braten, und einen Salvum conductum*) nach Wittenberg sollt Ihr auch haben. — Anjetzt sind Wir wohl und gesund und möchten wohl einmal den Pfaffen, die Uns so hart zusetzen, ein wenig Trotz bieten."

„O mögest Du Imperator," sprach der Gelehrte in lateinischer Sprache, die damals die eigentliche Hofsprache sowie die der Gebildeten war, „mich den geringsten Deiner Knechte zu Pulver verbrennen zu lassen, aber nur

*) Geleitsbrief, vermöge dessen der Inhaber desselben unverletzlich ist.

des Reiches Noth und Irrsal abstellen, das von Rom aus über unser armes Deutschland gekommen ist. Der Pabst und die Cardinäle haben Welschland ausgesogen. Nun kommen sie nach Deutschland und heben fein säuberlich an, aber sehen wir zu, Deutschland soll bald den Welschen gleich werden. — Hat das Königreich Frankreich sich's erwehrt, warum lassen wir Deutsche uns also äffen und narren. Es wäre Alles erträglicher, wenn sie das Gut allein uns also abstählen; die Kirchen verwüsten sie damit und berauben die Schaafe Christi. Wenn man des Pabstes Hof ließ' das hundertste Theil bleiben und thät ab 99 Theile, er wäre dann noch groß genug, Antwort zu geben in Glaubenssachen."

Darauf zählte er furchtlos — ohne sich durch die Anwesenheit der Dominikaner irren zu lassen; denn der päbstliche Legat war aus Aerger fortgegangen, sonst hätte wohl der Kaiser den gelehrten Flüchtling aus Salzburg nicht ausreden lassen — die verschiedenen Kunstgriffe und Vorwände auf, unter denen das Geld Deutschlands und seiner reichen Stifter in die reiche Schatzkammer nach Rom geleitet werde, als da seien Annaten, päbstliche Monate, Pallien, Coadjutorien, Commenden, Irreparationen, Administrationen, Reservationen, Absolutionen und Dispensationen, und fuhr dann, aufgefordert durch das Beifallnicken des Kaisers, mit gesteigerter Kühnheit fort:

„Darum sollten alle reservirten Fälle auf ewig abgeschafft, alle die schweren, gräulichen Eide, welche die

Bischöfe dem Pabste zu thun gezwungen werden, aufgehoben, das Recht der Investitur dem Kaiser wiedergegeben und die ganze angemaaßte Gewalt des Pabstes über den Kaiser vernichtet werden." —

„Und nun ist es an Dir, mächtiger Cäsar, solchen und vielen andern Mißbräuchen der päbstlichen Gewalt Maaß und Ziel zu setzen, und ich sage Dir solches, damit Du Dich nicht einmal mit Unkenntniß oder Unwissenheit entschuldigen könnest, wenn Du vor Gottes Throne zur Rechenschaft darüber gezogen wirst, daß Du dem Unwesen nicht steuerst und gar selbst schwach genug bist, das Verbrennen der sogenannten Ketzer, das heißt, der aufgeklärten Männer im Reiche zuzulassen und darüber noch den schändlichen Handel mit Sündenablaßbriefen zu erlauben. Erwache, Kaiser! — geh' in Dich! — gebrauche Deine Macht gegen die Anmaßungen des Pabstes. — Besorge nicht, daß das Volk sich dagegen erhebe. Es kennt und verachtet die schlechten Priester, und die redlichen werden darunter nicht Noth leiden. Ich habe gesprochen — Gott helfe mir! — Amen!"

Je mehr der alte Kaiser von der Kraft dieser Worte sich getroffen fühlte, um desto mehr sank seine hohe Gestalt zusammen und damit das stolze Selbstgefühl.

„Bei Gottes Blut," rief er endlich aus, „Wir von Gottes Gnaden sind nicht gelehrt genug, dergleichen zu beurtheilen; dafür halten Wir unsere Leute; aber Euch, Ihr Soldaten des Pabstes geht es an, ihm zu antworten.

Nach menschlichen Einsichten scheint er so Unrecht nicht zu haben."

„Aber nach der göttlichen Einsicht der Geweihten," sprach der Pater Ketzermeister, kirschroth vor Aerger und trat vor — „hat er frevelhaft Unrecht und redet so als Lügner und Verläumder."

„Beweiset es mir aus dem heiligen Evangelium," sprach Leonhard Kaiser trocken, „daß Christus den Päbsten Recht und Macht gegeben — und ich will widerrufen — sonst aber nicht."

„Daß wir uns so wegwürfen," fuhr der Dominikaner fort, „mit einem Excommunicirten, einem in den Bann gelegten Ketzer, hier vor kaiserlicher Hoheit in eine gelehrte Disputation uns einzulassen, wir haben nur eine Antwort für solche Abtrünnige: den Scheiterhaufen. — Anathema sit ei! *) — und eine Bitte an Eure Hoheit, die wir Euch, dem Kaiser, als Gewissenspflicht ans Herz legen — ihm den Geleitsbrief zu versagen."

„Was sollen Wir nun thun?" sprach der Kaiser und sah unschlüssig von dem Einen auf den Andern; „die da drohen mit ewigen Höllenstrafen, „wenn Wir dem Ketzer helfen, und für diesen spricht Unser Rechtsgefühl."

„Fiat Justitia et pereat Mundus!" **) rief Ritter Ulrich, der bis dahin geschwiegen und mit lebhafter Theilnahme zugehört hatte, „das heißt, eines Kaisers ist es

*) Er sei verflucht!

**) Das Recht geschehe, und müßte die Welt darüber zu Grunde gehen.

würdig, gerecht zu handeln und sich nicht irren zu lassen durch Pfaffengeschwätz."

„Ja wahrlich," rief der alte Frundsberg, „es müßte kein gerechter Gott im Himmel sein, wenn Eure kaiserliche Hoheit deshalb zur Hölle verdammt sein sollte, weil Ihr nicht das Werkzeug blutdürstiger fanatischer Priester sein wollt; darum geruhet immer ihm in Gottes Namen den Geleitsbrief zu geben. Im Himmel wird es Euch gutgeschrieben werden, wenn Ihr den armen Teufel vom Scheiterhaufen rettet. Denkt nur, wie es wehe thut einen Finger zu verbrennen, und hier wollen sie den ganzen Leib mit allen Gliedern verbrennen, das ist — bei Gottes Bart — kein Spaß!"

„Ihr habt Recht, alter Degen," sagte der Kaiser gutmüthig, „tritt mir erst der Tod ans Herz, so läßt sich immer schon ein Ding thun mit Beten und Messelesen, die arme Seele zu erlösen."

Damit rief der Kaiser seinen Secretair Pfinzig und ließ sogleich den Geleitsbrief ausfertigen, wonach bei Strafe kaiserlicher Ungnade und Acht Niemand, wer es auch sei, den Magister der freien Künste Leonhard Kaiser auf seiner Reise über Passau nach Wittenberg anhalten, verhaften, tödten oder sonst belästigen solle. Er drückte mit dem Degenknauf sein kleines kaiserliches Siegel darunter und übergab es dem Flüchtlinge aus Salzburg mit der Verwarnung, seine Zunge künftig im Zaum zu halten, und sich nicht um Dinge der Kirche zu bekümmern, die ihm nichts angingen.

„Wenn der Geist in mir wach geworden," entgegnete Leonhard Kaiser bescheiden, aber fest und ruhig, „so kann und darf ich nicht schweigen, das würde gegen den Willen unsers Herrn und Meisters sein, der da spricht: Du sollst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern leuchten lassen in alle Welt! — und dann würde ich nicht schweigen, selbst wenn der Engel mit dem feurigen Schwerte tausend Scheiterhaufen um mich her anzünden würde."

„Nun, Dein Muth ist lobenswerth," sprach der Kaiser, „hüte Dich, daß Du nicht zu Schaden kommest."

Damit entließ er die drei Männer mit Hedwig, und die Dominikaner zogen sich grollend zurück.

Das junge Mädchen von Salzburg warf noch einen langen, schwermüthigen Blick auf Guideon, worin dieser einen Vorwurf zu finden glaubte. Der Schmerz darüber brannte ihm tief in die Seele und sein Geschick verwünschend, ging er mit Gefühlen, die keine Feder beschreibt, zu dem Ketzermeister der Dominikaner, um neue Instructionen zu empfangen.

Zweites Hauptstück.

Vom

päbstlichen Ablaß.

„Wohl und recht thun, ist dem Herrn lieber, denn Opfer."
Spr. Sal. 21, 3.

Des zweiten Hauptstücks Stoff und Inhalt:

Tetzel wird in Jüterbock erwartet. — Leonhard Kaisers Eintreffen daselbst. — Einzug des Ablaßkrämers. — Geschichte des Ablaßhandels. — Leonhard Kaiser wird verhaftet. — Hedwig und Guideon. — Tetzel predigt den Ablaß. — Der alte Bergmann. — Hedwig kauft Ablaßbriefe. — Der Beichtstuhl. — Das Ketzergericht. — Hedwigs Wanderung nach Wittenberg. — Ihre Gemüthsbewegungen, Abenteuer, Gefahren und Rettung. — Zusammentreffen mit Guideon. — Aufregung in Wittenberg wegen des Ablasses. — Martin Luthers damalige Gesinnungen. — Luthers Predigt gegen den Ablaß. — Tetzels Drohungen gegen Verächter des Ablasses. — Luthers Sermon und Thesen gegen den Ablaß. — Tetzel verbrennt diese Thesen. — Dessen Gegenschrift. — Disputation. — Verhaftung eines opponirenden Mönchs. — Die Studenten in Wittenberg verbrennen Tetzels Schriften. — Luthers noch gemäßigtes Benehmen dabei. — Folgen desselben. — Tetzel verliert alles Ansehen. — Pest zu Leipzig. — Tetzels Tod.

Es war im Julius desselben Jahres — 1517 — als in dem sonst so stillen sächsischen Städtchen Jüterbock ein

ganz seltsames, nie zuvor dagewesenes Leben und Gepränge zu sehen war.

Bei dem Geläute aller Glocken der Stadt zogen aus allen Klöstern Processionen von Prälaten und Mönchen mit ihren Kirchenfahnen hinaus vor das Leipziger Thor. Fromme Brüderschaften von Büßenden, in Säcke mit Augenlöchern und Oeffnungen für die Hände gehüllt — wandelnde Gespenster, deren menschliche Gestalt sich kaum errathen ließ — schlossen sich ihnen an, geweihte brennende Wachskerzen am hellen Tage in den Händen tragend, und der Magistrat der Stadt sandte eine Deputation von Rathsgliedern und Aeltesten in schwarzer Amtstracht, mit dem radförmigen Kragen und güldenen Ehrenkettlein angethan an das Thor, um den erwarteten hohen Gast zu bewillkommnen und ihm freie Herberge und Zehrung anzubieten.

Von allen Seiten strömte viel Landvolk in die Stadt, auch angesehene Fremde zu Wagen und zu Roß wurden bemerkt und hatten Mühe Unterkommen zu finden; denn es war weit und breit in der Umgegend von Zerbst und Jüterbock von allen Kanzeln verkündet, daß am heutigen Tage der große Ablaßprediger Johann Tetzel in der Hauptkirche zu Jüterbock den unerschöpflichen Gnadenschatz der Kirche öffnen und für wenige Groschen Vergebung der kleinsten, wie der schwersten Sünden ablassen werde.

Unter den einziehenden Fremden war ein ältlicher Mann mit einem jungen Mädchen, deren Schönheit und fremdländische Tracht allgemein auffiel. Der Mann hatte die

blasse Farbe eines Stubengelehrten, war mager und abgezehrt und schien sehr angegriffen zu sein von einer langen Fußreise. Dabei trug er aber — wie einen aus dem Schiffbruch des Lebens geretteten Schatz — zwei große in Schweinsleder gebundene Foliobände unter beiden Armen, was ihn hinderte, von dem hohen Wanderstabe, den er mehr nachschleppte als trug, einen seine Kräfte unterstützenden Gebrauch zu machen. Seine Kleidung war schwarz und bürgerlich, der kurze, vielfach gefaltete Mantel bedeckte nur den Obertheil des Körpers; die Feinheit des Tuchs und des Spitzenkragens ließ auf frühere Wohlhabenheit schließen. Dabei aber lag in seinen Augen eine so determinirte Entschlossenheit und eine so seltne Mischung von Klugheit und frommer Begeisterung, daß man offenbar sah, wie Geisteskraft und Seelenstärke ihn über die Schwäche seines sterblichen Leibes, sowie über die Schwere seines Geschicks erhoben hatte.

Das junge Mädchen war wohl zart gebaut, aber gesund und kräftig. Man sah ihr keine Ermüdung von der Reise an. Ob sie gleich selbst im linken Arme ein nicht ganz kleines Reisebündel trug, so bediente sie sich doch nicht selten der freien Hand, um ihren ermüdeten Vater — denn das mußte der ältere Mann ihr sein, nach einem Familienzuge zu urtheilen — zu unterstützen. In solchen Augenblicken war sie die sorgliche Kindlichkeit selbst; sonst sah sie mit ihren schönen großen Augen so klug und beobachtend umher; doch lag darin auch, wie auf den übrigen Zügen ihres Gesichts, eine schwärmerische

Seelentiefe und wehmüthige Innigkeit, die sie auf den ersten Blick als eines jener interessanten Geschöpfe erscheinen ließ, deren Seele aus ihrem Lächeln, deren Geist aus ihren Augen spricht, deren leiseste Gemüthsbewegung sich durch jede Miene verräth und die dabei Anmuth mit höherer Weiblichkeit vereinen, die endlich — um es bestimmter auszudrücken — durch eine hoffnungslose Liebe ihre äußere Welt verloren und eine reiche innere gewonnen haben.

Und dieses Mädchen trug die nach dem mittelalterlichen Kleiderschnitte so anmuthige Salzburger Tracht.

Wer hätte nicht in diesen Reisenden ein Paar wegen Glaubensmeinungen aus dem fanatischen Süden vertriebene Flüchtlinge erkannt, die außer dem, was sie in der Hand und am Leibe trugen, Alles verloren hatten, was das irdische Leben an Gemächlichkeit gewährt — nur nicht ihren Gott im Herzen und den Muth der Glaubensinnigkeit im Unglück. —

Der reisende Gelehrte fragte die Umstehenden, die ihn wie eine fremde Erscheinung anstarrten, nach der Entfernung von Wittenberg und der Richtung des Weges, und als ihm dieses gesagt war, daß Wittenberg nur noch wenige Stunden entfernt liege und der Weg dorthin beschrieben war; da hob das junge Mädchen ihre schwermüthigen Blicke nach oben und sprach halb laut vor sich hin: „Das Ende unserer irdischen Leiden — so Gott will; oder der Weg zur ewigen Verdammniß, wenn die Diener des Herrn im Namen Gottes die Wahrheit reden."

„O du mein Himmel," seufzte sie später vor sich hin, und ihre gesenkten Wimpern füllten sich mit Zähren, „wer löset meine Zweifel und mildert meiner Seele Schmerzen?"

Indeß hatte ihr Vater nach einer Herberge gefragt. Man hatte ihm gesagt, in dem kleinen auf so viele Gäste, wie jetzt einzögen, nicht eingerichteten Städtchen sei an kein Unterkommen in öffentlichen Herbergen mehr zu denken.

„O du lieber, guter Gott," rief er aus, „und ich kann keinen Schritt mehr weiter wandern — ich bin ein mit meiner Tochter wegen gereinigter Glaubensmeinung aus Salzburg Vertriebener, und reise nach Wittenberg um Doctor Luther zu hören; alles Geld und Geldeswerth ist mir auf dieser Reise geraubt von wilden Strauchjunkern, und wir haben nur froh sein müssen, das arme Leben, die jungfräuliche Blüthe meiner Tochter und diese beiden Bücher: Aristoteles Weltweisheit und meine Handschrift über das päbstliche Wesen und Unwesen gerettet zu haben. Ist denn unter den hundert Bürgern dieser guten Stadt, die da umherstehen, keine christlich milde Seele, die dem armen Schiffbrüchigen nur für eine Nacht freundliche Herberge gebe? — ich habe nichts, als ein Gotteslohn dafür zu erbitten; aber das Gebet des Armen und Nothleidenden für seinen Wohlthäter erhört der Himmel." —

Die Hand eines herben Geschicks mußte diese starke Seele schon schwer niedergedrückt haben, daß sich der sonst so angesehene und selbstbewußt gewesene Gelehrte aus

Salzburg, auf diese Weise flehend an den ihn umdrängenden Volkshaufen wendete.

Aber Jüterbock war damals eine von den kleinen Städten des alten Sachsenlandes, die viel mehr Klöster und Mönche hatten, als nöthig war, um die Bewohner derselben und den Rath der Stadt im finstern Pabstthum zu erhalten, und das dämmernde Licht von der nahen Universität Wittenberg her war noch nicht bis dorthin durchgedrungen. So war es gekommen, daß ein Murmeln durch das Volk ging: „Er ist ein Ketzer — man hört's aus seinen Reden," — und einzelne Stimmen riefen sogar lauter als die übrigen: „schlagt todt den Abtrünnigen, werft ihn ins Feuer — laßt uns dem Ablaßprediger zu Ehren ein Autodafé bringen." —

Und immer drohender wurden diese trotzigen, ausdrucksvollen Gesichter der Jüterbocker Bürger und Zunftgenossen, von denen die meisten nach alter Sitte bewaffnet waren.

Betroffen von dieser feindseligen Stimmung, doch nicht eingeschüchtert dadurch, sah der vertriebene Gelehrte sich um und rief: „O Ihr armen Blinden, die Ihr mit hellen Augen im Dunkeln wandelt, ist denn noch kein Strahl von dem Lichte, das der Welt im nahen Wittenberg leuchtent, zu Euch gedrungen? — Dann seid Ihr mehr zu beklagen, die Ihr mich verbrennen wollt, als ich es sein würde, wenn Ihr Euren Frevel vollzöget. — Hier bin ich! — was wollt Ihr von mir? — werft mich ins Gefängniß, ich werde mit meinem ruhigen Gewissen auf hartem Stein besser schlafen, als Ihr, meine Mörder, im

weichen Flaum Eurer Betten. Es thut mir schon Leid, Euer Mitleid in Anspruch genommen zu haben, denn so Ihr Päbstler und Römlinge seid, so seid Ihr schlimmer als herzlose Pharisäer. — Und ich werde mich gleich einem Lazarus hier auf das Straßenpflaster niederlegen und hier sterben und verhungern, zur Schande dieser Stadt, wenn sich kein barmherziger Samariter unter Euch findet. Nur diese meine unglückliche Tochter, die unschuldig ist an dem, was Ihr mir vorwerft, führt in das nächste Nonnenkloster, da wird weibliche Milde der Hilflosen nicht die Aufnahme versagen. — Das ist die letzte Bitte, die ich an Euch richte! — Ich aber will hier bleiben und mein Ende erwarten."

Damit legte er seine beiden Folianten auf das Steinpflaster unter den Fenstern eines hohen Hauses am Marktplatze nieder zum Ruhekissen für den Kopf, indem er sich selbst auf das harte Steinlager niederließ.

Hedwig war in diesem Augenblicke nicht mehr an seiner Seite. Als sie die feindselige Stimmung der aufgeregten Volksmenge bemerkte, hatte sie sich in die dichtesten Volkshaufen gedrängt und an die wildesten Schreier, die rohesten Männer sich gewendet, mit ihrer unwiderstehlichen Anmuth ihren Zorn zu besänftigen und für die Schonung ihres Vaters flehentlich zu bitten.

Aber mitten in diesen Bemühungen verstummte sie plötzlich, und sah wie erbleichend und erstarrt auf einen Punkt hin, wo ihr ganz nahe zwei Dominikanermönche standen und der Scene zusahen. Der Eine war ältlich,

mit schlauen und listigen kleinen Augen, und einer weinrothen, boshaften Physiognomie; der Andere jung und schön, hoch und schlank gewachsen. Jener hätte sichtbar Freude an dieser Volksaufregung, und wußte sie durch hingeworfene Worte von Verdammniß und ewigen Höllenstrafen der Ketzer und Abtrünnigen noch zu erhöhen. Der Jüngere aber war todtenblaß, betroffen und sichtbar geängstigt. Sein großes, dunkles Auge hatte auf die Gruppe hingestarrt, als die schöne Tochter sich noch angstvoll an ihren leibesschwachen, aber seelenmuthigen Vater angeschmiegt hatte. Nun aber irrten seine Augen in der bewegten Menge umher. Er schien einen Gegenstand zu suchen, ohne ihn finden zu können, und immer beklommener wurde seine Brust, und gepreßter sein Athem. Er hätte sich gern in das Gewühl gestürzt, aber jene furchtbare, geheimnißvolle Macht, die nur der Ordensbruder kennt, dem, weil man seinen Gesinnungen nicht mehr völlig vertrauet, seine Obern einen sogenanten Socius, oder beobachtenden Gefährten beigesellt haben, hielt ihn zurück. Plötzlich aber sollte eine Ueberraschung, die unter solchen Verhältnissen zu erschreckend war, um erfreuen zu können, ihn in die höchste Betroffenheit und Verwirrung versetzen.

Er fühlte nämlich seinen Arm fest umklammert, und kaum wendete er den Kopf, so sah er in das schreckenbleiche Antlitz der schönen Salzburgerin, die flehend mit dem Ausdrucke einer unnennbaren Angst zu ihm aufsah.

„Was willst du von mir?" fragte er sie mit gepreßter Stimme, „hier ist nicht der Ort . . . ."

„Guideon, rette meinen Vater!“ rief Hedwig unbewußt lauter als sie es beabsichtigt haben mochte, mit einer Stimme, welche die Gefahr fast bis zum Aufschrei gesteigert hatte.

„Unbesonnene, — schweig!“ entgegnete der junge Mönch mit gedämpfter und gepreßter Stimme, „entfliehe mit ihm, schleiche dich fort, oder bei Gott, er ist verloren.“

„Er fliehet nicht, das weißt Du, sein Trotz wird ihn verderben, nur Du kannst ihn retten; beruhige das Volk, verschaffe ihm ein Asyl!“ so rief das junge Mädchen, dessen angstbleiches Antlitz vom aufgelöseten Haar umgeben, starr wie das Bild einer Wahnsinnigen, auf ihn gerichtet war, ohne die krampfhaft seinen Arm umschließenden Hände loszulassen, während der andere Mönch mit seinen scharf beobachtenden Augen näher herangetreten war.

„Nun Bruder Dominic,“ sprach er mit einem boshaften Lächeln, „sagtest Du vorhin nicht, daß Du die Leute nicht kenntest? Nun scheinst Du mit der Tochter ganz vertraut zu stehen, wirst also auch wissen, wer der Vater ist, den sie da als Ketzer verschreien, he?“

Guideon aber wurde noch bleicher, senkte die Augen und schwieg.

„Mein Vater,“ rief das Mädchen schnell aus, um den Geliebten der für ihn peinigenden Frage zu überheben, hat nie seinen ehrlichen Namen verleugnet. Er ist der Magister Leonhard Kaiser aus Salzburg, und geht unter kaiserlichem Geleitsbriefe nach Wittenberg. Keine Obrigkeit und keine Ketzermeister können ihm etwas anhaben; nur gegen die

Volkeswuth schützen Brief und Siegel nicht. Darum wollet Ihr ihn schützen, Ihr Herrn Paters, weil es ein gutes und christliches Werk sein würde."

„Das wird sich finden," sprach der ältere Dominikaner; „Ihr aber, Bruder Dominic," fuhr er mit drohendem Ernst fort, „habt Euch da einen bösen Handel auf den Hals gezogen durch Euer pflichtwidriges Verleugnen eines Ketzers, mit dessen Verfolgung Ihr beauftragt seid. — Ich werde es dem Provinzial melden müssen; Ihr werdet schwere Pönitenz zu erdulden haben. Gott sei Euch gnädig. Bei unserm Ordensgeneral gibt es für Ungehorsam weder Gnade noch Milde." Mit diesen Worten entfernte er sich.

„Fliehe du selbst!" rief Hedwig dem jungen Mönch doppelt geängstigt zu, „denn Dir steht Gräßliches bevor, meinem Vater auch. Darum verkleide Dich und hilf mir ihn retten."

Guideon zuckte die Achseln. „Habe ich Strafe verdient," sprach er, „weil ich als Dominikanermönch vielleicht zu menschlich fühlte, so möge sie mir werden. Ich habe Schwereres zu dulden in tiefbetrübter Seele, als klösterliche Pönitenz, die höchstens mir den sterblichen Leib vernichten kann. Was ist daran gelegen? Es gibt Dominikaner genug, die minder menschlich fühlen. Meinen Ordensgelübden aber darf ich nicht abtrünnig werden. Siehe, dort führen sie Deinen Vater in ein Haus. Eile ihm nach. Lebe wohl!"

Damit verschwand der Mönch unter der Menge, die alsbald sich verlief, um den Einzug des großen Ablaß-

krämers zu sehen. Hedwig traf ihren Vater im besten Wohlsein in dem großen, steinernen Hause eines Patriziers, der ihn aus Mitleid unter sein Dach gerufen hatte.

Vom Leipziger Thore hereingezogen kam mit großem Gepränge der im Tyrolerlande so übel berüchtigte Ablaßkrämer Johann Tetzel, Dominikanermönch und Doctor der Theologie. Er saß in einem offenen Wagen von seltsamer Form, der von drei schwerfälligen, magern Pferden im Spitzspann gezogen wurde. Diese drei Pferde mit dem Wagen waren ihm von dem reichen Fugger in Augsburg geschenkt. Auf diesem Wagen standen vorn und hinten zwei große, mit Eisen beschlagene und schweren Schlössern behangene Kästen, von welchem der eine die gedruckten päbstlichen Ablaßbriefe, der andere die dafür eingenommenen Geldsummen enthielt. Dieser Letztere hatte die Aufschrift: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt."

Im Fond dieses Wagens saß Johann Tetzel breit und hochmüthig, mit der stolzen Würde eines Pabstes, der den Segen ertheilt rechts und links über das ihm zujauchzende Volk. Viele der Andächtigsten knieten nieder, indem der vom leiblichen Wohlleben fast aufgeschwemmte Ablaßprediger mit dem vom Trunke gerötheten Antlitz vorüberfuhr. Ihm gegenüber saßen auf dem Rücksitze zwei Dominikanermönche. Der Famulus des großen Mannes, eine gelbhäutige, gebeugte und magere Gestalt in brauner, mit einem Strick umgürteten Kapuze, hatte vorn auf dem eisernen Ablaßkasten seinen unbequemen Sitz. Er klam-

merte sich mit beiden Händen an den Rand des Deckels fest, indem er von den Stößen des Wagens auf dem holperigen Straßenpflaster viel zu leiden schien. Fast komisch sah es aus, wie er mit der Grimasse des verbissenen Ingrimms, gleich einem riesigen Pavian, den kahlgeschorenen Kopf bald hierhin, bald dahin drehte; denn so wie sein Herr Gegenstand der Verehrung für Männer und Weiber war, so hatte die muthwillige Straßenjugend diesen sonderbaren Diener zum Gegenstand ihrer Neckereien gemacht. Bald hieß es, er sei der leibhaftige Teufel — Meister Urian — der auf dem Geldkasten sitze, um die Seelen Derjenigen in Empfang zu nehmen, die den Ablaß nicht bezahlen könnten.

Vor dem Wagen her gingen rothgekleidete Chorknaben, von denen Einer ein hohes, rothes Kreuz mit dem päbstlichen Wappen trug. Dieses hatte unten eine eiserne Spitze, um es überall in die Erde pflanzen zu können; ein Anderer aber war der Träger der päbstlichen Ablaßbulle, mit herabhängenden Siegeln, die auf einem Kissen von Sammt mit langen, goldenen Franzen verziert, ruhte. Dieser voraus ging die bereits erwähnte Deputation des Raths in schwarzer Tracht mit entblößten Häuptern, und viele Ritter der umliegenden Gegend, selbst schwer bepanzert auf eisenbeblechten, schwerfälligen Streithengsten reitend, schlossen sich als eine adelige Leibgarde dem päbstlichen Ablaßkrämer an. Darauf folgten die Zünfte mit ihren Fahnen und den Zeichen ihrer Gewerbe, und die schon erwähnten Mönche und frommen Brüderschaften; dann

Weiber und Männer vom Lande mit geweihten brennenden Kerzen, eine Litanei singend, die melancholisch klang, vom Glockengeläut begleitet, hörbar in der ehrfurchtsvollen Stille, welche auf der andächtigen Volksmenge ruhte, so weit her man das Kreuz des Ablaßpredigers sehen konnte. Auf diese Weise hatte sich um den neuen Messias ein so stattliches Gefolge gebildet, wie es sich kein Fürst damaliger Zeit zu erfreuen hatte.

So ging der Zug nach der Hauptkirche der Stadt, die sich bald mit Andächtigen mehr als überfüllte, während der Ablaßprediger die Kanzel bestieg.

Hedwig mit ihrer unbeschreiblichen Seelenangst war vor die Hausthüre getreten, als Tetzel seinen Einzug hielt, während ihr Vater mit dem zum Glück aufgeklärten Patrizier, der ihn gastfreundlich aufgenommen hatte, in ein tiefgelehrtes Gespräch über die Geschichte dieses Ablaßhandels gerathen war. Da dieser Patrizier Mitglied des Raths war, bei dem Tetzel sich zuvor vollständig durch einen Beauftragten hatte legitimiren lassen müssen, ehe ihm die weltliche Erlaubniß ertheilt wurde, den Ablaß in Jüterbock zu predigen, so konnte dieser ihm manche interessante Notiz darüber mittheilen und besonders Abschriften der merkwürdigen Urkunden darüber, als: des kaiserlichen Mandats, das den Ablaßhandel im Reiche gestattet, auch der schändlichen Instruction, welche der Cardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, den in Deutschland umhergesendeten Ablaßkrämern hatte ausfertigen lassen.

„Die Geschichte der Entstehung dieses Ablasses," begann

der Gelehrte aus Salzburg, der sich in seinem Fache zu Hause fühlend, ganz wohl befand bei einem Glase Wein, ohne sich viel um die Bewegungen auf der Straße zu bekümmern, oder sich an die Gefahr, der er eben entgangen war, zu erinnern; „die Fiction, worauf sich die Rechtfertigung desselben gründen soll, sind an sich schon merkwürdig und verwerflich genug, um das ganze Institut dieser päbstlichen Geldschneiderei als höchst verwerflich erscheinen zu lassen; nun kommen noch Mißdeutungen und Mißbräuche aller Art hinzu."

„Zuerst," fuhr er fort und hielt dem ihm am Bogenfenster gegenüber sitzenden Rathmann Avenarius den leeren Becher hin, welchen dieser wieder vollschenkte, „was ist der Ablaß? Es ist eine Vergebung aller Sünden gegen Erlegung einer angemessenen, oft geringen Geldsumme in den Kirchenschatz. Doch davon später!"

„Hiernächst: Worauf gründet sich der Ablaß? Auf eine der sonderbarsten Fictionen in der Welt. Erstlich: der Pabst sei Nachfolger Petri, Statthalter Christi auf Erden, sagen sie. Das Erstere aber ist historisch unwahr, das Zweite gegen Christi Wort: „mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

„Zweitens sagen sie: der Pabst hat mit dem Schlüssel Petri das Recht und die Macht erhalten, zu lösen und zu binden, was auf Erden und im Himmel ist. Das ist aber wörtlich verstanden, Unsinn — bildlich unwahr, unmöglich und unerwiesen."

„Drittens: die Kirche habe einen Gnadenschatz ge-

sammelt von den überflüssigen guten Werken der Heiligen und anderer frommer Menschen, das heißt solcher Tugenden, welche das Maaß derer überschreiten, die schon genügen, um in den Himmel zu kommen. — Also kann auch ein Mensch zu tugendhaft, zu wohlthätig, zu fromm sein, und dieses Uebermaaß seiner Tugenden soll nicht selbst ihm weiter zu Gute kommen, sondern unter Schloß und Riegel der Kirche deponirt werden, um davon andern, selbst lasterhaften Menschen, den Bedarf ablassen zu können, der erforderlich wäre. Welcher menschliche Verstand kann bei einigem Nachdenken an solche Ungereimtheiten glauben?"

„Viertens: der Pabst, als Statthalter Christi, habe das Recht, von diesem Gnadenschatze an hilfsbedürftige Seelen abzulassen. Man braucht nicht einmal zu fragen: woher dieses Recht? Wie können die Tugenden Anderer, längst verstorbener Menschen, mir auf irgend eine Weise zu Gute gerechnet werden? Kann ein Mörder sich zu seiner Vertheidigung darauf berufen, daß irgend ein Quidam vor 100 Jahren einem Menschen das Leben gerettet habe? Wird sein Mord dadurch ungeschehen, und wird der Verbrecher dadurch Retter, statt Mörder?"

„Fünftens: diese Uebertragung der überschüssigen guten Werke der übermäßig frommen Heiligen kann auf die Verbrecher und Sünder sowohl am ausgeschriebenen Jubeljahre der Kirche durch Indulgenzen, Seelenmessen u. s. w. als auch vermittelst der päbstlichen Ablaßbulle, durch Bevollmächtigte des Pabstes geschehen."

„Das ist freilich eine köstlich bequeme Methode,

sündenfrei zu werden, ohne sich viel um die Tugend zu bekümmern" lachte der Patrizier, und stieß mit dem Salzburger Flüchtling an, indem er sagte: „Wir können immerhin ein bischen Sünde thun, über den Durst trinken, dann in der Trunkenheit Einen todtschlagen; schicken darauf hinüber in die Stadtkirche, kaufen uns einen Ablaßbrief, und das ewige Richteramt Gottes hat seine Macht an uns verloren."

„Es kommt noch besser — siebentens — fuhr Leonhard Kaiser mit erhöhtem Eifer fort: „Es ist die katholische Lehre vom Fegefeuer (Purgatorium) damit in Verbindung gebracht. Nun aber, lieber Herr und Wirth, abgesehen davon, daß Christus im heiligen Evangelium diesen Zustand des Reinbrennens der Seele im Fegefeuer gar nicht kennt und erwähnt, so frage ich im Namen der gesunden Vernunft: wie kann ein so geistiges, körperloses Wesen, wie wir uns die menschliche Seele denken, die ihren Leib der Erde und der Verwesung überließ, die von der Sinnenwelt ganz geschieden, in dem uns verheißenen ewigen Leben auf eine von menschlicher Einsicht noch nicht erkannte Weise fortlebt, sich nur einen Finger verbrennen, ein Haar versengen, geschweige denn vom höllischgeheizten Fegefeuer nur im Mindesten leiden?"

„Weiter, achtens: — fuhr der Salzburger Gelehrte mit triumphirenden Blicken fort, der sich in einmal aufgefaßter logischer Ordnung seiner Vorträge durch nichts unterbrechen ließ — „nach altdeutschen Rechtsgewohnheiten ließ sich auch die schwerste Criminalstrafe, selbst für Mord

und Raub, in eine Geldbuße verwandeln. Diese Idee haben die Päbste listig auf ihr Kirchenwesen übertragen, um sich den erwähnten Gnadenschatz gehörig nutzbar zu machen; allein wo besteht die Gleichheit oder nur Aehnlichkeit der weltlichen Strafe des Gesetzes und der Versöhnung mit Gott, der Kirche und dem Gewissen? Ich finde keine."

„Ich auch nicht!" sprach der Rathmann, und der Andere fuhr fort.

„Ferner, neuntens: diese Versöhnung mit der Kirche und dem Gewissen sollte nur ursprünglich durch sogenannte gute Werke, als Beten, Fasten und Almosengeben, geschehen. Darum sollte der Pabst und seine Bevollmächtigten das Recht haben, solche Kirchenbuße in eine Geldabgabe zu verwandeln, deren Verwendung für fromme Zwecke dem Pabste zustand. Die Idee der nöthigen Reue und Besserung trat dabei immer mehr in den Hintergrund, und die Zahlung des Sündesgeldes an die Kirche wurde Hauptzweck. Sonach konnten die Reichen sündigen, soviel sie wollten; sie durften nur, um Gott zu versöhnen und ihr Gewissen zu beruhigen, der Kirche zu frommen Zwecken einige Thaler von ihrem Ueberfluß opfern, und sie waren sündenrein, wie das Kindlein in der Wiege."

„Damit aber auch zehntens die Armen und weniger Vermögenden ihre Sünden abschütteln könnten, wurden verschiedene Taxen festgesetzt, je nach dem Vermögen eines Jeden — nicht nach der Schwere seiner Schuld, oder der Tiefe seiner Reue."

„Ganz richtig," fiel ihm der Patrizier in die Rede; „nach der erwähnten Instruction sollten große Fürsten 25 rheinische Goldgülden, andere Leute, die jährlich 500 Gülden einzunehmen haben, 6 Goldgülden, Krämer und Handwerker einen, und noch Geringere einen halben Gülden für die Erlösung ihrer Seelen aus dem Fegefeuer zahlen, damit sie die Einnahme so sehr als möglich steigern könnten. Das steht hier, und damit das Bekenntniß, daß es nicht um das Heil der Seelen, nicht um Befestigung in der Tugend, nicht um Sittlichkeit, Besserung und Reue zu thun sei, sondern um Geld."

„Und wie listig haben es die Päbste angefangen," fuhr Leonhard Kaiser fort, „den Völkern diese Abgabe mundgerecht zu machen? Pabst Julius II. begann den Bau der prächtigen Peterskirche zu Rom, die an Größe, Majestät und Reichthum alle andern Tempel in der ganzen Christenheit weit überragen sollte. Die Idee war so großartig, erhaben und schön, und wurde bei der engen Verbindung der Künste mit dem glanzvollen römischen Cultus auf eine so grandiöse und würdige Weise ausgeführt, daß die gesammte Christenheit unter anderer Form gewiß gern dazu beigesteuert haben würde. Daß bei fehlenden Geldmitteln das Pabstthum sich an diesem Denkmale seine Größe ruinirte, möge es vor sich selbst rechtfertigen; keinem Andern geht es etwas an; aber daß man zu einem so schändlichen Mittel griff, wie der Ablaß ist, um einen an sich löblichen Zweck zu fördern, ja noch mehr: daß

der prachtliebende und verschwenderische Pabst Leo X. zu demselben schändlichen Mittel griff, um das Sündengeld in Lüsten und Freuden zu verprassen, und zum Theil seiner üppigen und ebenso prunksüchtigen Schwester Beatrix zufließen zu lassen, das war empörend und durch nichts zu rechtfertigen. — Hatten auch außer dem Bau dieses Riesendomes, die Ränke und Schwelgereien des Pabstes Alexander VI., die zahlreichen Kriege Julius II., den päbstlichen Schatz erschöpft, bestanden auch die regelmäßigen päbstlichen Einkünfte nur in jährlich 300,000 Rthlr., womit ein wahrer Nachfolger Christi auch in der Demuth und Genügsamkeit desselben wohl hätte auskommen können, wenn er gelebt hätte wie unser Herr und seine zwölf Jünger auf dem Oelberge; so durfte der Pabst nicht zu diesem sittenverderblichen, und niedrig habsüchtigen Mittel greifen, um Gelder für sein verschwenderisches Leben zu erpressen. Es rechtfertigt ihn nicht, entschuldigt ihn nicht einmal, daß er freigebig Künste und Wissenschaften unterstützte; durfte er — der Wächter der Tugend — verleiten zu sündigen, indem er die göttliche Gnade für ein Spottgeld verkaufte?"

„Und ärger als das Mittel," rief Leonhard Kaiser mit steigender Lebhaftigkeit, „ist die heillose Art der Anwendung desselben. Zuerst wurde ein Generalpächter für diesen abscheulichen Seelenhandel gesucht; man fand ihn früher in dem reichen Handelsherrn und Banquier Fugger in Augsburg, dann in dem schon erwähnten, übrigens persönlich aufgeklärten Erzbischof Albrecht von Mainz; Beide betrieben das Ge-

schäft gewissenlos — wie eine gewöhnliche Geldspeculation — wobei der Profit die Hauptsache bleibt. Zuerst verschafften sie sich die Zustimmung des ritterlich-romantischen, aber characterschwachen Kaisers Maximilians I., der als ein Feind des Pabstes und Gegner des Ablasses, nur durch die Dominikaner und Zusicherung eines Antheils am Gewinne bewogen werden konnte, diese römische Seelenzollerhebung in Deutschland zu genehmigen."

„Hier ist eine Abschrift jenes kaiserlichen Briefes," rief der Rathmann, in den Papieren seines Schreibtisches wühlend, und zog ein Blatt hervor, welches er ablas:

„Wir Maximilian, erwählter römischer Kaiser, zu „allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, „Hungarien ꝛc, bekennen, daß Wir dem ehrsamen, „Unserm lieben Johannsen Archimbaldo, päbstlichen „Legaten, zugelassen und erlaubt haben, wissentlich mit „dem Brief also, daß er die päbstliche Indulgenz in „den Stiftern Meißen und Camyn publiciren und „gebrauchen, und alles Geld so davon gefallen, haben „und nehmen mag, von männiglich unverhindert, und „empfehlen darauf Unsern Fürsten, den Bischöfen zu „Meißen und Camyn ernstlich, und wollen, daß sie „genanntem päbstlichen Legaten solch Jubelgeld ohne „Irrung folgen lassen: das ist Unsere ernstliche Mei„nung. Gegeben in Unserm Schloß Ernberg, am „27sten des Monats Augusti, Anno 1516, Unsers „Reichs im 31sten Jahre."

„Merkwürdig," sprach Meister Leonhard, „daß diese kaiserliche Bestätigung sich nur auf einen kleinen Theil von Deutschland erstreckt und doch der Ablaßhandel sich über ganz Deutschland verbreitet."

„Ei," lachte der Patrizier, „das ist ja eben das System und Streben dieser Priesterherrschaft, daß wo man ihnen einen Finger reicht, da nehmen sie die Hand, und haben sie die Hand, so nehmen sie den Arm, sagend: an dem Finger sitzt die Hand, an der Hand der Arm, am Arm der Mann."

Leonhard Kaiser sprach ironisch: „Nun, er benutzte denn auch dieses beliebte Umsichgreifen redlich. Jener Cardinal Archimbald war gleichsam dem Erzbischof Albrecht von Mainz zum Aufseher gesetzt, damit dieser nicht erst das beste Fett von der deutschen Sündengeldbrühe für sich abschöpfe. Und um dieses einträglicher zu machen, bestellte er Ablaßkrämer und entsandte sie nach allen Weltgegenden hin — unter andern diesen unverschämten Dominikaner, Johann Tetzel, von dessen erbaulichem Lebenswandel wir in Tyrol eine so schöne Historie erfahren haben." Und nun erzählte er die Geschichte von Tetzels Ehebruch und vom Säcken zu Innsbruck, worüber der Rathmann sich höchlich verwunderte.

„Freilich, daß die Sitten dieses Ablaßpredigers schlecht, sogar verbrecherisch wären," fuhr Leonhard Kaiser fort, „durfte weiter nicht irren, da er ja nur einen Ablaßzettel für sich selbst zu lösen brauchte, um im Angesicht der

Kirche sünden- und fleckenrein dazustehen. War er doch absonderlich brauchbar zu diesem Geschäft, indem Keiner ihn in der frechen Anpreisung und schamlosen Geschicklichkeit bei dem Verkauf der Ablaßbriefe übertraf."

„Er erhielt daher auch," ergänzte der Rathmann, „seine Bestallung mit monatlich achtzig Gulden Gehalt, ohne zu rechnen, was er sonst noch am Unterschleif gewann, und für seinen Famulus acht Gulden, nebst einem Wagen mit drei Pferden und freier Kost, und dazu eine Instruction, die ihn zu dem schändlichsten Mißbrauch seiner Anpreisungen ermächtigte. — Hier ist sie."

Der vertriebene Gelehrte durchlas kopfschüttelnd die bogenlange gedruckte Instruction.

„Bei Gott, das finde ich rührend!" rief er mit ironischem Lächeln aus. „Da sollen z. B. die Ablaßprediger alle Diejenigen, welche von ihren ordentlichen Seelsorgern in den Bann gethan sind, oder unter irgend einer kirchlichen Censur stehen, freisprechen — also soll die Kirche gegen ihr eignes Fleisch wüthen, ihre eignen Diener compromittiren und das Ansehen ihrer eignen Geistlichkeit durch den Ablaß schwächen dürfen!"

„Ferner, damit die Leute nicht einen Ekel vor dem Ablaß bekommen, (diese Besorgniß ist sehr charakteristisch) und die päbstlichen Gnadenschätze in Verachtung gerathen mögen, sollen die Priester in der Ablaßpredigt nach Möglichkeit (das ist aber unmöglich) drei bis vier Stücke aus der päbstlichen Bannbulle erklären, und aus allen Kräften anpreisen.

„Namentlich soll der Ablaßprediger darauf aufmerksam machen, daß innerhalb der nächsten acht Jahre kein anderer Ablaß, den man bereits erhalten habe, oder noch erhalten werde, wirksam sei.“

„Nun kommt aber das Hauptstück: dagegen solle der Ablaß dieses Ablaßpredigers völlige Sündenvergebung und nach dem Tode Errettung aus dem Fegefeuer erwerben.“

„Nun so sündigt denn immer fort,“ rief der Gelehrte im Feuereifer aufspringend, „raubt, mordet, legt Feuer an, stehlt, schändet, lästert Gott, begeht die infamsten Niederträchtigkeiten, werdet ein Scheusal vor dem Angesicht der Menschen — schadet Alles nichts, habt Ihr nur den Groschen in der Tasche, den Ablaßzettel zu lösen; so habt Ihr weder Gott noch Teufel zu fürchten, noch weniger den Pabst und den Beichtvater, die Alle versöhnt sind.“

„Dabei fällt mir ein,“ bemerkte der Rathmann, „daß ein Franziskanermönch in Cöln, der Befehl erhalten hatte, auch gegen seine Ueberzeugung für den Ablaß zu predigen, sich also vernehmen ließ: »O ihr gläubigen Seelen, ich will Euch ein neues Wunderding sagen, nämlich dieses: wenn jetzo Eurer Einer hat einen halben Goldgulden, so wird er auch das Himmelreich haben durch diesen Ablaß; wenn er aber den vierten Theil eines Goldgulden hat, so wird er auch Theil am Himmelreich haben; wer aber nichts hat, der wird des Teufels sein. Ist es nicht etwas Neues, daß man ohne Geld

nicht selig werden kann? Wir aber sind übel dran, weil wir Minnerbrüder sind.« — Diese Ironie zielte darauf, daß die Franziskaner vermöge ihres Gelübdes der Armuth kein Geld haben durften — und die Consequenz, daß diese deshalb verdammt sein sollten, weil sie ihr ganzes Leben dem Dienste der Kirche und frommen Uebungen geweihet haben, ist gewiß die schärfste Kritik, die jemals gegen dieses schändliche Institut ausgegangen war." —

Der Gelehrte kam nun darauf, was schon früher erwähnt ist, daß der Ablaßprediger die Einnahme so hoch als möglich zu steigern suchen solle, und zum Beweise, welche Mittel dazu er für erlaubt halten durfte, las er aus der Instruktion: „Obwohl eine Frau von des Mannes Gütern nichts geben kann, so kann sie doch von ihrem Heirathsgut auch wider des Mannes Willen beitragen.« Also: Familienzwist, Störung des Ehefriedens, sollte der Ablaßprediger sich erlauben dürfen, mit den Weibern durchstecken und die Ehefrauen verleiten, ihre Männer heimlich zu betrügen; denn der Nießbrauch des Eingebrachten gehört gesetzlich während der Ehe dem Ehemann, und die Frau hat darüber kein einseitiges Dispositionsrecht. Sie sollte also nicht nur stehlen dürfen, um das Gestohlene den päbstlichen Lüsten zuzuwenden, sondern auch, wie ich hier weiter sehe, für diesen Zweck betteln dürfen; denn selbst den Bettelpfennig verschmähet der Ablaßkasten nicht."

„Am schändlichsten aber," fuhr er jetzt aufblickend fort, „ist der Grundsatz der hier steht: »Wenn Jemand

für eine Seele im Fegefeuer so viel beiträgt, als er etwa für sich geben möchte, so ist nicht nöthig, daß er im Herzen bußfertig sei, oder mit dem Munde beichte.«

„Ja bei Gott, das ist mir selbst schon aufgefallen," rief der Rathmann und zeigte ein schon früher gelöfetes Exemplar eines gedruckten Ablaßbriefes vor, „in diesem und allen andern Ablaßbriefen, die ich von diesem Tetzel gesehen habe, steht kein Wort davon, daß es nothwendig sei, durch Reue, Buße und Besserung der himmlischen Gnade sich würdig zu machen. Welche heillose Volksverführung zur Immoralität liegt aber darin, wenn dem Sünder, ohne Reue und Besserung zu fördern, die göttliche Vergebung seiner Sünden zugesichert wird. Und wenn auch diese Instruktionen und Ablaßbriefe nicht unmittelbar vom Pabste ausgegangen sind, so ist es doch schon schlecht und vor Gott unverantwortlich genug, wenn dieser geistliche Oberhirt solche Abscheulichkeiten nur duldet, die ihm doch unmöglich fremd geblieben sein können."

„Doch hier ist es fast lächerlich, mit welcher sinnlosen Floskel die Abnehmer des Ablasses von Buße und Besserung befreiet werden," fuhr der Salzburger Vertriebene fort, »denn, heißt es weiter, dieser Ablaß gründet sich nur auf Liebe, in welcher der Verewigte abgeschieden ist und auf den Beitrag des Lebenden.« (Was soll das heißen und welche ungereimte Zusammenstellung! — Liebe der Todten und Zahlung der Lebendigen!) Ferner heißt es: »Wer einen Ablaßbrief von den Commissionairen kauft, wird

theilhaftig aller Almosen, Fasten, Wallfahrten nach dem heiligen Grabe, Messen, Büßungen und guter Werke, die in der ganzen christlichen Kirche verrichtet werden, obgleich er weder bußfertig ist, noch gebeichtet hat.«"

„Ja noch mehr," rief Leonhard Kaiser, „es kommt sogar in den Ablaßtaxen die saubere Rubrik vor: »ein Subdiaconus oder Diaconus wird um sechs Carolin, ein Abt um 20 Thaler von einem Morde freigesprochen.«"

„Das ist ja ein frevelhafter Eingriff in die himmlische Gerechtigkeit," rief der Rathmann, „zum Glück wird unser Herr Gott sich an solche schändliche Ablaßbriefe wenig kehren."

„O diese schlechte Thorheit ging noch weiter," fuhr der Gelehrte fort, „ich habe die Abschrift eines Ablaßbriefes gesehen, der, für den Cardinal von Lothringen und zwölf Personen aus seinem Gefolge, jeder Person drei beliebige Sünden zum Voraus erließ, das waren also neun und dreißig Sünden, die Todsünden nicht einmal ausgenommen, welche geradezu vom Pabste erlaubt wurden."

Der Rathmann wunderte sich darüber, denn er kannte die beiden zuletzt erzählten Thatsachen noch nicht. Mehr aber wunderte sich der Gelehrte, daß bei solchen offenkundigen Gebrechen und Verbrechen der Ablaßkrämerei, dieser Tetzel von einem wohlweisen Rathe in der Stadt zugelassen sei.

„Ei du Gott," rief der Rathmann, „wie leid ist das mir selbst? Aber kann Einer hundert Mohren weiß wa-

schen? Das Volk lebt noch in der Finsterniß päbstlichen Wahns und Aberglaubens und alle Rathsglieder von Jüterbock haben heiligen Respekt vor dem Pabste, dem Kaiser und den Mönchen, die in ihren Häusern als Seelsorger und Beichtväter aus und eingehen. Der Pabst hat es befohlen, sagen sie, der Kaiser genehmigt, die Dominikaner drohen mit ewiger Pein, das rohe Volk dürstet nach Ablaß, um sein Gewissen zu beruhigen, und aufs Neue sündigen zu können, was könnten wir schwache Machthaber einer kleinen Stadt dagegen thun, da Jedem unter uns auch solch ein Ablaßzettel Noth that. Ich aber hätte doch nichts ändern können und erinnerte mich zur rechten Zeit, daß jener Tetzel auch wohlbestallter Ketzermeister ist, der mir leicht den Scheiterhaufen über den Hals ziehen konnte. Da dachte ich das Meinige, schwieg, und zog mich zurück."

„Ich aber würde nicht geschwiegen haben," rief der Salzburger muthvoll aus, „bei Gott, ich hätte mich lieber verbrennen lassen, als meine Ueberzeugung verleugnet. — Das würde nie geschehen, und wenn mich die Schergen des geistlichen Gerichts sogleich zum Scheiterhaufen schleppten."

In diesem Augenblick wurde stark an die schwere eichene Thür des Gemachs gepocht. Als der Patrizier »herein!« rief, trat ein Rathsfrohn ein, und man sah draußen eine Rotte von der Stadtmiliz mit breiten Hellebarden stehen.

„Auf Befehl eines hohen Raths," sprach der Diener,

„habe ich Auftrag, den hier anwesenden Magister Leonhard Kaiser aus Salzburg wegen überführter Ketzerei in das Gefängniß zu führen; Ihr seid doch der Rechte?"

„Ja, so ist mein Name," sprach der Gelehrte sich erhebend; „aber wer kann es wagen, sich an mir vergreifen zu wollen? — Ich reise unter dem Schutze eines kaiserlichen Geleitsbriefs."

Damit zeigte er denselben vor. Der Diener des Gerichts verneigte sich und sprach: „Das ist eine Exception, die ich als Vollstrecker höherer Befehle nicht zu beurtheilen habe. Für jetzt müßt Ihr mir folgen, aber im ersten Verhöre vor dem Ketzergericht der Dominikaner möget Ihr ihn vorzeigen. Doch bauet nicht zu viel darauf. Der große Ketzermeister und Ablaßprediger, Johann Tetzel, hat Euch angeklagt und hat schon den eifrigsten seiner Verehrer ein großes Autodafé zu Jüterbock versprochen."

„Ei, ei, so nahe dem Lichte sollt' ich mich schon verbannen, und hätte noch nicht viel dafür gethan; das würde mir doch leid sein. Indeß, wie Gott will. Ich werde darum doch nicht meine Ueberzeugung verleugnen. Gehabt Euch wohl und habt Dank für Eure Aufnahme, lieber Freund, und wollt Ihr aus christlicher Liebe noch ein Uebriges thun, so nehmt Euch meines lieben Töchterleins an, und bin ich todt, so sendet sie unter sicherem Geleit zurück nach Salzburg, an meine ehr- und tugendsame Hausfrau, die ich bestens zu grüßen bitte."

Der edle Patrizier aber war im ersten Augenbick so erschrocken und betroffen, daß er kein Wort reden konnte.

Er war aufgestanden und starrte mit offenem Munde den Rathsfrohn an. — „Was Teufel!“ rief er endlich herausplatzend, „wer giebt Euch das Recht in mein Haus zu dringen und meinen Gastfreund hier verhaften zu wollen? Das Haus eines jeden Bürgers ist eine Freistatt, das meinige aber ist völlig unverletzlich, denn ich bin Rathmann.“

„Gewesen,“ sprach der Gerichtsfrohn trocken, „denn ein edler Rath hat Euch abgesetzt, wegen ungebührlicher Reden wider des Pabstes Macht und Gewalt, und auf Morgen Schlag 10 Uhr soll ich Euch vorladen vor das Ketzergericht im großen Dominikanerkloster, daß Ihr dort Red' und Antwort gebt wegen gewisser ketzerischer Aeußerungen und Gedanken, und auch wegen der Aufnahme dieses überführten Erzketzers aus Salzburg.“

Der Rathsmann brach auf seinem Sessel zusammen und stöhnte: „Dann sei mir unser Herr Gott gnädig!“ Aber der gelehrte Flüchtling aus Salzburg trat kühn und zuversichtlich auf den Rathsfrohn zu, und sprach: „Laßt Euch sagen, lieber Freund, Ihr handelt recht und gewissenhaft, wenn Ihr auch das Werkzeug für eine schlechte That seid; aber wenn Ihr es hören und erfahren wollt, wer der schlechteste Antichrist ist, so stellt Euch morgen zur Zeit der Gerichtssitzung an die Thür, ich werde diesen Zöllnern und Sündern einmal den klaren Wein der Wahrheit einschenken, daß ihnen die Augen übergehen sollen. — Nun kommt. Ich bin fertig. Meine Bücher darf ich doch mitnehmen?“

Ohne die stumme Zusicherung abzuwarten, nahm er

seine beiden lieben Werke, die er aus dem Schiffbruch gerettet hatte, unter den Arm. — „Dieses Eine," — sprach er, seine Handschrift hochhaltend, „wird ihnen schon sagen, wie ich's denke und meine von dieser großen Diebesbande zu Rom — und dann mögen sie das Ihrige thun; ich that bei Gott das Meinige."

Damit schritt er fest und aufrecht an der Seite des Gerichtsfrohns, umgeben von den grotesken, breitschultrigen und bärtigen Hellebardieren, dem nahen Rathsgefängnisse zu.

In der Kirche wurde indeß noch Ablaßhandel getrieben. Der ganze Einzug Tetzels und die Ablaßpredigt war den beiden freigeistigen Männern im wissenschaftlichen Gespräch darüber fast unbemerkt vorübergegangen.

Hedwig, die schon längst ihren Standpunkt vor der Hausthür verlassen hatte, wurde nun von dem Rathmann, als seine Schutzbefohlene, eifrig gesucht, war aber für diesen Augenblick nicht zu finden.

Wie Tetzel nach solchen Instruktionen den Ablaß gepredigt und angepriesen hatte, läßt sich denken. Man wird es kaum für möglich halten, und doch war es der Fall, daß er dieselben in Hinsicht der Frechheit der Anpreisung noch weit überragte. „Mein rothes Kreuz mit des Pabstes Wappen," begann er, „ist eben so kräftig als das Kreuz Jesu Christi. — Ich wollte einmal im Himmel mit St. Peter nicht rechten, denn ich habe mit meinem Ablaß mehr Seelen erlöset, als St. Peter mit seinem Evangelio." —

Ja, es kamen darin Dinge vor, die alles sittliche Gefühl empören und dem Heiligsten Hohn sprechen. So rief er unter Andern aus: „Und hätte Einer — so es möglich wäre — sich an der Mutter Gottes vergriffen, ich würde es ihm um ein Leidliches vergeben mittelst dieses Ablaßbriefes — so groß ist dessen Kraft." —

„Ja noch mehr," schrie er mit seiner durchdringenden Stimme durch die dunkle Kirchenhalle, worin die Menschen Kopf an Kopf gedrängt, heulend und weinend auf ihren Knien lagen, „für Erlegung der Taxe könnte Einer Ablaß von mir erhalten auf ein Paarmal hunderttausend Jahre."

„Seit der Himmelfahrt bis zum jüngsten Tage," fuhr er fort, „hat Christus dem Pabste alle Macht übergeben, und hat daher nicht viel mit zu reden bei diesem Handel; daher denn die, so sich dagegen auf das heilige Evangelium beziehen wollen, im dicken Irrthume sind. Christi Wort gilt nichts in dieser Sache, der Pabst Alles; darum kehrt Euch nicht an die Ketzer, die es Euch anders einreden wollen. Denn wer wider den Ablaß ist, der soll ewig brennen im höllischen Feuer."

Endlich schloß er mit den Worten, die er mit Donnerstimme rief: „Leget ein, leget ein, Ihr Christen, die Ihr den Himmel haben wollt; leget ein, die Ihr die vieltausendjährigen Höllenqualen des Fegefeuers fürchtet, und so Ihr Männer den Ablaß verachtet, so seid Ihr Weiber es schuldig, durch Lösung eines Ablaßbriefes deren Seelen von ewigen Qualen zu erlösen; denn wisset, es stehet ge-

schrieben," rief er noch lauter: „So wie der Groschen im Becken klingt, die Seele in den Himmel springt. — Amen, halleluja!" —

Mit diesen feierlichen Worten verließ er die Kanzel, und trat vor den kleinen Altar, der in der Mitte des kleinen Kirchenschiffs stand. Hier hatte indeß der Famulus schon den Ablaßkasten geöffnet. Daneben stand der Geldkasten, der mit drei schweren Vorhängeschlössern verwahrt war. Das Einlegen des Geldes geschah mittelst einer schmalen Oeffnung, die sich in der beckenartigen Vertiefung von Messing befand. Dieser Kasten war noch schwerer mit Eisen beschlagen als Jener. Er führte die schon erwähnte Inschrift. Dagegen war der andere mit Flammen und rothgekochten Seelen bemalt, welchen eine Hand aus den Wolken den Ablaßbrief und damit das Gnadenmittel darbot. Man kann nichts Groteskeres sehen, als diese Malerei.

Tetzel begann nun damit, die letzten Worte seiner Ablaßpredigt mit erhobener Stimme zu wiederholen. Alsdann wendete er sich an Einzelne, die zunächst standen.

Ein alter Bergmann hatte bisher den aufmerksamsten Zuhörer abgegeben und betrachtete den ganzen Ablaßkram mit einer ernsten Miene, die Mißbilligung desselben zu verrathen schien. — Diesem rief er zu: „Nun Alter, wollt Ihr nicht einlegen und Eure Seele aus dem bösen Schwaden des Fegefeuers erlösen?" — Der Alte zögerte. „Nun dann geht heim," fuhr Jener fort, „und sagt der Knappschaft von St. Annaberg, daß, wenn sie einen großen Ab-

laßbrief löse, ihr Berg sich in eitel Silber verwandeln werde.“ — Ungläubig schüttelte der Bergmann das Haupt, und um abzulenken fragte er: „Ist es denn wirklich wahr, was hier am Kasten steht: »sobald der Groschen im Becken klingt, die Seele in den Himmel springt?« Und als der Ablaßprediger solches mit Eifer und Beschwörungen bejahte, rief der alte Bergmann: „Ach, wie muß der Pabst ein so unbarmherziger Abenteurer sein, der um eines Groschens willen eine arme Seele so lange im Fegefeuer braten läßt; möchte er doch, so er anders keine Baarschaft hätte, etliche hundert tausend Gulden aufbringen und alle Seelen auf einmal losmachen; wollten wir armen Leute doch gern die Hauptsumma und was für Interessen und Unkosten daraufgegangen wäre, auf richtige Rechnung zur Hand erlegen.“

So erwachte damals schon das Volksgefühl gegen den Ablaß bei einzelnen verständigen Männern. Tetzel war darüber für einen Augenblick betroffen. Doch bald sammelte er sich wieder. Er suchte mit den Augen den alten Bergmann, um ihn strafend zur Verantwortung zu ziehen, allein er konnte ihn nicht wieder erblicken; doch sah er mehrere Bergknappen von St. Annaberg die Kirche verlassen. Nun begnügte er sich damit, vorerst nach dem Namen des greisen Bergmanns zu forschen. Mehrere kannten ihn nicht. Nur Einer sagte, es sei der alte Hans Luther aus Eisleben, der sich auf einer Reise nach Wittenberg befinde, wo sein Sohn Doctor und Professor sei.

„Also der?“ rief Tetzel verwundert, „der Vater des

ketzerischen Augustinermönchs? Nun den möchte ich auch lieber auf dem Scheiterhaufen sehen, als hier in der Kirche. Nur Geduld, ich werde ihn schon treffen!"

Nach diesem begann er aufs Neue und mit mehr Erfolg seine Anpreisungen des Ablasses; Hunderte aus allen Ständen, Lehrer und Schüler, Bauern, Bürger und Adelige, Männer und Weiber drängten sich um den falschen Gotteskasten des päbstlichen Frevlers, empfingen Ablaßbriefe für baares Geld, und zogen nun in die nahen Wirthshäuser und Weinkeller, um es da recht toll wieder zu treiben.

Auch Leute aus dem nahen Wittenberg waren da, Ablaßbriefe zu lösen, worüber sich Tetzel am meisten freute, denn dort war der Sitz einer freigeistigen Richtung der Zeit.

In einiger Entfernung, wo das dichteste Gedränge um den Ablaßkasten aufgehört hatte, stand ein schönes, junges Mädchen in fremder Tracht. Nach einigen schüchternen Versuchen hindurchzudringen, schien sie beschlossen zu haben, zu warten, bis der stärkste Menschenstrom sich etwas verlaufen haben würde. Der Ablaßprediger mit seinen Falkenblicken hatte das schöne Mädchen kaum bemerkt, als er rief: „So weicht doch aus, Ihr Ochsen und Esel, bei der Gnade Gottes, laßt den Engel dort herankommen, daß ihm auch sein Theil am Seelenheil werde."

Die Gasse öffnete sich, und die schüchterne Kleine nahte sich durch die von beiden Seiten sich öffnende Gasse in der Menschenmenge, beugte ein Knie auf der untersten

Stufe des Altars, und küßte dem Ablaßprediger die ihm dargereichte Hand.

„Nun Kind, was willst Du?“ sprach er ihr freundlich zu, und hob ihr mit zwei Fingern das Kinn des gesenkten Köpfchens; „Du siehst ja so unschuldig aus wie ein Täubchen! Wegen welcher Sünde könntest Du Ablaß begehren? Indeß seit Adams Apfelbiß sind wir allzumal Sünder,“ unterbrach er sich selbst, „und wären Alle ewig verdammt, wenn nicht ein solcher Ablaßbrief uns erlösete.“

„Hilft es auch gegen Ketzerei und gehegte Zweifel an der göttlichen Mission des Pabstes?“ fragte sie bescheiden.

„Tochter!“ rief er voll Entsetzen, „das ist die schwerste aller Sünden, eine Sünde, die Gott selbst nicht vergeben kann; für Ketzer und Abtrünnige hat die Kirche keine Gnade.“

Hedwig, denn sie war es, weinte still vor sich hin; dann fragte sie: „Aber wenn ich's doppelt bezahlte?“

„Das genügt nicht.“

„Aber dreifach?“

„Nicht genügend — zehnfach.“

„Wie viel beträgt das?“

„Zehn Goldgülden, Kind.“

„Ach Gott, so viel haben wir nicht mehr, und ich bedürfte zweier Ablaßbriefe.“

Dabei knöpfte sie in einer Ecke ihres weißen Tüchleins an einem Bündelchen Geld, das sie dort verwahrt hielt.

„Wie viel hast Du da anzuwenden?“

Hedwig überzählte schnell ihre kleine Baarschaft und

sagte dann traurig: „Es sind nur noch vier Gülden zehn Groschen und neun Pfennige, lieber Herr, der ganze Betrag unserer Reisekasse.“

„Nur her damit.“

„Aber könnte es nicht billiger geschehen, Herr Pater? Unser Herr Jesus Christus sprach ja: »Lasset die Kindlein zu mir kommen!« und nahm kein Geld für seinen Segen! Könnte nicht der heilige Vater in Rom, wenn er ein rechter Statthalter Christi auf Erden sein wollte, auch so milde sein?“

„Nein,“ sprach Tetzel streng, „gebt nur Alles her;“ und frevelnd fügte er hinzu: „Unser Herr Christus war ein Jude, der hätte sich besser auf seinen Vortheil verstehen sollen; der Pabst aber ist klüger, der sorgt für sich selbst und das Heil der Kirche.“

„Aber mein armer Vater wird hungern müssen, wenn ich ihm alles Reisegeld fortgebe.“

„So laß ihn hungern. Fasten und Beten hilft immer mit an der Gnadenwirkung des Herrn.“

Da gab ihm Hedwig ängstlich und betrübt alles Geld hin, was sie hatte; der Prediger nahm es und warf es in den Kasten, indem er nun noch das güldene Kreuzlein forderte, das er an ihrem Halse bemerkt hatte.

„Gebe ich das fort,“ sprach sie mit steigender Aengstlichkeit, „so gebe ich den letzten Nothanker meines römisch-katholischen Glaubens mit fort.“

„So laß den Glauben fahren,“ sprach er, „der Ablaßbrief wird Dir Vergebung dieser Sünde sichern.“

Hedwig seufzte tief auf und schüttelte ungläubig den Kopf. Indeß nach einigem Zögern gab sie es hin. Es schien ihr zu viel daran zu liegen, die beiden Ablaßbriefe zu empfangen.

Der Ablaßprediger hielt ihr nun die beiden Briefe hin; doch als sie fast allzu auffallend eilte, dieselben zu empfangen, fragte er zögernd: „Was willst Du aber mit zwei Briefen? Der Mensch hat nur eine Seele, und diese zu erlösen aus dem Fegefeuer, würde ein Brief genügen."

„Für mich und meinen Vater."

„Aber wer ist dieser Vater, der als Ketzer und Abtrünniger eines solchen Briefes für sein Seelenheil bedarf?"

Hedwig zögerte einige Augenblicke; der listige Blick des Ablaßpredigers hatte sie erschreckt, wenigstens vorsichtig gemacht. Sie fragte daher, eine gewisse weibliche Schlauheit der mönchischen entgegensetzend: „Lautet denn der Ablaßbrief auf den Namen oder den Inhaber?"

„Auf den Inhaber," entgegnete Tetzel, ihre kleine List nicht ahnend.

„Nun dann," entgegnete sie, „bedarf es ja des Namens nicht, um die bereits bezahlten Ablaßbriefe an mich auszuhändigen."

Tetzel sah sich gefangen, zugleich aber auch den Credit seines ganzen Handels gefährdet, wenn er die Auslieferung verweigerte; und so sah er sich denn genöthigt, beide Briefe ihr auszuhändigen. Nun aber, nachdem sie Hedwig in den goldenen Brustlatz ihres schwarzsammtnen, geschnürten

Mieders verborgen hatte, sprach sie mit einem gewissen Selbstgefühl: „Ich bin Leonhard Kaisers Tochter, und die Kirche kann meinen Vater nun nicht verdammen, da sie ihn selbst absolvirt hat.“

Betroffen darüber, daß er sich mit eigenen Waffen geschlagen sah, starrte der Ablaßprediger mit offenem Munde dem Mädchen nach, das bald in der Menge verschwand.

Sie hatte schnell den dunkelsten Kreuzgang hinter der letzten Colonade des Schiffs aufgesucht, wo die vielen Grabsteine, Denkmäler, Votivlampen und Heiligenbilder hängen, auch einige bestäubte dunkle Beichtstühle stehen. Da trat plötzlich aus einem derselben eine lange Gestalt in weißer Mönchskutte, ergriff ihre Hand und sprach: „Ein Glück, daß ich Dich treffe, Hedwig. Ich muß Dich nothwendig sprechen. Tritt dort in jenen Beichtstuhl hinein. Ich werde von der andern Seite eintreten. Das Gitter wird uns scheiden; aber wir werden einander hören und sehen.“

Hedwig bedurfte eben so sehr des Raths ihres geistlichen Freundes. Sie trat ein und kniete nieder vor dem Gitter, hinter welchem Guideon saß.

Beide Liebende trugen viel auf dem Herzen, was sie sich einander mitzutheilen hatten.

Zuerst fragte Guideon, ob sie ihren Vater bewogen habe zu entfliehen, ob er schon fort sei — sonst möchte es dazu zu spät geworden sein; denn das Ketzergericht verfahre schnell und mit unerbitterlicher Strenge.

„Ich habe dazu den rechten Augenblick noch nicht finden können,“ entgegnete sie betroffen; „auch bin ich

fest überzeugt, daß ich ihn nur hätte warnen dürfen, um ihn zum Bleiben zu bewegen, denn in Glaubenssachen trotzt er jeder Gefahr."

„Dann ist er verloren!" rief Guideon, „und wahrscheinlich in diesem Augenblicke schon in das Gefängniß geführt."

„Das ist nicht möglich!" rief Hedwig, „mein Vater führt einen Geleitsbrief vom Kaiser."

Daran wird sich der Rath der Stadt wenig kehren; im Gegentheil, denselben für unecht oder erschlichen erklären, denn die Herrn vom Rathe sind fanatische Glaubenseiferer, und liegen mit kaiserlicher Kammer wegen gewisser Zölle im Streit."

„Dann aber werden sie doch ihren eigenen Ablaß respectiren; ich habe für meinen Vater einen Ablaßbrief gelöset, obgleich ich eigentlich bei ruhiger Ueberlegung wenig an dessen Wirksamkeit glauben kann."

„O liebes Seelenherz!" rief Guideon, „Du kennst die List und Reservationen dieser Ablaßkrämer und Ketzermeister nicht. Das einzige Mittel, Deinen Vater zu retten, wäre, daß Du schnell nach Wittenberg eiltest, dem hochgelahrten Doctor Martin Luther Deine Noth klagtest und diesen bätest, sich an den Churfürsten zu wenden, damit dieser gerechte Fürst dem Rathe befehle, Deinen Vater sofort auf freien Fuß zu setzen und ihm sicheres Geleit nach Wittenberg mitzugeben."

„Morgen," sprach sie nachdenkend; „erst muß ich erfahren, ob sie wirklich so frech sind, kaiserlichen Brief

und Siegel nicht zu respectiren. — Und dann, wie könnte ich Aermste in diesen unruhigen Zeiten es wagen allein zu reisen — noch dazu ohne Geld."

„Morgen," sprach der junge Dominikaner erfreut, „werde ich Dich begleiten können."

„Auch Du willst entfliehen? Der böse Mönch hat Dich angeklagt?"

„Das that er, und that damit nicht mehr als seine Schuldigkeit," entgegnete Guideon; „allein ich muß unter höherem Schutz stehen; anstatt, wie jeder Andere, ein Jahr lang in die Pönitenzzelle eingeschlossen zu werden, erhielt ich vom Prior einen nachdrücklichen Verweis und die Auflage, in nächster Nacht hundert Ave Maria zu beten; auch davon, sprach der Prior, könne ich mich losmachen, wenn ich einen Ablaßbrief kaufen würde. Ich zuckte mit den Achseln und erinnerte an das mönchische Gelübde der Armuth, das mich von diesem Gnadenmittel ewig ausschließe."

»Bist Du ein so großer Narr,« entgegnete er mir, »nicht zu wissen, daß ein Mönch, um gute Werke zu thun, immer Geld haben könne, und an Gelegenheit, Geld zu gewinnen im Namen der Kirche, kann es doch keinem Geistlichen fehlen.«

„Und damit gab er mir Geld, weil ich doch nichts habe, einen Ablaßbrief zu kaufen, und viel mehr als dazu nöthig war, wenn ich sonst noch etwas bedürfe; »dann — erklärte er — um dem Aergerniß Deiner Strafloſigkeit hier ein Ende zu machen, will ich Dich lösen und mit einer ge-

heimen Mission nach Wittenberg beauftragen; dorthin kannst Du abreisen sobald als möglich.«"

„Und was war der Auftrag?" fragte Hedwig neugierig.

„Den Doctor Martin Luther zu beobachten und über dessen Thun und Treiben zu berichten," sprach Guideon mit niedergeschlagenen Blicken; denn sein edleres Gemüth schämte sich jedesmal, solche niedrige Rolle spielen zu müssen, der er sich doch nicht entziehen konnte.

Hedwig seufzte, aber sie sagte nichts dazu, um den feinfühlenden Freund nicht zu verletzen. Da fuhr er fort:

„Allerdings habe ich Ursache vorsichtig zu sein in meinen Schritten, denn er sagte mir: »Dabei hast Du neue Gelegenheit, Deinen Fehler durch Treue und Ergebenheit gegen die Kirche wieder gut zu machen; glaube aber nicht unbeobachtet zu sein, wenn Du auch Deinen Socius nicht mit leiblichen Augen sehen wirst. Besonders suche Luthers Meinung über den Ablaß zu erforschen, und zeichne jede verdächtige Aeußerung auf.«"

Am folgenden Tage in der Sitzung des Ketzergerichts kam es noch schlimmer, wie Guideon vorausgesagt hatte. Als Leonhard Kaiser Maximilians Geleitsbrief vorzeigte, erklärte Tetzel ihn für verfälscht; „denn daß ein Kaiser sich selbst widerspreche, ist nicht möglich — meinte er — und mir ist bekannt, daß Kaiserliche Hoheit Eure Auslieferung an das Ketzergericht geboten, und hier in Jüterbock brennt ein Scheiterhaufen so gut als in Salzburg, und noch viel besser und lustiger, weil er die Freidenker und Irrlehrer

in Wittenberg zum Tode erschrecken wird.“ Damit zerriß der freche Dominikaner den kaiserlichen Brief von oben bis unten, und warf hohnlachend beide Stücke auf den Boden, worauf er sie mit Füßen trat.

Leonhard Kaiser erhob seine schallende Stimme, um den frechen Dominikaner einen Antichristen und Gotteslästerer, Menschenschinder und Kirchenräuber zu schelten.

„Genug der Blasphemien,“ rief Tetzel donnernd dazwischen, „um Euch auf den Scheiterhaufen zu liefern. Schweigt in des Teufels Namen, oder ich lasse Euch den Mund verstopfen. Ihr seid einmal ewig verdammt, und kein Gott wird Euch erlösen.“

In diesem Augenblicke drängte sich Hedwig durch die Wachen vor der offenstehenden Thüre, und einen Ablaßbrief hoch haltend, rief sie: „Die Kirche kann und darf ihn wegen Ketzerei nicht verdammen, denn durch diesen Brief habt Ihr selbst seine Seele erlöset und absolvirt.“

„Nun, schönes Kind,“ lächelte der Ablaßprediger, „seiner Armensünderseele magst Du diesen Brief auf dem Scheiterhaufen mitgeben, sie mag sehen, ob sie sich damit in den Himmel hineinstehlen kann. Wir haben vorerst nur mit seinem Leibe eine kleine Procedur vorzunehmen, die seiner Seele genugsame Freiheit geben wird, ihre mißliche Wanderschaft anzutreten.“

Nach solchen Reden begriff Hedwig, daß hier nichts zu hoffen sei für ihren Vater. Sie rief ihm daher zu, getrost zu sein, der Gerechte müsse viel leiden und wenn die Noth am höchsten steige, so sei Gottes Hilfe am nächsten.

*

Damit küßte sie die Hand ihres Vaters und entfernte sich, entschlossen mit Guideon die Wanderung nach Wittenberg zu unternehmen.

Um zwei Uhr Nachmittags begab sich Hedwig, wie verabredet war, vor das nach Wittenberg führende Thor, um dort unter der ersten Eiche des nahen Waldes den geliebten Freund und Reiseführer zu erwarten.

Sie hatte zuvor den würdigen Gastfreund ihres Vaters von ihrem Vorhaben und dem Plane einer Rettung des Verketzerten, durch Verwendung Luthers in Kenntniß gesetzt und ihm gesagt, daß sie einen Führer und Begleiter finden würde, jedoch ohne diesen zu nennen. — Der Patrizier hatte nach einigem Bedenken und Zweifel den Plan gebilligt; ihr jedoch gutmüthig seinen Wagen und Pferde angeboten, welches sie aber ausschlug, um in der kleinen Stadt nicht noch mehr Aufsehen zu machen und dadurch ihm selbst und ihrem Vater zu schaden. Auch hätte er sie gern begleitet, wenn dieses nicht unter vorliegenden Umständen entweder als feige Flucht oder als offenbare Auflehnung gegen den Magistrat gedeutet worden wäre. Das war übrigens Hedwig sehr lieb; denn obwohl ihre Vernunft ihr sagen mußte, daß ein ältlicher Rathmann von Jüterbock eine viel anständigere, und selbst vor Luthers Augen empfehlendere Begleitung sein würde, als ein junger Dominikanermönch; so war doch in ihrem Herzen eine Stimme laut geworden, welche dem Jugendfreunde das Wort redete.

Nun schied sie denn aus dem gastlichen Hause, von

den Segenswünschen des alten Mannes begleitet. Die Annahme von einigen Goldgülden und etwas Lebensmitteln für die Reise hatte sie nicht vermeiden können, ohne ihren Wohlthäter zu kränken.

Hangend und bangend zwischen mancherlei Zweifeln und Bedenken, Wünschen und Besorgnissen, war sie auf der bezeichneten Stelle am Grenzwalde des Stadtbezirks angekommen.

Guideon war noch nicht hier; das vermehrte ihre Unruhe. Sie setzte sich auf eine Erhöhung des Rasens nieder, wo sie fast den ganzen Weg von Jüterbock her übersehen konnte. Hier wollte sie den jungen Mönch erwarten. Sie gab nun, wie man zu sagen pflegt, ihren Gedanken Audienz. Doch das Warten auf einen Erwarteten ist eine so eigene, alle Seelenkräfte in Anspruch nehmende Pein, daß ihr keiner ihrer Gedanken oder Gefühle zum klaren Bewußtsein kommen konnte. Nur das Eine war ihr bewußt, daß sie sich unbeschreiblich verlassen und unglücklich fühlte, daß ein Bangen und Grauen vor dem Geschick ihres Vaters sie ergriff, und zugleich die Sehnsucht nach ihrem lieben Mütterchen mit allem Schmerz eines tiefen Heimwehs erwachte. Ueber alles dieses Weh hatte noch die hoffnungsloseste Liebe ihren Thränenschleier gebreitet, und über diesen dem weiblichen Herzen viel näher rückenden Wogendrang von Gefühlen und Schmerzen, hatte sie die andere Quelle ihrer Seelenbewegungen: die Zweifel und den innern Zwiespalt in der großen Angelegenheit des religiösen Glaubens, ganz aus den Augen verloren.

Jetzt aber ertönten vom fernen Jüterbock her auf's Neue alle Kirchenglocken. Es war ein schönes und harmonisches Geläute, dessen melancholische Tonwellen herüberwogten in das freie, heitere Gottesreich aus der finstern fanatischen Stadt. — Das galt ohne Zweifel wieder dem Ablaßprediger, der, nachdem er die Morgenstunden seinem düstern Ketzermeisteramte zugewendet, nun wieder seinen frechen Sündenhandel begonnen hatte. Dieser Gedanke führte dann wieder von selbst auf den Punkt zurück, von dem eigentlich die ganze Bewegung ihres früher so still gewesenen Lebens ausgegangen war. Nun lief es ihr wieder durch den Sinn, welche Zweifel ihr Vater so oft angeregt hatte gegen die Rechtmäßigkeit des Pabstthums und so manche kirchliche Satzungen, welche sich vor dem Richterstuhle des Verstandes durchaus nicht rechtfertigen ließen, insbesondere gegen den Ablaß, der so tief alles sittliche und wahrhaft religiöse Gefühl verletzte; dagegen erhob sich in ihrem frommen Gemüthe die Macht des ihrer jugendlichen Seele tief eingeprägten Glaubens, die so groß ist, daß keine Vernunftreflexion in reifern Jahren sie so ganz beseitigen kann. Man sieht es ja im Kleinen so oft im Leben, wie sehr die mit der Ammenmilch eingesogene Gespensterfurcht, oder der Aberglaube aus der Kinderstube sich auf das spätere Leben oft der tiefsten Denker fortpflanzt. So auch hier. Hedwig, deren Verstand unter der alle Seelenkräfte reifenden Hand des Unglückes immer aufgeklärter geworden war, konnte sich doch von jenen Jugendeindrücken in Glaubenssachen nicht losmachen. So suchte

sie sich unter Anderm zum Bewußtsein zu bringen, was sie bewogen hatte, jene Ablaßbriefe für sich und ihren Vater zu lösen, da doch ihr Verstand den Wahn zurückwies, daß durch einen so unsittlichen und betrüglichen Handel die ewige Seligkeit gewonnen werden könne. Die kleine List, durch den Ablaßbrief ihren Vater gegen die Verfolgungen des Clerus zu sichern, war ihr eigentlich erst bei der Lösung desselben eingefallen. Dagegen mußte sie erkennen, daß ihr schwer bedrücktes Gemüth, nach irgend einem Beruhigungsmittel ringend, unbewußt von der Macht der Sympathie, durch eine dem Gotteshause zuströmende Menschenmenge, durch das Geläute der Kirchenglocken und die Feierlichkeit des Zuges, das Murmeln von Gebeten in den langen Zügen der Mönche, die wehenden Kirchenfahnen mit dem Marienbilde, das erhabene Kreuz des Erlösers und die päbstliche Bannbulle auf goldgeschmücktem Sammetkissen, selbst durch die Ehrfurcht, welche so viele Herren vom Adel mit entblößten Häuptern, so Tausende knieender Bürger und Landleute, Weiber, Kinder und Greise, dem Retter aller Seelen zollten, warum sollte nicht auch die ihrige dadurch gerettet und beruhigt werden? warum nicht ihr Vater, wenn er durch zu weit gehenden Unglauben den Zorn Gottes auf sich gezogen haben sollte, dadurch Antheil an der göttlichen Gnade gewinnen können, die hier so sichtlich über viele Tausende beängstigter Seelen ausgeschüttet wurde?

Diese im Grunde doch unbefriedigenden Betrachtungen erinnerten sie lebhafter an Guideon, mit dem sie doch

wenigstens besprechen konnte, was ihr zunächst am Herzen lag. Da sah sie wieder forschend und sehnsüchtig auf den langen Weg nach Jüterbock hin, der vor ihr lag, und sie bemerkte viele Leute, die dorthin zogen mit einer Eile, als könnten sie nicht zeitig genug ihr Seelenheil sichern. Viele Andere kehrten zurück und hielten ihren Ablaßzettel in der Hand. Die Angesichter der Meisten waren weinroth und fröhlich, Viele wankten, jubelten und hielten die Ablaßzettel hoch, schwenkten die Hüte und trieben tolle Dinge; Andere waren schon ganz betrunken, nach ihren lästerlichen Reden zu urtheilen; so konnten sie die Zeit kaum erwarten, die Kraft ihrer Ablaßbriefe zu erproben, um neue Sünden und Verbrechen zu begehen. Nur ein Mönch in weißer Kutte war nicht zu sehen. Schon eine Stunde lang hatte sie Guideon vergebens erwartet.

Das schöne Mädchen von Salzburg hatte sich zwar etwas seitab vom Wege gesetzt und suchte, als die Haufen jener Betrunkenen nahten, ein schützendes Gebüsch. Dieses aber deckte sie nicht so ganz, daß sie vor den Neckereien und Angriffen der Muthwilligsten unter diesen lockern Zeisigen gesichert gewesen wäre; und dieser Umstand erhöhte ihre Aengstlichkeit wie ihre Sehnsucht nach dem sie schirmenden Begleiter um ein Bedeutendes.

So kam unter Anderm ein lärmender Haufe junger Männer von dem damals sehr rohen und sittenlosen Stande der Landjunker herangezogen. Einige waren zu Pferde, andere zu Fuß; Alle in der möglichst bunten Tracht des damaligen höchst barocknen Modegeschmackes, weite grüne

oder rothe Pluderhosen nur bis an die Knie herabreichend, mit mächtigen Bandrosen, dazu gelbe oder hellblau geschlitzte Wämser oder seltsam weite Reiterstiefel mit Lederhosen, Federn auf den Hüten und Baretten und lange, wagrechthängende Stoßdegen; blasse, verlebte oder weinrothglühende Gesichter, die meisten fratzenhaft verzerrt vom wilden Lachen, viele noch unbärtig; Andere mit gräulichen, breit bis an die Ohren gezogenen Schnurrbärten.

Man kann nichts Entsetzlicheres sich denken als diese Rotte wilder Junker, die alle ihren Ablaßbrief von Tetzel geholt hatten und ihn als Freibrief für ein neues wüstes Sündenleben, sichtbar am Federhut oder dem Baret oder dem Gürtel aufgesteckt hatten.

Für ein so einsames, schüchternes junges Mädchen, wie unsere arme Hedwig, mußte eine solche lärmende Rotte, wie sie jetzt mit lautem Geschrei auf sie zugestürzt kam, von einer fast alle Besinnung raubenden Schreckenswirkung sein. In solcher Lage wählt man nicht immer das Klügste. Anstatt nach der offenen Landstraße hinzulaufen, oder wenigstens stehen zu bleiben, wo denn doch Hilfe von besser gesonnenen Wanderern möglich war, wählte sie den unglücklichsten Fluchtweg, dem Walde zu. Mit lautem Hohn und Halloh verfolgte sie die Rotte, und die steigende Angst benahm ihr bald den Athem. Der hochstämmige Eichenwald war hier dichter und dunkler geworden, doch das Unterholz, von mächtigen Baumriesen überwölbt, war nicht dicht genug, um sie den Blicken ihrer Verfolger zu entziehen. Da fiel sie im erschöpften Laufe in einen

alten, mit abgefallenem, zusammengewehtem Laube mehr als halb ausgefüllten Graben. Dort blieb sie liegen in der schwachen Hoffnung, daß die wilde Rotte sie nicht entdecken werde. Sie wagte nicht den Kopf zu erheben; doch suchte sie sich in dem gelben Blätterhaufen so tief als möglich zu verbergen.

Vielleicht wäre es ihr gelungen, denn sie hatte einen weiten Vorsprung gewonnen und die halb trunkenen Junker würden auch wohl von jeder, weitab vom Wege führenden Verfolgung abgelassen haben; allein unglücklicher Weise fing ein Hund an zu bellen auf der Höhe des Grabens, und dieses Hundegebell hatte sie verrathen. Von allen Seiten schugten sich die sie verfolgenden Junker durch das Gebüsch, und umstanden die halb Ohnmächtige mit lautem Gelächter.

Nun erhob sich Hedwig und fragte in ihrer salzburger Mundart: „Woas wölt's epper eppa von mi?"

Der gezogene Accent ihrer fremden südländischen Sprache mit seinem naiven und herzigen Ausdrucke, die Schönheit des Mädchens in der anmuthigen nie gesehenen Landestracht, schien auf einige Augenblicke diese rohen Gesellen überrascht zu haben. Sie stimmten wenigstens ihren frühern Ton der wildesten Begierden bedeutend herab, und ein langer, schnauzbärtiger Mensch erklärte ihr, wenn sie Jedem von ihnen freiwillig einen Kuß gebe, solle sie ungefährdet ihres Weges ziehen.

„Beim Teufel, nein!" schrie ein dickbäuchiger, vom Wein aufgedunsener Knirps; „das heißt einem schönen

Kerl, wie ich bin, das Maul wässerig machen, und wenn ihr nicht Alle jämmerliche Hasen seid, so gebrauchen wir Gewalt."

„Ja Gewalt, wir haben ja Ablaßbriefe!" schrien Mehrere, und stürzten auf das vor Angst und Entsetzen halb todte Mädchen zu. Andere stemmten sich wieder entgegen, und in diesem Ringen um die Erstigkeit ihrer Gunst konnte sie Keiner berühren. Hedwig gewann jetzt Kraft, um Hilfe schreien zu können. Plötzlich hörte sie Degengeklirr, Hundegebell und Kampfgeschrei im Gebüsche ganz in der Nähe. Ein großer Hund hatte sich mitten in die Rotte der Junker gestürzt, und riß hier und dort Einen nieder. Bald wurde da, dann dort einer der Angreifenden sichtbar. Es waren ihrer Kleidung nach ein Student aus Wittenberg und ein rauher, breitbärtiger Jägersmann. Wer konnte wissen, wie Viele noch hinter dem Gebüsche verborgen waren? Die rohen Junker wenigstens mochten keine geringe Meinung davon hegen. Zudem war schon Blut geflossen. Feig entflohen sie, und lachend traten die Sieger hervor. Es waren nur ihrer zwei, der Jäger und der Student; dieser aber — Hedwig traute ihren Augen kaum — war Guideon.

„Ja, ich bin's, mein Seelenliebchen!" rief dieser heiterer als sie ihn jemals gesehen hatte, und wischte die Blutspuren von seinem langen Degen ab; „wie gefalle ich Dir so? Ovids Metamorphosen haben mich zum flotten Burschen travestirt. Was sagst Du dazu?"

Der Jägersmann war weitergezogen mit seinem großen

Hunde, und Hedwig betrachtete Guideon mit seltsamen Gefühlen von Wonne, Liebe und Aengstlichkeit. Das mönchische Gewand war ihr gleichsam Schild und Schirm gewesen gegen das leidenschaftliche Ueberwallen ihrer Liebe in das Bereich der Sinnenwelt, und nun schien Guideons bisherige gesetzte Ernsthaftigkeit in den leichtsinnigen Ton der neuen Rolle, die er spielte, hinübergeschlagen zu sein. Es war begreiflich, daß sich das Vertrauen des sittlichreinen Mädchens gegen diesen im Tone und Wesen so veränderten Begleiter bedeutend gemindert hatte. Auf der andern Seite aber konnte die jetzt hervortretende Schönheit seiner Formen, in dem schwarzen Sammetrocke, den eng anliegenden weißen Beinkleidern und dem mit wallenden Federn gezierten Sammetbaret, das reiche Wehrgehänge von Hellblau und Silber mit dem langen Raufdegen und tellergroßen Stichblatte, und der mit Gold durchwirkte Gürtel, an welchem die Dintenbüchse und Pennal hingen, den gewinnenden Eindruck auf das ohnehin schon durch Angst, Ueberraschung, Freude und Liebe überreizte Mädchen nicht verfehlen.

„Und Du bist wirklich dem Mönchthum entflohen?“ fragte Hedwig mit klopfendem Herzen zu ihm aufblickend.

„Entflohen nicht,“ entgegnete er, „möge mich der Himmel bewahren, daß ich kein Abtrünniger werde; aber um meine Mission geschickter ausführen zu können, wurde ich vom Ordenskleide und den Klostergelübden auf einige Zeit dispensirt.“

„So lügt Dein Kleid, und Dein Wort soll heucheln?

Du bist Spion! Geh', ich kann Dich nicht mehr lieben." So sprach das feinfühlende Mädchen und trat mit einem unwillkührlichen Schauder vor ihm zurück.

Guideon fühlte die Gerechtigkeit ihres Vorwurfes. Mit gesenkten Blicken stand er da, und eine flammende Röthe der Beschämung ergoß sich über sein Antlitz.

„Aber die Kirche hat es mir geboten," sprach er nach einer Pause.

„O du mein gütiger Gott!" rief Hedwig aus; „kann eine Kirche noch Achtung verdienen, die solche Mittel anwenden muß, ihr Ansehen zu erhalten?"

Guideon zuckte die Achseln und sprach: „Der Mönch hat keinen Willen als den seiner Obern; übrigens bin ich im Herzen noch der Alte, und Du wirst mich nicht verändert finden in Hinsicht der geistigen Reinheit meiner Seelenliebe. Nun aber laß uns eilen und weiter wandern, damit wir nicht zu spät kommen Deinen Vater zu erretten."

„O, geschwind!" rief sie; raffte ihr Bündelchen vom Boden auf und Beide gingen weiter auf dem Fußsteige, der im Walde in derselben Richtung der Straße nach Wittenberg dahinzog.

„Und damit Niemand Anstoß nehme an unserem Zusammentreffen," sprach Guideon, „mögest Du überall für meine Schwester gelten."

„Und sei Du mir Bruder und Freund, mehr nicht!" entgegnete Hedwig mit rührender Innigkeit und hielt ihm ihre Hand hin, die er an sein Herz drückte.

„Mehr nicht!“ rief er schwärmerisch, „mehr darf ich Dir nicht sein!“

In Wittenberg war große Aufregung. Auf dem Markte standen einige Bürger von Studenten umgeben und führten großes Geschrei, daß sie zu Jüterbock von dem Abgeordneten des Pabstes, Johann Tetzel, sich Ablaßbriefe gelöset hätten und daß sie damit bei ihrem Seelsorger, dem Doctor Martin Luther hieselbst, zur Beichte gegangen wären, dieser aber ihnen die Absolution verweigert habe, wenn sie nicht zuvor aufrichtige Reue bezeugten und Besserung gelobten.

Die Studenten sahen einander an und wunderten sich. Viele derselben hatten vom Ablaß noch gar nichts gehört; Andere waren nur ganz unvollkommen davon unterrichtet.

„Nun, und warum — fragte ein blonder, schmalbäckiger Jüngling in adligfeiner Tracht — wollt Ihr denn nicht Buße thun und Besserung angeloben, wenn es unser gelehrter Doctor fordert? Der weiß besser als mancher dicke Philister, was einem guten Christen eignet und geziemet, denn er ist tiefgelahrt in den heiligen Schriften der Bibel.“

„Aber des Pabstes Ansehen und Gewalt geht noch darüber,“ entgegnete der große, vierschrötige und dicke Bürger, der von Profession ein Fleischer war. „Wenn ich Lust gehabt hätte meine Sünden zu bereuen, meine Frau nicht weiter zu prügeln, den Trunk abzuschwören und an Fasttagen kein Fleisch zu essen, oder Gebete zu plärren, so brauchte ich nicht erst noch lange nach Jüterbock zu reiten und mir solchen Sündenbrief zu holen; dafür hätte

mich jeder Pfaff absolvirt. Nun ich aber den Brief habe, so bestehe ich auch auf meine Rechte: Absolution ohne Buße, Reue und Besserung."

„Ja, ich auch," krähte ein dünner Schneider, dem die Hände zu lang aus den Aermeln des Rockes herausgewachsen waren; „hier im Ablaßbriefe steht kein Wort davon, und der Ablaßprediger hat es von der Kanzel herab verkündigt, es sei Buße und Besserung gar nicht nöthig, denn die göttliche Gnade beruhe ganz allein auf der Zahlung der Lebenden."

„Ja noch mehr," sprach ein alter Mann mit weißem Barte, der bei der Bürgerschaft in hohem Ansehen stand, weil er reich war und zum Rathe gehörte: „er hat sich unterfangen, den ganzen Ablaßhandel laut zu tadeln und zu sagen, es sei damit eine schändliche Geldprellerei, die man unter Mißbrauch des Ansehens und Namens des Pabstes übe. Die Leute könnten Besseres thun als nach Jüterbock laufen und sich Ablaßbriefe kaufen, die für das Heil ihrer Seelen doch nichts helfen und fruchten würden."

„Das sind ketzerische Gesinnungen," riefen die Andern; „wir wollen nach Jüterbock laufen und den Doctor verklagen bei dem Ketzermeister Tetzel."

„Ja, der soll und muß seinen Ablaß vertreten, den er ausgegeben hat," rief der dicke Fleischer. „Und den Mönch in's Feuer werfen lassen, der das Ansehen des Pabstes schmälert," schrie der dünne Schneider.

„Dieser Doctor mit seinen freien Reden wird unsere

gute Stadt noch in schweres Unglück bringen," seufzte der greise Rathmann.

„Aber lieben Leute," sprach einer der Studenten, „unser Doctor ist ein hochgelahrter Mann, der wird nichts ohne Grund sagen. Lasset uns erst hören, was er predigen wird über den Ablaß; denn er ist Keiner von der Sorte, die mit ihrer Meinung lange hinter dem Berge halten."

„Ei was, er muß brennen!" rief der kleine fanatische Schneider mit seinem dürren Stimmchen; „wer wider den Ablaß redet, ist des Teufels!"

„Du sollst selbst brennen, Du schlechter Hund!" rief ein riesiger Student, und mit einem Faustschlage lag das dünne Schneiderlein am Boden.

Nun kam es zu einer allgemeinen Schlägerei. Die Studenten zogen ihre langen Raufdegen; die Bürger holten Spieße und Hellebarden. Da gab es blutige Köpfe. Das war in jenen Zeiten gar nichts Seltenes. Doch bald ergriffen die Bürger, die es ohnehin nicht ganz mit den Studenten verderben wollten, die Flucht, und die nun wieder beruhigten Studenten sammelten sich, um die Frage wegen des Ablasses untereinander zu besprechen. Gar viele Leute aber zogen aus dem Thore nach Jüterbock, theils um den Doctor Luther anzuklagen, der sie nicht absolviren wolle, theils um Ablaß für sich zu holen, weil sie auch nicht Lust hatten zu beichten und Buße zu thun.

Noch sprachen die Studenten darüber und eiferten für ihren theuern Lehrer, da kam ein fremder junger Mann

mit schönen italienischen Gesichtszügen heran, sehr sauber in schwarzem Sammet als Student gekleidet und fragte, wo Doctor Martin Luther wohne.

In einiger Entfernung auf der Straße war das liebliche salzburger Mädchen, das wir schon kennen, in der fremden so malerisch anmuthigen Tracht stehen geblieben, und Einige hatten bemerkt, daß Beide Hand in Hand zusammen gekommen waren; mehr als genug des Beweggrundes, um den fremden Commilitonen mit freundlicher Willfahrung aufzunehmen.

Viele der jungen Leute erboten sich ihn zu begleiten, und fast Alle gingen sie mit. Da schmiegte sich Hedwig an seinen Arm und er sagte ihnen, sie sei seine Schwester, Beide aus Salzburg vertrieben und nun Schutz suchend bei diesem berühmten Lehrer, der ja der Schirm und Schild schon so vieler durch den fanatischen Clerus bedrängter Leute gewesen sei.

Nun rühmten die Studenten über alle Maaßen ihren trefflichen Lehrer, dessen kräftigen und allgemein faßlichen Vortrag, wie er in allen Dingen sich auf die göttliche Offenbarung der Bibel stütze, und menschliche Satzungen dawider weder gelten lassen noch anerkennen wolle.

„Ja wahrlich, es geschieht ihm Unrecht!“ rief ein blonder Jüngling mit einem feinen, bleichen und ovalen Antlitz, dessen reiche Locken auf dem Spitzenkragen, der den freien Nacken umgab, herabrollten; „wenn ihn das Geschrei der Dominikaner im ganzen heiligen römischen Reiche verketzert, das geschieht doch nur aus baarem Neide

wegen des hohen Ruhmes und Glanzes, den seine Gelehrsamkeit und sein Ansehen über den Franziskanerorden verbreitet; denn er ist ein so guter Mönch und römisch-katholischer Christ als Einer, nur daß er nicht blind ist wie Andere gegen die Gebrechen der kirchlichen Disciplin und gegen schreiende Mißbräuche, die sich unter dem Deckmantel der Religion eingeschlichen haben."

„Ein Beweis, in welchem Ansehen er selbst in seinem Orden steht," sprach ein bärtiger junger Mann von dunkler Gesichtsfarbe, in dessen ganzem Wesen sich das vormalige Kriegerleben verrieth, „ist der, daß ihm der Generalvicar der Franziskaner, Doctor Staupitz, die Visitation sehr vieler Klöster dieses Ordens aufgetragen hatte, und überall hat er die nöthige Besserung der Disciplin mit eben so viel Milde als kluger Strenge zu Stande gebracht."

Und die jungen Leute hatten vollkommen Recht in ihrem Urtheile über Luthers Leben und Gesinnungen. Er war schon weit früher verschrien und verketzert, ehe ihm nur im Entferntesten der Gedanke einer gänzlichen Reform des Kirchenwesens beigekommen war. Nur im vertrautesten Freundeskreise hatte er sich bis jetzt ausgesprochen über das ärgerliche Leben des Pabstes und des römischen Clerus, wie er es auf seiner Mission nach Rom hatte kennen gelernt; aber bei alledem war er noch immer auf das Tiefste durchdrungen von Ehrerbietung gegen den Pabst und die Concilien.

Er schrieb selbst einmal später, um den schwankenden

Zustand seines ersten öffentlichen Auftretens gegen jene kirchlichen Mißbräuche zu entschuldigen, die eben so kräftigen als denkwürdigen Worte:

„Ein solcher Saulus bin ich gewesen, wie jetzt noch „Viele sind. Ich war nicht solches Eis und Frost, wie „ein Eck und Seinesgleichen in Vertheidigung des Pabstes, von welchen mich dünkt, daß sie mehr um des „Bauches willen den Pabst vertheidigt, als daß es „ihnen Ernst war; ja, ich meine noch auf den heutigen Tag, daß sie selbst des Pabstes lachen wie die „Epicuräer. Ich handelte die Sache mit Ernst, fürchtete „ja mit Entsetzen den jüngsten Tag und begehrte vom „Grunde meines Herzens, selig zu werden. So findet „man in meinen früheren Schriften, wie Vieles und „Großes ich dem Pabste demüthig zugestanden, das ich „in späterer Zeit für höchste Gotteslästerung halten und „verfluchen muß."

Doch zurück zu den Gesprächen der Studenten, welche die Fremden nach dem Augustinerkloster führten.

„Ei, Ihr lieben Brüder!" sprach ein alter, fast graubärtiger Studiosus, in damaligen Zeiten keine Seltenheit, „aller Anfang ist klein, aus dem Funken kann eine Flamme werden, wenn hineingeblasen wird und Zündstoff beiliegt, und ich meine, dieser päbstliche Ablaßhandel wird tüchtig hineinblasen, damit er Feuer fange unser guter Doctor, daß er dem Pabste und seiner Clerisei eine Brandfackel anzünde, welche die ganze Welt erleuchten wird. Ich zum Mindesten denke immer noch daran, wie unser Doctor so

klein anfing zu predigen. Das schöne neue Augustinerkloster war damals noch im Bau begriffen, und da, wo heute die große helle Klosterkirche sich erhebt, stand damals ein alter Schuppen von Holz erbauet, mit Balken gestützt, darin eine Kanzel, die zwei Fuß hoch von der Erde erhaben, mehr nicht war als ein alter hölzerner Kasten. Hier hielt unser Doctor Martinus seine ersten Predigten; aber bald war der Zulauf derer, die ihn hören wollten, so groß geworden, daß der enge Raum die Menge derselben nicht mehr fassen konnte und außen noch der ganze Kirchhof voll Menschen stand; daneben ein Gedränge, daß man besorgen mußte, die alte dunkle Hütte werde ihm über dem Haupte eingedrückt. Darum machte ihm der Stadtpfarrer Jakob Simon Heynß den Vorschlag, in der großen Stadtkirche zu predigen, welches auch unser Doctor dankbar annahm."

„Das gemahnt mich," sprach der Blonde, „an das erste Erscheinen unsers Herrn und Weltheilandes, der auch in einem elenden Stalle geboren, berufen war die Welt zu erleuchten."

„So wähnt Ihr Herren, er werde ein zweiter Messias werden?" spöttelte Guideon; „er möge sich hüten, mit seinem Lichtlein nicht seinen eigenen Scheiterhaufen anzuzünden. Das ist vor ihm geschehen und wird nach ihm geschehen, und kein Abtrünniger und Ketzer ist davor sicher."

Es war ein Glück für ihn, daß sie an der Pforte des Augustinerklosters angekommen waren. Diese Bemerkung würde dem verkappten jungen Dominikaner eine derbe,

vielleicht fühlbare Replik zugezogen haben. In diesem Augenblicke aber öffnete sich das Pförtlein und Guideon nebst Hedwig traten hinein, nach dem Doctor Martin Luther fragend.

Am folgenden Tage war alle Welt neugierig zu hören, was Doctor Luther zu dem Ablaßhandel sagen würde. Die Menschen bestürmten und belagerten förmlich die Kirche, in welcher er predigte. Aber es war, als wage er sich noch nicht an die große Aufgabe seines Lebens. Er selbst äußerte sich darüber einmal später in einem seiner Tischgespräche:

„Zu der Zeit war ich Prediger allhie im Kloster, „und ein junger Doctor, neulich aus der Esse kom„men, hitzig und lustig in der heiligen Schrift. Als „nun viel Volk von Wittenberg lief dem Ablaß nach „gen Jüterbock und Zerbst und ich, so wahr mich mein „Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ab„laß wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte, fing „ich säuberlich an zu predigen, man könne wohl Besse„res thun, das gewisser wäre, als Ablaß lösen. Sol„che Predigt hatte ich zuvor auch hie gethan auf dem „Schlosse und schlechte Gnade verdient bei Churfürst „Friedrich, der sein Stift auch sehr lieb hatte.“

Das Letztere bezog sich darauf, daß der Churfürst on Sachsen ein Stift begründet, und für dessen Kirche nen besondern Ablaß nachgesucht hatte. So lieb und werth m auch der junge Doctor war, der seiner lieben Univerität zu Wittenberg so viel Glanz verlieh, so sah er es

doch nicht gern, daß derselbe das Volk abmahnte, sich des Ablasses zu bedienen, um das Heil der Seele zu gewinnen.

Bald aber sollte der noch schlummernde Feuereifer dieses eben erst aus der Esse gekommenen jungen Doctors geweckt werden durch Tetzels Zorn, womit dieser die Beschwerden der Wittenberger angehört hatte, daß der Augustinermönch Doctor Martin Luther zu Wittenberg ihnen des Ablaßzettels ungeachtet die Absolution verweigert habe, wenn sie nicht aufrichtige Reue hätten und Besserung angelobten. Er ließ auf dem Markte zu Jüterbock einen Scheiterhaufen errichten und anzünden, und predigte dabei: „So werde ich Kraft meiner vom Pabste erhaltenen Vollmacht alle Ketzer verbrennen lassen, welche die Macht und das Ansehen des päbstlichen Ablasses nicht anerkennen wollen."

Das Geschrei davon kam bald nach Wittenberg. Die ganze Stadt und Universität gerieth dadurch in ungeheuere Aufregung. Die Altgläubigen meinten schon große Triumphe gefeiert zu haben; dagegen die Neuerer und Aufgeklärten sagten: Nun sei das Maaß des Frevels voll, und der Engel mit dem feurigen Schwerte müsse dreinschlagen, und Tetzel mit seinem Sündenkram vertreiben. Aller Augen sahen auf Luther, als den würdigsten Verfechter in dieser Sache. Allein unter den Lehrern der Universität und den Ordensbrüdern der Augustiner gab es noch viele ängstliche und kleingläubige Gemüther. Diese wendeten sich mit Bitten und Vorstellungen an ihn, er möge nur in diesen schlimmen Handel sich nicht mengen

und damit ins Gleiche sehen. Selbst Staupitz, der Generalvicar und Provinzial des Ordens, sonst ein aufgeklärter und freigeistiger Mann, kam von Dresden herüber, um ihn zu warnen, indem er bemerkte: Seine Churfürstliche Gnaden hätten sich schon früher mißfällig über seine noch glimpfliche Predigt geäußert, und würde es höchlich ungnädig vermerken, so er noch weiter gehen würde.

Aber Luther antwortete ihm und Andern: „Lasset mich nur gewähren, Ihr Herren, wie mich der Geist treibt und die Bibel lehrt. Ist meine Meinung gegen diesen schändlichen Ablaßhandel von dieser Welt, so wird sie von selbst fallen, ist sie aber von jener Welt, so werde alle Macht des Pabstes und alle Scheiterhaufen dieses Ketzermeisters sie nicht auslöschen können.“

So war ihm gleichsam die öffentliche Meinung der Aufgeklärten im Volke vorausgegangen, während Andere sich scheuten, wie man zu sagen pflegt, der Katze die Schelle anzuhängen, und Viele noch in dicker Finsterniß versunken waren.

Da fing er an, bestimmter und mit immer größerem Nachdrucke gegen den Ablaß zu predigen, und gab sogar eine dieser Predigten, die er einen »Sermon vom Ablaß und von der Gnade« nannte, am 4. September im Drucke heraus.

Er wiederholte darin nur, was er schon früher in der Schloßkirche und später in der Stadtpfarrkirche gepredigt hatte, daß die neuen Lehrer der Buße drei Theile beilegten: die Reue, die Beichte und Genugthuung, und daß

die Letztere durch den Ablaß, das heißt durch Beten, Fasten und Almosen könne aufgehoben werden; dieß Alles aber sei der heiligen Schrift und den Kirchenvätern zuwider. Alsdann ging er den Ablaß, nach seinen damaligen Begriffen, in zwanzig Punkten durch und schloß mit den Worten:

„Ob Etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten,
„denen solche Wahrheit schädlich ist im Laster, so achte
„ich doch solch Geplärr nicht groß, sintemalen das nicht
„thun, denn etliche finstere Gehirne, die die Biblien
„nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre
„eigenen Lehrer nie verstanden, sondern in ihrer lächer-
„lichen und finstern Opinion vielmehr verwesen."

Nun kam mit Hilfe der damals noch jungen und etwas unbeholfenen Buchdruckerkunst, der auf solche Weise angeregte Ablaßstreit aus dem Leben in die Schrift. Tetzel eiferte dagegen wohl auch von der Kanzel, aber seine Hauptwaffe war eine deutsche Schrift, worin er jenen Sermon Luthers zu widerlegen suchte.

Damit aber hatte er Luther aufs Neue in den Harnisch gebracht. Jede Vertheidigung jener schlechten Sache mußte ihm zur Waffe dienen, die er gegen den Feind der Freiheit des Glaubens kehrte.

Dem kühnen Augustinermöche regten sich die geistigen Schwingen. Er antwortete auf Tetzels klägliche Vertheidigungsschrift durch die Gegenschrift unter dem Titel: „Freiheit des Sermons, päbstlichen Ablaß und Gnade

belangend«, worin er ihn auf das Bündigste widerlegte und abfertigte, jedoch ohne ihn mit Namen zu nennen.

Erst durch diese Streitschriften gewann Luther nähere Kenntniß vom päbstlichen Ablaß und dessen habsüchtigen Zwecken, wie von dessen sittenverderblichen Folgen; und nun glaubte er, vermöge seines immer hochgehaltenen Doctoreides der Theologie, von Gott und in seinem Gewissen berufen zu sein, auch thatkräftig dagegen aufzutreten. Er schrieb daher voll Feuer und Eifer an einige Fürsten und Herren, besonders an die Bischöfe von Meißen, Frankfurt an der Oder, Zeitz und Merseburg, und legte ihnen auf das Dringendste und Beweglichste ans Herz, sie möchten doch, wie es ihr Amt ihnen zur Pflicht mache, ein Einsehen haben, daß Gottes Name nicht so sehr gemißbraucht und gelästert, und das arme Volk nicht so jämmerlich verführt werde.

Erst als er sich überzeugt hatte, daß Einige gar nicht antworteten, Andere aber erwiederten: „Wir dürfen und können wider solche, des Pabstes Geschäfte nichts vornehmen; Ihr greift der Kirche Gewalt an, und werdet nichts als große Mühe und Verdruß davon haben, weshalb Euch zu rathen ist, davon abzulassen;“ fühlte er, daß er allein stehe mit seinem Ankämpfen gegen so schreiende Mißbräuche der päbstlichen Kirchengewalt. Und nun erkannte er die Nothwendigkeit eines entscheidenden Schrittes.

„Diese Fürsten und Herren,“ rief er, „mögen wohl gedacht haben, der Pabst würde mir, solchem elenden Bettler, viel zu mächtig sein; wer aber den Tod und den

Teufel nicht fürchtet, der fürchtet auch nicht den Zorn des Pabstes. Im Uebrigen liegt mir auch nur daran, Gewißheit und Abstellung dieser Mißbräuche zu gewinnen, und darum schreibe ich hiemit diese Theses gegen den Ablaß, damit man mich belehre oder der Wahrheit die Ehre gebe."

Im Eingange dieser in lateinischer Sprache abgefaßten Streitschrift, äußerte er sich voll bescheidenen Selbstvertrauens: „Aus rechter, wahrer Liebe und sonderlichen Fleiß (ohne einig Gesuch eitler Ehre) die Wahrheit an den Tag zu bringen, will der ehrwürdige Vater, Doctor Martin Luther, Augustiner zu Wittenberg, der freien Künste und der heiligen Schrift Magister u. s. w., durch Gottes Gnade folgende Sprüche vom Ablaß handeln, davon disputiren, vertheidigen und erhalten, wider Br. Johann Tetzel, Prediger-Ordens. Bittet derohalben, die, so gegenwärtig sich davon mit ihm nicht unterreden können, wollten solches abwesend durch Schrift thun u. s. w."

Es waren 95 sogenannte Theses, oder kurze, gedrängte Sätze in lateinischer Sprache, wie sie noch heute bei Doctordisputationen üblich sind, die zur gelehrten Besprechung, zum Angriffe oder Zugeständniß aufgestellt werden.

Es waren jedoch diese Sätze mehr gegen den Mißbrauch des Ablasses, als unmittelbar gegen den Pabst selbst gerichtet. Doch kommen sehr kräftige Stellen darin vor, von denen einige entschieden genug lauten, z. B. „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: »Thuet

Buße u. s. w.« will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete oder unaufhörliche Buße sei. Der Pabst kann keine Schuld vergeben; die Priester handeln unverständig und übel, die dem sterbenden Menschen poenitentias canonicas, das heißt auferlegte Buße ins Fegefeuer sparen und behalten; dieses Unkraut ist gesäet worden, da die Bischöfe schliefen. Die Ablaßprediger irren, die da sagen, daß durch des Pabstes Ablaß der Mensch von aller Pein los und selig werde; wenn irgend eine Erlassung aller Sünden ohne Unterschied Jemand ertheilt werden kann, so ist es gewiß, daß sie nur den Vollkommensten, das ist den Wenigsten, verliehen werde; darum muß der größere Theil unter den Leuten betrogen werden durch die prächtige Verheißung, ohne allen Unterschied dem gemeinen Manne eingebildet, von bezahlter Pein. Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stunde an die Seele aus dem Fegefeuer fahre; das ist gewiß, daß, sobald der Groschen in dem Kasten klinget, daß Gewinn und Geiz kommen, zunehmen und größer werden; die Hilfe aber oder Fürbitte der Kirchen steht allein in Gottes Willen oder Wohlgefallen; die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu werden. Vor denen soll man sich wohl hüten und vorsehen, die da sagen, des Pabstes Ablaß sei die höchste und wertheste Gottesgnade und Geschenk, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt werde. Ein jeder Christ, der wahre Reu und Leid hat

über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gebührt; doch ist des Pabstes Vergebung und Austheilung mit nichten zu verachten, denn, wie ich gesagt habe, ist seine Vergebung eine Erklärung göttlicher Vergebung. Man soll die Christen lehren, daß, der den Armen gibt, oder leihet den Dürftigen, besser thut, denn er Ablaß löset; man soll die Christen lehren, daß, wer einen Dürftigen siehet, ihn aber vernachlässigt und für Ablaß gibt, nicht den Ablaß des Pabstes, sondern die Ungnade Gottes sich erwirbt; man soll die Christen lehren, daß, wenn sie nichts Ueberflüssiges haben, sie gehalten seien, das Nothwendige für ihr Haus aufzusparen, und keineswegs um des Ablasses willen zu verschleudern; man soll die Christen lehren, daß das Ablaßlösen ein frei Ding sei und nicht geboten; man soll die Christen lehren, daß der Pabst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß er sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schaafe erbaut werden; die Schätze des Ablasses sind Netze, damit man einst die Männer des Reichthums fische; wer wider die Wahrheit des päbstlichen Ablasses predigt, der sei verflucht und vermaledeit; wer aber wider des Ablaßpredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt, oder sich bekümmert, der sei gebenedeit u. s. w."

Diesen Thesen hing er eine Protestation an, daß er gar nichts habe sagen oder halten wollen, es sei denn aus der heiligen Schrift erstlich, darnach in den heiligen Vätern

der Kirche gegründet, von dem römischen Stuhle angenommen und bisher gehalten, und was in den päbstlichen Rechten und Decretalen sei und mit der Zeit sein könne.

Er schloß mit den Worten: „Ich bitte noch um Christi „willen Alle und Jeden, sie sollen mir entweder einen „bessern Weg zeigen, wenn Jemanden derselbe wäre von „Oben offenbaret worden, oder wenigstens ihre Meinung „dem göttlichen und der Kirche Ausspruch unterwerfen. „Denn so verwegen bin ich nicht, daß ich meine Mei„nung der Meinung Anderer durchaus vorgezogen haben „wollte; auch bin ich nicht so unverständig, daß ich das „göttliche Wort den Fabeln, die die menschliche Vernunft „erfunden, nachsetzen ließe."

Bei der Abfassung dieser Thesen hatte er Niemand zu Rathe gezogen, sondern nur dem innern Drange seines Gefühls war er gefolgt. Man sieht daraus, daß er damals durchaus noch nicht vom Pabstthum abgefallen war, vielmehr immer noch hoffte, die Mißbräuche abstellen zu können, ohne das Pabstthum in seinen Grundelementen angreifen zu müssen. Er wollte nicht mehr, als die Satzungen der päbstlichen Kirche mit den Lehren der heiligen Schrift in Einklang bringen, und wo er zweifelte oder unsicher war, wie bei der Lehre vom Fegefeuer, erbat er sich die Zurechtweisung einsichtsvoller und gelehrter Männer, und zeigte sich bereit, ihrem und seiner Obern Urtheile sich zu fügen. Ueber diese Nachsicht und Schonung des Pabstes entschuldigte und tadelte er sich zugleich in spätern Jahren auf das Bitterste und in den stärksten Ausdrücken

„Die Leser sollen wissen," schrieb er in einer Vorrede,*) „daß ich damals, als ich diese Sache angriff, ein Mönch und unsinnigster Papist gewesen bin, so trunken, ja ersoffen in den Lehren des Pabstes, daß ich für großen Eifer bereit gewesen wäre, wenn es in meiner Macht gestanden, zu tödten, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß getödtet wären worden Alle, die dem Pabst in der geringsten Sylbe nicht wollen gehorsamen und unterwürfig sein."

War es nun auch wohl nicht ganz so schlimm mit seinem Fanatismus, dessen er sich selbst in späterer leidenschaftlicher Stimmung anklagte, so darf man doch wohl annehmen, daß er vom Pabste und von den Satzungen der römischen Kirche nicht abfallen wollte, und nur gedachte gegen die Mißbräuche derselben zu Felde zu ziehen.

Getrosten Muthes schlug er daher am Abende des Allerheiligentages, den 31. October 1517, an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg seine 95 Theses gegen den Ablaß an, nicht ahnend, daß er damit der päbstlichen Kirche den empfindlichsten Streich versetzte, und den Pabst und Clerus zu seine unversöhnlichsten Feinde machte. Ja, so groß war sein naives Vertrauen auf die Gerechtigkeit und den guten Willen des Pabstes und der hohen Kirchenfürsten, daß er an demselben Tage, an welchem er die Theses anschlug, eine Abschrift derselben mit einem beweglichen Briefe an eben den Erzbischof von Mainz

*) Zum ersten Theile seiner lat. Schriften vom J. 1540.

schrieb, von dem der Mißbrauch mit ausgegangen war, und der selbst das größte Interesse dabei hatte, daß der Ablaßhandel recht ergiebig sei.

So glimpflich nun auch Luther nach seiner Meinung die Sache angefangen hatte, so machten doch jene Theses und die früher erwähnte Schrift ein ungeheueres Aufsehen. Von Morgens früh bis spät in der Nacht wurde es von Vorlesern und Abschreibern vor der Kirchthüre nicht leer. Die Abschriften gingen von Hand zu Hand und wurden auf das Eiligste wieder copirt. Auch durch den Druck erfolgte eine Vervielfältigung, und innerhalb vierzehn Tagen waren sie über ganz Deutschland verbreitet. „Es war — sagt ein alter Schriftsteller*) davon — als wären die Engel selbst Botenläufer darüber und trügen's vor aller Menschen Augen. Es glaubt kein Mensch, wie ein Gerede davon ward; wurden bald gedeutscht und gefiel dieser Handel nun Jedermann sehr wohl, ausgenommen den Predigermönchen und Bischof zu Halle, auch Etlichen, die des Pabstes täglich genossen und die Schätze der Erden, so er erhoben, weidlich gebrauchten."

Den härtesten Stand darüber hatte unser Doctor Luther noch vor seinen Ordensbrüdern. Luther selbst erzählte in einer seiner spätern Schriften**):

„Da ich zum Ersten den Ablaß angriff und alle „Welt die Augen aufsperrte und sich ließ denken, es

*) Micomius.

**) In der Auslegung des Psalms 118. Vers 9.

„würde zu hoch aufgehoben, kamen zu mir mein Prior „und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt und „fürchteten sich sehr, baten mich, ich soll den Orden „nicht in Schande führen, denn die andern Orden „hüpften schon für Freuden, sonderlich die Prediger,*) „daß sie nicht allein in Schanden steckten; die Augusti„ner müßten nun auch brennen und Schandträger „sein. Da antwortete ich: Lieben Väter, ist's „nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's „bald gefallen; ist's aber in seinem Namen „angefangen, so lasset denselbigen machen. „Da schwiegen sie und geht noch so bisher, wird auch, „ob Gott will, noch gehen bis ans Ende. Amen."

Unter denen, die sich am ersten beeifert, jene Streitsätze, die Luther an die Kirchthüren zu Wittenberg angeschlagen hatte, abzuschreiben, befand sich auch Guideon, unkenntlich in seiner Studententracht. Mächtig drängte sich ihm die Wahrheit so mancher dieser Sätze auf und doch waren wieder andere Sätze, die seiner Meinung nach zu weit gingen, indem sie das Ansehen des Pabstes und der Kirche untergruben. Jedes tiefere Nachdenken darüber suchte er von sich abzuweisen, indem er glaubte, schon durch den mindesten Zweifel seinen Ordensgelübden ungetreu zu werden. So erfüllt von dem innern Zwiespalt der Seele, hangend und bangend zwischen Vernunft und Glauben, meinte er nichts Besseres thun zu können, als

*) Dominikaner.

nach Zeitz zu eilen, wohin sich Tetzel von Jüterbock aus gewendet hatte, und dem Ablaßprediger seine Abschrift von Luthers Thesen zu übergeben. Der Dominikaner las sie, und nichts gleicht seiner Wuth und der Fluth von Verwünschungen, in welche er gegen Luther und alle Neuerer ausbrach. Doch da ihm Luthers erster Sermon gegen den Ablaß nur wenig geschadet hatte, indem nach wie vor viel Volk auch aus Wittenberg gekommen war, ihm seinen Ablaß abzukaufen, so verachtete er anfänglich diese Ausbrüche von Ketzerei eines ohnmächtigen Augustinermönchs, und freute sich gar, dem gehaßten Orden dadurch tüchtig Eins anhängen zu können beim Pabste.

Aber bald sollte er die fast unglaubliche, und ans Wunderbare streifende Wirkung jener Streitsätze gegen den Ablaß verspüren. Seine Ablaßpredigten, in welchen er jede Veranlassung ergriff, gegen die Zweifler, Ketzer und Abtrünnigen, so den Pabst und dessen Ablaß verachteten, loszuziehen, wurden vom Volke immer mehr verlassen, das Geld klang nicht mehr im Kasten, die Abnehmer für seine Sündenbriefe fehlten; ja, er bemerkte viele der Ablaßzettel zerrissen und vor den Kirchthüren liegen. Einige Leute hatten sogar die Keckheit, ihm ihre Briefe vor die Füße zu werfen, und drohend und lärmend das eingelegte Geld zurückzufordern, und statt der fanatischen Verehrung, die ihm früher überall entgegen gekommen war, sah er sich hier mit Kälte, dort sogar mit Spottreden behandelt.

Da erst erkannte Tetzel, daß der Sermon und die Streitsätze dieses verachteten Mönchleins ihm den einträg-

lichen Ablaßhandel in dieser Gegend verdorben hatten; denn weitere Folgen vorauszusehen reichte seine Einsicht nicht hin, und er beschloß nun ein großes kirchliches Strafexempel aufzustellen, um alle Diejenigen abzuschrecken, die sich beikommen lassen würden, als Verächter des Ablasses aufzutreten. Er sammelte eines Abends seine Getreuen, ließ auf dem Markte einen Scheiterhaufen von Kienholz und Reisig errichten, und kam an der Spitze eines Zuges von Dominikanern aus dem Kloster herbei, um hier ein Autodafé zu feiern, wie es Norddeutschland bis dahin noch nie gesehen hatte.

Der Zug im nächtlichen Dunkel hatte in Wahrheit etwas Schauerliches. Das Fackellicht der geweihten Kerzen, welche die Mönche trugen, erhellte mit scharfen Streiflichtern die alten übergebauten Häuser bis an die Spitze ihrer hohen, nach der Straße hinausgehenden Dachgiebel, und röthete die Angesichter der Hunderte von Menschen aus allen Ständen, von jedem Geschlecht und Alter, die alle Fenster und Altane füllten und auf dem Marktplatze sich drängten, erwartend die Dinge, die da kommen sollten. Die weißen Kutten der Mönche dämmerten im flackernden Kerzenlichte, und ihr murmelnder Gesang des schauerlichen in profundis, begleitet von dem schnellen und klaren Gebimmel des sogenannten Armensünderglöckchens, ließ glauben, daß es hier der Verbrennung eines lebenden Ketzers gelte.

Nun auf der Richtstätte angekommen, schlossen die Mönche einen Kreis um den Holzstoß, und Tetzel zündete

denselben an mit seinem Windlichte. Wie dann die Flamme aufloderte, die Mönche ihre Kerzen auslöschten und tiefe Stille auf der vor innerem Grauen bleichen Volksmenge lag, trat der lange hagere Ketzermeister und Ablaßprediger auf den erhöhten viereckten Marktstein, der dort lag, und donnerte eine heftige Strafpredigt gegen Luther und alle Neuerer, und dann ergriff er den Sermon desselben und die Thesen mit einer Zange, hielt sie hoch und schrie: „Das sind die Werke des Teufels, die Schriften des ketzerischen Augustinermönchs aus Wittenberg, der allen Rechtgläubigen schon lange ein Scheuel und Greuel gewesen ist. Ergehe es ihm und allen Verächtern des Ablasses, wie diesen gotteslästerlichen Schriften, daß sie der Famme der Hölle übergeben werden, deren Symbol dieser brennende Scheiterhaufen ist."

Und nun mit grausiger Wildheit und fast heiser geschriener Stimme fuhr er fort: „Verflucht seist du Auswurf der Hölle, verflucht du Schrift eines fluchwürdigen Abtrünnigen, verflucht sei die Seele ihres Urhebers, verflucht der Lügengeist, der solche Angriffe gegen den Pabst und seine Anhänger ausgeheckt hat. Apage Satanas! hinweg zum Höllenfeuer diese Ausgeburt eines verbrannten Gehirns! — Anathema sit!

Damit warf er die Schriften auf den brennenden Scheiterhaufen, und eine so tiefe Stille herrschte ringsum im Kreise der bleichgewordenen Zuschauer, daß man nichts hörte als das Knistern der Flamme.

Der junge Mönch aber, der diese Schriften auf einem

schwarzen Kissen zur Richtstätte hatte tragen müssen, sank erbleichend vor Entsetzen und ohnmächtig zu Boden.

Es war Guideon.

Nach dieser schaurigen Scene hatte sich Tetzel von Zeitz weggewendet, dem Norden zu, ehe das Volksgefühl aus der Bestürzung darüber erwacht war, um aufs Neue sich gegen ihn zu erheben.

Er wendete sich nach Frankfurt an der Oder, wo im Gegensatze zu dem aufgeklärten Wittenberg noch viele erzkatholische Elemente auf der damals nicht minder blühenden Universität zu finden waren.

Hier ließ er durch einen feilen Scribenten, einen gewissen Dr. Wimpina, in seinem Namen zwei Disputationen, die eine von 106, die andere von 50 Artikeln gegen die Widersacher des Ablasses schreiben und drucken, und suchte darin Luthers Sermon und Thesen auf das Kräftigste zu widerlegen.

In dieser Schrift hatte sich seine ganze Galle gegen Luther ergossen. Unter Anderm hieß es: „Es wird aus diesen Sätzen gegen jene Thesen Luthers auf den ersten Anblick gänzlich erkannt werden, wer ein Ketzer, Abtrünniger, Halsstarriger, Verstockter, Irriger, Aufrührerischer, Plauderer, Frevler und Ungerechter zu achten sei, Gott zu Ehren und dem heiligen apostolischen Stuhle zum Preis."

Dem Beispiele Luthers, so wie überhaupt der Sitte der Gelehrten jener Zeit folgend, eröffnete Tetzel eine Disputation über seine Sätze gegen Luthers Angriff, die er

für unfehlbar hielt, weil damit die Sache des für unfehlbar gehaltnen Pabstes vertheidigt wurde.

Diese Disputation wurde zu Frankfurt a. d. O. am 18. Januar 1518 eröffnet. Der Doctor Wimpina vertheidigte seine Theses unter Tetzels Vorsitz. Schon glaubten Beide in stolzer Sicherheit einen leichten Sieg über einige unbedeutende Scheingegner gewonnen zu haben, als ein fremder Franziskanermönch, den Niemand kannte und der auch seinen Namen nicht nennen wollte, als Opponent dagegen auftrat, und beiden Disputanten mit so schlagenden Gründen zusetzte, daß sie nichts Haltbares mehr vorzubringen wußten. — Völlig ad absurdum geführt und in höchster Verwirrung, standen sie da auf dem hohen Katheder des großen akademischen Hörsaals, und lachend entfernten sich die Studenten. Mit ironischem Lächeln beklagten die andern Professoren die völlige Niederlage des Ablaßpredigers und seines Gehilfen; und mit dem bescheidenen Bewußtsein, eine schlechte Sache angefochten zu haben, zog sich der Franziskaner zurück. Studenten und Professoren überhäuften ihn mit Achtungsbeweisen. Desto mehr wütheten der Ablaßkrämer und sein elender Scribent. Sie erkannten, daß sie durch diese Theses und deren Vertheidigung ihre Sache nicht besser gemacht hatten und verwünschten den beredtsamen Mönch, der ihnen diese Niederlage bereitet hatte, zu allen Teufeln.

Noch aber ahneten sie nicht den ganzen Umfang dieses Streites und wähnten noch immer, durch Gewaltschritte die sich auch hier gegen den Ablaßkrämer erhebende öffent-

liche Meinung unterdrücken zu können. In Frieden ließ man den kühnen Mönch abziehen von Frankfurt, aber kaum war er einige Stunden gewandert in der Richtung nach Sandow zu, so wurde er von zwei verkappten Reitern überfallen und nach dem Kloster Pyritz abgeführt, wo man ihn unter strenge Disciplin und Clausur stellen ließ.

Dieser gefangene Mönch war aber Niemand anders als Leonhard Kaiser, der, auf Hedwigs Fürbitte, durch Luthers Verwendung bei dem Churfürsten aus der Gefangenschaft zu Jüterbock befreit, den lebhaftesten Antheil an Luthers Streit gegen den Ablaß genommen hatte. Er war es auch, der Luther in vertrauten Gesprächen noch so manchen Aufschluß hatte geben können über das eigentliche Wesen des Ablasses, welches der große Reformator bis dahin noch nicht einmal so genau gekannt hatte.

Doch als Tetzel nach diesem Streite auch nicht mehr in Frankfurt a. d. O. dauern konnte, indem es — wie ein alter Schriftsteller sagt — „nicht mehr so klappen wollte," — so zog er ab von dort „mit Schimpf und Schande beladen," und gieng zurück nach Leipzig, wo man aus Neid und Eifersucht sehr eingenommen war gegen alle Freigeisterei, die sich von Wittenberg her verbreitete.

Da nun der Prior und der Convent des Klosters Pyritz sahen, daß der gefürchtete Ketzermeister Tetzel sich nach dem Verluste alles Ansehens aus der Odergegend entfernt hatte, entließen sie den gefangenen Gelehrten aus Salz-

burg, zumal er ihnen unverhohlen und mit den ihm eignen Muth gesagt hatte, wer er eigentlich sei.

Noch mehr: Leonhard Kaiser hatte ihnen im Refektorium einen Sermon über den Ablaßhandel gehalten, wobei er Luthers Thesen vorlas und erklärte. Da waren denn fast alle Prälaten und Mönche des Klosters überzeugt, daß es eine schlechte, habsüchtige Sache mit diesem Ablaßhandel sei. Als Franziskaner waren sie gelehrter und aufgeklärter, als die starren Dominikaner gemeinhin zu sein pflegten, und der Ordensneid gegen diese sogenannten Predigermönche trug das Seinige dazu bei, dem fremden Gelehrten Achtung und Ansehen im Kloster zu verschaffen. Doch warnten sie ihn, künftig vorsichtiger und zurückhaltender in seinen Reden gegen den Pabst und den Ablaßhandel zu sein — denn es sei eine schlimme und gefährliche Sache, gegen den Stachel zu lecken.

Nun eilte Leonhard Kaiser nach Wittenberg zurück. Sein Herz war voll Freuden, denn er sah nun den großen Streit in das öffentliche Leben treten, der schon lange seine Seele im Stillen bewegt hatte.

Noch kam er zeitig genug nach Wittenberg, um dort dem Ablaßkrämer ein ähnliches Autodafé zu bereiten, oder wenigstens dabei mitzuwirken, wie es Tetzel Luthers Thesen zu Zeitz bereitet hatte.

Das war ein seltsames, unruhiges Getümmel in der Stadt Wittenberg. Auf der Durchreise nach Halle hatte Tetzel einen jungen Mönch seines Ordens nach Wittenberg abgeschickt, um dort seine Streitschrift gegen die Thesen

Luthers in vielen Exemplaren zu verbreiten. Es war ihm gelungen, mehrere Hunderte derselben an solche Bürger und Professoren auszutheilen, die man als treugebliebene Anhänger des Pabstes kannte. Doch waren auch einige Exemplare in die Hände von Studenten gekommen und zwar durch den Salzburger Gelehrten, um den sich eines Morgens um die Zeit der Frühmesse ein dichtgedrängter Kreis von Studenten auf dem Markte versammelt hatte.

Leonhard Kaiser las hier mit einer von Groll fast gedämpften Stimme jeden dieser Gegensätze Tetzels vor und widerlegte ihn dann mit dem Hohn der schärfsten Ironie. Die jungen Leute wurden dadurch aufs Aeußerste gegen Tetzel und den Pabst erbittert, und ein Pereat nach dem andern übertönte ihr Wuthgeschrei. „Nieder mit den Ablaßkrämer — ins Feuer mit seinen Thesen!“ — so durchlief es die Menge.

„Ja ins Feuer,“ rief Leonhard Kaiser, „ein Autodafé diesen Werken der Finsterniß, wie es jener schändliche Ablaßkrämer den Thesen Eures geliebten Lehrers bereitet hat. Doch zuvor kaufe man alle Exemplare auf, so viel deren zu haben sind, und nehme sie fort, wo man sie findet. Sodann schlage ich vor, daß wir uns Mittags zwei Uhr hier auf der Stelle versammeln, einen Scheiterhaufen anzünden, und darauf die Tetzelschen Sätze verbrennen, auf daß die aufgeklärteste aller Hochschulen Deutschlands der Welt zeige, wie man die Werke der Finsterniß eines päbstlichen Ablaßkrämers vernichten müsse.“

Und nun gaben sich Alle, die im Kreise standen, Wort

und Handschlag darauf, daß dem schändlichen Ablaßkrämer mit seiner Streitschrift gegen Luther nach dem Rechte der Wiedervergeltung geschehen solle, wie jener es mit den Thesen des Letztern verübt habe.

„Und nun," rief Leonhard Kaiser, „lasset uns über diese Schriften des Sündenhändlers ein öffentliches Standgericht halten, und durch offene Anschläge alle Freunde des Lichts der Aufklärung einladen, diesem Autodafé des Tetzelschen Lügengeistes zur erwähnten Stunde beizuwohnen."

Mit allgemeiner Acclamation wurde dieser Vorschlag angenommen. Die Studenten zerstreuten sich in der Stadt, drangen in alle Bürgerhäuser, kauften oder nahmen mit Gewalt alle Exemplare der Tetzelschen Sätze gegen Luthers Thesen hinweg, wo sie solche fanden, und brachten sie in der bestimmten Stunde mit zur Stelle.

An den Kirchthüren und allen Straßenecken sah man eine Ankündigung angeschlagen: Wer der Verbrennung und dem Leichenbegängnisse der Tetzelschen Sätze beiwohnen wolle, möge sich um zwei Uhr auf dem Marktplatze einfinden.

Schon lange vor dieser Stunde füllte sich der alte Marktplatz zu Wittenberg mit Menschen, alle Fenster der hohen Giebelhäuser, die Rathhaustreppe und jede Erhöhung war mit Neugierigen besetzt. Es war ein wogendes Meer von zahllosen Menschenköpfen gebildet, deren Angesichter nach dem Mittelpunkt zu gerichtet waren. Hier sammelten sich schon in gedrängten Schaaren die meistens schwarz gekleideten Studenten, von denen die

Mehrzahl aus frischen, kecken Jugendgestalten bestand; aber Viele verriethen auch durch ihre gebräunten, verwitterten und bärtigen Angesichter und breiten gedrungenen Kraftgestalten, daß sie sich schon als fromme Landsknechte in den italienischen Feldzügen versucht hatten — ein Wechsel der Lebensrichtung, der in damaligen bewegten Zeiten kein ungewöhnlicher war.

Unter den ältern Studenten sah man auch den alten Magister Leonhard Kaiser, der, um Luthers Vorlesungen zu hören, und hier in diesem Handel gegen Tetzel ein Wort mitreden zu können, sich in das Album academicum als Student hatte immatriculiren lassen.

Auch er trug jetzt die schwarze Studentenkleidung nach altspanischem Schnitt, mit dem kurzen, weiten Schultermäntelchen, wie sie damals über Italien sich nach Deutschland verbreitet hatte.

Bald war eine hinreichende Anzahl dieser Studenten versammelt, um einen Kreis zu schließen, welcher, immer mehr sich vergrößernd, die nicht akademischen Zuschauer zurückdrängte. Gleich darauf loderte in der Mitte desselben ein helles Feuer und man sah demselben gegenüber, als groteske Nachahmung eines altdeutschen Schöffengerichts, Richter und Beisitzer in schwarzen Talaren, die durch den damals erst aufgekommenen Hauptschmuck der Perücken sich ein würdevolles Ansehen zu geben suchten. — Vor diese trat Leonhard Kaiser als öffentlicher Ankläger der Tetzelschen Streitschrift gegen Luthers Thesen auf.

Er las einige der stärksten Stellen daraus vor, z. B.:

„Des Pabstes Gewalt kann von keinem Menschen eingeengt werden, der Pabst kann in Glaubenssachen nicht irren; des Pabstes Meinung geht der der weisesten Männer vor; wer dem Ansehen des Pabstes entgegentritt, verdient den Tod; die christliche Kirche enthält viele Sätze, welche nicht in der Bibel stehen u. s. w."

Und aus seiner Widerlegung der Predigt Luthers gegen den Ablaß las er unter andern die Stelle vor, worin er Luther, ohne ihn mit Namen zu nennen, doch kenntlich genug einen Abtrünnigen, Uebelreder, Erzketzer, Frevler, ein finster Gehirn nennt, der die Bibel und die christlichen Lehrer nie gelesen, ja seine eigne Lehre nicht verstanden habe.

Ein allgemeiner Schrei des Unwillens ertönte über diese Beleidigung des geliebten Lehrers und Predigers aus dem Munde der Studenten wie aller Zuhörer. — Nun hielt Leonhard Kaiser einen Sermon, worin er nach seinen bereits bekannten Ansichten die Behauptung Tetzels von der Unfehlbarkeit des Pabstes lächerlich machte, die Anmaßung der römischen Kirche, sich über das Wort Gottes stellen zu wollen, tadelte, und in den kräftigsten Ausdrücken die beleidigenden Ausfälle des Ablaßpredigers zurückgab, und endlich fragte, wie mit solchen Werken der Finsterniß, als dieser Johann Tetzel geschrieben, zu verfahren sei?

„Sie sind zu verdammen —
Zu Feuer und Flammen!" —

sprachen die Richter, und nun erhob Leonhard Kaiser aufs Neue seine Stimme, las den Titel der Tetzelschen Schriften,

die er in den Händen hielt, und rief dann in dem schaurig-begeisterten Tone eines Beschwörers: „Gott verdamme deine Seele, du Ablaßkrämer und Landbetrüger, wie wir diese Ausgeburt einer pfäffischen Finsterniß verdammen. Was du ihm gethan, dem Prediger des Lichts und der Wahrheit, das geschehe dir wieder; wie du seine Schriften verbrannt hast, so gehen auch die deinigen in den Flammen auf. — So fahre denn hin, du Ausgeburt des Satans, zur Hölle, woher du gekommen; fahre hin im Namen Gottes und Jesu Christi — die du geschändet hast durch deinen Sündenhandel und Ablaßkram — verflucht seist du Schrift des Antichristen — ins Feuer mit dir — Apage!"

Damit warf er die Schriften, die er in den Händen erhoben hielt, auf den brennenden Scheiterhaufen, und von allen Seiten flogen noch herbeigeschaffte Exemplare derselben in die Flamme. Ein schwarzer Rauch wallte empor, der Brandgeruch der Hölle füllte den Marktplatz und die Hunderte kräftiger Studentenkehlen sangen dabei ein Spottliedel, wie es damals so Brauch war bei den frommen Landsknechten, wie bei den lustigen Studenten, auf Tetzel und seinen Ablaßkram, nach der komisch plärrenden Weise eines ganz veralteten Kirchenliedes, im Ton einer Mönchslitanei.

Dazu beleuchtete ein heller, warmer Sonnenschein eine Scene, die dadurch mehr den Ausdruck eines Brandopfers, das dem Lichte Gottes dargebracht war, als den eines Strafgerichts gewann.

Indeß der Augenblick der Verbrennung dieser Gegen-

sätze Tetzels hatte trotz des burlesken Charakters, den ausgelassene Studentenlaune hineingelegt hatte, etwas ungemein feierlich Ergreifendes für alle Gemüther. Man schien es zu ahnen oder zu fühlen, daß mit diesem Autodafé päbstlicher Lehrsätze dem ganzen kirchlichen Wesen der Anmaßung und Ausartung der erste tüchtige Stoß versetzt war, und nach dem Absingen jenes Spottliedes hatte sich eine so tiefe, schauerliche Stille über die Tausende von Menschen gelagert, daß man das Prasseln und Knistern der Flamme hören konnte, der die Studenten, in still grimmiger Lust am Zerstören, noch immer neue Scheite und Reisigbündel zuwarfen.

Plötzlich entstand ein Getümmel und Gedränge mit Geschrei und Durcheinanderreden vermischt von der einen Seite her. Schon besorgte man eine Störung durch die Obrigkeit, und mehrere Studenten zogen ihre langen Stoßdegen, um für diesen Fall die feigen Stadtsoldaten in die Flucht zu treiben; doch da theilte sich die Menge, und von einigen bekannten Raufbolden unter den Studenten geführt, erschien ein schreckensbleicher junger Dominikanermönch in weißer Kutte.

„Hierher, Commilitones!" schrien die Studenten; „hier haben wir den Sendling Tetzels, den Verbreiter der schlechten Schmähschriften gegen unsern Doctor! Wir haben ihn betroffen beim Austheilen jener Schriften; sagt an, was soll mit ihm geschehen?"

„Ins Feuer mit ihm, wie mit Tetzels Schriften!" rief die Menge.

Schon packten sie ihn in den Nacken und zerrten ihn an den weiten Aermeln seines Mönchsrockes zum Feuer. Da sprang Leonhard Kaiser dazwischen.

„Was beginnt Ihr!“ schrie der Gelehrte, „wollt Ihr die reine Sache des Lichts beflecken? Vor Gott keinen Menschenmord; nicht die Verbrechen der Kirche nachahmen, indem wir sie verfolgen. Doch mit den Schriften, die er noch führt, ins Feuer! — Apage!“

Damit verbrannte er die Exemplare der Sätze gegen Luthers Thesen, die noch bei dem jungen Mönch gefunden waren, und führte diesen unverletzt aus dem Getümmel.

Es waren an 800 Exemplare, die auf solche Weise zu Wittenberg verbrannt wurden.

Als nun Leonhard Kaiser den betroffenen jungen Mönch in eine der engen Seitengassen geführt hatte, betrachtete er ihn einige Augenblicke mit einer an Betrübniß grenzenden Schwermuth.

„Du siehst mir auch unglücklicher aus als schuldig,“ sagte er darauf in lateinischer Sprache, „denn Du schämst Dich mit gesenkten Blicken der schlechten Rolle, die Du hier gespielt hast.“

„Ich habe das Gelübde des blinden Gehorsams abgelegt,“ erklärte der junge Mönch mit dem Ausdrucke von Schwermuth und Schmerzgefühl auf seinen schönen Zügen.

„Wie ist Dein Name?“

„Dominicus ist mein Klostername.“

„Und Dein weltlicher?“

„Ich habe ihn abgelegt und will ihn vergessen, denn für die Welt bin ich todt.“

Es lag ein so edler und unendlich tiefer Schmerz in diesen Worten, daß der alte Leonhard dadurch bewegt wurde; ohne zu ahnen, daß es Guideon war, und in welchen Verhältnissen dieser zu seiner geliebten Tochter stand.

„Geh' mit Gott!“ sprach er feierlich, „der Herr erleuchte Dich, damit Du erkennest, daß die Werke der Finsterniß einer lasterhaften und habgierigen Hierarchie im erwachenden Lichte unserer Zeit nicht mehr bestehen können.“

„Ich bin gebunden durch mein Ordensgelübde!“ rief der junge Mönch mit dem schmerzlichsten Ausdrucke, „und muß gehorsamen den Geboten meiner Obern, ohne daran drehen und deuteln zu dürfen. Behüte Euch Gott, — fuhr er dann bewegter fort — o Ihr wißt nicht, welche Liebe mich an Euch bindet, welche Pflicht mich zwingt, Euch zu verfolgen. Hütet Euch, je wieder in ein Land zu gehen, in welchem noch ungeschwächt das starke Pabstthum herrscht, sonst seid Ihr verloren. Es ist die letzte Warnung, die ich wagen darf Euch zu geben. Lebt wohl!“

Damit verschwand der junge Mönch durch die dunkle Pforte des Dominikanerklosters, und Leonhard Kaiser begab sich nach dem neuen Augustinerkloster, wo immer noch Doctor Martin Luther wohnte, da seine Verhältnisse als Mönch und Mitglied der Ordensbrüderschaft noch nicht gelöset waren.

Die Studenten aber waren am Abend desselben Tages mit angezündeten Fackeln vor das Augustinerkloster ge-

zogen, brachten dem großen Gegner des Ablaßkrämers eine gar schöne Nachtmusik und riefen ihm ein dreimaliges Vivat zu. Dann sollte ihm eine Deputation gesendet werden, um ihm das Geschehene zu erklären, und Leonhard Kaiser, der sich zu Wittenberg als alter Student in das Album universitatis hatte immatriculiren lassen, sollte das Wort führen. Es kam ihnen aber der Doctor Martin Luther schon zuvor, indem er aus dem Klosterpförtlein tretend, in ihrer Mitte erschien.

Die Studenten mit ihren brennenden Fackeln bildeten sogleich nach alter Gemeindesitte einen Ring um ihren geachteten Lehrer, und, um ihre Ehrfurcht zu bezeugen, entblößten sie ihre Häupter, riefen noch einmal mit geschwenkten Hüten und Barets ihm ein donnerndes Vivat, und auf einen Wink des Doctors herrschte eine Stille so erwartungsvoll und ehrerbietig, als hätte sich hier der freundliche Aberglaube alter Zeit: »Ein Engel fliegt durch die schweigende Versammlung!« buchstäblich erfüllt.

Wir haben jetzt einen Augenblick Zeit, uns diesen bedeutendsten Mann seines Jahrhunderts, der damals noch ohne Ahnung seiner künftigen Größe im Werden war, näher anzusehen.

Seine äußere breite und untersetzte Gestalt von mittler Größe, mit der gewölbten starken Brust, im schwarzen faltenreichen Ordenshabit, mit dem breiten, stark markirten Antlitze und den kleinen braunen, aber klugen und lebhaften Augen, ist uns genugsam bekannt geworden durch die trefflichen Abbildungen, welche sein Freund, der geniale

Maler Lucas Kranach, von ihm geliefert hat, und die sich in tausend verschiedenen Nachbildungen über die gesammte protestantische Christenheit verbreitet haben.

Aber damals war Luther noch jünger und von den nächtlichen Anstrengungen seiner Studien so mager, daß man, wie ein alter Zeitgenosse sagt, schier alle Knochen an seinem Leibe hätte zählen können. Dabei lag etwas Festes und Bescheidenes in seinem Wesen. Seine Stimme war hell und klar. Um sich aber den geistigen Ausdruck seiner Gesichtszüge lebhaft denken zu können, möge man sich erinnern, was eben jener Zeitgenosse von ihm bezeugt: „Seine Gelehrsamkeit und sein Verstand ist unvergleichlich, so daß er fast Alles im Griffe hat. Im Leben und Umgang ist er höflich und freundlich, hat nichts Stoisches noch Stolzes an sich, ja er schickt sich für Jedermann. In Compagnie führt er einen fröhlichen und angenehmen Discurs, ist fröhlich und sicher, sieht immer munter aus, wie hart ihm auch seine Widersacher drohen, daß man wohl glauben muß, er gehe nicht ohne Gottes Beistand mit so großen Sachen um.“

So war der Mann beschaffen, dem der Drang seiner Zeit so gewaltig vorgearbeitet hatte, daß er selbst erschrocken war über die ungeheuere Wirkung seines ersten freigeistigen Wortes gegen die kirchlichen Mißbräuche des Pabstthums. In der Befangenheit seines Mönchthums war ihm das excentrische Autodafé über die Tetzelschen Schriften von Seiten seiner Verehrer und Schüler äußerst unangenehm.

Nachdem er sich ernst und mit dem Ausdrucke der Traurigkeit für die Ehre des Vivats und der Fackelmusik bedankt hatte, die er als einen Beweis von Liebe, nicht als

ein Zeichen von großen Verdiensten, so er nicht habe, annehmen wolle, fragte er, was sie vermocht und bewogen habe, heute, noch dazu auf offenem Marktplatze, Tetzels Streitschriften zu verbrennen.

Da sagten ihm Einige, sie seien des sophistischen Krams müde und überdrüssig und sehnten sich nach geistiger Freiheit und nach dem Lichte der heiligen Schrift, und darum hätten sie mit jener Brandfackel der Welt Zeichen und Kunde geben wollen, daß von Wittenberg aus die neue Sonne des reinen Glaubens ausgehen, und die Nacht der Finsterniß und des Wahns untergehen und weichen solle diesem Lichte.

„Ja wahrlich!" rief er aus, „es wird Licht werden im Reiche des Glaubens, aber Brandfackeln und Scheiterhaufen zünden das rechte Licht nicht an. Weder Churfürstliche Gnaden, noch der Senat, noch der Rector, noch wir Alle haben etwas davon gewußt."

„Sie haben es auch Euch zu Liebe gethan, werther Herr Doctor und Confrater," sprach Leonhard Kaiser, indem er mit einiger Schüchternheit, wegen der Mißbilligung Luthers, aus dem betroffenen Kreise seiner Schüler hervortrat.

„Ei auch Du, Meister Leonhard?" sprach der Doctor mit vorwurfsvollem Blicke zu dem alten Studenten: „Du bist überhaupt einer von den Sprudelköpfen unserer Zeit, die zu weit gehen und dadurch das Kindlein mit dem Bade ausschütten; darum rathe ich Dir, mäßige Dein Thun und Reden, wenn auch nicht aus Menschenfurcht, doch um der guten Sache zu dienen."

„Mir aber," wendete er sich gegen die Umstehenden, „ist es äußerst unangenehm, daß Ihr mich in diesen bö-

sen Handel hineingezogen habt, der mir fremd ist. Gewiß mißfällt mir und Allen das große Unrecht, das dem Manne von den Unsrigen zugefügt wurde. Das Unrecht des Einen macht das der Andern nicht zum Erlaubten. Hat er meine Thesen verbrannt, so mag das Euch nicht berechtigen, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich bin außer Schuld, aber ich fürchte, daß es mir beigemessen werden wird. Was daraus entstehen wird, weiß ich nicht, außer daß meine mißliche Lage dadurch noch mißlicher werden wird."

„Wir glaubten," sprach Leonhard Kaiser, indem er für Alle das Wort nahm, nicht ohne Schüchternheit, „daß Euch die Sache angenehm sein würde, da Ihr doch selbst in Euern Thesen den päbstlichen Ablaß zuerst angegriffen habt."

„Glaubst Du denn, ich habe so sehr allen Menschenverstand verloren," eiferte Doctor Martinus, „daß ich als Geistlicher und Theolog an einem Orte, der nicht mein ist, einem in solchem Amte stehenden Manne ein so großes Unrecht hätte zufügen lassen, wenn ich davon gewußt? Aber was soll ich nun jetzt thun, wenn Alle Alles von mir glauben? Kann ich den Allen den Mund verschließen oder zuvorkommen?"

„Nun indeß," wendete er sich in erwachendem Selbstvertrauen gegen die Uebrigen, „sie mögen Alle sagen, hören, glauben, wie und was sie glauben, wie, was und wo sie wollen! Ich will handeln, so viel der Herr zuläßt, und mich unter Gottes Beistand weder fürchten noch Vorwand suchen."

Damit grüßte Luther seine Schüler und Freunde,

empfahl ihnen noch einmal Mäßigung und Besonnenheit in dieser großen Sache, und zog sich zurück in die stille Zelle seines Klosters.

Schweigend und betroffen entfernten sich die Studenten, die eine ganz andere Aufnahme ihres Autodafé von ihrem verehrten Lehrer erwartet hatten, als sie gefunden.

Luther aber, für seinen Ruf besorgt, schrieb sogleich an einige Freunde, in demselben Sinne sich entschuldigend wegen dieser Auftritte.

Dann aber schrieb er eine Vertheidigung gegen Tetzels Angriffe auf seinen Sermon vom Ablaß, welche mit den kräftigen Worten schloß: „Sollte nicht einen Christenmenschen verdrießen, daß man mit leiblichem Feuer und Tod allererst so kindisch und spöttisch vornimmt die Leute zu schrecken, so es doch also ein schrecklich und ernst Ding ist, in der Auslegung der heiligen Schrift zu irren?" Und ferner: „Doch wiewohl diese Materie nicht anbetrifft Glauben, Seligkeit, Noth und Gebot, und sie so gottesfüchtig und liebesiech sind, auch in solchen unnöthigen und unketzerlichen Sachen, Ketzer zu verbrennen, so verzeihe mir's mein gnädiger Gott und Vater, daß ich zu Spott aller Ehre, die nicht drin ist, auch eins trotzen möge gegen meine Baaliten. Hier bin ich zu Wittenberg, Doctor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen verdünke, den lasse ich wissen, daß er habe sicheres Geleit, offene Thore, freie Herberge und Kost darinnen, durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten Herzogs Friedrich u. s. w."

Endlich schloß er mit den, sein damaliges gemäßigtes

Fortschreiten bezeichnenden Worten: „Ich vermiß mich nicht über hohe Tannen zu fliegen, verzweifl' auch nicht, ich möge über das dürre Gras kriechen.

So verriethen damals seine Schreiben schon den kräftigen Muth und den gewaltigen, Alles durchdringenden Geist, aber auch die Schüchternheit seines ersten Auftretens in mönchischen und klösterlichen Verhältnissen, die ihn an Demuth, Gehorsam und Verehrung des Pabstes und der hohen Clerisei so sehr gewöhnt hatten, daß er von diesen ihm angewöhnten Vorurtheilen und Hemmungen sich noch nicht befreien konnte, als sein freier Geist ihnen schon längst vorausgeeilt war.

Die Beantwortung der Tetzelschen Gegensätze wider seine Thesen hatte Luther noch verschoben gehabt, um erst die Antwort oder Entschließungen des Erzbischofs Albrecht von Mainz auf die ihm eingesandten Theses gegen den Ablaß abzuwarten. Er war ja nach seiner Meinung so bescheiden gewesen in seiner Bitte: seine Behauptung zu prüfen und vorhandene Mißbräuche abzustellen; desto kränkender war es ihm, daß dieser als ein verständiger Herr bekannte Fürst ihm nicht antwortete, auch keinen Schritt that, die schreienden Mißbräuche des Ablaßhandels abzustellen. Er bedachte nicht, daß dessen glänzende Hofhaltung viel Geld kostete, daß er zur Bestreitung seines Aufwandes seinen Antheil am Ertrage des Ablaßhandels nicht entbehren konnte und daher gegen bessere Ueberzeugung die Mißbräuche bestehen ließ, die ihn bereicherten. — Desto schmeichelhafter war es ihm, als der Bischof Scultetus von Brandenburg, an den er gleichfalls wegen des Ablasses geschrieben, ihm den Lehninger Abt nach Wittenberg

schickte, der im Namen des Bischofs Vieles billigte, Manches aber in den Thesen für zu kühn erklärte und ihn bat, nicht weiter vorzuschreiten, sondern einstweilen zu schweigen und die deutsche Predigt vom Ablaß nicht weiter zu verbreiten.

Da erklärte Luther, erfreuet über die Milde, womit sein Ermahnungsschreiben wegen Abstellung des Ablasses von einem so hohen Herrn aufgenommen war: „Ich will lieber gehorchen, als Wunder thun, wenn ich dieses auch könnte."

Zu gleicher Zeit warnten ihn auch die Bischöfe von Meißen, Merseburg und Zeitz, an welche er geschrieben hatte, er möge gefährliche Händel vermeiden und des Pabstes Rechte nicht unvorsichtig antasten.

Da versprach der Doctor Luther, daß er schweigen würde, wenn auch seine Gegner schwiegen und die schreiendsten Mißbräuche abstellten. Aber es geschah weder das Eine noch das Andere, und der anfänglich so unbedeutende Ablaßstreit entbrannte nach und nach zu dem gewaltigen Reformationskampf, der den Pabst fast der Hälfte seiner Bekenner und des größten Theils seiner kirchlichen Macht beraubte.

In diesem Kampfe wuchsen Martin Luthers geistige Kräfte zu der Riesengröße und Kühnheit heran, die ihn, den unbedeutenden Mönch, zum großen Reformator des kirchlichen Unwesens, zum Hersteller des gereinigten christlichen Glaubens und zum Träger des Lichts der Aufklärung machten.

C. A. Kunath
Dresden

Wittenberg und Rom.

Historisch-romantisches Gemälde

aus der

Reformationsgeschichte

von

H. E. R. Velani.

C. A. Kunath Dresden.

„Ich bin gekommen in die Welt, ein Licht, auf daß wer an mich glaubet, nicht bleibet in der Finsterniß."

Joh. 12, 46.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1840.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

C. A. Kunth
Dresden

Drittes Hauptstück.

Fortsetzung und Ende des Ablaßstreits.

„Wenn aus der Wahrheit ein Anstoß entsteht, so ist es besser, daß ein Anstoß entstehe, als daß die Wahrheit verborgen bleibe."
Der Kirchenvater Hieronymus.

Hedwig und Katharina von Bora im Kloster. — Gespräch über Luther. — Leonhard Kaiser wird Vicar. — Dessen Reise nach Baiern. — Luthers niedergeschlagene Stimmung und Aufrichtung. — Seine Gegner. — Der Ordensgeneral Prierio. — Dessen Anklage gegen Luther. — Scene im Cabinet des Pabstes Leo X. — Rache des Ordensgenerals gegen Guideon. — Luther wird nach Rom vorgeladen. — Angriffe des Ketzermeisters Hochstraten zu Cöln und des Dr. Eck zu Ingolstadt. — Luthers Reise nach Heidelberg. — Erhöhtes Selbstvertrauen. — Luthers Schreiben an Staupitz und den Pabst. — Abwendung der Vorladung nach Rom. — Luthers Reise zum Reichstage nach Augsburg. — Sein Erscheinen vor dem Cardinal-Legaten Cajetan. — Gefahren, Warnung und Flucht. — Cajetans Ränke. — Luthers Glossen zu der päbstlichen Bulle. — Des Churfürsten edle Erklärung. — Päbstliche Bulle gegen Ketzerei. — Carl von Miltiz. — Dessen Verhandlungen mit Luther und Erfolge. — Tetzels Ende und Untergang. —

„Du Glückliche, bald wirst Du den Schleier nehmen und den Frieden der Seele finden, der mich flieht in dieser schnöden Welt — O Gott! . . . . . ich arme Heimathlose . . . ."

Seufzend brach sie ab, die junge Kostgängerin des Klosters, die diese Worte zu einer Leidensschwester gesprochen hatte, und lehnte weinend ihr schönes Antlitz auf die Schulter ihrer zärtlich geliebten Freundin, die nach ihrer verhüllenden Kleidung eine junge Novize desselben Frauenklosters war.

Verweilen wir einige Augenblicke bei dem Anschauen dieser lieblichen Mädchengruppe. — Sie saßen Beide unter einer blühenden Linde auf einem schmalen Steinsitze, der eben nur Raum genug gewährte zum innigsten Aneinanderschmiegen. Die Eine, in der uns schon bekannten malerischen Kleidung der Salzburgerinnen jener Zeit, war Hedwig, Leonhard Kaisers schöne Tochter, die auf Martin Luthers Verwendung während der Gefangenschaft ihres Vaters im Nonnenkloster Nimptsch bei Grimma ein gastliches Asyl gefunden hatte. Die Andere, die höher und noch schlanker gebauet war, mit dem feinen, zart und schön geformten Antlitz und dem braunen Gelocke, das in reicher, seidenweicher Fülle unter dem weißen Leinentuch hervorquoll, das ihren Kopf bedeckte, war die liebliche Jungfrau Katharina von Bora, die bekanntlich in späterer Zeit, als Gattin des großen Reformators Martin Luther, am Glanz seines Ruhms mit Theil nahm.

Das Plätzchen, worauf diese Beiden saßen, hätte nicht besser gewählt sein können, um die Herzen derer mit dem tiefsten Heimweh zu erfüllen, die der schönen Welt für immer Valet sagen sollten, oder bereits getrennt waren von

allen weltlichen Beziehungen und Familienbanden durch die kalte Strenge der unlösbaren Ordensgelübde.

Das Kloster Nimptsch lag auf einem hohen Berge, dessen Aussicht die unermeßlich reiche Landschaft beherrschte. Hohe und steile Mauern umgaben die im Innern liegenden Gebäude, so daß nur der Kirchthurm, die hohen Giebeldächer und die Fenster des hohen Chors der Klosterkirche, sowie einiger Zellen im obersten Stockwerke darüber ins Freie hinausragten. Hier aber, im Klostergarten mit den melancholischen Cypressen, den weißen Grabesrosen und dunklen Taxushecken, hatte man vor Jahrhunderten vielleicht einen Erdhügel aufgeschüttet, dessen obere Fläche, mit dichtbelaubten Lindenbäumen besetzt, den reichen Hinüberblick über die Klostermauer hinaus, in die weite, lichthelle und sonnengrüne Landschaft, im duftigen Schatten und Laubgeflüster gewährte.

So war der Ort, wo sie Beide saßen, gewiß ein Plätzchen, das schwärmerische Seelen mit jener süßen Schwermuth zu erfüllen vermag, von der man sagen konnte: es schwimmt das Herz in Thränen, während der Mund lächelt, das Auge zum Himmel sich wendet, die Brust tief aufseufzt, und die Liebe den Handdruck der Liebe zurückgiebt.

So — diese Beiden. Und die untersinkende Sonne, die das ferne Gewölk mit Purpur säumte, den weiten Horizont mit duftigem Violet, die Fenster der Schlösser und Burgen, die überall auftauchten aus reichen Fluren, oder stolz herabschauten von fernen Waldeshöhen, vergol-

dete, und den blitzenden Strom, der sich durch den grünen Teppich zog, wie blankes Silberband abspiegelte; dazu das geheimnißvolle Dunkel, das sich auf die Schattenseiten der Berge legte, der Nebel der Thäler, das Dämmern der verwitterten Strohdächer so vieler Dörfer im Blüthengebüsch der sie umgebenden Baumgruppen, — welches jugendliche Gemüth hätte nicht die innerste, heiligste Tiefe seines Herzens aufgeschlossen gefühlt im sinnvollen Anschauen so reicher Umgebungen.

Es war eine Poesie der Natur, welche die der Seele erwecken mußte.

Katharina von Bora gab Antwort auf Hedwigs Andeutungen, die sie gar wohl verstanden, da beide Mädchen einander längst mit ihrem beiderseitigen Geschick bekannt gemacht hatten. Doch lag dabei in ihrem klugen Auge mehr Verständiges als Schwärmerei, mehr Wehmuth als Melancholie, ihr feines Antlitz war bei alle dem noch heiterer, freier und ruhiger, als das der armen Hedwig, die seit lange schon den Frieden ihrer Seele verloren hatte. Man sah es dem ernsten Ausdrucke ihrer schönen Gesichtszüge an, daß ihr inneres Leben durch eine tiefe Leidenschaft der hoffnungslosesten Liebe früh gereift, durch Schicksalsschläge gehärtet und durch innern Zwiespalt in Glaubenswehen zerrissen war.

„Glaubst Du, ich fühle nicht das Weh der Sehnsucht nach der Heimath, weil ich hier bin aus freier Entschließung, ergeben in Gottes Willen," so sprach Katharina von Bora, und ihr schönes Auge umschleierte sich mit

Zähren. „O meine gute Hedwig! ich müßte ja kein fühlendes Herz mehr haben, könnte ich dort in der Ferne die hellen Fenster vom Schlosse meiner Väter blinken sehen und sollte mich nicht sehnen nach der zärtlichen Liebe meines guten Mütterleins, das Tag und Nacht um ihre arme Käthe weint, nach den wilden herzigen Brüdern und dem ernsten freundlichen Vater, nach allen denen, für die ich nun auf immer eine Todte sein soll?“

„Und doch bist Du freiwillig hier, liebe Käthe, willst Profeß thun ohne Zwang und Dein schönes Haar fallen lassen unter der Scheere herzloser Nonnen? — O mein Gott, hätte ich wie Du, im Schoße des Glückes eines so schönen Familienlebens, meine Tage in ungetrübtem Seelenfrieden verlebt, was hätte mich bewegen können, das Alles aufzugeben, dem schönen Leben Valet zu sagen und in das Grab öder Klostermauern mich zu versenken?“

„Es war die Liebe,“ sprach Katharina feierlich und legte dabei ihre weiße Hand aufs Herz, „die fromme Liebe meiner Mutter zu Gott gehegt, dem sie ihre Tochter weihen zu müssen geglaubt, und zu mir, für deren Seelenheil sie damit sorgen wollte; es war meine Liebe für meinen Vater, den ich bekümmert sah um das Fortkommen meiner Brüder, und meine Liebe zu diesen, denen ich ihr Erbtheil nicht schmälern wollte, weil das Gütchen meines Vaters schwer verschuldet ist. Und so hatte dieser es mir vorgestellt; ich aber fühlte damals eine schwärmerische Sehnsucht nach der trauten Stille der kleinen Klosterzelle, nach dem frommen Wandel und beschaulichen Leben der

frommen Nonnen. Unser Herr und Erlöser sollte mein himmlischer Bräutigam werden und die gebenedeite Mutter Maria auch die meinige sein, das waren meine Jugendträume, von den Reden einer frommen Mutter geweckt. — Und so bin ich denn hier eingekehrt, voll von himmlisch süßen Träumereien; ach, nie hätte ich geahnet, daß das Herz eines armen Mädchens mit so tausend unzerreißbaren Fühlfäden an allen den Lieben hängt, von denen es nicht ohne Thränen sich losreißen konnte."

„Sieh, liebe Käthe," entgegnete Hedwig, „was Dir das Kloster ist, das ist mir die Welt: Dein Herz hoffte hier Frieden zu finden und fand nur Heimweh; ich aber hoffte Glückseligkeit in der Welt zu finden, und habe nun nicht einmal mehr eine Heimath auf Erden gefunden."

„So wäre ja des Klosters Stille so recht für Dein Gemüth geschaffen, liebe Hedwig. Warum bleibst Du nicht bei uns? Ich biete Dir die Hand, mein Leben. Bleib hier. Nimm an einem Tage mit mir den Schleier, lege an mein Herz Deinen Kummer und ich weine an dem Deinigen. O dann werden wir Beide es leichter tragen, wenn wir uns gegenseits tragen helfen das Weh, das unsere Seelen durchdringt."

„Darf ich denn?" entgegnete Hedwig wehmüthig; „mein armer verblendeter Vater ist ja selbst abtrünnig worden vom alleinseligmachenden Glauben der römischen Kirche, verachtet den Pabst und seine Satzungen und nennt das Klosterleben ein Bette der Faulheit, eine Versündigung gegen die Natur und Gottes Gebot, ein Verfehlen aller

menschlichen Bestimmung; und wenn er auch meinen jetzigen Aufenthalt im Kloster als Zufluchtsort duldet, da er keinen besseren mir gewähren kann, so glaube ich, würde er mir fluchen in seiner Verblendung, wenn ich Profeß thäte, und nicht wiederkehrte auf seinen Ruf."

„O möge der Zeitpunkt noch fern sein, daß dieser Ruf an Dich ergeht," versetzte Katharina, und umarmte und küßte zärtlich die geliebte Freundin; „es muß doch das Herz an etwas hangen, und ich wüßte nicht, an wen ich mich anschließen sollte, würde ich Dich, Geliebte, verlieren."

„Wohl, auch mich scheuchen sie zurück von allem Vertrauen, diese kalten, bleichen und versteinerten Gesichter der Nonnen," antwortete Hedwig; „möglich, daß hier und dort noch ein fühlendes Herz im Busen schlägt, aber es ist verhüllt oder kalt geworden unter der strengen Ordensregel. So sehr ich mich sehne nach dem Gottesfrieden dieser heiligen Mauern, so fühle ich doch ein Grauen davor, als sei es Grabesluft, die hier weht."

Hedwig barg innerlich zusammenschauernd ihr Antlitz an den Busen ihrer Freundin, die sie umarmte. Dann, sich aufrichtend, fuhr sie fort: „O meine geliebte Käthe, das ist ja das Unglück meiner Seele, daß ich im innern Zwiespalt mich abquäle und nicht weiß was ich glauben, nicht weiß was ich wünschen und hoffen soll; kein Ziel meines Strebens habe, keine sichere Zukunft, keine Ruhe, keine Hoffnung, alles fürchtend, selbst das, was ich vielleicht auf Augenblicke gewünscht habe."

„Du Unglückliche!“ rief Katharina mit Wärme, „ich wüßte nicht was Dich heilen könnte, als die Liebe — und flieht Dich die irdische, so wende Dich zu der himmlischen, die alle Wunden der Seele heilet. Gott ist bei denen, so ihn lieben; er tröstet, die zerschlagenen Gemüths sind und sich an ihn wenden.“

Hedwig schüttelte ungläubig den Kopf.

„Oder, wende Dich zum Lichte der neuen Lehre,“ fuhr Katharina von Bora ganz leise und flüsternd fort; es war, als ob sie damit das verbotene Geheimniß ihres tiefsten Innern aufschließe; „ich habe viel davon reden gehört, als ich noch zu Hause war, von meinem Vater und dessen Freunden. Sie sprachen insonderheit über den Ablaßprediger Tetzel und einen gelehrten Augustinermönch, Doctor Martin Luther in Wittenberg, der jenen und sein heilloses Treiben angegriffen haben soll mit flammenden Wort der Wahrheit; Du hast ihn gekannt, geliebte Schwester meiner Seele?“

„Ob ich ihn kenne?“ rief Hedwig mit Wärme. „O! jener Tetzel war ein schändlicher Teufel, der um schnödes Geld eine Seelenseligkeit und Sündenvergebung feil bot, die er nie gewähren konnte, der als Ketzermeister meinen armen Vater verfolgte und sicher auf den Scheiterhaufen gebracht haben würde, hätte nicht ein Engel ihn gerettet, und dieser war eben jener junge Mönch Martin Luther.“

Lebhaft ergriff Katharina von Bora ihre Hand, und sich inniger anschmiegend, drängte sie die geliebte Freundin, Näheres von Luther zu erzählen. „Ich glaube selbst,“

fuhr sie fort, um ihr Muth zu machen, sich darüber offen auszusprechen, „daß es mit dem Ablaßkram nichts als Tempelschänderei gewesen, wovon der Pabst nichts gewußt habe.“

„Gott im Himmel!“ rief Hedwig ängstlich, „so meinte auch jener herrliche Mann, den man nur sehen oder hören darf, um Vertrauen zu ihm zu gewinnen. Mein Vater aber geht weiter; seine Freigeisterei und Angriffe gegen den heiligen Vater in Rom haben ihn schon in böse Händel gebracht, und werden ihn sicher noch auf den Scheiterhaufen bringen.“

„Aber jener Pater Martinus — hast Du ihn schon predigen gehört?“

„Ja, gegen den Ablaß in Jüterbock,“ versetzte Hedwig, und schilderte nun mit hinreißender Begeisterung dessen ergreifende Rede, seine kräftige und würdevolle Persönlichkeit, seine Frömmigkeit, Milde und Klarheit, und wie er sich nur auf die Bibel stütze, als auf Gottes Wort, das uns Sterblichen Gott selbst durch seinen eingebornen Sohn verkündet habe, alles Andere aber in den Satzungen der Kirche als eitel Menschenwerk verwerfe. „O,“ rief sie aus, „es ist gefährlich ihn zu hören; ohne es zu wollen und zu wissen, läßt man sich fortreißen durch die Macht seiner Beredtsamkeit und überzeugenden Kraft des Wortes der Wahrheit und des Lichts; täglich ergeht es Tausenden so, und mir erging es nicht besser. Bedenke ich die Gefahr, worin ich mich befand, meinen Glauben zu verlieren, so zittere ich noch an allen Gliedern — o Gott; — aber da habe ich

meine Seele geflüchtet in die geweihte Stille dieses Klosters, habe gekniet und gebetet Nächte hindurch vor dem Gnadenbilde der Gebenedeiten, daß sie mich nicht möge versinken lassen in der Anfechtung, und bin nun wenigstens so weit beruhigt, daß ich beharre im Glauben der alleinseligmachenden Kirche — wenn ich nur nicht geweckt werde zum Nachdenken darüber; dann aber ist es Alles aus mit mir und ich wanke und schwanke in trostlosen Zweifeln."

Katharina hatte den letzten Theil dieser Herzensergießung mit einiger Zerstreuung angehört. Ihre ganze Seele war bei der Schilderung Luthers stehen geblieben. „O," rief sie aus, „mein halbes Leben gäbe ich darum, könnte ich diesen großen, lichtvollen Geistlichen von Angesicht zu Angesicht sehen, und ihn predigen oder reden hören. Als vor einem Jahrhunderte in Costnitz Johannes Huß verbrannt wurde, sprach er als Prophet: »Jetzt bratet Ihr eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan sich gegen Euch erheben, den werdet Ihr ungebraten lassen.« Und dabei habe ich mir tausendmal gedacht: mit diesem Schwan hat jener Prophet keinen Andern gemeint, als unsern Doctor Martin Luther. Jetzt regt er sein weißes Gefieder; aber bald wird er einhersegeln stolz und herrlich, ein Sieger des Lichts über alle die papistische Finsterniß."

In diesem Augenblicke bimmelte eine kleine Glocke auf dem nahen Klosterthurme. Beide Mädchen erschraken.

„Horch!" rief Hedwig, „die Hora der Nonnen ist zu Ende; treffen sie uns hier, daß wir die Messe versäumt haben, um ungestört hier die schöne Aussicht genießen

und uns mittheilen zu können, was unsere Herzen bedrängte, so wird es Pönitenzen und Strafpredigten von der strengen Novizenmeisterin setzen."

„Laß uns durch das Kapellenpförtlein in die Kirche eilen. Schwester Ursula dürfen wir wohl anführen, nicht aber den lieben Gott und die heilige Jungfrau betrügen um unsere Zahl von Gebeten."

„Aber ich fühle, daß nicht lateinische Gebetformeln, sondern was des Herzens Stimme uns eingiebt, unserer Bedrängniß wohl thun wird," sprach Hedwig mit wahrhaft frommer Innigkeit. „Sie, die Hochheilige, ist die Herzenskundige, sie wird dir, Geliebte, und — ach — auch mir den Seelenfrieden wiedergeben, den wir Beide verloren haben."

Damit umarmten sich beide junge Mädchen einander, weinten Thräne um Thräne und erhoben sich.

Kaum waren sie unten im düstern Klostergarten angekommen, als eine hohe, verschleierte Nonnengestalt ihnen zwischen den ernsten Taxushecken entgegentrat. Sie schlug den Schleier zurück; es war Schwester Ursula, eine ernste Matrone von bleichen, magern und strengen Gesichtszügen, die Novizenmeisterin des Klosters.

Nach einer kurzen Strafpredigt, daß sie die Hora versäumt hatten und nicht die Rosenkränze zwischen den gefalteten Händen trugen, am Ende wohl gar oben über die Klostermauer in die schnöde Welt hinausgeschauet, wo sich ihrer sündhafte Gedanken bemächtigten, wendete sie sich besonders gegen die arme Hedwig, die dastand vor der ge-

waltigen Frau mit niedergeschlagenen Blicken, und sprach zu dieser: „Dir aber, Du unbußfertiges Weltkind, ist die Strafe Gottes schon auf dem Fuße gefolgt.“

Hedwig küßte nach alter Sitte mit einer Kniebeugung die Hand der strengen Zuchtmeisterin, ohne zu wissen worauf diese hindeutete, bemerkte aber dabei, daß sie in der andern Hand einen offenen Brief hielt, dessen ihr theuere Handschrift sie augenblicklich erkannte.

„Von meinem Vater!“ rief sie und streckte schon ihre Hand aus, um den Brief zu empfangen; doch Schwester Ursula zog die ihrige zurück.

„Nicht allzu voreilig!“ rief sie in ihrem unangenehm schnarrenden Tone; „erst kommt eine schlimme Nachricht, die ich für nichts Anderes als eine Strafe Gottes erkennen kann, darauf die angenehme für so ein eingefleischtes Weltkind.“

„O jene zuerst, Hochwürdige!“ flehte Hedwig vor Schreck erbleichend.

„Nein,“ sprach sie mit einer unverkennbar schadenfrohen Bosheit, „eine böse Schickung Gottes wirkt um so eindringlicher, je unerwarteter sie kommt und auf ein Glück folgt. So wisse denn zuerst: Dein Vater ist von einem Domherrn zu Passau, der auch so ein Neuerer und Abtrünniger sein mag, auf die Verwendung des Erzketzers Martinus Luther als Vicar nach Waldkirchen bei Passau berufen, um dort den Leuten ein Lichtlein aufzustecken; aber der Bischof ist ein gestrenger und rechtgläubiger Herr,

der wird ihm dagegen eine Flamme anzünden, die seine Gebeine verzehrt mit Haut und Haar."

„Gerechter Gott!" rief Hedwig, „und mein armer verblendeter Vater wird doch dem Rufe nicht folgen, der ihn geraden Weges in die Löwengrube führt?"

„Allerdings," höhnte die Nonne; „er gleicht der Fledermaus oder der Motte, die geradezu ins Licht fliegen und sich die Flügel verbrennen."

„Aber mein Vater ist nicht ordinirter Geistlicher und ist verheirathet," warf Hedwig ungläubig ein; „das Cölibat der Kirche gestattet keine Priesterehe, so viel ich weiß."

„Dein Vater," entgegnete sie, „war früher Noviz in einem Augustinerkloster, entlief aber, um in Leipzig und Wittenberg Theologie zu studiren, ist jetzt als Geistlicher ordinirt, um diese Stelle annehmen zu können, denn das Hinderniß seiner Ehe ist aufgehoben."

„Aufgehoben?"

„Nun ja, Deine Mutter ist todt!"

„Todt?" schrie Hedwig auf und sank ohnmächtig zu Boden.

Am folgenden Tage war ihr Vater im Kloster angekommen, um Abschied von ihr zu nehmen, sie der fernern Gastlichkeit der Priorin zu empfehlen und im Stillen noch einmal zu warnen, Profeß zu thun.

„Denn siehe," sprach er, „mitnehmen kann ich Dich nicht, weil mir nicht verborgen geblieben, daß meine Mission eine gefährliche ist. Zwar lebt mein alter Vater

dort, und in dessen Hause würdest Du für Deine Person immer eine sichere Zufluchtsstätte finden; allein Deine Anwesenheit könnte mich ängstlich machen, und Menschenfurcht darf ein Prediger des Lichts und der Wahrheit nicht kennen, unser Herr Christus hat sie auch nicht gekannt und ist für die Erlösung der Menschheit am Kreuze gestorben."

Diese Reden waren nur geeignet, es der armen Hedwig als eine Liebespflicht erkennen zu lassen, ihren Vater durch alle Gefahren seines neuen Berufes zu begleiten. Der Schmerz über den Verlust ihrer Mutter hatte sie gleichgültiger gemacht gegen das eigene Leben, und im Gefühle der Verwaisung klammerte sie sich gleichsam fest an den Gedanken, daß sie ja noch einen Vater habe; die Heimathlose fand dort wieder eine Heimath, und in der aufgeregten Stimmung, worin sie sich befand, übte selbst die Gefahr einen eigenen Reiz auf ihr Gemüth. So bestürmt von tausend Beweggründen drang sie auf das Lebhafteste in ihren Vater, sie nicht zurückzulassen, und als nichts ihn bewegen konnte, erklärte sie geradezu, daß sie Profeß thun werde, um für sein Seelenheil zu beten, wenn er sie zwinge, hier im Kloster zu bleiben.

Das war von Erfolg. Der Gelehrte willigte ein, sich von seiner Tochter begleiten zu lassen; der Abschied derselben von Katharina war kurz aber schmerzlich. Endlich hatte sie sich losgerissen aus ihren Armen, leise und weinend gelobend, zurückkehren zu wollen und den Schleier

zu nehmen, wenn ihrem Vater das Unheil begegnen sollte, welches ihn bedrohe.

Und nun wanderten sie fort.

Die lange Reise sollte zu Fuße zurückgelegt werden. Leonhard Kaiser, der nur für seinen höhern Beruf Sinn hatte, kümmerte sich wenig um irdische Dinge und war mit Reisegeld spärlich versehen; indeß dazumal öffneten Klöster und Burgen, Pfarrhäuser und Städte anständigen Reisenden bereitwillig ihre gastliche Herberge. Die Hauptsache also, welche die Reise erleichterte, war, daß Hedwigs Vater durch sein bewegtes, abenteuerliches Leben und das Aufgeben der sitzenden Lebensart und nächtlichen Studien, an Gesundheit und Kraft bedeutend gewonnen hatte. Auch Hedwig war kein verzärteltes, modernes Stadtkind, sondern bei seinem Bau eine gesunde und kräftige Salzburgerin, des Bergsteigens wohl gewohnt.

So ging es denn frisch hinein in die weite grüne Welt, und das herrliche Wetter, der Büthenduft des Frühlings, wie der Wechsel der Gegenstände, trug nicht wenig dazu bei, den Schmerz um den Verlust einer geliebten Mutter zu mildern. Und so konnte sie schon nach einigen Tagen mit Antheil anhören, was ihr Vater, der von Wittenberg kam, von Martin Luthers fernerem Kampfe wegen des Ablasses erzählte.

„Den Erfolg wenigstens," sprach er, „hat Martin Luther von seinen Thesen gehabt, daß der berüchtigte Ablaßprediger Tetzel überall mit Schimpf und Schande bestanden, vom Volke verhöhnt und fortgejagt, selbst von

den Obrigkeiten nirgend geduldet, sich nach Leipzig hat zurückziehen müssen. Dort soll er im Paulinerkloster sich verborgen halten und für Niemanden zugänglich sein.

„Uebrigens hatten die Thesen unsers Doctor Martinus ein Aufsehen gemacht, worüber dieser selbst erschrak. Es war ihm nur an Abstellung schreiender Mißbräuche gelegen gewesen, und nun schrie man überall, er habe den Pabst und die römische Kirche angegriffen.

„Noch war er ein zu frommer Mönch und bescheidener Mann, um nicht zu fürchten, daß er dadurch überall bei seinen Obern und andern hohen Häuptern angestoßen habe. Eine ängstliche und zaghafte Gemüthsstimmung hatte sich seiner bemächtigt. Er würde gern Alles zurückgenommen haben, hätte es sich nur mit seinem Gewissen und dem Evangelio einigen lassen. Er hatte seiner Meinung nach nur um Belehrung gebeten, und den Pabst und Erzbischof von Mainz so schonend als möglich auf Mißbräuche aufmerksam gemacht, die diese ja schon vermöge ihres hohen Kirchenamtes abstellen mußten; er hatte sogar in seinem naiven Vertrauen auf die Würde und Heiligkeit des Pabstes geglaubt, diesem einen großen Liebesdienst damit zu erweisen, daß er solche Mißbräuche, die in seinem Namen geübt wurden, enthülle; und nun war er zum Angreifer geworden und von der Gegenparthei als Abtrünniger und Ketzer verschrien. Das that ihm wehe und machte ihn fast schwermüthig.

„Da empfing er vom Churfürsten ein Gnadengeschenk, wie es damals wohl üblich war, nämlich Tuch zu einem

neuen Rocke. Das war ihm aber ein Zeichen, daß sein gnädigster Landesherr ihm nicht zürne, also seinen Angriffen gegen die Mißbräuche des Ablaßhandels im Stillen beipflichte, und in der lebhaften Freude darüber schrieb er an ihn einen Brief, worin er dankte und es versuchte, mit bescheidener Freimüthigkeit sein Verfahren gegen den Ablaßkrämer zu rechtfertigen.

„Aber schlimme Gegner waren gegen den guten Luther von andern Seiten her aufgestanden.

„Der Eine war der Cardinal und General der Dominikaner, Silvestre Prierio, der Zweite der Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, Doctor Johannes Eck, derselbe, der auch Canonicus zu Eichstädt ist; der Dritte aber der strenge Ketzermeister der Dominikaner, Jacob von Hochstraaten in Cöln.

„Zuerst zog sich das Gewitter auf dem Papiere zusammen.

„Es hatte nämlich der Ordensgeneral Prierio gegen Luther eine Schrift erlassen, die den Titel führte: »Dialogus von der Gewalt des Pabstes.«

„Da nun so ein eingefleischter Päbstler sich nicht auf die einzig wahre Glaubensquelle — die Bibel — stützen kann, so hatte er seine Schrift mit den unsinnigsten und übertriebensten Behauptungen zur Vergötterung der Päbste angefüllt, wie sie selbst die entschiedensten Römlinge nicht billigen konnten. Darauf folgten persönliche Angriffe gegen Luther, die er so recht mit mönchischer Gleisnerei in den Schein von freundlichen Reden zu halten wußte.

„So unter Anderm hieß es darin: »Wenn Du, lieber Luther, von unserm Herrn, dem Pabste, ein fettes Bisthum mit vollkommenem Ablaß zu Wiederherstellung Deiner Kirche bekämest, würdest Du wohl gelindere Saiten aufziehen, und den Ablaß, welchen Du jetzt so schwarz machest, selbst erheben.«

„Darauf aber antwortete Luther mit edlem Unwillen und scharfem Stachel: »Du beurtheilest mich vermuthlich nach Deinem eigenen Kopfe, welches ich daraus schließe, daß Du so trefflich schmeichelst. Wenn ich nach einem Bisthume strebte, redete ich gewiß das nicht, was Dir so wehe in Deinen Ohren thut; denn meinst Du, ich wiss enicht, wie man in Rom Bisthümer und Prälaturen erlangt? Singen doch die Kinder auf den Straßen in bekannter Weise: Rom ist jetzt die scheuseligste Stadt worden.«

„Der Cardinal war wüthend über diese Abfertigung, die sein Stolz von einem geringen Mönche hatte erfahren müssen.

„Mit dem heißen Rachedurst eines Italieners klagte er Luther, mit Beziehung auf dessen Thesen, beim Pabste der entsetzlichsten Ketzerei an, und drang mit Nachdruck als oberster Ketzermeister und General des Dominikanerordens darauf, daß der Augustinermönch Martin Luther wegen unerhörter Ketzerei, sich selbst zur Strafe und Andern zum warnenden Beispiele, durch den Scheiterhaufen vom Leben zum Tode gebracht werde.

„Pabst Leo X. lächelte über den wüthenden Glaubens-

eifer des Dominikanergenerals. Im stolzen Bewußtsein seiner päbstlichen Macht und Würde war ihm der Mönch zu Wittenberg viel zu unbedeutend, um Gegenstand seiner Beachtung zu sein.

»Ei, was ist es mehr mit diesen Thesen,« antwortete er zerstreut und spielte mit einer schönen weißen Hündin, »ein voller, trunkener Deutscher hat sie geschrieben, er wird sie schon zurücknehmen, wenn er nüchtern geworden ist. Uebrigens werden Wir sehen, was sich aus dem Handel machen lassen wird.«

»In diesem Falle — erklärte Prierio — halte ich es für meine höhere Pflicht, Ew. Heiligkeit einen jungen Mönch unsers Ordens zu empfehlen, der die Mission erhalten hatte, das Treiben und die Lehren jenes Erzketzers genau zu beobachten und darüber dem Orden zu berichten. Er kennt den ganzen Ablaßstreit, den dieser Bruder Martinus gegen den trefflichen Ablaßprediger Johannes Tetzel geführt hat, aus eigener Anschauung, war Zeuge vom Verbrennen der Thesen Luthers in Jüterbock und der Streitschriften Tetzels in Wittenberg, und wird darüber auf das Getreueste berichten können.«

»Bei St. Petrus,« lächelte der Pabst, »die Geschichte muß ergötzlich gewesen sein; wollen's Uns gelegentlich zu Unserer Unterhaltung erzählen lassen. Aber wer ist der junge Mönch, dem Ihr solche Mission anvertraut habt?«

»Ein junger Mann von Kopf, nur mit zu heißem

Herzen,« entgegnete der Ordensgeneral; »der Sohn der schönen Livia, aus dem Hause Colonna.«

»Guideon?« rief der Pabst, und eine flammende Röthe überzog seine feinen, geistreichen Gesichtszüge. »Nun, und was ist aus dem schönen Knaben geworden? Ich bin begierig ihn wiederzusehen.«"

Die Nennung dieses Namens war Hedwig wie ein electrischer Funken durch alle Nerven gefahren. Zusammenzuckend hatte sie halblaut gerufen: „Guideon!" und eine Welt voll Gefühle preßte sich dabei in ihrer Brust zusammen.

Leonhard Kaiser, der sonst etwas schwerhörig war, hatte doch diesen ihren Ausruf gehört. Verwundert darüber blickte er sie an. „Nun," sprach er, „was fällt Dir an dem Namen so auf, Du kennst ihn ja doch nicht."

Hedwig nahm alle ihre Geistesgegenwart und kleine weibliche Verstellungskunst zusammen, um ihrem Vater mit einigem Anscheine von Ruhe zu antworten: „Je nun, war es nicht ein junger Mönch dieses Namens, den Ihr, mein Vater, vor der Wuth der Studenten in Wittenberg gerettet habt?"

„Ja ja, ganz richtig, derselbe," eiferte der Gelehrte; „aber das war ein schlechter Streich von ihm, daß er Tetzels Schandschriften gegen unsern berühmten Doctor unter die Leute zu bringen suchte."

„Er war Dominikaner, und das Gelübde des Gehorsams . . . . ."

„Ei was, dergleichen muß seine Grenzen haben; indeß

der junge Mann hatte so etwas Edles und Geistreiches in seinem Wesen, daß man ihm unmöglich abgeneigt sein konnte. Es gibt Menschen, die auf den ersten Blick für sich einnehmen, sie mögen es treiben wie sie wollen, man kann sich einer gewissen Vorliebe für sie nicht erwehren."

„Ja, das weiß der Himmel!" seufzte Hedwig ganz leise, indem sie vor sich niederblickte, und Leonhard Kaiser fuhr fort zu erzählen.

Doch wollen wir ihm für die nachfolgende Scene diese Mühe abnehmen, weil seine Kenntniß vom Hergange derselben nur mangelhaft war.

Das war eine heiße Stunde für den jungen Dominikaner, als er durch die glänzende Zimmerreihe im Capitol schritt, geführt von einem der päbstlichen Kammerherren. Dort war die gelb gekleidete päbstliche Palastwache in ihrer alterthümlich spanischen Tracht, mit ihren breiten Hellebarden und großen stark gewichsten Schnurrbärten, in zwei Reihen aufgestellt. Die Vorgemächer wimmelten von goldbetreßten Dienerschaaren in rothen Damaströcken, von Abbates, Canonicis und Kammerherren. Weiterhin harrten Cardinäle in ihren Purpurgewändern, Ordensgenerale und andere hohe Kirchenfürsten, Bischöfe und Prälaten, mit ihren goldenen, mit Diamanten besetzten Kreuzen vor der Brust, des Augenblickes der Audienz bei Seiner Heiligkeit. Ueberall das kostbarste Pelzwerk als Besatz der seidenen Gewänder, glänzendes Gefolge der Eminenzen, dazwischen Ordenskleider von allen Farben, Rathsherren in schwarzer venetianischer Tracht, Kriegsobristen altspanisch gekleidet; römische Nobili, Grafen

und Fürsten, meistens bunt und phantastisch geschmückt, Künstler und Dichter, Gelehrte und Akademiker drängten sich hier untereinander. Es war ein buntes Gewimmel, das alle Beschreibung übersteigt; dabei ein Glanz, eine Hoheit und Pracht, die sich mit nichts auf der Welt vergleichen läßt.

Schon war es unter der Menge dieser Anwesenden bekannt geworden, daß dieser junge Dominikaner zu einer Privataudienz bei dem heiligen Vater berufen sei, und die einfache weißwollene Kutte des jungen Mönchs erhielt dadurch in den Augen der Harrenden eine Wichtigkeit, welche keine der seidenen Roben und diamantenen Kreuze für sich in Anspruch nehmen konnte. Man wich ihm überall aus und mit demuthsvoll niedergeschlagenen Blicken schritt Guideon, angestaunt und beneidet, durch eine Reihe von Gemächern mit prächtig gemalten Plafonds, die nie enden zu wollen schien.

Da plötzlich fühlte er sich am weiten Aermel seines Ordensgewandes festgehalten. Zur Seite blickend erkannte er nicht ohne Schreck die strengen, scharf geschnittenen Gesichtszüge des gelbhäutigen Ordensgenerals, der ihn aus den schwarzen, glänzenden Augen unheimlich anstarrte.

„Du," sprach dieser mit gedämpftem Tone der Stimme, „wirst entweder den Ketzer Martinus Luther auf den Scheiterhaufen bringen, oder ich bringe Dich darauf; bedenke das, indem Du Seiner Heiligkeit Bericht erstattest."

Mit einem Grauen, das ihn wie Gespensterfurcht durchrieselte, blieb er stehen, und verlor fast Sprache und

Besinnung. Doch als ihn der Kammerherr zum Weitergehen antrieb, wollte er sich schnell noch eine Erläuterung ausbitten; allein der Gewaltige, der diese Drohworte gesprochen hatte, war in der Menge verschwunden.

„Ich jenen gelehrten Doctor Martin Luther auf den Scheiterhaufen bringen?" sprach er zu sich selbst, „und stände es in meiner Macht, nie vermöchte ich's. Sein großer Geist hat mich ergriffen und durchdrungen. Ich bin sein Feind, weil er ein Feind der Kirche ist; aber ich muß ihn bewundern und lieben."

Endlich öffnete sich die goldene Pforte, und der Vorhang von Purpursammet mit handbreiten Goldborten und Franzen besetzt, rauschte zurück; vom Schauer der Ehrfurcht durchdrungen sank Guideon zu den Füßen des heiligen Vaters nieder, das goldene Kreuz auf dem Sammetpantoffel küssend.

Pabst Leo X. war ein schöner, hochgewachsener Mann, dessen Züge aber mehr den Ausdruck heiterer Weltlichkeit und fürstlicher Würde trugen, als den einer päbstlichen Heiligkeit. Er saß auf einem ganz vergoldeten Lehnsessel, der auf einer erhöheten, mit einer rothen Sammetdecke belegten Estrade unter einem Thronhimmel stand, in welchem, von Straußfedern umwallt, die Insignien der päbstlichen Würde, die dreifache Krone mit dem Schlüssel Petri, dem goldenen Hirtenstabe und dem rothen, flammenden Kreuze angebracht waren.

Das Ganze gewährte allerdings auf den ersten Blick den Anschein eines kleinen und schmalen Thronsaales; indeß

befand sich darin so manches auf Bequemlichkeit Berechnete. Der Pabst selbst im einfachen weißen Hauskrocke, der aber mit einem dunkelbraunen kostbaren Pelzwerke besetzt war, dabei eine gewisse geniale Unordnung von Schriften, Büchern, Pergamentrollen mit hangenden Siegeln, Gemälden, kleinen Statüen, Hautreliefs und Gemmen, mancherlei Geräthen, chinesischen Porzellanfiguren auf dem Kamine von weißem kararischen Marmor, Jagdgeräthen, Weinflaschen und weißen Windhunden; daß man wohl sah, der auf dem Thronsessel sitzende Pabst befand sich dort in seiner häuslichen Gemächlichkeit völlig frei von jedem Zwange, den ihm sein öffentliches Erscheinen in der Vertretung der höchsten Kirchenwürde zur Pflicht machte.

Seine beiden Secretaire, die Signori Bembo und Sadolet, berühmte Schriftsteller damaliger Zeit, standen halblaut plaudernd in der Vertiefung des einen Fensters, welches dem schmalen und tiefen Gemache nur ein spärliches Licht gab.

Nachdem die Adoration des Fußküssens vollbracht war, traten der Kammerherr und Ceremonienmeister wieder ab, und auf einen Wink des heiligen Vaters entfernten sich auch die beiden Secretaire.

Ein unerklärliches Gefühl des Wohlwollens und der Liebe hatte sich der Seele des jungen Mönchs bemächtigt; seine anfängliche Scheu war einer vertrauenden Ehrerbietung gewichen. So blickte er auf gegen den Pabst mit seinen dunkelbraunen, schwärmerisch-frommen Augen, dessen Anrede erwartend.

„Ei sieh da, wie groß geworden, junger Bursche!“ sprach der Pabst heiter; „bei Gott und St. Peter, wie Deiner schönen Mutter aus den Augen geschnitten, und Uns selbst scheinst Du nicht unähnlich zu sehen.“

Verwundert über diese seltsame Anrede blickte Guideon den heiligen Vater fragend an.

„Ja ja,“ sagte dieser, „das sind Familiengeheimnisse; die hohen Häuser Colonna und Medica sind allezeit Feinde gewesen, nur die Liebe hat wohl hier und dort heimlich ein Band vermittelt, eine Geschichte wie Romeo und Julia, die neuerlich ein berühmter Engländer zu einer gar schönen und erbaulichen Tragödie verarbeitet hat. — Nun, nun, steh' nur auf, wenn Wir allein sind, brauchst Du nicht zu knien wie das vierfüßige Thier der gesammten Christenheit.“

Und damit reichte ihm der Pabst die Hand zum Aufstehen, die Guideon ehrerbietig aber mit Wärme küßte.

„Schon gut, mein Sohn in Christo,“ sprach der Pabst gütig und drückte ihm die Hand; „könnten Grabsteine reden, würde manche seltsame Historie an den Tag kommen! — Bist hübsch groß geworden, Guideon, warst immer ein bildschöner Knabe, ein wahrer Ganimedes; erinnerst Du Dich noch Deiner schönen Mutter in Florenz?“

„O Jesus Maria!“ seufzte Guideon — „ein schöner Palast und die schöne Frau mit dem sanften Blicke, die mich so liebevoll küßte und immer nur heimlich sehen durfte, wenn ich Nachts von der Amme geweckt, durch das enge Pförtlein und den dunklen Garten voll Orangendüfte, die hohe Terrasse hinaufgeführt wurde; dann durch die

Glasthüre eintretend, in das wie ein Zelt verhüllte Schlafgemach der Signora, deren Namen ich nie erfuhr . . . "

„Nun, und Du hast dort nie einen jungen Mann gesehen in dem kurzen schwarzen Mäntelchen und der zierlichen Seidenkleidung eines Abbate . . . .?"

„Ja ja, der immer eine Halbmaske trug von schwarzem Sammet" — entgegnete Guideon gespannt.

„Haha, hätte er die Maske nicht getragen, Du würdest ihn vielleicht jetzt wieder erkennen, und säße er auf dem heiligen Stuhle Petri."

In Guideons Seele dämmerte eine Ahnung auf, daß es der Pabst selbst gewesen war. „Aber," sprach er schüchtern, „jenen Abbate durfte ich Vater nennen."

„Nun, was hindert Dich, mich noch heute heiliger Vater zu nennen? Heilig sind Wir eigentlich erst seit den fünf Jahren, seitdem Wir St. Petri Nachfolger geworden sind; früher waren Wir Weltkind, wie jeder junge Mensch, der heißes Blut und leichten Lebenssinn hat."

„Nun, Du weißt doch," fuhr der Pabst in munterer Redseligkeit fort, „daß ich eigentlich Giovanni heiße, und der zweite Sohn des Fürsten Lorenzo di Medici bin, den sie wegen seiner glänzenden Hofhaltung den Prächtigen nannten. — Schon als Kind war ich für den geistlichen Stand bestimmt; erhielt im siebenten Jahre die Tonsur, wurde im dreizehnten zum Cardinal ernannt, jedoch erst später, im Jahre 1492, nachdem ich tüchtig in Pisa studirt hatte, mit dem Purpur bekleidet. Bin jetzt erst 43 Jahre alt, habe jedoch viel schon erlebt. — Mein Vater starb,

und Pietro, mein Bruder, folgte ihm in der Regierung; als Cardinal in Rom residirend, hatte ich mich im kecken Uebermuthe der Wahl des Pabstes Alexanders VII. widersetzt, weil er von der Familie Colonna war, die mich so verfolgte wegen meiner entdeckten Liebe zu der schönen Livia, da mußte ich entfliehen von Rom, Livia nahm Gift und starb . . . ."

„Meine Mutter todt?" rief Guideon schmerzlich aus.

„Ei, wer sagt Dir denn, daß Livia Deine Mutter gewesen? Uebrigens darfst Du allezeit auf Unsere Gnade rechnen; hast Du Dich erst was versucht in der Welt wie ich, so wird Dir der Cardinalshut nicht entgehen. Wer weiß, wenn es geschickt angefangen wird, folgst Du Uns einmal auf dem Stuhle Petri."

Guideon schwindelte bei diesem Gedanken. Er kannte den weitern Verlauf der Geschichte dieses Pabstes, und so konnte ja auch bei ihm das Glück dem Unglücke folgen. Alexanders Nachfolger, Pabst Julius II., hatte den vertriebenen Cardinal Giovanni aus der Verbannung zurückgerufen, ihn zum Statthalter von Perugia ernannt und ihm den Oberbefehl über das Heer gegen die Franzosen, unter dem Titel eines Cardinallegaten von Bologna gegeben. In der blutigen Schlacht von Ravenna*) aber wurde er von den französischen Truppen gefangen und nach Frankreich abgeführt; abermals wendete sich das Glück, er entkam von dort aus dem Thurme, worin er gefangen

*) Im Jahre 1512.

saß, kehrte in seine Legation nach Bologna zurück und wurde nach Julius II. Tode (1513) im Conclave der Cardinäle zum Pabst erwählt.

Dieser Wechsel im Geschicke stand dem jungen Mönche lebhaft vor Augen. Nach dem, was der Pabst unwillkürlich verrathen hatte, durfte er kaum noch daran zweifeln, daß er ein Kind der Liebe mit der schönen Livia Colonna sei, und dieses Bewußtsein, verbunden mit der glänzenden Aussicht, die ihm der Pabst in der Ferne gezeigt hatte, regte in dem jungen Manne ein Gefühl von Stolz und Ehrgeiz, das ihm bis dahin völlig fremd gewesen war.

Leo X. bemerkte jedoch diese Wandlung im Character des jungen Mönchs nicht, der nach wie vor in demüthiger Stellung ihm gegenüberstand, und ermahnte ihn, noch recht fleißig zu studiren und etwas Tüchtiges zu lernen.

„Freilich bedarf es keiner tiefen Gelehrsamkeit," sprach er, „um eine hohe Kirchenwürde bekleiden zu können; indeß Geist und Kenntnisse gehören dazu, um das Leben schön zu finden. Ich wenigstens habe tüchtige Lehrer gehabt, eine classische Kenntniß der Römer und Griechen, dabei eine elegante Bildung gewonnen, und nun erhöhet es die Anmuth und Heiterkeit meines Lebens, Künste und Wissenschaften zu fördern, mit Geschmack und Prachtliebe meine Umgebungen zu verschönern, und des irdischen Treibens Sinnengenüsse durch geistige Regsamkeit und Empfänglichkeit zu erhöhen. Siehe, Guideon, so habe ich mir von jeher eine eigene Philosophie gebildet, wonach ich mein Leben modele; ich kann mit den Worten meines Hofnarren

sagen: »Fröhlich gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!« Basta! Nun laßt den Falkenmeister kommen!"

Guideon beugte ein Knie und fragte, ob Seine Heiligkeit noch etwas zu befehlen habe?

„Ei ja!" rief der Pabst; „bald hätten Wir über das profane Geplauder die Angelegenheit der Kirche vergessen, woraus der General der Dominikaner so viel Wesens macht. Nun, wie steht es mit dem Augustiner-Mönchlein in Wittenberg; Pater Augustinus oder Martinus Luther — wie er heißt — soll ein naseweiser, ketzerischer Patron sein, der im trunkenen Muthe gegen den Ablaß geschrieben und gepredigt hat. Nun, wie ist es eigentlich damit? — he! —"

In diesem Augenblicke verstand Guideon vollkommen den Willen und die Drohung seines Ordensgenerals; allein einer edlern Natur ist es unmöglich, einem Menschen von edlem Gepräge absichtlich zu schaden. Wenn auch die Interessen und Bestrebungen Beider noch so weit auseinander liegen, so erwachen doch unbewußt ihre Sympathien für einander. Wer kann in ein geistvolles Auge blicken, ohne Wohlwollen zu empfinden? wer einen großen Character erkennen oder auch nur ahnen ohne Ehrfurcht? wer ein schönes Herz erkennen, ohne Liebe?

Guideon war, ohne es zu wollen und zu wissen, für Martin Luthers Persönlichkeit begeistert, wenn er auch als treuer Anhänger der römischen Kirche dessen Wort und Lehre verdammen zu müssen glaubte. Unwillkürlich mischten

sich daher solche Gefühle in seine Schilderung von Luthers Treiben und Wirken, und er stellte den Mann dar als vom reinen Geiste des Christenthums beseelt, als gelehrt und geistreich, als kraftvoll und milde, erhaben und demüthig, der nimmer beabsichtigt habe das Ansehen Seiner Heiligkeit anzufechten, sondern nur gegen die Mißbräuche des Ablaßhandels in Deutschland, besonders gegen den frechen Uebermuth des Ablaßkrämers Johann Tetzel, einen gelehrten theologischen Streit — noch dazu in lateinischer Sprache, die ja der große Haufe nicht verstehe — angefangen habe.

„Und nie," fügte er hinzu, „würde dieser Thesenstreit solches Aufsehen gemacht haben und ins Volk gedrungen sein, hätte nicht Tetzel zuerst den Scandal öffentlich und zur Volkssache gemacht durch Verbrennen der Lutherschen Thesen, wodurch die Studenten zu Wittenberg zu einem gleichen Verfahren mit Tetzels Gegensätzen aufgeregt wurden. Luther aber hat dieses Aergerniß, von seinen Anhängern verübt, auf das Stärkste gemißbilligt, und ist dabei völlig außer Schuld."

Diese Erklärung des Herganges der Sache verfehlte ihre Wirkung nicht. Guideon besaß überhaupt die schöne Gabe der Beredsamkeit in hohem Grade. Wovon er selbst durchdrungen war, davon konnte er auch leicht einem Anderen seine Ueberzeugung beibringen. Im Verlaufe der Rede hatte sich seine anfängliche Schüchternheit verloren. Er sprach kraftvoll und überzeugend, und Begeisterung hatte sein Antlitz geröthet. Nie hat man einen schönern

jungen Mönch gesehen, als jetzt mit leuchtenden Blicken dem Pabste gegenüberstand.

„Brav, mein Sohn!“ rief der Pabst und stand auf, dem jungen Dominikaner auf die Schulter klopfend; „beharre dabei, immer der Wahrheit die Ehre zu geben. — Habe ich doch ganz recht vermuthet, daß es nichts sei als Möncherei und geistlicher Hader. Gehe nun und melde dem Cardinal Unsere allerhöchste Willensmeinung, Wir würden schon Bedacht darauf nehmen, das vorlaute Mönchlein in aller Güte und Stille zum Widerruf zu bringen, damit der kleine Riß nicht größer werde durch das Aufheben, so man davon macht. Uebrigens halte ich dafür, daß es nichts sei als theologische Streitigkeit, der man mit gleichen Waffen der Gelehrsamkeit begegnen müsse.“

Damit wurde Guideon nach ertheilter Benediction entlassen; denn der Falkenmeister trat ein — unangemeldet, wie es sein Vorrecht war — einen schönen, jungen Edelfalken mit sammtner Kappe, der erst aus Apulien angelangt war, auf der Faust haltend. Der Pabst streichelte und lobte das schöne Thier, sprach mit der Leidenschaft eines Jagdliebhabers von der großen Reiherbeitze, die er, um den jungen Falken zu erproben, in der Campagna di Roma halten würde; und der Ceremonienmeister, der bald bemerkte, daß die Geschäfte abgethan waren und der Pabst sich seinen Lieblingsneigungen hingab, ließ unaufgefordert den Oberstallmeister und mehrere der berühmtesten Dichter und Künstler jener Zeit eintreten, mit denen sich der Pabst gern besprach. So wurde bald im päbstlichen Kabinet die Unter-

haltung auf profane Weise äußerst belebt, und während die Großwürdenträger der Hierarchie und des Hofes in den Vorzimmern auf den Augenblick harrten, Seiner Heiligkeit den Pantoffel küssen zu dürfen, sprach der Statthalter Christi mit heiterer Laune von der Jagd, von dem Pferderennen im Corso, wobei er auch sein Berberei*) aus den päbstlichen Marställen mitlaufen lassen werde; von dem schönen, weißen arabischen Hengste, den ihm der König von Neapel statt des schuldigen Tributs eines weißen Zelters gesendet, vom Balle und Casino im Vatikan, von einer geistlichen Komödie, die im Capitol selbst aufgeführt werden sollte, und dergleichen mehr. Dann Benvenuto Cellini erblickend, bestellte er bei diesem trefflichen, leidenschaftlichen Erzbildner ein Paar Apostel aus getriebenem Kupfer, sprach sodann mit dem kühnen Michael Angelo Buonarotti über den Bau der Kuppel des Doms von St. Peter, den dieser geniale Maler und Baumeister übernommen hatte, während alle Andere die Ausführung für unmöglich gehalten; rief den bescheidenen jungen Madonnenmaler Raphael von Urbino herbei, und unterhielt sich mit ihm über die Logen des Vatikans, mit deren Ausführung er beschäftigt war, und ließ sich dann von Ariosto einige Stanzen seines Orlando furioso, von Tasso einige Sonette recitiren.

So war hier am päbstlichen Hofe, im merkwürdigen

*) Pferde aus der Berberei, daher auch Rennpferde in Italien.

Contraste, das kirchliche Leben den geselligen Freuden gewichen; die geistlichen Beziehungen waren in geistige übergegangen und der Ablaßstreit in den Hintergrund geschoben, um einer Falkenjagd Raum zu geben. Der junge Mönch Guideon aber betrat den Palast des Generals des Dominikanerordens mit einem seltsam gemischten Gefühle von Demuth und Stolz, Aengstlichkeit und Selbstvertrauen.

So stand er endlich vor dem Gewaltigen, den Auftrag des Pabstes wegen Martin Luther ausrichtend.

Der Dominikanergeneral verfärbte sich. Aufwallender Zorn sprühte für einen Augenblick aus seinen dunklen Augen; doch bald behauptete die Selbstbeherrschung der geübtesten Verstellungskunst ihre Macht auf seinen Gesichtszügen.

„Gesegnet sei das Wort Seiner Heiligkeit!“ sprach er sich bekreuzigend und verneigend. „Wenn selbst der Erlöser sprach: »Liebet Eure Feinde!« so hat der Statthalter Christi auf Erden in vollem Maaße das Recht und die Pflicht, Milde für strenge Gerechtigkeit gegen Abtrünnige und Ketzer ergehen zu lassen. Zweifelsohne hat Deine Darstellung des Lebens und Treibens des sehr ehrwürdigen Doctor Martin Luther sehr viel dazu beigetragen, dieses günstige Resultat zu erzielen.“

„Allerdings,“ versetzte Guideon, nicht ohne einiges Selbstgefühl; „wie es meine Pflicht war, dem heiligen Oberhaupte der Kirche die Wahrheit zu offenbaren, so habe ich Seiner Heiligkeit mit voller Ueberzeugung die Versicherung gegeben, daß diesem mit Unrecht verketzerten Manne

nur das wahre Heil der Kirche durch ihre Reinigung von allen Mißbräuchen am Herzen liege, und daß es keineswegs die Absicht jenes gelehrten Augustinermönchs sei, das Ansehen des Pabstes im Mindesten zu schmälern."

„Ei, Du gibst sehr viel Hoffnung, Dominice, dereinst ein großes Kirchenlicht zu werden," spöttelte der Cardinal, indem er die Lippen zusammenkniff; „Wir werden in Zeiten darauf denken, Dir Gelegenheit zu geben, Dein Licht leuchten zu lassen, wo es ohne Schaden geschehen kann. Für jetzt beauftragen Wir Dich mit einer Mission an den Prior des Klosters zum heiligen Gereon in Graubünden, welche Du aus Unserer Kanzlei empfangen wirst. Die getreue und verschwiegene Ausrichtung dieses Auftrages wird über Dein Geschick entscheiden."

Guideon beugte ein Knie, küßte dem gestrengen Ordensgeneral die Hand und gelobte die pünktlichste Ausführung des zu erwartenden Auftrages. Als er sich aber wieder aufrichtete, fiel ein höhnischer Zug auf dem listigen Angesichte des Ordensgenerals dem jungen Mönche schwer aufs Herz; er zweifelte jetzt kaum, daß er auf dem Punkte stehe, das Opfer irgend einer boshaften Intrigue zu werden.

Indeß hatte er aus der Kanzlei des Ordensgenerals das versiegelte Schreiben empfangen. Er ahnete wohl, daß es ein Uriasbrief sei, wagte jedoch nicht das Siegel des Cardinals zu erbrechen oder dessen Befehlen ungehorsam zu werden. Zudem war ihm auch nach der mißtrauischen und listigen Weise jener Mönchsorden, die später auch auf die Jesuiten überging, ein zuverlässiger Bruder als

Beobachter — sogenannter Socius (Gefährte) — zugesellt. Er konnte daher keinen Schritt thun, seinen hohen Gönner, den Pabst, von der Gefahr, die über ihm schwebte, zu benachrichtigen, ohne sogleich Mißtrauen zu erregen und dann ohne Zweifel in den Gefängnissen der Inquisition ewig zum Schweigen gebracht zu werden.

Eine Gefahr, die man voraussieht, ohne ihr ausweichen zu können, hat immer etwas Peinigendes auch für die muthigste Seele. In einer solchen Stimmung ersann endlich Guideon eine List, um wenigstens einen der Geheimschreiber des Pabstes in Kenntniß zu setzen von dem Auftrage, den er erhalten habe. Er fragte nämlich den Pater Peregrinus, der sein Socius war, wo Graubünden liege? —

Vater Peregrinus war ein tüchtiger Thomasiner und in der scholiastischen Philosophie tiefbewanderter Gelehrter, aber um die Lage der Länder auf Erden hatte er sich wenig bekümmert. Er starrte seinen jungen Gefährten betroffen an. — „Bei dem heiligen Dominikus und den fünf Wundenmaalen Jesu!" rief er, „wer kann jedes Nest im Lande der Heiden kennen? Ich bin auf Alles gefaßt, mag Graubünden am heiligen Grabe in Palästina oder im grauen Norden liegen, wir wandern hin, weil es uns befohlen ist."

„Sehr gut, aber wie sollen wir hingelangen, wenn wir die Richtung des Weges nicht wissen?"

„Wir empfehlen uns allen Heiligen und den hohen Herrschaften im Himmel; sie werden uns schon einen

Stern senden, der uns leitet, wie den heiligen drei Königen im Morgenlande."

„Nun wohl," entgegnete Guideon, „beten wir die ganze Nacht, daß der Herr uns erleuchte, und wenn solches unserer Sünden willen bis morgen früh nicht geschehen ist, so fragen wir einen der Geheimschreiber Seiner Heiligkeit."

„Ja, der muß es wissen durch Inspiration des heiligen Geistes," entgegnete der ältere Mönch.

„Auch unser Cardinal-General, oder sein Geheimschreiber," versetzte Guideon; „indeß würden wir uns auf der Ordenskanzlei zum Gespött machen durch unsere Unwissenheit."

„Wofür doch kein Mensch kann, denn es ist eine Eingebung Gottes oder des Teufels, alle Reiche der Erde zu kennen."

Auf diese Unwissenheit des alten Dominikaners hatte Guideon nicht vergebens gerechnet. Beide gingen nun wieder nach dem Capitol, suchten und fanden einen der Secretaire Seiner Heiligkeit, den gelehrten Bembo. Guideon bewog den Pater Peregrinus leicht, ihn die Sache allein abmachen zu lassen und dieser blieb vor der Thüre des Gemachs stehen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der junge Bruder wirklich bei dem Geheimschreiber des Pabstes eingetreten war; denn zu mehr als zu einer Beobachtung per distantiam (von Ferne) verpflichtete ihn sein Aufseheramt nicht.

Nun benutzte Guideon den Augenblick des Alleinseins

mit dem ihm schon bekannten Geheimschreiber, um diesen, der schon sein persönliches Verhältniß zum Pabste zu kennen schien, von dem erhaltenen Auftrage und seinem Bestimmungsorte in Kenntniß zu setzen für den Fall, daß ihm dort etwas Schlimmes begegnen sollte. Signore Bembo kannte den rachsüchtigen Charakter des Cardinals, theilte daher Guideons Mißtrauen, hielt es aber nicht für gerathen, das Scandal eines öffentlichen Ungehorsams zu geben, in welchem Falle selbst die Macht des Pabstes ihn nicht schützen könne, notirte indeß den Namen des Klosters, wohin er gesendet werden sollte und des Mönchs, der sein Socius war, und entließ ihn mit der Versicherung, daß ein geheimer Mord schwerlich zu besorgen sei, denn die Kirche vergieße kein Blut, wohl aber ewiges Gefängniß, und dieses werde der Schlüssel Petri schon zur rechten Zeit wieder zu öffnen wissen.

Und richtig war das Schreiben des Ordensgenerals ein Uriasbrief. Kaum im Kloster angekommen, wurde er mit Freundlichkeit empfangen, und in eine Thurmzelle mit starken, eisenbeschlagenen Thüren und kleinem Fenstergitter geführt, dort aber eingeschlossen. Durch eine Oeffnung in der Decke wurde ihm Brod und Wasser, als die einzige Nahrung, die man ihm zukommen ließ, herabgelassen, und Guideon hatte Zeit über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge nachzudenken.

In dieser Einsamkeit erwachte auch Hedwigs Bild wieder in seiner Seele und er fühlte schmerzlicher als jemals das Unglück, einem Stande anzugehören, dem jede

Freiheit des Willens und jede Regung des Herzens verboten war.

Aber so tief war die Macht der gewohnten Ideen und Begriffe in seiner Seele, daß ihm auch nicht im Traume die Möglichkeit einfiel, solche drückende Bande jemals gelöset zu sehen. Der Gedanke an Meineid und Abtrünnigkeit lag seinem redlichen Charakter viel zu fern, und das Bewußtsein der kirchlichen Satzung, daß die priesterlichen Weihen unvertilgbar sind, schlug jeden Hoffnungsblick nieder, der bisweilen in die düsterste Seelenstimmung des jungen Mannes hineinleuchtete.

Die Wirkung dieser unglücklichen Stimmung und furchtbaren Einsamkeit konnte nicht ausbleiben. Sein Körper wurde geschwächt, das Nervensystem überreizt, die Phantasie erhitzt — er wurde religiöser Schwärmer — grübelte in mystischen Bildern und war ein Feind der Welt und Menschen geworden.

Von der im Vorstehenden mitgetheilten Gefangenschaft Guideons hatte der Gelehrte aus Salzburg keine Kenntniß, konnte daher auch nicht das Gemüth seiner Tochter damit beunruhigen, und nichts zerstreute ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme, womit sie die weitern Mittheilungen ihres Vaters über die Folgen des großen Ablaßstreits zwischen Luther und Tetzel anhörte.

„Siehe," fuhr er fort, „also war eigentlich, so viel man weiß, der Pabst nicht sehr aufgebracht gegen Martin Luther. Es war ihm die Sache nur unangenehm, weil dadurch die Einkünfte der Kirche geschmälert waren; indeß

im Ganzen war ihm doch die Sache bei seiner hohen Stellung zu unbedeutend, um sich ernstlich damit zu beschäftigen.

„Desto weniger ruhte die Rachsucht des Italieners Prierio. Dieser finstere Ordensgeneral wußte den päbstlichen Fiscal, Mario Perusco zu veranlassen, daß er eine förmliche Klage bei dem Cardinalskollegium gegen den Mönch Martinus zu Wittenberg wegen Ketzerei erhob. Darauf ernannte das Collegium der Kardinäle auf Prierio's Rath eine Commission von drei Richtern, um Martin Luther als Ketzer zu verdammen.

„Diese wendeten sich nun an den Pabst mit der dringenden Vorstellung, wie nothwendig es sei, zur Sicherung der durch den Ablaßstreit geschmälerten Einkünfte der päbstlichen Kammer ein Strafexempel zu statuiren und den vorlauten Mönch nach Rom vorzuladen.

„Der Pabst genehmigte Alles, und die Vorladung, daß Luther binnen 60 Tagen sich in Rom stellen solle, um zu widerrufen, erging nach Wittenberg.

„Zu gleicher Zeit ergriff auch der gelehrte Ketzermeister Hochstraaten in Köln gegen Luther die Feder und donnerte von der Kanzel herab, daß man diesen Frevler als heillosen Ketzer verbrennen müsse. Und von Ingolstadt her erging eine beißende Schrift gegen Luthers Thesen, deren Verfasser der schon genannte Doctor Eck, Prokanzler der Universität, war. Diese Schrift führte den Titel: »Obelisken.« Sie enthielt die scharfsinnigsten Bemerkungen über Luthers Streitsätze und bezeichnete diesen als einen

Ketzer, frechen und unbesonnenen Abtrünnigen, der in seinen Thesen die unverschämtesten Irrlehren verbreite, böhmisches Gift ausgieße und dadurch Unruhen, Unordnungen und Spaltungen in der Kirche herbeiführen werde.

„Der kräftige Luther las beide Schriften. Hochstraatens seichter Angriff war kaum einer Antwort werth; aber seine Predigten, daß er als Ketzer verbrannt werden müsse, verdienten wenigstens eine derbe Abfertigung. Desto mehr ärgerten ihn die Ausfälle des Doctor Eck, eben weil sie so boshaft als geistreich und witzig waren.

»Dieser Eck,« sagte er eines Tages zu mir, »spricht sich nicht anders aus, als wie ein von Wuth und Neid entbranntes Gehirn. Ich habe zwar diesen eines Cerberus würdigen Bissen hinunterschlucken wollen, aber meine Freunde haben mich zur Antwort gleichsam gezwungen, hier ist sie.«

„Damit überreichte er mir eine bereits gedruckte Gegenschrift, die den Titel führte: »Asterisken« welche ich sogleich durchlas.

„Ich habe nie eine derbere und zugleich schlagendere Widerlegung und Abwehr eines Angriffs gelesen, als diese gegen Eck und Hochstraaten gerichtete Schrift Luthers. — Nun wünschte ich ihm Glück dazu, seine Feinde so tüchtig abgefertigt zu haben. Da ließ er den Kopf hängen und sprach, indem er nach seiner Gewohnheit die Hände über den Leib gefaltet hatte: »Und wollte doch fast wünschen, ich hätte geschwiegen. Man schlägt damit nur in einen Bienenschwarm hinein, und statt eines Stachels, den man

wohl ertragen könnte, werden tausend gegen uns gerichtet. Indeß was kann es helfen? — bin einmal hineingezogen in den bösen Handel und muß mich nun auch hindurchbeißen.«

„Doch die Gefahr, in der Luther schwebte, sollte sich noch erhöhen. Nach Heidelberg war ein Generalconvent der Augustiner zusammenberufen und Martin Luther war als ein gelehrter und freimüthiger Mann von seinen Ordensbrüdern zum Deputirten einiger Klöster der dortigen Gegend berufen worden, dieser großen Versammlung der Augustiner beizuwohnen, um das Interesse ihres Ordens dort zu vertreten. Luther war dazu entschlossen. Besorgte Freunde riethen davon ab, denn auch der Erzbischof Albrecht von Mainz sei aufs äußerste gegen ihn erbittert wegen Schmälerung seiner Einkünfte vom Ablaßhandel, und Nachstellungen, selbst Gefahren für sein Leben wären nicht ohne Grund zu fürchten.

»Lieben Freunde,« entgegnete Luther, »wer den Tod nicht fürchtet, hat auch Menschen nicht zu fürchten, und wer wandelt in seinem Beruf, der wandelt mit Gott, und in diesem Vertrauen werde ich gehen.«

„Und arm wie er war, getreu seinem Mönchsgelübde, trat er zu Fuß seine Reise nach Heidelberg an. Er wanderte gleich einem Apostel des Herrn von Kloster zu Kloster und fand überall freundliche Aufnahme. Bei der allgemeinen Stimmung in Deutschland gegen den Pabst und die römische Clerisei, war ihm ein großer Ruf vorhergegangen. Die aufgeklärtesten Geister und gelehrtesten

Männer zollten ihm ihre Bewunderung. Der Erzbischof Lorenz von Bibra zu Würzburg nahm ihn bei sich auf und behandelte ihn als Freund. Schon war er bis drei Meilen gegen Heidelberg herangekommen, als den bis zum Umsinken ermüdeten Fußwanderer ein von drei starken Pferden gezogener schwerfälliger Wagen einholte. Lauter Zuruf und Gruß von bekannter Stimme tönte ihm nach. Er sah sich um und erkannte seinen hohen Vorgesetzten und Gönner, den Generalvicar Staupitz, der neben dem aufgeklärten Dr. Link im Wagen saß. — Ihren dringenden Einladungen konnte der bescheidene Martin Luther nicht widerstehen. Er setzte sich seinen gelehrten Freunden gegenüber, und manches geistreiche Wort über die jetzigen Ereignisse verkürzte die letzten drei Meilen hin nach Heidelberg.

„Da auf dem hohen Berge über dem Neckar ragte das alte Schloß empor, und unten die reinlichen Straßen wimmelten von Augustiner-Mönchen. Sie hatten am großen Heidelberger Faß auf des lieben Gottes Gesundheit getrunken, und eilten nun vergnügt und weinselig nach der gothischen Domkirche, wo der berühmte Wittenberger Mönch über öffentlich angeschlagene Thesen von der göttlichen Gnade eine Disputation halten wollte.

„Das war nun wohl kein direkter Angriff gegen den Ablaßhandel, aber durch die aus der Bibel vertheidigte Lehre von der Sündenvergebung durch Reue und Besserung war doch die Hauptgrundlage der päbstlichen Lehre vom Ablaß umgestürzt, und fünf gelehrte Heidelberger

Theologen gingen ihm vergebens mit ihren Einwürfen aus den Schriften der Kirchenväter zu Leibe. — Martin Luther ging siegreich aus diesem Kampfe hervor, erwarb sich neue Freunde und Bewunderer, und traf endlich am Sonnabend nach dem Feste der Himmelfahrt Mariä wieder wohlbehalten in Wittenberg ein.

„Was er auf dieser Reise erworben hatte, war eine festere Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Lehre und erhöhtes Selbstvertrauen.

„Doch hatten die besonnenen Vorstellungen seines hohen Freundes, des Generalvicar Staupitz, so viel über ihn vermocht, daß er einsah, es werde der guten Sache nicht förderlich sein, wenn er sich gerade mit dem Pabst und seinen hohen Kirchenobern überwerfe.

„Er schrieb daher an den Bischof von Brandenburg, Scultetus, auch an den Pabst selbst, mit jener demüthigen Festigkeit und dem unter solchen Umständen wahrhaft kindlichen Vertrauen, daß die hohen Häupter der Kirche nur die schreiendsten Mißbräuche kennen zu lernen brauchten, um sie sofort abzustellen, und angeregt davon legte er das Schreiben an den Pabst einem Briefe an Staupitz mit der Bitte um Beförderung bei.

„Hier aber ließ Martin Luther die volle Tiefe seiner Seele und Glaubensinnigkeit reden.

»Christus mag zusehen,« hieß es unter Anderm in seinem muthvollen Wesen und treuherzigen Tone daselbst, »ob diese Ansprüche die seinigen oder die meinigen sein; ohne seinen Wink hat auch des Pabstes Zunge nicht

Macht über seine Reden, noch ist des Königs Herz in seiner Hand. Uebrigens habe ich meinen Feinden nichts zu antworten, als das Wort Reuchlins: wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren. Glücksgüter habe ich nicht, verlange auch keine, allein ist noch übrig der schwache und durch beständiges Ungemach ermattete Leib; wenn sie diesen durch Gewalt oder List hinwegraffen (zum Dienst Gottes), so machen sie mich um eine oder zwei Lebensstunden ärmer. Mir genügt mein süßer Erlöser und Versöhner, der Herr Jesus Christus; ihm will ich lobsingen, so lange ich lebe. So aber Jemand nicht mit mir singen will, was geht es mich an? — Er mag, wenn es ihm beliebt, bei sich allein heulen.«

„Die Einlage an den Pabst enthielt nicht mehr als eine klare Darstellung des Herganges der Sache in einfacher, vertrauungsvoller Rede. Bei seiner eignen Redlichkeit kam es ihm nicht in den Sinn, daß Leo X., den er persönlich achtete als einen aufgeklärten und wohlwollenden Herrn, der Künste und Wissenschaften förderte, eines so niedrigen Eigennutzes fähig sei, um schnöden Gewinnstes willen diesen schändlichen Ablaßhandel, der die Seelen verderbe, indem er weder Reue noch Besserung fordere, zu dulden. Und in dieser Ueberzeugung schloß er mit den Worten: »Nun, was soll ich thun? — Widerrufen kann ich nicht, und sehe doch, daß ich durch Bekanntmachung dieser Sätze mir außerordentlichen Haß und Neid erweckt habe.«

„Indeß war es gerade das »Widerrufen«, was man

in Rom von ihm wollte. Luthers Brief hatte dort die entgegengesetzte Wirkung gethan, als der gute Luther in seiner kindlichen Einfalt erwartet hatte. Man konnte es an hoher Stelle dem unbedeutenden Mönche nicht verzeihen, daß er sich herausnehme, dem Pabste Rathschläge geben zu wollen, und Luther erhielt eben durch die Kraft und Wahrheit, womit dieser Brief geschrieben war, in den Augen des Pabstes eine Bedeutung, die er früher nicht gehabt hatte, und jetzt genehmigte er die Vorladung Luthers nach Rom; beauftragte jedoch in seiner angebornen Milde den Ordensgeneral der Augustiner, Pater Gabriel Venetus, den ihm untergebenen Mönch durch Briefe oder gelehrte Unterhändler zur Ruhe zu bringen, dann solle ihm in Rom nichts Uebles widerfahren.

„Mit dieser milden Gesinnung des Pabstes stand indeß die bereits erwähnte Vorladung Luthers nach Rom durch ihren strengen Kanzleistyl beträchtlich im Widerspruch. — Es gehörte wenig Kenntniß der dortigen Verhältnisse dazu, um einzusehen, daß des Pabstes Ansehen ihn weder gegen italienische Hinterlist, noch gegen parteiische Kirchenjustiz schützen könne, wenn er es wagen würde, der Vorladung zu folgen. Eben so bedenklich aber war es, derselben geradezu ungehorsam zu sein. Luther selbst kannte keine Furcht. Er war bereit für die Wahrheit, wenn es sein mußte, zu sterben, und ihm war es sogar lieb, Gelegenheit zu erhalten, die Cardinäle in Rom auf die ungeheuren Mißbräuche, die sich im Kirchenwesen eingeschlichen hatten, aufmerksam zu machen. Allein seine Freunde widersetzten sich

dieser Folgeleistung; die Universität selbst protestirte dagegen, und nun erst erließ Luther ein Bittschreiben an den Churfürsten, seinen gnädigsten Landesherrn — der sich damals auf dem Reichstage zu Augsburg befand — daß dieser sich doch beim Pabst dahin verwenden wolle, daß er, Luther, dispensirt werde von dieser Reise nach Rom, indem er erbötig sei, vor jedem Richter in Deutschland sich zu stellen, und Rede und Antwort von seinen Lehren und Reden zu geben.

„Diese Verwendung trat ein, und da Churfürst Friedrich geradezu Luthers Auslieferung verweigerte, so erhielt derselbe eine Vorladung nach Augsburg, vor dem Cardinallegaten Cajetan sich zu stellen und seine ketzerischen Lehrsätze zu widerrufen.

»Ich kann irren,« rief er aus, »und man belehre mich eines Besseren; aber ein Ketzer werde ich nicht sein, wie sehr auch meine Feinde wüthen und schnauben.«"

Damit beschloß Leonhard Kaiser seine Erzählung von Luthers Leben und Treiben, denn an demselben Tage, an welchem jener nach Augsburg abreisete, hatte auch Magister Leonhard mit seiner Tochter die mühsame Wanderung nach Passau angetreten.

Das Leben des berühmten Mönchs war aber damit ein sehr bewegtes geworden. Zum Erstenmale sollte er mit seiner Meinung einem Abgeordneten des Pabstes gegenübertreten. Sein Herz klopfte vor ängstlicher Scheu und gewohnter Ehrerbietung, aber auch im Hochgefühl des Be-

wußtseins, für das Licht des reinen Glaubens — wenn es sein müsse — in den Tod zu gehen.

In Augsburg war damals ein reges Leben. Der alte Kaiser Maximilian war dort, und unter vielen Fürsten zwei starke Gegner wider einander in kirchlichen Angelegenheiten — der Schutzherr der freigeistigen Wittenberger Universität, Churfürst Friedrich von Sachsen, und der Erzbischof Albrecht von Mainz, der wegen der geschmälerten Ablaßeinkünfte ein mächtiger Feind Luthers war.

Kaiser Maximilian für seine Person hatte im Grunde gegen Luthers Lehre und Treiben nichts einzuwenden. Er erkannte gar wohl, daß dieser Mann bei der öffentlichen Stimmung gegen den Pabst von unschätzbarem Werthe sein könne, wenn es einmal darauf ankommen sollte, das Kirchenwesen in ganz Deutschland von der Herrschaft der römischen Curie loszureißen; aber er selbst wollte es nur mit dem Pabste nicht verderben.

Dem Churfürsten gab er den Rath, den Mönch ja wohl zu bewahren; dagegen sprach er sich gegen Franz von Sickingen, dem bedeutendsten seiner Räthe, vertraulich darüber aus.

„Siehe," sagte er, „ich kann des Pabstes nicht entrathen; denn erstens, wünschte ich in meinen alten Tagen noch gekrönt zu werden, damit doch die Kaiserkrone auf meinem Haupte pranget, wenn sie mich zur Gruft bestatten, wie mir solches von Gottes Gnaden zukommt. Dann geht mein Streben dahin, daß mein Enkel, der junge Carolus, der auf Hispaniens Throne sitzt, nach

meinem Tode zum Kaiser des heiligen römischen Reiches erwählt werde, und der Pabst, wie die ihm anhängenden deutschen Churfürsten, würden mir argen Querstrich dagegen machen, so ich es mit ihnen verdürbe. Sodann gibt es kein anderes Mittel, einmal wieder eine tüchtige Reichssteuer ausschreiben zu können, als die Türkensteuer, die ich dem Pabste verwilligt habe. Das wäre noch meine Lust und mein Ruhm, wenn es einen heißen Türkenkrieg gäbe gegen diesen prächtigen Soliman, der die Mameluken besiegt hat. Habe darum selbst an den heiligen Vater nach Rom geschrieben, daß er sich in eigener Person, von seinen Cardinälen umgeben, unter die Fahne des Kreuzes stellen möge, dann würden alle Fürsten und die gesammte Christenheit mitziehen, und ich Allen freudig voran; denn von Jugend auf habe ich keinen höheren Wunsch gehabt, als den, die Türken zu bekämpfen. Darum eigentlich habe ich alle Reichsstände zusammen gerufen, damit meine letzte große Waffenthat noch eine ruhmvolle und echt christliche sei; doch habe ich damit wenig Anhang und viel eitel Widerspruch gefunden, und darf es daher um eines vorwitzigen Mönchleins willen mit dem heiligen Vater nicht verderben, wofür mich Gott in Gnaden bewahren möge."

„Wäre auch zweifelsohne besser gewesen," erklärte Sickingen mit gewohnter Freimüthigkeit, „Kaiserliche Hoheit hätten's klüger unterlassen, mit dem Pabste gegen die Fürsten und Herren gemeinschaftliche Sache zu machen. Was haben wir nun davon, daß die Reichsstände jede Beisteuer

zum Türkenkriege abgelehnt haben, sintemalen das Volk schon genug ausgesogen und gedrückt sei, und man nicht erlebt habe, daß alle die erhobene Türkensteuer Andern zu Gute gekommen sei, als dem päbstlichen Seckel. Die stärksten Ausdrücke darüber enthält die Eingabe des Bischofs von Lüttich an die Stände, die ein ganzes Register von Ungerechtigkeiten enthält, welche die deutsche Kirche von der römischen Curie erfahren habe. »Diese starken Jäger — sagt er vom römischen Clerus — diese Kinder Nimrods gehen täglich auf die Jagd von Pfründen; Tag und Nacht denken sie auf nichts, als die canonischen Wahlen zu zerstören; das deutsche Geld, sonst zu schwer für einen Atlas, fliegt über die Alpen.«"

Noch mehrere Beschwerden gegen den Pabst kamen bei dieser Gelegenheit an den Tag; selbst dem Kaiser wurde von den Fürsten hart zugesetzt, daß er die Gerechtigkeit im deutschen Reiche herstellen solle; man forderte bessere Besetzung der Gerichte, gehörige Execution der kammergerichtlichen Urtheile, eine Verbesserung der veralteten peinlichen Rechte und dergleichen mehr.

Innere Unruhen im Reiche traten hinzu, Zwiespalt unter den Fürsten, Auflehnung des Volkes gegen geistliches Regiment und Aufklärung der Gebildeten, um dem Erscheinen Luthers in dieser Zeit zu Augsburg eine höhere Bedeutung zu geben, als sonst wohl das Verhör eines geringen Mönchs vor einem päbstlichen Legaten gehabt haben würde.

Während die deutschen Fürsten und Bischöfe mit ihrem

bewaffneten Gefolge, und selbst der alte Kaiser Maximilian schon durch die einfache, fast barocke Würde und Gravität ihres Auftretens und der Kleidung ihrer Umgebungen, Leibwachen und Dienerschaft, den Ernst des deutschen Characters bewies, der sich des großen Zweckes — Deutschlands Wohlfahrt zu berathen — bewußt war: erregte das Erscheinen des päbstlichen Legaten zu Augsburg Aufsehen und Unwillen durch die bunte, lächerliche Pracht seiner zahlreichen Dienerschaft und Ehrenbegleiter, sowie durch die fast unerträgliche Ostentation und Prätension, womit er sich gegen die Fürsten und selbst den Kaiser benahm.

Es war der Dominicaner Thomas de Vio, der sich durch den Eifer, womit er die päbstlichen Prärogativen vertheidigte, den Weg zu den höchsten Kirchenwürden gebahnt hatte. Bei der letzten großen Creation der römischen Curie war er zum Bischof von Arras und Cardinal erhoben, und führte den Namen Cajetan. Bei der Eröffnung jenes Reichstages zu Augsburg, der für den Pabst so wichtig war, weil es darauf ankam, ihm neue Geldquellen im Herzen Deutschlands zu eröffnen, wurde in Rom Keiner geschickter und bedeutender gefunden, als eben dieser Cardinal Cajetan, der deshalb denn auch als Legat dorthin gesendet wurde.

Kein deutscher Fürst hatte so viel Edelleute, Prälaten, Abbates und Bedienten in seinem Gefolge, als dieser stolze Dominikaner. Seine schönen Rosse waren reich geschirrt, ganze Koppeln schöner Hunde und Falkenire mit ihren Edelfalken auf der Faust, eine Menge Rüstwagen

und ein Heer von Köchen und Küchenjungen verlängerte sein Gefolge beim Einzuge, das beim Geläute aller Glocken mit Zinken und Pauken geschah. Er selbst saß allein im Hintergrunde eines ganz vergoldeten Wagens. Vor ihm her ritten Herolde mit dem päbstlichen Wappen im Trompetenfähnlein, wie auf der Kleidung vorn und hinten. Voraus wurde das rothe Kreuz des Pabstes getragen. Fromme Brüderschaften und Geistliche aller Orden und Prälaten jeden Ranges waren ihm mit ihren Kirchenfahnen entgegengezogen und eröffneten jetzt wieder den Zug. Der größte Palast der Stadt — dem reichen Fugger gehörig — war ihm eingeräumt und hatte doch nicht Raum, ihn und sein Gefolge aufzunehmen; es mußte der Rath noch aus den nächsten Bürgerhäusern die Leute vertreiben, um dasselbe unterzubringen.

Die Bischöfe, und sogar mehrere Reichsfürsten machten ihm ihre Aufwartung. Selbst vom Kaiser verlangte der stolze Prälat desgleichen, und der ritterliche Kaiser Maximilian war schwach genug, diesem Verlangen nachzugeben und dadurch anzuerkennen, daß das kirchliche Ansehen über dem weltlichen stehe.

Nie hatte die Kirchenherrschaft seit Gregor VII. höhere Triumphe gefeiert und war mit größerer Ostentation aufgetreten, als jetzt, wo ihr Ansehen schon durch ein unbedeutendes Mönchlein und den erwachenden Zeitgeist im Innern so sehr untergraben war.

Man fühlte sich geneigt zu glauben, daß es schlaue Politik von diesem stolzen Prälaten sei, das päbstliche Ansehen

im Aeußern um so höher zu stellen, je mehr es in seiner innern Bedeutung gesunken war; allein bald verrieth sich, daß es nichts als persönliche Eitelkeit dieses, aus der niedrigsten Abhängigkeit eines sogenannten Predigermönchs so hoch erhobenen Geistlichen war.

Man hörte, daß der alte Ceremonienmeister des Pabstes mit keinem andern Cardinal so viel Mühe und Sorge gehabt habe, ihn üblich auszustatten, als mit diesem Cajetan. Da hatte er sich unter Anderm einen weißen Zelter mit Zäumen und Decken von Carmoisinsammet, mit Goldborten besetzt, und eine Zimmerbekleidung von Carmoisinatlas ausbedungen; den Anspruch der Curie, daß ein Cardinal mehr sei, als ein König, nahm er ernstlich und wörtlich, und hatte die Dreistigkeit und den Hochmuth, diese Meinung auch gegen den Kaiser und die Reichsfürsten mit der Bemerkung zu äußern, schon Christus habe gesagt, daß das Geistige und Ewige über dem Weltlichen stehe, und darum müsse auch der Vertreter des Erstern denen der weltlichen Macht im Range vorgehen.

Besonders gefiel er sich darin, durch glänzende Kirchenceremonien die Pracht und das Ansehen des Kirchenwesens in den Augen des Volkes zu erheben; z. B. bei jenem Hochamte, das er am 1. August im Dome hielt, mußte der stolze Erzbischof Albrecht von Mainz auf den Stufen des Altars vor ihm knien, in Gegenwart des Kaisers und aller Fürsten und Herren des Reiches, während er ihm den Cardinalshut aufsetzte. Selbst der Kaiser Maximilian

empfing kniend Hut und Degen als päbstliche Gnadenbezeugung aus seinen Händen.

So tief war damals noch die Gewohnheit der Ehrerbietung und Abhängigkeit vom Ansehen des Pabstes in allen Gemüthern begründet, daß selbst der Haß und die Verachtung, welche sich die römische Geistlichkeit durch ihren sittenlosen Lebenswandel im Allgemeinen zugezogen hatte, wenigstens die äußere Bezeugung der Ehrerbietung nicht hindern konnte, die man Gott selbst zu erweisen glaubte, indem man dem vermeintlichen Stellvertreter des Gottessohnes Jesu Christi göttliche Ehre erwies.

Zu diesem übermüthigen Kirchenfürsten begab sich nun der Churfürst Friedrich von Sachsen, und trug ihm den Wunsch vor, daß mit Martin Luther glimpflich verfahren werden möge, indem er ihn sonst nicht zum Verhör stellen würde.

Der Churfürst war allerdings ein Freund der Aufklärung, doch wollte er ebenfalls nicht als offener Gegner des Pabstes auftreten. In solchen Fällen will immer Niemand — wie ein Volkssprüchwort sagt — der Katze die Schellen anhängen. Der schlaue Cajetan erkannte indeß die Wichtigkeit dieses Fürsten, und da ihm selbst die Persönlichkeit seiner hohen Heldengestalt imponirte, so wagte er es nicht, den Ton des Uebermuthes gegen den Churfürsten festzuhalten, versprach daher gefügig Alles, was man wünschte.

Es sei selbst des heiligen Vaters Wunsch und Meinung, erklärte er, daß dieser irrende Mönch mit väterlicher Milde

zum Widerruf gebracht werde. Er betrachte ihn als ein verirrtes Schäflein von der Heerde, und werde es als guter Hirt mit Freundlichkeit und Duldsamkeit von seinen Irrwegen zurückzuführen suchen. „Die Kirche — rief er aus — ist ja die liebende Mutter aller ihrer Kinder, und Thränen der Wehmuth vergießt der heilige Vater über die Verirrungen, welche der leidige Zeitgeist bringt.“

Bei allen diesen Versicherungen, die der Legat unter Vergießung vieler Thränen gab, entging doch dem großen Menschenkenner Churfürst Friedrich nicht der boshaft lauernde Seitenblick, womit der listige Prälat den Eindruck beobachten zu wollen schien, den seine heuchlerische Rede auf den dummen Deutschen gemacht hatte (so pflegte er unter Vertrauten den Kaiser und alle deutsche Fürsten zu nennen), und der Churfürst erklärte mit erwachendem Mißtrauen, daß er wünschen müsse die Instruction zu sehen, welche Seine Eminenz von Rom aus wegen Luther empfangen habe; „denn dieser Mönch — sprach er — ist Uns werth und theuer, weil seine Gelehrsamkeit und Freimüthigkeit die Blüthe Unserer Universität Wittenberg getrieben, womit dieselbe glänzet vor der Welt. Er hat aus etlichen Hundert Studenten etliche Tausend gemacht.“

Der Cardinallegat stutzte einige Augenblicke bei dieser Bemerkung, die ihn zum Erstenmale die ganze Wichtigkeit des Mannes erkennen ließ, den er zum Schweigen und zum Widerruf bringen sollte. Doch bald sammelte er sich wieder.

„Ei mit Vergnügen!“ rief er aus; „in einer so

gerechten Sache darf nichts geheim bleiben. Hier ist die Instruction des Pabstes — Nein hier! — Nein doch nicht.“ Dabei kramte er geschäftig in seinen Papieren, warf Alles durcheinander und klagte laut über die unvermeidliche Unordnung auf einer so weiten Reise, über die Saumseligkeit seiner Secretaire, die er kommen ließ, und nach einem bedeutungsvollen Blinzeln mit den Augen auszankte, daß sie die wichtige Instruction des Pabstes verlegt hätten. Sodann versprach er, sie dem Churfürsten in Abschrift zuzusenden, sobald man sie aufgefunden haben würde.

Der Churfürst schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Ist Arges dabei, so werden Wir Unsern wohlgelahrten Doctor dagegen schon zu schützen wissen. Ist die Sache aber ohne Arg, so mag Vorsicht nicht schaden.“

Damit zog er sich zurück.

„Guideon!“ rief Cajetan in ein Vorzimmer, worin mehrere Schreiber beschäftigt waren, hinein; und in das Audienzgemach des Cardinallegaten trat der uns bekannte junge Dominikanermönch im weißen Ordenskleide.

Durch einen Befehl des Pabstes war er aus dem Klostergefängnisse in Graubünden befreiet worden, indem er Auftrag erhalten hatte, dem Cardinal Cajetan nach Augsburg ein, Luthers Gefangennehmung betreffendes, päbstliches Breve zu überbringen, und als einer der Secretaire der Legation ihn zu beobachten, und über dessen sowie über Luthers Benehmen geheime Berichte nach Rom zu erstatten.

So unangenehm und empörend für sein edleres Gefühl

ihm auch diese Stellung war, so hatte er doch nicht umhingekonnt, sich den höhern Befehlen zu fügen. Das geschah aber nur mit dem geheimen Vorbehalt: Ungerechtigkeit und Hinterlist gegen Luther nach Kräften zu hindern; sonst aber dem Pabste und der Kirche treu zu sein.

„Guideon," redete ihn der Cardinal an, „hier ist das päbstliche Breve wegen des Ketzers von Wittenberg, welches der dumme Deutsche, der so eben fortgegangen ist, zu sehen wünschte. Ich mochte es ihm nicht abschlagen, darum befehle ich Dir jetzt eine Abschrift für den Churfürsten zu machen, in welcher alle die verfänglichen Stellen, die ihn etwa zu Sicherheitsmaßregeln für den bereits verdammten Ketzer verleiten könnten, weggelassen werden sollen."

Guideon überlas die lateinisch abgefaßte Bulle mit flüchtigem Blicke.

„Das würde ja ein Falsum sein!" rief er erblassend, und starrte auf die harten Züge der römischen Handschrift hin mit einem Entsetzen, das sich nur zu deutlich auf seinem Gesichte malte, als daß es dem listig lauernden Blicke des Cardinals unbemerkt bleiben konnte.

„Nun, was solches Bedenken betrifft," entgegnete dieser mit dem Anscheine von Gleichgültigkeit, „so würde solche kleine Täuschung in majorem dei gloriam*) geschehen, mithin erlaubt sein; indeß habe ich mich anders besonnen und mag ferner nicht darauf bestehen."

Mit diesen Worten entließ er den jungen Domini-

*) Zur höheren Ehre Gottes.

kaner. Aber ein mißtrauischer Blick, den der Cardinal nicht verbergen konnte, hatte ihm die Ueberzeugung gegeben, daß Jener keineswegs seine Absicht aufgegeben hatte. In der That wurde auch unmittelbar nachher der Pater Orator des Legaten, Namens Urbanus von Oralonga, aus der Kanzlei zu ihm beschieden, und Guideon konnte leicht in Erfahrung bringen, daß dieser denselben Auftrag erhalten hatte, der ihm zugedacht gewesen war.

Von diesem Augenblicke an hielt es Guideon für seine Pflicht, dem Doctor Luther, dessen Ankunft in Augsburg täglich erwartet wurde, eine Warnung zugehen zu lassen; denn die päbstliche Bulle enthielt nichts Geringeres, als ihn, wenn er sich weigern würde zu widerrufen, im Geheim verhaften und als Ketzer gefangen nach Rom abführen zu lassen.

Nur zweierlei machte ihm Sorge. Er hielt es fast für unmöglich, zeitig und unbemerkt diese Warnung dem Wittenberger Mönch zugehen zu lassen, und dann in der pietistischen Stimmung seines Gemüths, die seit seiner Gefangenschaft in seiner Seele vorherrschend geworden war, fühlte er sein Gewissen beschwert durch das Vorhaben, einen überführten Ketzer, wofür er selbst Martin Luther halten mußte, der kirchlichen Strafe zu entziehen.

Es blieb daher noch sehr zweifelhaft, ob Martin Luther gerettet wurde, oder ungewarnt in die Falle ging.

Der prächtige Kardinal und der ärmliche Mönch sollten einander gegenüberstehen. Jener hatte einen Einzug gehalten, der allen Glanz der Könige überstrahlte; dieser

war kränklich und angegriffen, und in abgetragenem schwarzen Ordenskleide und zu Fuß unbemerkt eingewandert. Mit Reisegeld spärlich versehen, hatte er die Gastlichkeit der Klöster und guter Menschen auf seiner weiten Reise täglich ansprechen müssen. Ein Magenleiden hatte ihm die Wanderung noch beschwerlicher gemacht, indeß wenn er auch todtmüde war, bis zur Erschöpfung, so hatte ihm doch sein starker Geist und ein glaubensinniges Gebet in der Noth wieder Kraft gegeben.

Es war am siebenten Oktober des Jahres 1518, als er im Carmeliter-Kloster zu Augsburg gastliche Aufnahme fand.

Am folgenden Tage begab er sich in die Kirche und dankte dem Höchsten für die glückliche Vollendung seiner langen Reise und empfahl sich selbst und seine Sache ferner dem Schutze der göttlichen Gnade; sodann schrieb er an den Kardinal, indem er ihm seine Ankunft meldete und um weitere Befehle bat.

Zum Glück hielt es dieser unter seiner Würde, wegen eines solchen unbedeutenden Mönchleins das geringste Aufsehen zu machen, trug daher auch Bedenken, sich vor irgend einem Beamten seiner Kanzlei das Ansehen zu geben, als lege er einige Wichtigkeit auf die Unterhandlungen mit Martin Luther; gleichwohl war er begierig, das unangenehme Geschäft so schnell als möglich abzumachen, ehe dieser Doctor Luther sich in den besondern Schutz des Churfürsten begeben haben konnte. Kurz, diese und andere Bedenken mögen zusammengetroffen sein, ihn zu bewegen,

den jungen Dominikaner Guideon mit der mündlichen Vorladung Luthers zu beauftragen.

Guideon hatte Mühe, seine freudige Ueberraschung wegen dieses Auftrages zu verbergen. Doch um seine Gewissensunruhe zu beschwichtigen, warf er sich erst vor dem Gnadenbilde der heiligsten Mutter Gottes vom See in der Kapelle der Klosterkirche nieder, und betete lange und inbrünstig um Vergebung der Sünde, die er durch Verrath an der Kirche und Untreue an seinem Gelübde im Begriffe stehe, aus reiner Menschlichkeit seines bessern Gefühles zu begehen.

Der Abend dämmerte schon, und Martin Luther saß in seiner kleinen, stillen Zelle, mit einem Schreiben an den Churfürsten beschäftigt, womit er diesem ebenfalls seine Ankunft zu melden gedachte, und der letzte röthliche Strahl der Abendsonne schimmerte durch die kleinen runden Fensterscheiben, erhellte die Schrift und umgab ihn selbst im dämmernden Gemache gleichsam mit einem Heiligenschein, der seine Gestalt verklärte.

Da öffnete sich das schwere eichene Pförtlein der gewölbten Eingangsthüre, und eine weiße, schlanke Mönchsgestalt trat herein mit dem üblichen Gruße: „Gelobt seien Jesus, Maria und Joseph.“

„In Ewigkeit, Amen!“ entgegnete Martin Luther, von seinem Schreiben aufblickend.

Der junge Mönch machte das Zeichen des Kreuzes und blieb an der Eingangsthüre stehen, die Anrede Luthers erwartend, den er mit einer an Begeisterung gränzenden Theilnahme betrachtete.

„Was begehrst Du, junger Bruder?“ fragte er in wohlwollendem Tone.

„Ich erscheine im Auftrage des Cardinals Cajetan, um Euch vorzuladen, morgen früh Schlag 10 Uhr vor ihm zu erscheinen.“

Nun erhob sich Luther, dankte und versprach sich pünktlich einzustellen.

In diesem Augenblicke trat ihm der junge Mönch näher, ergriff seine Hand und küßte sie mit der Ehrerbietung eines Laien.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, guter Vater Martinus?“ fragte er mit einem fast schüchternen Ausdrucke der Stimme.

„Ich soll Dich schon gesehen haben,“ sprach Luther lateinisch, in welcher Sprache überhaupt das ganze Gespräch geführt wurde, „allein ich wüßte doch nicht.....“

„Erinnert Ihr Euch nicht des jungen Studenten, der einst die Tochter des Magister Leonhard Kaiser zu Euch führte und sie Eurem Schutze empfahl?“

„Ei ei, das sind mir lustige Streiche, und Ihr seid nun Mönch geworden?“

„Ich war es schon!“ rief Guideon mit einem Schmerze, der seinen schönen Gesichtszügen einen rührenden Ausdruck gab; „ich trug jene Verkleidung auf höheren Befehl meiner Vorgesetzten.“

„Um mich und das Mädchen zu betrügen?“ rief Luther unwillig.

„Urtheilt nicht so hart, verdammt nicht ungehört,“ flehte Guideon in Thränen ausbrechend. „Bei Gott, der

böse Schein ist wider mich; aber ich konnte und durfte nicht anders als treu sein dem Gelübde des Gehorsams. O, längst habe ich es gewünscht, ehrwürdiger Vater, mein Herz einem Manne von Eurer Frömmigkeit und geistiger Klarheit zu offenbaren; o, wollet mir Beichte sitzen, ich bin ein armes Lamm, das zwischen den Wölfen sitzt und nicht weiß, ob es mit ihnen heulen soll, und voll Angst in ihre offenen Rachen schauet und doch nicht entfliehen kann; o rathet, helfet, was soll ich thun?"

„Rede, mein Sohn," sprach Luther mit seinem menschenfreundlichen Wohlwollen, und führte Guideon auf den Steinsitz in der Fenstervertiefung, indem er selbst sich ihm gegenüber setzte.

Nun begann Guideon gegen Martin Luther eine offene Beichte abzulegen, auch seine Liebe zu Hedwig zu bekennen, bekannte seinen Abscheu gegen die zweideutige Stelle, die er als Dominikaner zu spielen habe, und seinen innern Zwiespalt, indem er seine Pflichten als Mensch mit denen als Ordensbruder, sowie die Zweifel seines Verstandes mit dem Glauben an so manche der kirchlichen Satzungen nicht einigen könne. Er fühle, daß er dadurch zum schweren Sünder werde und habe es nie gewagt, einem Priester seines Ordens diese seine Bedrängniß der Seele zu beichten, um nicht als Ketzer angeklagt und verdammt zu werden. Durch diese Zurückhaltung aber in der Ohrenbeichte werde seine Sünde täglich größer, und Absolution könne er nicht erhalten für Sünden, die er nicht gebeichtet, und alle Fasten, Gebete und Kasteiungen, die er sich selbst auf-

erregt habe, könnten sein Gewissen nicht beruhigen; zudem habe er Anfechtungen des Fleisches, indem sein Herz mit unzerreißbarer Macht an eine irdische Liebe geknüpft sei, die ja doch dem Priester verboten. Auch sein sittliches Gefühl werde oft verletzt durch die laxe Moral, womit die Diener der Kirche ihre eigenen Abscheulichkeiten zu entschuldigen suchten, und ihn selbst dazu verleiten wollten.

Martin Luther hatte mit steigender Theilnahme und Liebe diese Beichte des jungen Mönchs angehört.

„Siehe," entgegnete er, „solchen Zwiespalt habe ich selbst empfunden, mit Ausnahme der irdischen Frauenliebe, die, Gott sei es gedankt, in mein Herz noch nicht eingedrungen ist. Auch ich habe den Frieden nicht gefunden in Fasten, Litaneibeten und klösterlichen Werken der Demuth und Erniedrigung; wohl aber habe ich ihn gefunden in Werken der christlichen Liebe und in den Worten der heiligen Schrift, der unverfälschten Bibel, deren Lesen und Studium ich Dir hiermit bestens empfohlen haben möchte. Uebrigens kann und mag ich nicht hinwegleugnen, daß der Pabst geistliches Oberhaupt der Kirche sei; auch halte ich dafür, daß ein Mönch streng seine Ordensgelübde halten müsse, weil der Eid, den er unter Anrufung des Namens Gottes geschworen, unter allen Umständen heilig ist. Aber eben weil wir ihn bei dem Namen Gottes geschworen haben, kann und darf er nichts umfassen, was Gottes Willen und Wort zuwider ist, und weil wir unsern Kirchenobern nur insofern Gehorsam schuldig sind, als sich voraussetzen läßt, daß sie im Namen

Gottes handeln; so sind auch keine ihrer Befehle bindend, die dem zuwider laufen. So viel aber die Sündenvergebung anbetrifft, so halte ich nicht dafür, daß Du Dich durch jene Zweifel einer Versündigung schuldig gemacht habest; hättest Du aber eine wahre und rechte Sünde gethan, so könnte Dir weder der Pabst noch irgend ein Priester die göttliche Gnade wieder zuwenden, so Du nicht zuvor Dein Vergehen herzlich bereuet und Dich gebessert hättest; denn Jesus, unser Erlöser, hat gesprochen: »Selig sind die Bußfertigen;« auch: »Gehet hin, thuet Buße und sündiget hinfort nicht wieder;« endlich: »Wohl und recht thun ist dem Herrn lieber, denn Opfer.« Du siehest also, mein geliebter junger Bruder, daß Christus dem Pabste nicht das Recht der Sündenvergebung ohne Reue und Besserung übertragen haben konnte; gleichwohl bestreite ich nicht das Recht und das Ansehen des Pabstes und der Concilien, ohne welche die katholische Kirche ihre Einheit und Bedeutung verlieren würde; aber ich halte mich fest an die Bibel und behaupte, daß das Gotteswort, so Jesus Christus der Welt verkündet, höher stehe als alle menschliche Satzung der Päbste und Gelehrsamkeit der Kirchenväter. Daher noch einmal: gehe hin und thue desgleichen, und Du wirst Frieden der Seele und Ruhe des Gewissens empfangen."

Damals glaubte Martin Luther noch, daß sich das Ansehen der Päbste und Gehorsam gegen die Kirchendisciplin mit der reinen Lehre des Evangeliums vereinigen lasse. Er war im Grunde noch nicht weiter gekommen

mit seinen Prüfungen, als auf die Lehre von der göttlichen Gnade und Sündenvergebung durch Erkaufung päbstlicher Ablaßbriefe, und da diese nicht nothwendig zusammenhing mit der Idee eines obersten Primats der römischen Kirche, so meinte er die Ablaßlehre umstoßen zu können, ohne dem Ansehen des Pabstes und der Kirche selbst feindlich entgegenzutreten.

Wie sehr er aber damit dem Wesen der römischen Hierarchie ans Herz gestoßen hatte, sollte er jetzt erfahren. Guideon machte ihm die Mittheilung, daß der Cardinal Cajetan von Rom aus ermächtigt sei, wenn er nicht widerrufen wolle, ihn, ohne Aufsehen zu machen, gefangen nehmen und in den Inquisitionspalast zu Rom abliefern zu lassen, aus dessen unterirdischen Kerkerhöhlen noch kein Lebender wieder hervorgegangen war.

Der gute Doctor Martin Luther war außer sich, als er von solcher Verrätherei hörte. Doch mit der Gefahr erhöhte sich sein Muth. „Die fechten mit dem Teufel!" rief er aus, „ich aber werde mit Gottes Wort fechten, und Jesus mag zusehen, wem er den Sieg verleihe. — So vermeldet dem Herrn Bischof von Arras und Cardinallegaten meinen tiefsten Respect, und ich würde erscheinen ungesäumt, sobald mir meine hohen Gönner und Freunde Kaiserlichen Schutz- und Geleitsbrief ausgewirkt haben würden. Die Fabel lehre, daß in die Höhle des Löwen viele Fußtapfen hineingingen, aber keine wieder hinaus. Aber ein Kluger müsse zusehen, wie er sich den Rückzug decke."

Das Kloster zu verlassen ohne Geleitsbrief, wagte er unter solchen Umständen nicht. Er schrieb deshalb an den Generalvicar Staupitz und bat ihn, sich bei dem Churfürsten, seinem Herrn, um schleunige Auswirkung eines Geleitsbriefes zu verwenden.

Kaum hatte er dieses Schreiben vollendet, gesiegelt und abgeschickt, als ein anderer Predigermönch im weißen Ordenskleide eintrat, der ihn mit vieler Höflichkeit von Seiten des Cardinallegaten begrüßte, indem er sich als dessen Orator, Urbanus von Oralonga zu erkennen gab. Dieser langgewachsene Mönch mit dem magern, scharfgezeichneten und südlichgelben Antlitze betrachtete ihn mit eben so viel Neugier als Schlauheit.

„He, guter Freund!" redete er ihn darauf im übermüthigen Tone des Dieners eines großen Herrn an, und zwar in lateinischer Sprache, da Luther das Italienische und dieser das Deutsche nicht verstand, „Du weigerst Dich auf herablassende Einladung Seiner Eminenz zu erscheinen — nun dann läßt Dir der Cardinallegat befehlen, Punkt 10 Uhr morgen früh den schuldigen Fußfall zu thun."

„Sobald mir der Churfürst, mein gnädigster Landesherr, Geleits- und Sicherheitsbrief ausgewirkt haben wird," erklärte Martin Luther trocken.

„Wie, meinst Du denn," rief der Orator mit höhnischem Lachen, „der Churfürst werde Deinetwegen zu den Waffen greifen?"

„Solches verlange ich ganz und gar nicht," entgegnete Luther mit ruhiger Festigkeit.

„He, nun wo willst Du denn bleiben?“ rief der Orator mit italienischer Lebhaftigkeit.

„Unter dem Himmel!“ erklärte Luther kurz.

„Hm, ha, ha!“ brummte der Italiener vor sich hin, biß sich nach der Sitte seines Landes auf den gekrümmten Finger und ging mit dieser seltsamen Geberde davon.

Martin Luther war, als er so die Falschheit seiner mächtigen Gegner erkennen mußte, und der kaiserliche Sicherheitsbrief immer noch ausblieb, in eine tiefbetrübte Stimmung gerathen.

„Ich gehe hin,“ schrieb er am 11. October nach Wittenberg an seinen neu gewonnenen Freund Philipp Melanchton, „mich für Euch opfern zu lassen, wenn es Gott gefällt; denn ich will lieber umkommen und — was mir noch weit härter ist — Eure süße Gemeinschaft ewiglich entbehren, als daß ich wohlüberlegte Worte widerrufe und dadurch Anlaß gebe, daß die besten Studien verloren sind.“

Nachdem nun endlich der Doctor Martin Luther auf Verwendung seiner hohen Freunde den kaiserlichen Geleitsbrief empfangen hatte, zeigte er solches dem Cardinallegaten in einem ehrerbietigen Schreiben an, und wurde auf den folgenden Tag bei ihm vorbeschieden.

Er traf diesen allein mit zwei Geistlichen seines Hausstandes, den erwähnten Orator Urbanus und den jungen Mönch Guideon.

Luther warf sich, wie ihm gerathen und befohlen war, auf seine Knie nieder zu den Füßen des Cardinals. Er wollte ihm an äußerer Ehrenbezeugung nichts entziehen,

um so fester entschlossen, ihm in wesentlichen Dingen nicht ein Haarbreit nachzugeben.

Der Cardinal empfing ihn auf einem reich vergoldeten Lehnsessel sitzend, in einem mit Hermelin verbrämten und gefütterten Hausrocke von Sammet, gütig und herablassend, damit es nicht das Ansehen haben solle, als sei ihm die Audienz eines geringen Mönchs so wichtig, daß er sich ihm im vollen Glanze seines hohen Ranges zu zeigen brauche. Mit dem Tone des väterlichen Wohlwollens forderte er ihn auf, sich zu erheben; doch Luther blieb auf seinen Knien liegen, bis der Cardinal ihm aufzustehen gebot. Da erst gehorchte er diesem Befehl.

„Ich werde mich mit Dir durchaus in keine Erörterung einlassen," begann der Cardinal in lateinischer Sprache, worin auch diese Unterredung geführt wurde: „Indeß verlange ich von Dir drei Dinge: erstlich, daß Du Deine Irrthümer widerrufest; zweitens, daß Du in aller Zukunft von denselben abstehest; und drittens, daß Du Alles vermeidest, was die Kirche verwirren könnte. Wirst Du Dich dazu bequemen, so werde ich die Sache mit Dir mild und väterlich abthun."

Darauf erbat sich Luther mit Bescheidenheit eine Erklärung, worin die Irrthümer beständen, die er widerrufen solle.

Dem war nun nicht wohl auszuweichen. „Du sollst widerrufen," entgegnete der Legat mit ernster Bestimmtheit, „Deine Behauptungen, erstlich: der Schatz des Ablasses sei nicht das Verdienst Christi; zweitens: ein Mensch, der

zum heiligen Sacramente gehe, müsse glauben, um die im Sacramente angebotene Gnade zu empfangen."

Der Cardinal suchte ihm durch Beziehung auf die heilige Schrift zu beweisen, daß er mit solchen Behauptungen geirrt habe, und als nun Luther ihm nachwies, diese Meinung beruhe auf einer irrigen Auslegung der Bibel, da erklärte der Cardinal, es sei unter seiner Würde, mit einem geringen Mönche über Glaubenssachen zu disputiren. Hier genüge vollkommen das Ansehen des Pabstes, dessen Erklärung über den Ablaß wie in allen Dingen infallibel sei. Dabei verbarg er seine Verlegenheit hinter ein erzwungenes Lachen, und entließ Luther für diesmal mit der Erklärung, er solle und müsse widerrufen, weil der Pabst es so befohlen habe.

„Ei, ei!" sprach der Cardinal vor sich hin, als Luther sich entfernt hatte, „dieses Mönchlein aus Wittenberg ist doch ein anderes Männlein, als wir uns gedacht haben. Nun, nun, das Weitere wird sich morgen finden."

Aber der andere Tag brachte keine günstigeren Erfolge für den römischen Sendling. Vielmehr erschien Doctor Martin Luther vor dem Legaten in Begleitung eines kaiserlichen Notars und einiger Zeugen. Unter diesen Letztern befanden sich sein Freund, der Doctor der Theologie Wenzeslaus Link und einige Ordensbrüder; auch vier vornehme Räthe des Kaisers nebst den Abgesandten des Churfürsten von Sachsen, die Ritter Philipp von Feilitsch und Johann Röchel. Der Bedeutendste aber unter Luthers Begleitern war der Generalvicar des Augustinerordens,

Johann Staupitz, der gelehrte und aufgeklärte Mann, der bei dem Churfürsten so hoch in Gnaden stand.

Der Cardinal Cajetan hatte dieses Mal schon durch den Glanz seiner äußern Erscheinung das Mönchlein aus Wittenberg einzuschüchtern gedacht. Vom Purpurgewande, mit Hermelin besetzt, umflossen, mit dem rothen Cardinalshute, von welchem die Quasten und Schnüre seiner hohen Kirchenwürde herabhingen, mit rothen seidenen Strümpfen, und einem großen Kreuze von Diamanten auf der Brust, stand da die hohe, magere Figur des angesehenen Kirchenfürsten, umgeben von seinen Kaplanen, Kammerherren und andern höheren Hausbeamten, alle in rauschenden Gewändern von Seide; während gegenüber der Augustinermönch in seinem schwarzen, faltigen Gewande, mit weiten hängenden Aermeln, nebst seinen gelehrten und adeligen Zeugen, in schmuckloser Einfachheit dastand.

Wie kontrastirte gegen diese bescheidene Würde, gegen dieses ruhige Selbstbewußtsein des gelehrten Mönchs der päbstliche Legat mit seinen gelblichen, scharf geschnittenen Gesichtszügen, mit der römischen Nase und den großen, dunklen italienischen Augen, in seiner stolzen Haltung, worin der kalte Hohn einer majestätischen Hoheit lag, deren ganzes Gewicht er nun heute dem verwegenen Mönche fühlen zu lassen gedachte.

Unangenehm war es ihm zwar auf der einen Seite, daß dieser so tief unter ihm stehende Mönch durch die Begleitung so angesehener Personen einen Anschein von Bedeutsamkeit erhielt, die er ihm nie zugestanden haben

würde; aber Männer von solchem Range durfte er ohne Weiteres nicht zurückweisen, und als Luther, der Sitte seiner Zeit folgend, sich vor ihm niederwarf, zweifelte er nicht mehr an seinem Siege, und es war ihm am Ende lieb, so angesehene Zeugen dabei zu haben.

Sich weidend an der demüthigen Stellung des vor seinen Füßen knienden Mönchs ermahnte er ihn, heute eingedenk zu sein, daß des Pabstes Macht das Höchste sei auf Erden, und er dessen Gebot des Widerrufs besser als gestern beachten möge; da erhob sich Martin Luther ungeheißen, trat dem Cardinal einen Schritt näher und erklärte furchtlos, daß er hiermit feierlich protestire gegen den bisherigen Gang der Verhandlungen, da man ihn ohne vorhergehende Widerlegung zum Widerrufe nöthigen wolle.

„Dagegen," sprach er, „bin ich bereit, mich überall, zu Augsburg oder an jedem andern Orte, öffentlich oder heimlich, wegen meiner Lehre zu verantworten, und sie dem Erkenntnisse der Kirche und aller Verständigen zu unterwerfen. Wollten Ew. Hochwürden dieses nicht annehmen, so will ich die Einwürfe Eurer Eminenz schriftlich beantworten, oder alle meine Sätze dem Urtheile der vier Universitäten, Basel, Freiburg, Löwen und Paris, anheimstellen. Werden sie von diesen für irrig erklärt, so will ich mit Freuden widerrufen."

Dem Cardinal kamen diese Anträge unerwartet. Auch paßten sie gar nicht in den ihm vorgezeichneten Gang des Verfahrens. Doch hatte er eine eigene Manier dergleichen

zu widerlegen. Er lachte darüber ganz unmäßig und erzwungen, so daß es fast unheimlich anzusehen war.

„Was ist es damit?“ rief er lachend. „Diese ganze Protestation ist unnöthig, indem ich die Absicht habe, diese theologische Streitsache in väterlicher Weise beizulegen, und Dich mit dem Oberhaupte der Kirche wieder zu versöhnen.“

Nun aber ging er auf den Gegenstand des Streites über, und sprach nach Art vornehmer Herren, die sich eine Protectionsmiene geben, so anhaltend, daß Luther ihn ohne Unbescheidenheit nicht unterbrechen konnte. Doch am Ende benutzte dieser eine augenblickliche Pause und sprach: „Weil ich nicht zu Worte kommen kann, so muß ich um so mehr darauf bestehen, mich schriftlich verantworten zu dürfen. Es ist gestern schon genug mit mir gefochten.«“

Das Wort »gefochten« griff er auf. „Mein Sohn,“ sagte er mit jenem falschen Lachen der Ueberlegenheit einer hohen Stellung, welches doppelt verwundete, „ich habe nicht mit Dir gefochten, und will auch nicht mit Dir fechten, sondern Dich ermahnen, und nach der Ansicht des durchlauchtigsten Herzogs Friedrich Dich väterlich anhören, das heißt, auf nichts Anderes, als auf Widerruf dringen.“

Damit entließ er Luther und seine Begleitung.

Die Audienz des folgenden Tages aber können wir nicht kräftiger und naiver abschildern, als Luther selbst solches in seinem Briefe an Staupitz, der diesmal nicht dabei gewesen war, gethan hat.

„Der Cardinal,“ schrieb er, „warf den Zettel (das

heißt, die schriftliche Protestation und Erklärung Luthers) mit Unwillen und Verachtung weg und schrie: ich solle einen Widerruf thun, machte eine lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meinte und hielt es dafür, er hätte mich überwunden und gestillet. — Ich hub auch etliche Male an zu reden, aber er donnerte und schnurrte allewege und herrschet allein. Endlich hub ich an zu schreien und sprach: Wenn es kann angezeigt werden, daß obgenannte Extravaganz sagt, daß der Schatz des Ablasses sind die Verdienste Christi, so will ich meinen Widerspruch nach Ew. Hochwürden Willen und Gefallen thun."

„Darauf ward er ganz ungeberdig, lachte fast sehr und nahm von Stund' an das Buch in die Hand, las besagte Extravaganz hitzig und keuchend, bis er an das Wort kam, da geschrieben steht, daß der Herr Christus durch sein Leiden habe den Schatz erlangt, u. s. w."

Diese Worte: »den Schatz erlangt« griff Luther auf, um den Cardinal zu überzeugen, daß ja dort nicht stehe, Christus sei der Schatz selbst, sondern daß er durch seine Tugenden den Schatz der göttlichen Gnade erlangt habe.

Als sich nun der stolze Cardinal mit so schlagenden Gründen von dem Wittenberger Mönche vor so vielen und angesehenen Zeugen in die Enge getrieben sah, sprang er abermals ab von dem Gegenstande seiner Disputation und schrie: „Du sollst einen Widerruf thun — widerrufe, widerrufe!"

Als Luther schwieg, schrie er wüthend: „Gehe hin und

komme mir niemals wieder vor Augen, Du wollest denn einen Widerruf thun!"

Nun drehte sich Luther kurz um und verließ mit seinen Begleitern das Gemach.

Auch Guidcon war unter den Anwesenden, und seine Hochachtung für den aufgeklärten und muthigen Mönch war in demselben Grade gestiegen, wie seine Achtung für den Cardinallegaten gesunken.

Dieser aber fühlte selbst an demselben Vormittage noch, daß er durch seine Hitze der Sache, der er diente, mehr geschadet als genützt habe, und ließ sogleich den Doctor Staupitz rufen, den er auf das Dringendste bat, daß er doch seinen Untergebenen zum Widerruf bereden möge. Dabei äußerte er sich mit heuchlerischer Gewandtheit sehr freundlich über Martin Luther, rühmte dessen Gelehrsamkeit, und beklagte, daß ein übrigens so ausgezeichneter Kopf in solche ketzerische Irrthümer verfallen sei.

„Wie ich unsern Doctor Martinus kenne," entgegnete Staupitz, „und ihn noch heute gesehen habe, muß ich die feste Ueberzeugung hegen, daß er sich in Demuth der Kirche unterwerfen würde, wenn er eines Bessern belehrt wird."

„So belehrt ihn," versetzte Cajetan voll Ungeduld.

„Wenn ich die Gelehrsamkeit Ew. Hochwürden hätte," antwortete der Generalvicar zweideutig schmeichelnd, „so würde ich es gern übernehmen; so aber muß ich bekennen, daß ich es in der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit nicht mit ihm aufnehmen könnte."

Nach vielem Hin- und Herreden entschloß sich endlich

der Cardinal, eine schriftliche Erklärung Luthers anzunehmen. Das war es eben, was dieser wünschte, und am folgenden Tage übergab er ihm eine schriftliche Vertheidigung, welche die von dem Legaten aufgestellten beiden Forderungen mit dem bündigsten Scharfsinne widerlegte.

An demselben Tage schrieb er darüber an den ihm damals noch befreundeten Doctor Carlsstadt, indem er erklärte, wenn der Cardinal gegen ihn mit Gewalt verfahren wolle, so würde er seine Antwort auf die beiden Artikel durch den Druck verbreiten, damit die ganze Welt seine „Ungeschicklichkeit" in dieser ganzen Sache bemerken möge.

„Denn wahrlich," fuhr er fort, „es fließen aus seiner Meinung viel ungereimte und ketzerische Sätze und Meinungen. Er ist vielleicht ein namhaftiger Thomist *), aber ein undeutlicher, verborgener, unverständiger Theologus oder Christ, und derohalb diese Sache zu richten, zu erkennen oder schlichten eben so ungeschickt — als ein Esel zu der Harfen."

Seine Frommgläubigkeit und feste Entschlossenheit ergiebt sich aus dem Schlusse dieses Briefes:

„Derowegen auch meine Sache in so viel mehr Gefährlichkeit stehet, daß sie solche Richter hat, welche nicht allein Feinde und ergrimmt sind, sondern auch unvermöglich, die Sache zu erkennen und verstehen. Aber wie dem auch sei, so regieret und lebet der Herr, welchem ich mich und

*) Anhänger des Kirchenvaters Thomas von Aquileja.

alles das Meine befehle. .... Aber ich komme entweder wiederum zu Euch unverletzt und unabgesondert, oder aber ich wende mich an einen andern Ort verbannt. So gehabt Euch wohl, haltet fest und erhöhet Christum getrost und unverzagt."

Und zuletzt: „Das weiß ich, daß ich der Allerangenehmste und Liebste wäre, wenn ich das einige Wort spräche: revoco, d. i. ich widerrufe. Aber ich will nicht zu einem Ketzer werden mit dem Widerspruch der Meinung, durch welche ich zu einem Christ worden; ehe will ich sterben, verbrannt, vertrieben und vermaledeiet werden."

Auf Staupitz Rath schrieb Luther noch einmal an den Cardinal: „Ich will über den Ablaß schweigen und mich nach Beilegung dieser Sache ruhig verhalten, wenn nur auch denen ein Maaß gesetzt wird, zu reden oder zu schweigen, die mich in diesen verdrießlichen Handel hereingeführt haben."

Als nun auch hierauf Luther keine Antwort erhielt, richtete er am folgenden Tage ein drittes Schreiben an den Cardinal, worin er ihm eröffnete: „Ich kann und will meine Zeit nicht länger in Augsburg verschwenden, besonders weil mir die Hilfsquellen ausgegangen sind und ich nicht länger den Carmelitern beschwerlich fallen möchte, überdies Eure Hochwürden mich niemals vor sich lassen. Indessen werde ich vom übel unterrichteten Pabste an den besser unterrichteten appelliren."

Auch den Doctor Eck hatte die boshafte Neugier nach Ingolstadt getrieben, um zu sehen, wie es seinem ange-

feindeten Gegner, dem Doctor Martino aus Wittenberg, dort ergehen werde. Da er sah, daß der Cardinallegat so glimpflich gegen ihn verfuhr, daß Luther so angesehene Freunde hatte und sich so tapfer hielt, und da seine Hoffnungen auf große Belohnung und Belobung wegen seiner Angriffe auf Luther fehlgeschlagen waren, beschloß er, sich ihm wieder zu nähern. Er besuchte ihn im Carmeliterkloster, bemühte sich, seine „Obelisken" damit zu entschuldigen, daß sie nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Privatkunde des Churfürsten von Trier bestimmt gewesen, und bat ihn endlich, einen gelehrten Streit, den er mit Carlsstadt gehabt, zu vermitteln. Martin Luther durchschaute ihn völlig, ließ seine Entschuldigung nicht gelten, war jedoch gern bereit, die ihm angetragene Vermittelungsrolle zu übernehmen, da er gern Alles förderte, was zur Förderung des Lichts und der Aufklärung beitragen konnte. So wurde denn zwischen Beiden die große Disputation in Leipzig verabredet, die, wie wir später sehen werden, der Sache der Reformation so förderlich, dem Pabstthume so verderblich wurde.

An demselben Abende saß Luther, mit der erwähnten neuen Schrift beschäftigt, in der kleinen Zelle des Carmeliterklosters, als der junge Dominikanermönch, Bruder Dominik (Guideon), vom Pater Pförtner hereingeführt wurde, welcher sich sogleich wieder zurückzog.

„Sei gegrüßt mit Gott, mein junger Bruder, was willst Du von mir? Du warst schon einmal mein warnender Genius!" redete ihn Luther an.

„Und werde es ferner sein," entgegnete Guideon mit niedergeschlagenen Blicken voll Traurigkeit; „wollte wünschen, ich hätte es nicht nöthig, diese leidige Doppelrolle zu spielen. Allein der Cardinal hat im Aerger über Euer letztes Schreiben Drohworte fallen lassen, die mich besorgt machen für Eure Sicherheit. Ihr dürft Eure Beurlaubung nicht abwarten und müßt entfliehen noch in dieser Nacht."

„Noch in dieser Nacht!" rief Luther überrascht und unwillig. „Nun beim Himmel, den Teufel fürchte ich nicht; aber der Verräther und Heuchler ist schlimmer zu fürchten als Jener. Indeß werde ich hier nicht abtreten vom Schauplatze, ohne öffentliches Zeugniß zu geben von der Wahrheit und Festigkeit meiner Meinungen."

Und nun vollendete er seine erwähnte Schrift und übergab sie einem vertrauten Mönche zur Besorgung, daß er sie durch einen Notarius vor Zeugen dem Cardinal übergeben und auch an den Kirchthüren des Doms anschlagen lasse. Sodann ging er noch spät Abends zu seinem Gönner, dem Generalvicar Doctor Staupitz, und dieser bestätigte Guideons Warnung und verschaffte ihm ein Pferd, worauf er in der Nacht in aller Stille abreisen könne.

Ein alter des Weges kundiger Ausreiter, Christoffel Langenmantzel genannt, begleitete ihn. Staupitz hatte diesem ehrlichen Geleitsmann Luthers Sicherheit auf die Seele gebunden.

Es war nach Elf Uhr Abends, als dieser alte Geleitsmann die Pferde ganz still durch ein Ausfallpförtlein in

der Stadtmauer zog, dann durch den zum Glück entwässerten Stadtgraben und so endlich auf's freie Feld. Doctor Martin Luther folgte ihm zu Fuß, mit Gefühlen, die fast schwankend waren vom Triumph des Sieges bis zu der Scham, so wie ein Dieb in der Nacht entweichen zu müssen. Draußen auf dem Felde bestieg endlich Luther den hochbeinigen, harttrabenden Klepper. „Ei der Tausend," rief der alte Reiter lachend, „Ihr nehmt ja die Zügel in die volle Faust und noch dazu in die rechte; möget auch besser auf der Schulbank reiten gelernt haben, als auf dem Rücken eines Rosses."

„Wohl wahr, guter Mann," entgegnete der lateinische Reiter lächelnd, „darum gesinne ich an Euch, Ihr wollet mein Rößel am Zügel leiten, damit ich mich an den hohen Sattelbauschen halten könne."

Der alte Reitersmann lachte laut auf, gab Luthers Klepper einen Schlag mit der Peitsche, so daß es den gelehrten Doctor bald abgesetzt hätte; dann aber ging es noch an acht deutsche Meilen fort bis Mannheim im harten Trabe, und der darin nicht geübte gelehrte Mönch litt unendliche Pein, da er weder Sporen noch Stiefel und Hosen trug. Abends war er davon so steif und angegriffen, daß er sogleich auf das erste beste Strohlager im Stalle der Herberge niedersank und um keinen Preis zu bewegen war, nur noch wenige Schritte zu gehen, um ein gutes Abendessen und Bett zu finden.

Doctor Staupitz und Link fuhren ebenfalls ab von Augsburg, ohne sich zuvor vom Cardinal zu beurlauben,

und dieser hatte das beschämende Gefühl, nicht nur den Auftrag seines Herrn, des Pabstes, nicht vollbracht gehabt, sondern auch die Sache noch viel schlimmer gemacht zu haben, indem er einen Widersacher jener kirchlichen Mißbräuche von Luthers energischem Charakter fast gedrängt hatte, seine Kraft zu entwickeln und zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Der zuvor fast unbedeutende Mönch war eben durch die Wichtigkeit, die Cajetan auf seinen Widerruf gelegt hatte, zum bedeutendsten Manne in Deutschland erhoben.

Nun dachte der schlaue Italiener auf Ränke, um ihn wenigstens der Gunst seines Fürsten, die es verhindert hatte, ihn nach Rom zu fordern und ihn vor ein Ketzergericht stellen zu lassen, zu entziehen.

Er schrieb deshalb einen Brief voll heuchlerischer Schlauheit an den Churfürsten von Sachsen, worin er der Gelehrsamkeit des Doctor Luther alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und zugab, daß seine Angriffe gegen den Ablaß einigen Schein für sich hätten; allein er müsse sich mit Recht darüber beschweren, daß derselbe, zumal in seinen, in deutscher Sprache gehaltenen Predigten vieles Verdammliche gegen den apostolischen Stuhl vorgetragen habe. Er beschwöre ihn daher bei seiner Ehre, bei dem Ruhme seiner Vorfahren und bei seinem Gewissen, er möge den Bruder Martin nach Rom schicken oder aus seinem Lande vertreiben, da dieser überaus schwere und giftige Handel nicht lange so stehen könne, sondern, sobald er seine Hände gewaschen und dem Pabste Bericht abgestattet haben würde,

zuverlässig in Rom auf das Aeußerste betrieben werden müsse.

In Nürnberg bekam Luther zuerst das päbstliche Breve an den Cardinal Cajetan zu sehen, dessen Inhalt er im Allgemeinen schon zu Augsburg erfahren hatte. Jetzt aber war ihm mehr als alles Andere das Datum desselben auffallend. Es war gegeben zu Rom am 23. August 1518, und wenn er damit das Datum des Empfanges seiner Vorladung, den 7. August, verglich, so mußte er daraus die große Hinterlist der römischen Curie erkennen. Empört darüber gab er dieses Breve mit Glossen im Druck heraus. Ueberhaupt verdient es hier hervorgehoben zu werden, daß ohne die Erfindung der Buchdruckerkunst, die bekanntlich von Gutenberg hundert Jahre früher gemacht war, ohne vollkommene Preßfreiheit und ohne den Schutz edler Fürsten und einflußreicher aufgeklärter Männer, die Reformation gar nicht möglich gewesen wäre. Preßbeschränkungen, wie sie in der neuern Zeit vorkommen, würden Luther unrettbar auf den Scheiterhaufen gebracht und dem finstern, herrschsüchtigen Pabstthume den Sieg über das Licht der Aufklärung und des gereinigten Evangeliums verschafft haben. Ohne Preßfreiheit würde die geistige Entwickelung der Menschheit noch um vier Jahrhunderte zurückgeblieben sein.

Segnen wir eine Erfindung, welche die höchste Wohlthat der Menschen und zugleich bei freier Bewegung die sicherste Schutzwehr der Staaten gegen das schleichende Gift

hierarchischer Anmaßungen, gegen die Frechheit kirchlicher Auflehnungen ist.

„Zum Letzten," sagte Luther in der erwähnten Glosse zu diesem Breve, „welches das feinste ist, ist dieses Breve gegeben den 23. August; ich aber bin citirt worden den 7. August; daß also innerhalb dem gegebenen Breve und der Citation sechzehn Tage verlaufen sind. Nun mache die Rechnung, lieber Leser, so wirst Du befinden, daß Herr Hieronymus, Bischof zu Ascalon (Cajetan), entweder, ehe mir die Citation zugestellt, oder des sechzehnten Tages, nachdem mir die Citation zugestellt gewesen, wider mich hat procedirt, das Urtheil gefällt, mich verdammt und als einen Ketzer declarirt. So ich nun frage: wo bleiben nun die sechzehn Tage, so mir in meiner Citation ernannt sind? ..... Ist das Stylus und Weise des römischen Hofes, daß sie auf einen Tag zugleich Einen citiren, ermahnen, anklagen, das Urtheil sprechen, verdammen, declariren, sonderlich der, so weit von Rom ist, dazu nichts von allem diesen weiß?" u. s. w.

Man wird sich erinnern, daß Luther vorgeladen war, innerhalb sechzig Tagen sich zu stellen und zu verantworten, und daß er im Breve schon als ein überführter Ketzer angesehen wird. Sein Zorn war also mehr als zu gerecht, und so mußte es ihm denn unendlich lieb sein, daß ihm der gerechte Churfürst durch Mittheilung der Anklage Cajetans die Gelegenheit gab, sich zu verantworten und die Hinterlist der römischen Curie, sowie das lächerliche Benehmen des Cardinals anzuklagen. Das geschah denn

auch in einem Schreiben, worin er mit einer bewunderungswürdigen Ruhe und Klarheit der Darstellung die Ereignisse seiner Verhandlungen mit dem Cardinal in Augsburg erzählte und das Unrecht des päbstlichen Stuhls mit tiefer Gründlichkeit darlegte.

Dieser Brief, den selbst Luthers Gegner für ein Meisterstück der Beredsamkeit erklärten, machte auf den Churfürsten den günstigsten Eindruck. Es kam noch dazu die Verwendung der Universität. Und so theilte denn der Churfürst jenes Schreiben Luthers dem Cardinal mit und gab sein Befremden zu erkennen, daß er seinem Versprechen, väterlich mit Luther zu handeln, so wenig nachgekommen sei, sondern ohne weitere Untersuchung nur unbedingten Widerruf verlangt habe.

„Es sind," schrieb er unter Anderm, „viel Gelehrte in unsern Fürstenthümern; wir haben aber von keinem verständiglich berichtet werden mögen, daß Martinus Lehre gottlos, unchristlich und ketzerisch wäre, ausgenommen Etliche, die sich wider Martinum gesetzt haben, welchen seine Lehre zu Abbruch eigenen Nutzens gereicht."

Diese Antwort erfüllte Luther mit hoher Freude, die er in einem Schreiben an Spalatin ausdrückte.

„Guter Gott," hieß es darin, „mit welcher Freude habe ich es gelesen und wieder gelesen, indem ich wahrnehme, wie voll Zuversicht und doch mit Bescheidenheit es gewürzt ist."

Und dann schloß er mit rührender Anerkennung und hohem Selbstgefühl: „Es ist sehr wohl gethan, daß der,

welcher vor kurzer Zeit ein Bettelmönch wie ich gewesen ist, nun aber sich nicht bescheidet, die mächtigsten Fürsten, ohne irgend Rücksicht auf ihre Hoheit, anzulaufen, anzureden, zu bedrohen und nach Gefallen auf das Hochmüthigste zu behandeln, doch endlich einmal lerne, daß auch weltliche Obrigkeit von Gott sei, der diese von ihm kommende Würde nicht lasse mit Füßen treten, zumal von einem Menschen, der alle seine Gewalt nur von einem Menschen (dem Pabste) empfangen hat."

Man fühlt sich durchdrungen von der hohen Milde und Gerechtigkeit dieses edlen Sachsenfürsten, der die christliche Wahrheit und Aufklärung so zu schätzen wußte, den Gelehrtenstand so achtete und den Geringsten in seinem Lande gegen die Anmaßungen des Pabstes mit solcher Kraft und Schonung zugleich vertrat.

Diese Genugthuung war dem Gemüthe Luthers wohl zu gönnen; denn die Ereignisse in Augsburg hatten seine Seele so tief betrübt, daß er schon entschlossen gewesen war, das Sachsenland für immer zu verlassen.

Er hatte darüber am 15. November mit rührender Resignation an Spalatin geschrieben: „Ich erwarte täglich den Bannspruch aus Rom; daher ordne und lege ich Alles zurecht, damit, wenn er eintrifft, ich gerüstet und geschützt mit Abraham gehe, ungewiß wohin? Doch nein, ganz gewiß wohin, denn Gott ist überall; aber doch will ich ein Abschiedsschreiben zurücklassen. Siehe nur zu, daß Du herzhaft genug bleibest, den Brief eines Verfluchten

und mit dem Banne Belegten zu lesen, lebe wohl, bitte für mich."

So gereichte es ihm zur wahren Kräftigung und seinem beginnenden Reformationswerke zur mächtigen Stütze, daß Churfürst Friedrich, der den Ehrennamen »der Weise« mit Recht verdiente, ihn und seine Lehre in so mächtigen Schutz nahm, obgleich er nicht gern offen mit dem päbstlichen Hofe brechen wollte.

Um diese Zeit erschien zu Rom eine päbstliche Bulle, welche der Cardinal Cajetan am 13. December zu Linz bekannt machte. Darin wurde die ganze Lehre vom Ablaß bestätigt, und jeder Widerspruch dagegen bei Strafe des Kirchenbanns verboten. Luthers Name war darin nicht genannt. Es schien, als wolle man ihn mit dieser Bulle nur schrecken und ihm Zeit lassen zu widerrufen. Aber man kannte in Rom den Character des Mannes nicht, dem man Gelegenheit geben wollte, sich in aller Stille vom Kampfplatze zurückzuziehen. Ein Mann von Luthers Thatkraft und festem Willen mußte durch jeden Widerstand nur auf's Neue sich angeregt fühlen, sein freies Wort zu vertreten.

Uebrigens blieb der päbstliche Hof nicht unthätig. Was Cajetans klugheitswidriges Benehmen schlimm gemacht hatte, sollte ein anderer Abgeordneter durch größere Feinheit wieder gut machen.

Dazu wurde ein sächsischer Edelmann, Carl von Miltitz, ausersehen, der päbstlicher Nuntius und Kammerherr, auch Domherr zu Mainz, Trier und Meißen war. Die-

ser feine und gewandte Staatsmann war, um einen schicklichen Vorwand zu haben, über diesen »Mönchsstreit« — wie der Pabst die Ablaßfehde verächtlich nannte — zu unterhandeln, ohne der Würde des römischen Stuhls etwas zu vergeben, vom heiligen Vater nach Dresden gesendet, um dem Churfürsten Friedrich die geweihte goldene Rose zu überbringen. Das war übrigens ein Geschenk, welches der Pabst nur selten und nur den auf das Höchste um den römischen Stuhl und das Ansehen der Kirche sich verdient gemacht habenden Fürsten zukommen ließ. Da aber der Pabst keinesweges Ursache hatte, mit dem aufgeklärten Churfürsten von Sachsen von dieser Seite zufrieden zu sein, so war es offenbar, daß er die stärksten Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um Luthers Widerspruch gegen den Ablaß zu beseitigen, und dieser gewann dadurch neue Bedeutung und Kraft.

Miltitz erkannte bald, daß dieses ganze Unheil über die römische Kirche durch den unverständigen und übertriebenen Eifer des vormaligen Ablaßpredigers Tetzel herbeigeführt war. Er begann daher sein Versöhnungswerk klüglich damit, daß er diesen nach Altenburg, wo sich der Legat damals aufhielt, vorbeschied.

Tetzel aber, im Vorgefühl eines ungnädigen Empfanges, war durch diese Vorladung auf's Aeußerste betroffen und wagte nicht zu erscheinen. Als Entschuldigungsgrund seines Ausbleibens führte er an: daß sein Leben in großer Gefahr sei, sobald er sich aus Leipzig hinauswagen würde.

Darauf wendete sich Miltitz an Luther und ließ denselben zu einer Unterredung nach Altenburg einladen. Das geschah im Anfange des Jahres 1519. Es läßt sich denken, mit welcher freudigen und muthvollen Bereitwilligkeit der Doctor Martin Luther diese neue Gelegenheit ergriff, vor einem Abgeordneten des Pabstes seine Meinung noch einmal zu vertheidigen.

Der feine und gewandte Miltitz wußte Luthern besser zu nehmen als sein stolzer Vorgänger. Er empfing ihn einfach und freundlich, und suchte ihn in Güte zum Widerruf zu bewegen. Als er aber die entschiedene Festigkeit der Weigerung erkannte, wußte er ihn durch die Vorstellung von den Unruhen in allen Gemüthern und Verwirrungen in der Kirche, welche der unselige Ablaßstreit angerichtet habe, dahin zu bringen, daß Luther versprach zu schweigen und „die Sache verbluten zu lassen," wenn seine Gegner schweigen würden; auch ein Entschuldigungsschreiben an den Pabst abgehen zu lassen. Das Letztere geschah mit aller Demuth, in welchem er jedoch jeden Gedanken an Widerruf auf das Entschiedenste ablehnte. Er bediente sich dabei des Grundes, daß er nicht widerrufen dürfe, wenn er die Kirche ehren wolle; denn seine Meinung über den Ablaß habe in den Herzen der aufgeklärten Deutschen fast überall Anklang gefunden. „Denn ein solcher Widerruf," schrieb er u. A., „würde nichts Anderes bewirken, als daß er die römische Kirche mehr und mehr schändete, und aller Menschen Mund zur Anklage gegen sie öffnete. — Jene, o Jene," fuhr er fort, „haben der römischen Kirche

diese Schmach und Unehre bei uns in Deutschland angethan, denen ich widerstanden habe, d. i. welche mit ihren höchst abgeschmackten Predigten unter Eurer Heiligkeit Namen nichts als dem schändlichen Geist gefröhnt und das Heiligthum mit der Schande Aegyptens befleckt und besudelt haben."

Was Luther darin sagte von dem Geiste in Deutschland, der dem Pabste abgeneigt sei, konnte Miltitz nur bestätigen. Auf der ganzen Reise nach Sachsen hatte er sich überall nach der Stimmung darüber im Volke erkundigt, und in allen Herbergen wahrgenommen, daß von fünf Personen nicht zwei dem Pabste zugethan waren. Er entließ daher Luther mit der größten Freundlichkeit, wohl fühlend, daß sich gegen die öffentliche Meinung nicht streiten lasse. Um desto mehr aber wendete sich sein Zorn gegen den ersten Urheber dieser Wirren, den gottlosen Tetzel. Da dieser nicht zu ihm gekommen war, so reiste er selbst nach Leipzig, suchte und fand ihn im Paulinerkloster und überhäufte den vormaligen Ablaßprediger mit einer solchen Fluth von Vorwürfen und Verwünschungen, daß dieser aus Schande, Scham und Beängstigung darüber krank wurde.

Bald darauf war die Pest in Leipzig ausgebrochen. Alle Gemüther waren voll Kleinmuth und Sorgen. Keins aber mehr als das des hinsiechenden Ablaßpredigers, der mit einer fast kindischen Todesfurcht sein verarmtes Leben um so mehr zu lieben schien, je werthloser es geworden war.

Die ungeheuere Seelenangst ließ ihm nicht Ruhe in

der Stille des Klosters. Am Stabe schleichend, bleich und zitternd, ging er aus. Wohin er aber auch sich wendete, begegnete er schwarzen Särgen oder nackten Todten. Wollte er einen Freund besuchen, deren er noch wenige hatte, so fand er ihn — todt. Klopfte er an die Zelle des Bruders, so rief ein Sterbender: herein! An den Häusern gab es so viel weiße Kreuze als schwarze Raben auf den Dächern. — Aerzte, Wärter und Todtengräber mit ihren schwarzen Wachstuchmänteln schlichen, vom eignen Grauen erfüllt, wie Gespenster umher; bleiche Leidtragende hatten keinen andern Trost, als die Tausende der Unglücksgefährten. Verwaisete Kinder wimmerten vor den verschloßnen Thüren vor Hunger und Kälte, bis sie die kleinen Lockenköpfe auf das kalte Steinpflaster legten und starben. Lachende Erben und freche Diebe ergriffen ihre Beute, welche die Pest ihnen hinterlassen hatte, nur, indem sie damit den Keim ihres eignen Todes ergriffen. Geizige wühlten in ihren Goldhaufen, die Schätze verwünschend, die sie nicht mehr mitnehmen konnten. Sie starben, das Gold umkrallend, dessen Besitz ihnen den Abschied vom Leben so schwer machte.

Dazu das Geläute und Gebimmel der Kirchenglocken und Meßglöcklein. Selbst die angstvolle Frömmigkeit mußte hier zum Todesquell werden. Die von Betenden angefüllten Kirchen und der hineindringende Modergeruch, von der alten Sitte, die Todten in und zunächst den Kirchen, auf den diese umgebenden Friedhöfe zu bestatten, veranlaßt, mußte zum Todesquell werden.

Unter so vielen Schreckensscenen hätte ein muthvoller und gottvertrauender Mann ängstlich werden können; um wie viel mehr mußte die zagende, krankhaft verstimmte Seele Tetzels dadurch beunruhigt werden. Bekanntlich machte gerade die übertriebene Furcht vor der Ansteckung den Körper dafür empfänglicher. So wurde auch Tetzel, als der Einzige in jenem so gesund liegenden Paulinerkloster, aber in Folge seiner an Wahnsinn streifenden Furchtsamkeit, von der Pest ergriffen, gegen die er alle nur denkbaren Vorsichtsmaaßregeln angewendet hatte.

Kaum erkannte er eines Morgens an seinem Körper die schreckliche, verhängnißvolle Pestbeule, so fing er an zu rasen. Er verwünschte Gott, alle Heiligen und den Pabst, stieß das heilige Oel und den Leib des Herrn zurück, welches mitleidige Priester ihm in der letzten Stunde hatten reichen wollen und starb unbußfertig, noch im letzten Augenblicke voll Schauder erkennend, daß er der Tausende von Ablaßbriefen für ein Spottgeld verkauft hatte, ohne für sich selbst nur eine Hoffnung auf Gottes Gnade gewonnen zu haben, der ewigen Verdammniß verfallen sei.

So hatten Gottes Strafgerichte den Verbrecher an der Menschheit, den Schänder der Sittlichkeit und Verkäufer der Tugend mit dem Maaße gemessen, womit er Anders gemessen hatte.

Doch weil er ein Anhänger des Pabstes gewesen war, so hatte die bigotte Geistlichkeit ihm ein christliches Begräbniß in einem Kreuzgange der Pauliner-Kirche nicht versagen mögen, wo man heute noch seinen Denkstein

sehen könnte, wenn nicht die Fußtritte protestantischer Christen die Schrift darauf fast vertilgt hätten.

So endete der Ablaßstreit, der die erste Anregung zu der gänzlichen Reform der Kirche gegeben hatte, und die päbstliche Curie nahm den Bannstrahl zur Hand, um den kühnen Verächter ihres Ansehens gänzlich zu zerschmettern.

Viertes Hauptstück.

Das Autodafé.

„Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“
Luc. 12, 42.

Ankunft Leonhard Kaisers mit seiner Tochter in Passau. — Schwelgerei der Domherren. — Jagdlust und weltliche Pracht des Bischofs. — Hedwig in der Kirche und dann im bischöflichen Palast. — Heuchelei des Bischofs. — Rückkehr in die Herberge. — Leonhard Kaiser auf seinem neuen Berufswege. — Hedwig als Beichtkind des Bischofs. — Gefahr und Rettung. — Guideon und dessen Abenteuer. — Nächtliche Zusammenkunft der Liebenden im Garten. — Glaubenszweifel in Beiden. — Wuth des Bischofs. — Verfolgung und fester Muth Leonhard Kaisers. — Ulrich von Hutten. — Leonhard Kaiser soll verhaftet werden. — Er wird entführt. — Hedwigs und Guideons nächtliche Wanderung nach dem Kloster im Gebirge. — Leonhard Kaiser wird eingeholt und gefangen. — Unsittlicher Lebenswandel der Nonnen. — Neue Gefahren für Hedwigs Sittlichkeit. — Drohungen gegen Leonhard Kaiser. — Dessen Standhaftigkeit und Entlassung. — Hedwig entflieht und kommt im Kloster Nimitsch bei Gera an. — Leonhard Kaiser in Wittenberg. — Scheinbarer Stillstand der Reformation. — Scenen bei Luther. — Melanchton. — Die Leipziger Disputation. — Die Reformation gewinnt neue Kraft. — Leonhard Kaisers Rückkehr in seine Heimath. — Dessen nächtliche Glaubens-Predigt. — Prozeß. — Gefängniß. — Correspondenz. — Hedwig. — Hinrichtung. —

Endlich, nach einer langen und beschwerlichen Wanderung, war der Magister Leonhard Kaiser mit seiner Tochter in Passau angekommen.

Dieser damals noch so düstere Bischofssitz, mit seinen engen Straßen und hohen, fast übereinander geschobenen Häusern, war wenig geeignet, auf ein sorgenvolles und ahnungsschweres Gemüth, wie das seinige und das seiner Tochter, einen erheiternden Eindruck zu machen. Mächtige Gebirge, die als Hochwächter des alten Bischofssitzes dessen Häuser und Thürme tausendfach überragten, vermehrten nur den Ernst ihrer Stimmung. Beide gingen schweigend hinter einander her. Obwohl sie das Ziel ihrer Hoffnungen und Wünsche erreicht hatten, so wollte doch kein freundlicher Stern ihren umdüsterten Seelen leuchten.

Erst nach langem Umherfragen hatte Leonhard Kaiser mit seiner schönen Tochter in einer vom Rauch geschwärzten Weinstube ein Unterkommen gefunden.

Gebräunte Zecher — übermüthige Stadtjunker und rohe Landsknechte — saßen auf den Bänken an den Wänden umher und starrten mit ihren, auf die Fäuste gestützten, breitbärtigen Gesichtern das schöne Mädchen an, das so eben eingetreten war, und Mancher setzte den Weinkrug ab vom Munde, um diese neue liebliche Erscheinung eines Engels in der dunkeln, dunstigen Weinhöhle zu betrachten.

Gleichwohl sah sich Leonhard Kaiser genöthigt, seine Tochter hier zurückzulassen, da er sie als nunmehriger Geistlicher nicht wohl dem Domherrn vorstellen konnte, den er jetzt aufsuchen mußte; denn sein letzter Rosenobel war nun ausgegeben, und es that ihm Noth, seine neue Stelle anzutreten, um mit seinem Kinde nicht Hunger leiden zu müssen.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als seine liebe Hedwig der wohlbeleibten Wirthin zu empfehlen, deren freche Blicke und Witzworte dem sittlich und feinfühlenden Mädchen schon bei ihrer ersten Annäherung einen tiefen Abscheu eingeflößt hatten. Dann erst, nachdem er Schuh und Kleidung nothdürftig abgestäubt hatte, entfernte er sich mit besorgten Blicken.

Die sogenannte Curie, welche der Domherr bewohnte, war eins der größten alterthümlich massiven Gebäude der Stadt. — Hier sollte nun Leonhard Kaiser das Leben eines reichen Prälaten zum erstenmale in der Nähe sehen. Es war wenig geeignet, seine schon von früher her bekannte Abneigung dagegen zu besiegen.

Schon als er sich dem langen Gebäude nahte, schallte ihm aus den ersten Fenstern eines im untern Stockwerke belegenen Eckzimmers, das wie ein runder Thurm herausgebaut war, ein wildes, lustiges Gelächter und Gesinge bekannter unzüchtiger Landsknechtslieder entgegen, und wie er näher herangekommen war, hörte er ein lautes, schreiendes Durcheinanderreden und Gläserklingen. — Betroffen blieb er stehen.

„He, Landsmann!“ rief er einen vorübereilenden Bürger an, „was giebt es hier für ein Zechgelage? Sind etwa gartende Landsknechte dort eingelagert?“

„Nein,“ entgegnete dieser, ohne sich aufhalten zu lassen; „es ist der hochwürdige Domherr Pater Urbanus, macht's unserm hochwürdigsten Bischof nach im lustigen Leben, mit dem er im Prozeß liegt.“

„Nicht möglich!“ rief Leonhard Kaiser. „Diese geistlichen Hirten, und solch ein tolles Gelag?“

„Ja, lieber Mann, so machen sie es Alle, diese geistlichen Herren, die Bürger und Bauer schinden, wo sie können, um zu prangen und zu prassen von dem Mark des Landes und der Thräne der Armuth.“

„Das sei Gott geklagt!“ seufzte der Gelehrte, und suchte die weiter unten liegende Pforte des Hauses.

In der hohen und geräumigen Vorhalle lagen eine Menge Bediente, Stallknechte und Trabanten, bunt und abenteuerlich gekleidet, bärtig und unbärtig, mit gemeinen, derben und frechen Gesichtern. Eine Gruppe derselben saß um einen langen Eichentisch, den Aufhub von der Herrentafel verzehrend. Andere tranken und spielten Karten. Dem dadurch eingeschüchterten Gelehrten Bescheid und Antwort zu geben, schien Keiner derselben Zeit zu haben. Auf seine bescheidne Anfrage, ob er nicht die Ehre haben könne, Se. Hochwürden-Gnaden zu sprechen, antworteten sie kurzweg: „Nein!“ und auf seine Bitten, dem Domherrn zu melden, daß der verschriebene Vicar aus Wittenberg angekommen sei und zu wissen wünsche, wann er die Ehre haben könne, Sr. Hochwürden aufzuwarten, rief ihm einer der übermüthigen Bedienten zu: „Geduld! — unsere Partie Landsknecht hier hat das Vorgehen — Hinz, Du spielst aus!“

„Der mag mir auch der rechte Vicar sein,“ höhnte ein Anderer, „der will wohl betteln, he?“

Leonhard Kaiser wendete ihm mit Verachtung den

Rücken und sprach mit Nachdruck: „Wenn Ihr mich nicht melden wollt, so werde ich selbst meinen Weg suchen. Aber hütet Euch, daß ich Euch nicht verklage; denn ich gelte viel bei Eurem Herrn.“

Da waren sie auf einmal dienstfertig geworden, sprangen auf von ihren Sitzen, und Mehrere eilten ihm voran, die Thüren zu öffnen und den Hausmeister zu rufen.

Dieser betrachtete ihn wieder mit fast höhnischen Blicken und sagte: „Wahrlich, Ihr tragt Kleider, die einem Vagabonden Ehre machen würden, so schäbig und abgetragen ist das grobe, schwarze Tuch.“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete Leonhard Kaiser mit lächelnder Ruhe; „kann ich dafür, daß die Welt so verkehrt worden ist? Daß das Laster prangt in seidnen Gewändern, während der Redliche kaum ein anderes Gewand hat, sich hineinzuhüllen, als seine Tugend?“

Von diesem Bescheide betroffen, rief der Hausmeister den Caplan des Domherrn, der auch zugleich dessen Kellermeister war.

Dieser erschien jetzt; ein rundes, heiteres Antlitz, eine kurze, dickköpfige und rundbäuchige Mönchsfigur. Vermöge seines Amtes trug er eine braune, lederne Kellerschürze, um die Mitte des Leibes gegürtet und einen schweren zinnernen Deckelkrug voll Wein in beiden Händen. Das Schlüsselbund hing ihm neben dem Rosenkranz und einem kleinen Crucifix vom Gürtel herab.

„Me Hercle!“ rief er lachend, „Du bist also die arme Kirchenmaus, die sich von den Brosamen vom Tische unsers

geistlichen Herrn nähren will? Ei Du armes Knochenmännlein, siehst mir auch elendiglich verhungert und verkümmert genug aus, da, trink einmal, Bruder, auf die Gesundheit des Teufels!" schrie er, wie toll lachend, als Leonhard, von dem unwürdigen Benehmen des Mannes, der ihm den übrigens gewiß willkommen gewesenen Trunk anbot, verletzt, den ihm fast aufgedrungenen Weinkrug zurückwies.

„Nun sehe ich halter, daß Du ein Narr bist!" rief der Caplan und Kellermeister im östreichischen Dialekt, „oder bist halt hochmüthig, daß Du nur mit Herren und Prälaten trinken willst? Na, da kommst Du links, guter Freund, die sind auch zu stolz, mit jedem hergelaufenen Lump zu trinken. Na, darum nicht böse, guter Freund, werde Dich schon melden; denn Hochwürden sind bei guter Laune, und die Herren am Prälatentisch werden Dich schon hänseln." — Damit schob sich die kurze, dicke Figur durch das nächste Zimmer in der Richtung des Speisesaals hin.

Leonhard Kaiser warf einen Blick in einen der hohen Wandspiegel, und bemerkte jetzt vielleicht zum erstenmale, daß seine ärmliche schwarze Kleidung vom gröbsten Tuch, an manchen Stellen schon geflickt, auf der langen Fußreise schon sehr befleckt und abgetragen war. Seine Armuth hatte ihm nicht gestattet, dieselbe zu erneuen. Nie hatte er sich darüber so gedrückt gefühlt als jetzt, wo er, umgeben von dem Glanze eines hochmüthigen Clerus, Mühe hatte, sich seines eignen innern Werths, solcher Ostentation gegenüber, bewußt zu bleiben. Ein Schmerz schrillte dar-

über durch seine Seele, wie er ihn nie zuvor empfunden hatte.

Man ließ ihm fast eine halbe Stunde Zeit, sich zu sammeln. Dieses Wartenlassen, stehend im Vorgemach, war indeß wieder eine neue Ehrenkränkung für den ohnehin schon genug gedrückten Mann, der bei dem innern Stolz eines edlern Charakters jede Zurücksetzung um so tiefer fühlte.

Endlich öffnete sich die Thür des Speisesaals, aus welchem Gelächter einer lustigen Gesellschaft hervorschallte, und mit dem Weinglase in der Hand, die Serviette umgebunden und mit vollen Backen kauend, trat der Domherr ein.

Dieser war eine große, wohlbeleibte Figur im schwarzen geistlichen Chorrock, mit rothen, aufgedunsenen Gesichtszügen, dicker, schwammiger Nase und einem mit Diamanten besetzten Kreuze vor der Brust.

„Salve, salve!“ rief er im schlechtesten Mönchslatein, das jemals gesprochen ist; „sei mir willkommen, Du Prediger in der Wüste. Gut, daß Dich der Teufel endlich hergeführt hat, um meinem Bischof tüchtig den Kopf zu waschen, he?“

„Ich wandle allezeit auf Gottes Wegen,“ entgegnete Leonhard Kaiser mit ruhiger Würde.

„Mir auch recht,“ rief der lustige Domherr in übermüthiger Weinlaune. „Gott oder Teufel, das läuft am Ende auf eins hinaus, beide führen zur Seligkeit, jener durch den Ablaß, dieser durch das Weinfaß.“

„Ich liebe weder das eine, noch das andre Gnadenmittel,“ sprach der Magister, und wünschte sich tausend

Meilen von hier hinweg; doch die Nothwendigkeit, für den eignen Lebensunterhalt und besonders den seiner geliebten Tochter sorgen zu müssen, legte sich ihm schwer wie Alpdrücken auf die Brust. Deshalb mochte er es nicht wagen, dem ohnehin halb trunkenen Domherrn eine tüchtige Strafpredigt zu halten, wie er große Lust hatte; sondern, sich für den unglücklichsten Menschen auf Erden haltend, fragte er bescheiden: „Wann beliebt es Ew. Hochwürden, mich einführen zu lassen auf dem Vicariat zu Waldkirch?"

„Ja, das ist eine närrische Geschichte," lachte der Prälat. „Da hat mir der Bischof, mit dem ich vor den Reichsgerichten im Hader liege, die einträgliche Pfarre in dem alten Gebirgsdorfe an den Hals geworfen, um mich zu zwingen, von hier weg auf meine Pfarrei zu gehen; aber ich, klüger als er, habe mich mittelst einiger schweren Beutel voll Gold an den Cardinal-Legaten auf den Reichstag nach Augsburg gewendet und da die Erlaubniß ausgewirkt, mich durch einen Vicar vertreten zu lassen. Darum also habe ich den Doctor Martinum ersucht, mir einen Prediger von der neuen Lehre zu senden, damit dieser den streng orthodoxen Bischof mit seinen bissigen Kanzelvorträgen tüchtig ärgere. Ihr sollt mir gleichsam der Hatzhund sein, den ich auf dieses geistliche Wildschwein hetzen werde."

„Hochwürden!" rief Leonhard Kaiser entrüstet.

„Fürchte Dich nicht," fuhr der Prälat fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, „mit dem Ketzerverbrennen wird es so schnell nicht gehen, seitdem der Pabst gegen das

Wittenberger Mönchlein so milde und versöhnliche Gesinnungen zeigte."

„Ich werde nie aus Menschenfurcht die Wahrheit und meine Ueberzeugung verleugnen," sprach Leonhard Kaiser mit dem gekränkten Selbstgefühl des edelsten Willens, „aber auch nicht, Eurer Privatrache dienend, mich hetzen lassen wie ein Hatzhund, als Dir zu sagen beliebte. — So Dir solches nicht ansteht, werde ich gehen, woher ich gekommen."

„Nun, nun," rief er, „nur nicht gleich so empfindlich! Werde Dir einige Fragen vorlegen, und wenn Du im Examen wohl bestehst, wird die Sache richtig gemacht."

„Tu me examinare?" *) rief Magister Leonhard im Hohn des Bewußtseins seiner eignen Gelehrsamkeit, diesem offenbaren Schwachkopf gegenüber. „Nun, bei Gott, das ist lustig, da will der Stein klüger sein, als der Kopf — indeß fraget nur. Ich werde antworten."

„Was hältst Du vom Ablaß?"

„Daß es eine sündliche, heillose Geldprellerei ist."

„Hui! Gut, gut. Was gilt Dir der Pabst?"

„Er ist der wahre Antichrist."

„Und von der hohen Clerisei?"

„Cardinäle, Bischöfe und Prälaten sind die Pharisäer, Zöllner und Sünder, die Tempelschänder und Antichristen, die es ärger treiben wie die in Sodom und Gomorra. Sie schwelgen von dem, was sie durch Heuchelei und Lüge der Christenheit abgepreßt haben."

---

*) Du mich examiniren?

„Donner! das ist stark, aber recht. Das freut mich, das wird ihn toll machen. Kanzle ihn nur tüchtig ab, und schone mich selbst nicht. Sag' nur, die Domherrn sind Säufer und Schwelger, der Bischof ein Mörder und wilder Nimrod. Und damit Du recht mit Ueberzeugung so redest, werde ich Dir ein Jagdstückel von ihm erzählen. — Denk' Dir, da ist neulich ein angeschossenes Stück Wild im Kornfelde eines armen Bauers verendet. Das Bäuerlein denkt: hast du mein Korn gegessen, so werde ich dein Fleisch essen. Gut also. Der Bauer läßt sich das Wildbrätlein wohl schmecken; doch die Sache wird verrathen und der Bauer eingezogen. Nun läßt der Bischof dem Bauer als Wilddieb den Prozeß machen vor dem Stadtgericht. Dieses aber spricht ihn frei, weil die Gesetze sagen, nur der sei strafbar, der ein Stück Wild unbefugt erlege — hier aber habe der Bauer ein Stück Wild gefunden. Gut also. Mein Bischof wird wüthend, zerreißt das Urtheil und läßt den Bauer in die Wildhaut nähen, auf seinen Schloßhof laufen und hetzt mit lautem Händegeklatsch aus dem Fenster seiner Hofburg eine Meute der wildesten Wolfshunde und Saurüden auf das arme Bäuerlein, und siehe, es wurde in Stücke zerrissen."

„Das ist ja fürchterlich, schauderhaft!" rief Magister Leonhard mit Entsetzen aus; „da werde ich mehr zu thun haben als Herkules, da er Augia's Ställe reinigte."

„Recte, bene!" jubelte der Domherr; „die Geschichte bring' nur auf der Kanzel an, und mach' ihm die Hölle heiß, dann erhältst Du von den tausend Gülden, die mir

die Pfarrstelle einbringt, jährlich zwanzig Gülden und die Accidenzien, die sich auch wohl so hoch belaufen werden. Mein Kaplan mag Dich morgen dort einführen und bis dahin mit Speise und Trank versehen; auch ein noch gutes Schultermäntlein, das ich abgelegt habe, werde ich Dir zustellen lassen; nun vale, vale! Brauchst nicht zu weinen vor Rührung der Dankbarkeit, ist gut gemeint, ehrliche Haut, nun geh nur, geh!"

Leonhard Kaiser aber weinte wahrlich nicht aus Rührung der Dankbarkeit, sondern weil ihm das Gewicht seines Geschicks, der Druck dieser unwürdigen Behandlung und der Schmerz über so ungleiche Vertheilung der Glücksgüter zu schwer aufs Herz gefallen war.

Lachend und mit heiterem Valetgruß hatte sich der Domherr wieder in den Trinksaal zurückgezogen. Der so schwer gekränkte Gelehrte seufzte, faltete die Hände und blickte nach oben, und ein Glück für ihn war, daß er eine Zeitlang allein gelassen wurde; so konnte er sich doch sammeln und sodann ruhiger das Nöthige mit dem eben eintretenden Kaplan des Domherrn besprechen.

Als er endlich von mancherlei Sorgen gedrückt zurückkehrte in die Weinschenke, wo er seine Tochter gelassen hatte, war diese verschwunden. Niemand wußte, wohin sie gegangen war.

Hedwig hatte diese entsetzliche Weinhöhle verlassen, weil die halbtrunknen Junker und Landsknechte ihr mit unziemlichen Scherzreden stark zugesetzt hatten, und das freche Benehmen der Wirthin ihr sittliches Gefühl beleidigte. —

Als sie auf der Straße gegen diese Zudringlichen gesichert war, fragte sie nach der Curie des Domherrn; da sie sich aber des Namens desselben nicht mehr genau erinnerte, wurde sie hierhin und dorthin gewiesen, und verirrte sich in dem engen Gewinde der krummen Straßen. So kam sie endlich durch Zufall auf den Schloßplatz des bischöflichen Palastes, wo ein großer, wohlbeleibter Herr mit stark geröthetem Antlitz in halb geistlicher Kleidung, umgeben von vielen Jägern und Hunden, so eben einen glänzend aufgezäumten Rappen bestieg, im Begriff, auf die Jagd reiten zu wollen. Einen seltsamern Anblick kann es nicht geben, denn es waren auch viele höhere Geistliche dabei, die, in ihren aufgeschürzten Kutten und Ordensgewändern reitend, den Jagdspieß in der Hand, mit lustigem Behagen und lautem Lachen, durch ihr weltliches Treiben dem kirchlichen Sinn jener Zeit mehr Abbruch thaten, als irgend eine der ketzerischen Aeußerungen, die man mit Feuer und Schwert verfolgte.

Hedwig war überrascht und verwundert über diesen Anblick stehen geblieben, um den seltsamen Jagdzug abreiten zu sehen. — Als sich der hohe Geistliche nahte, warf sich alles Volk auf die Kniee, und auf ihre Frage, wer es sei, wurde ihr mit scheuem Geflüster geantwortet: Unser hochwürdiger Bischof.

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so parirte der herangaloppirende Kirchenfürst plötzlich seinen Rappen, von dem Anblick des schönen Mädchens in Salzburger Tracht überrascht, und gebot ihr, näher zu kommen. Hedwig ge-

horchte mit niedergeschlagenen Blicken. Erröthend in holder Verwirrung war sie nur noch schöner geworden.

„He, junge Maid!“ rief er ihr zu, „wer bist Du? Wessen Tochter? Woher des Landes?“

In bescheidenem Tone gab ihm Hedwig von Allem Kunde.

„Leonhard Kaiser?“ rief der Bischof heftig und wurde dunkelroth vor Zorn. „Das ist ja der, den sie in Salzburg schon zum Scheiterhaufen verdammt hatten, der von dort entfloh. Nun wisse, junge Maid,“ fügte er sanfter hinzu, und sein nicht unschönes männliches Antlitz ging in ein verliebtes Blinzeln über, „daß es nur von mir abhängt, diesen Ausspruch vollstrecken und deinen Vater als Ketzer morgendes Tages in die Flammen werfen zu lassen.“

„O Gott! O Gott!“ rief Hedwig geängstigt aus, die Hände ringend.

„Daß es jedoch,“ fuhr der Bischof in seiner Rede fort, „von Dir abhängen wird, mich versöhnlich und sanftmüthig zu stimmen — wahrlich, Du bist so schön,“ fügte er mit heiterem Lachen hinzu, „daß Du mich, wie Omphale den Herkules, an die Spindel bringen könntest.“

Dann rief er zwei Kaplanen, die an seiner Seite ritten, und gebot ihnen leise: „Ihr Beiden sorgt dafür, daß ich sie in meinem Closet treffe nach meiner Rückkehr von der Jagd.“

„Adio, schönes Dirnel,“ rief er ihr im Ton der Galanterie zu, „wir sehen uns wieder, und dann wird es von Deinem Benehmen abhängen, ob Dein Vater begnadigt oder verbrannt werden soll!“

Dann ertheilte er ihr mit einer die Luft kreuzenden Handbewegung die stille Benediction und sprengte im kurzen Galopp davon; das ganze wilde Heer, Jäger, Prälaten und Hunde hinterdrein. So war der geistliche Jagdzug im Augenblick verschwunden und ließ den Eindruck phantastischer Spukgestalten zurück. Nur die beiden Kapläne hatten ihre unruhigen Pferde angehalten und waren zurückgeblieben, indem sie sich bemühten abzusteigen von den sich bäumenden Rossen.

Jetzt auf einmal fiel ihr ahnungsschwer die große Gefahr, worin sie sich befand, aufs Herz, und sie benutzte den günstigen Augenblick, um im Volksgetümmel sich den verfolgenden Blicken jener Geistlichen zu entziehn. Nach wenigen Minuten einer schnellen Flucht erblickte sie die offene Domkirche, stürzte eilig hinein und sank vor einem Marienbilde in einer der Seitenkapellen nieder auf ihre Kniee.

Hier zu beten war ihr ein heißes Bedürfniß. Es ist unmöglich, daß ein Mensch sich unglücklicher, trostloser und verlassener fühlen kann, als Hedwig in diesem Augenblicke. — Welche Vergangenheit, welche Zukunft! — Ein so junges, blühendes Leben schon so verloren und hilflos! Mit welchem erneuerten Schmerz gedachte sie ihrer frühern stillen Heimath, ihres lieben, seligen Mütterleins — und mit welcher Wehmuth der Täuschungen einer hoffnungslosen, verbotenen Liebe!

So betete sie lange und in Thränen zerfließend. Da wurde sie gestört durch Geflüster in ihrer Nähe; sie sah

sich um und erkannte die beiden Kaplane, die sie hier endlich aufgefunden hatten. Nun sprang sie erschrocken auf und wollte entfliehen; aber die sanfte Stimme des Einen jener beiden Geistlichen rief ihr zu: „Kind, so Du entfliehest, bringst Du Deinen Vater auf den Scheiterhaufen!"

Das war ein schrecklicher Gedanke. Sie blieb stehen. Die beiden Kaplane hatten sie erreicht. „Laß Dich nicht irren durch den scherzhaft drohenden Ton, worin Se. Hochwürden sprach," redete sie der zweite Geistliche an; „das ist so seine Art und denkt er sich nichts Arges dabei; Du aber bist es Deinem Vater schuldig, für ihn zu bitten, daß ihm der Bischof ein ruhiges Asyl gewähre, sonst erliegt er den Verfolgungen des Ketzermeisters der Dominikaner. — Du wirst am besten wissen, in welchem üblen Geruche der Ketzerei er bereits steht."

Solche Gründe waren allerdings überzeugend. Es fehlte Hedwig durchaus nicht an Muth für ihren Vater, wenn es sein mußte, selbst das Leben zu wagen. In ihrer Unschuld glaubte sie weiter nichts zu fürchten zu haben und folgte den beiden Geistlichen in den bischöflichen Palast.

Drei Stunden vergingen, ehe der Bischof von der Jagd zurückkehrte. Im Vorzimmer harrend befand sich das arme Mädchen in der peinlichsten Verlegenheit, die dadurch noch erhöht wurde, daß Schaaren von Bedienten sie neugierig anstarrten und ihr dann mit einem spöttischen Lachen oder einem Witzwort, das sie in ihrer Unschuld nicht verstand, den Rücken zuwendeten. Dieses Gefühl des Isolirtseins unter übelwollenden Menschen ist einem jungen

Mädchen, bei welchem schon die Stimme der Natur ein Anschließen fordert, völlig unerträglich. — Dazu kam noch der Gedanke, daß ihr Vater, wenn er früher als sie zurückkehren sollte, sich ängstigen würde, und sie beschloß plötzlich zu entfliehen, um wenigstens ihren Vater zu befragen, was unter diesen Umständen zu thun sei. Allein, indem sie versuchte, sich unbemerkt davon zu schleichen, wurde ihr an der Thür durch zwei Bewaffnete der Ausgang versagt.

„Gott im Himmel!" rief sie, „bin ich denn gefangen?" — Keine Antwort. — „Was habe ich verbrochen!" schrie sie in gesteigerter Angst, „daß man mich Unschuldige hier wie eine Gefangene behandelt?"

Statt der Antwort kreuzten die barocken Gestalten der Söldner ihre Hellebarden quer vor der Thür.

Noch einige Stunden mußte sie warten. Nach jedem Augenblick steigerte sich ihre Unruhe und Aengstlichkeit. Schon wurde es dunkel und Bediente zündeten die Wachskerzen auf dem silbernem Candelaber an, der in dem mit rothen seidnen Stoffen ausgeschlagenen Gemache stand. Vergebens versuchte Hedwig diese hartherzigen Menschen mit Thränen und flehenden Bitten, daß man sie entlassen möge, zu erweichen. Endlich hörte sie Pferdegetrappel, Hundegebell und Hörnerklang unten auf dem Schloßplatz. Der Augenblick ihrer Erlösung oder ihres Verderbens war gekommen. Wer konnte sagen, wohin die Roheit jener Zeit die wilden Leidenschaften des Bischofs fortreißen würden?

Jetzt nahendes Geräusch — Fußtritte von Männern — klirrendes Aufreißen der Thür — Er selbst. —

Jeder dieser Momente hatte Hedwigs Beängstigung gesteigert. Eine stille Verzweiflung malte sich auf ihren erbleichenden Zügen. Sie sank auf ihre Kniee und hob, um Gnade flehend, ihre Hände empor, dem rasch Eintretenden entgegen.

Es giebt Menschen, die in sich selbst zwei widerstreitende Elemente vereinigen — die Roheit eines wüsten äußern Lebens und die Ueberreste einer früher gewonnenen Bildung, die sich nie so ganz verlieren. So war der Bischof. Im Getümmel der Jagd, bei seinen Trinkgelagen und selbst in der Verfolgung und Bestrafung von Jagdfrevlern und Ketzern, die ihm im gleichen Maße verhaßt waren, der wildeste, leidenschaftlichste Mensch; konnte er sich mit Gelehrten über wissenschaftliche Gegenstände geistreich unterhalten, und gefiel sich darin, gegen Frauenzimmer von einiger Bildung den feinen und galanten Mann zu spielen. — Uebrigens war er noch in seinen besten Jahren, wenn er lächelte und es darauf angelegt hatte, sehr angenehm und sogar liebenswürdig.

„Erhebe Dich, junge Maid;“ sprach er in diesem gütigen Tone und bot ihr die Hand zum Aufstehen, die sie küßte mit ihren kalten Lippen, wie das die Ehrfurcht vor der geistlichen Würde des Bischofs gebot.

„Weshalb ängstigst Du Dich?“ fuhr er fort, als er ihre Hand in der seinigen zittern fühlte, und führte sie dabei mit freundlicher Anmuth in sein Closet. „Dein Vater

befindet sich zwar in einer gefährlichen Lage, denn er ist sehr unvorsichtig gewesen im Reden und Predigen. Wir, als einer der Oberhirten der großen christlichen Schafheerde, fühlen uns in unserm Gewissen gedrungen, solches nicht zu dulden, und wollten daher an Dich nur die ernstliche und eindringliche Warnung ergehen lassen, daß Du suchen mögest Deinen Vater davon abzubringen. Fasse daher Vertrauen zu Uns, geliebte Tochter in Christo, Wir sind Dir in Gnaden gewogen und nicht abgeneigt, aus christ-cher Liebe gegen das unschuldige Lämmlein, auf das verlorne Schaf in Unsrer Heerde mit Barmherzigkeit herabzublicken und solches wieder aufzunehmen, so es reumüthig zurückkehren würde."

Durch diese salbungsvollen Worte erreichte der Bischof, was er beabsichtigt hatte. Das eingeschüchterte Gemüth des jungen Mädchens zu beruhigen und das Vertrauen der Arglosen zu gewinnen.

Nun ließ er sich selbst auf einen Divan nieder, und ohne ihre kleine runde Hand aus der seinigen zu entlassen, lud er sie ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Aber dazu war Hedwig nicht zu bewegen, weil sie es für eine Respectverletzung hielt. Sie blieb daher stehen.

Auf den Bischof hatte das schöne fremde Mädchen einen tiefern Eindruck gemacht, als er sich selbst zugestehen wollte. Es war allerdings der einer frivolen Begierde, und mit dem heitern Leichtsinn, womit er schon so manches schöne Landmädchen besiegt hatte, mochte er auch dieses reizende Kind bethören zu können glauben. Aber schon in

den nächsten Augenblicken hatte er mit dem feinen Tact des gebildeten Mannes herausgefühlt, daß diesem Mädchen auf dem gewöhnlichen Wege der Galanterie nicht beizukommen sein würde. Er hatte das Leben so vielfach genossen, daß er einen höhern Reiz darin fand, unerfahrene Herzen zu bestricken und Unschuldige durch die Macht ihrer eignen Phantasie zu besiegen, als ohne Weiteres der groben Sinnlichkeit zu pflegen. Um sich dieses Pikante eines neuen Verhältnisses nicht von vornherein zu verderben, beschloß er hier vorsichtiger, wie ein Fabius cunctator, zu Werke zu gehen.

Es fehlte ihm nicht die Gabe der salbungsvollen Rede, die reich war an mystischen Bildern und Gleichnissen aus der Apokalypse und dem alten Testament; und damit bemächtigte er sich ihrer Phantasie, vielleicht das einzige Mittel, den religiösen Zwiespalt in ihrer Seele in die Harmonie einer frommen Schwärmerei aufzulösen. Er empfahl ihr Beten und Kasteiungen, vor Allem des Fleisches Kreuzigung, eine Andeutung, die sie in ihrer Unschuld nicht verstand, als nothwendig, um Gott, den Herrn in Zion, zu versöhnen, dessen Zorn fürchterlich sei und einherfahre auf dem Wagen des Donners mit dem feurigen Schwerte seines Erzengels; ein grollendes Gewitter, das den Menschen erschlage, der nicht durch Beten und Selbstpeinigung die mächtige Fürsprache der Heiligen gewinne und den Herrn versöhne. — Die Phantasie eines jungen Mädchens ist leicht erregt, und dann beherrscht sie ihr Gemüth und bemächtigt sich ihrer Seele. Hedwig fühlte sich beruhigt

durch den Gedanken, daß ihre Buße gleichsam ein Versöhnungsmittel für die sündliche Ketzerei ihres Vaters sei; sie betrachtete sich als das Osterlamm, das die Juden zur Sühne dem Herrn geopfert hatten, und damit hatte ihr Leben wenigstens einen religiösen Haltpunkt wieder gewonnen, ein bestimmtes Ziel, einen höhern Lebenszweck. Da sie nicht hoffen durfte, ihren Vater von seiner ketzerischen Freigeisterei der religiösen Meinung abzubringen, so wollte sie wenigstens sein Seelenheil retten, indem sie ihr eigenes dafür opferte.

Solche Gedanken bildeten die kleinen Anfänge einer religiösen Schwärmerei, durch welche der Bischof erst ihr Nervenleben zu überreizen, dann desto leichter ihre Phantasie und Sinne für die schändlichen Zwecke seiner Leidenschaft zu gewinnen suchte.

Wenigstens so viel hatte er heute von ihr gewonnen: das Versprechen des jungen Mädchens, bei ihm selbst heimlich zur Beichte zu gehen, indem davon ihr Vater, überhaupt kein Mensch etwas zu wissen brauche. Ein menschliches Gebot, die Vorschriften der Kirche nicht zu halten, sei gottlos, unerlaubt und daher durchaus nicht bindend, hatte er ihr erklärt. Die Gelegenheit dazu wolle er ihr geben, so oft er sich in der Nähe von Waldkirch auf seinem Jagdschlosse aufhalte; dann werde er ihr in der Klosterkirche der heiligen Maria von Waldkirch persönlich Beichte sitzen, und sie solle sich im Beichtstuhle einfinden, sobald der Meßner mit dem Agnusdei-Bilde auf dem Kirchenfähnlein und mit dem Glöcklein läutend vor ihres Va-

ters Wohnung vorüberziehe. — In diesem Falle, wenn sie selbst nur recht fromm sei und den Herrn zu versöhnen suche, auch sich streng zu den Gebräuchen der katholischen Kirche halte, könne er ihrem Vater Nachsicht mit seinen ketzerischen Irrlehren versprechen. Und damit sie selbst nicht davon angesteckt werde, wolle er ihr hiermit eine kostbare Reliquie schenken, die gegen alle sündlichen Anfechtungen hinreichend schütze. Es sei ein Zahn der heiligen Magdalene, den sie stets an dem güldenen Kettlein, woran er befestigt war, am Halse tragen müsse.

Damit schenkte er ihr diese in Gold gefaßte Reliquie, ertheilte der Niederknieenden die Benediction und hob sie auf, indem er sie mit dem Ausdrucke des väterlichen Wohlwollens auf die Stirn küßte.

Dann erhielt ein Kaplan Auftrag, sie in die Herberge zur Weintraube zu ihrem Vater zurückzuführen und diesem von Seiten des Bischofs ein Geldgeschenk und einen neuen schwarztuchenen Chorrock zu überbringen.

Es war schon dunkel geworden, als in solcher Begleitung Hedwig zu ihrem Vater zurückkehrte, der, nachdem er sie anfangs mit einiger Aengstlichkeit in der Stadt gesucht hatte, sich sodann in das Lesen einer aufgefundenen alten Chronik so sehr vertieft hatte, daß er an seine Tochter nicht weiter dachte.

Uebrigens war der würdige Gelehrte hoch erfreut, als ihm seine Tochter erzählte — freilich mit einigen Auslassungen — wie sie die Gnade des Bischofs für ihn in Anspruch genommen und erhalten habe; denn in seiner Un-

erfahrenheit in allen Lebensbeziehungen glaubte er in diesen Geschenken einen Beweis finden zu dürfen, daß der Bischof im Geheim seine freigeistigen Meinungen billige, und trat nun mit desto größerer Freudigkeit sein gefahrvolles Amt an — im Stillen sich vornehmend, durch keine menschliche Rücksicht sich abhalten lassen zu wollen, mit Strenge und Eifer alles Sittenverderbliche im weltlichen Lebensgenuß des Pabstes und der hohen Geistlichkeit zu rügen und alle Gebrechen des Pabstthums und der Kirche laut zu verdammen.

So war Leonhard Kaiser auf seiner neuen Predigerstelle zu Waldkirchen von vornherein in eine schiefe Stellung gerathen, in welcher er sich auch bei mehr Besonnenheit, Mäßigung und Weltklugheit, als ihm eigen war, unmöglich hätte lange halten können.

Und als schon nach einigen Tagen der Bischof mit glänzendem Jagdgepränge an seiner stillen Behausung vorüberzog, die junge Maid grüßend, die, hold erröthend, unter dem gothischen Spitzbogen der schmalen Hausthür stand, benutzte er schon die nächste Sonntagspredigt, gegen die wilden Nimrode zu eifern, die, anstatt mit dem Hirtenstabe Jacobs ihre christliche Heerde zu weiden, einherzögen mit dem stolzen Gepränge der Pharaonen, und wie diese die Kinder Israel verfolgt hätten, so des Waldes Thiere hetzten.

Doch der Bischof ließ ihn reden; dann, als der Meßner mit dem Osterlämmlein in der Kirchenfahne mit dem Glöcklein bimmelnd vorübergegangen war, nahm Hedwig ihr Gebetbüchlein zwischen die gefalteten Hände, an wel-

chen der Rosenkranz hing, und mit dem weißen Regentuche über den Kopf gehängt wandelte sie auf Umwegen zur Klosterkirche der heiligen Maria von Waldkirchen.

Hätten wir nichts Wichtigeres zu berichten, so müßten wir hier die unerfreuliche Erzählung der wahrhaft jesuitischen und muckerischen Bemühungen dieses Bischofs, die Unschuld zu berücken, erzählen. Man würde daraus erkennen, daß, wenn auch jener Orden und diese heuchlerische und wollüstige Sekte noch nicht ins Leben getreten war, doch schon in jenen frühern Zeiten der Sittenlosigkeit des üppigen römischen Clerus unter dem Nymbus der Scheinheiligkeit zur Anwendung gebracht wurde.

Nur die Thatsache müssen wir berichten, daß die arme Hedwig von Tage zu Tage bleicher, und das früher so gesunde und kräftige — wenn auch zarte und anmuthig gebaute — Mädchen nervenschwach und schwermüthig wurde bis an die Grenzen des Wahnsins. Das waren die Folgen ihrer allnächtlichen Gebete, ihres übertriebenen Fastens und zahlloser Gemüthsbewegungen, welche ihr der Bischof mit schlauer Berechnung veranlaßt hatte. — Eine ganz eigene Lehre hatte derselbe in seinen geheimen Besprechungen mit Hedwig im Beichtstuhle aufgestellt, theils um sein eignes weltliches Treiben zu rechtfertigen, theils um seinem Ziele näher zu rücken. Er behauptete nämlich, wer noch nie einer Versuchung erlegen und eine wirkliche Sünde begangen, könne nicht zur Seligkeit gelangen, denn nur die Bußfertigen wären dem Herrn angenehm. In diesem Sinne legte er die Parabel vom verlornen Sohn aus, der seinem

Vater werther geworden nach seiner Besserung und Rückkehr, als der tugendhaft Gebliebene. Deshalb sündige auch er auf mancherlei Weise, um durch die Kraft des Gebetes, der reuigen Zerknirschung und Fasten der Gnade Gottes theilhaftig zu werden. Er berief sich auf Saul und den Apostel Paulus, sowie auf die heilige Magdalena, die vor ihrer Aufnahme in den Gnadenschooß des Herrn arge Wichte und Weltkinder gewesen, und fügte hinzu, die Sünden ihres Vaters, in Ketzerei und Abtrünnigkeit bestehend, wären von der Art und so groß, daß Gott selbst ihm diese nicht vergeben könne, es sei denn, daß eine andere Seele sich für ihn opfere, und dazu sei die ihrige, als Tochter des Verdammten, berufen. Und damit ihr die Gnade des Herrn um so gewisser werde, müsse sie als büßende Sünderin erscheinen.

Das war mehr als genug, das Gehirn eines armen Mädchens zu verwirren, das durch die allmählichen Einwirkungen so vieler Seelen- und Gesundheitsstörungen phantastisch und nervenschwach geworden war. Da einmal das Gefühlsleben in ihr die Oberhand gewonnen hatte, so fehlte ihr jetzt die Ruhe und frühere Klarheit des prüfenden Verstandes, um das Schiefe und Trügliche in jener heillosen Lehre zu erkennen, sie ging daher auf diese Vorstellungen ein, und je mehr ihr Vater in seinen freigeistigen Kanzelvorträgen nach ihrer Meinung sündigte, um desto höher stieg ihre Angst und Unruhe, und sie zermarterte sich mit Erfindungen von Sünden, die sie begangen haben wollte bald durch Verletzung der Fasten, bald

durch einen Irrthum beim Zählen der ihr vorgeschriebenen Gebete, bald im Traume durch Teufelserscheinungen u. dergl. m.

„Das ist aber Alles noch keine rechte Sünde," rief der Bischof, und zog die Weinende im engvergitterten Beichtstuhl in seine Arme, welches sie noch immer als ein väterliches Wohlwollen duldete, umarmte sie glühend und erstickte ihr Geschrei mit brennenden Küssen. — Mit dem starken Manne rang das viel schwächere Mädchen, und mit jedem Augenblicke fühlte sie das Herannahen einer Ohnmacht. Mächtiger als alle Schwärmerei und Sophisterei war in ihrer Seele der Engel jungfräulicher Unschuld gewesen.

„Nein, nein," schrie sie in einem Augenblicke, als ihr Mund frei wurde durch die heftigen Bewegungen des Kampfes, „hebe Dich hinweg, Satanas, Du bist nicht der Bischof, Du bist der Teufel, der sich in dessen Gestalt geschlichen. Alle guten Geister loben Gott den Herrn."

Eben hatte sie diesen Bannspruch für böse Geister vollendet, da sank sie, vom Bischof wild umfangen, in Ohnmacht.

Aber ihr Hilferuf war dort oben erhört von dem, dessen Hilfe dem Bedrängten oft sich wunderbar nahet, wenn seine Noth die größte ist.

Die Thür des Beichtstuhls wurde aufgesprengt, ein junger Mann trat herein von hoher und kräftiger Gestalt, einem schönen, südlich-dunklen Antlitz ohne Wangenröthe, römisch gebogner Nase und großen braunen Augen. Seine

Kleidung bestand in einem ledernen Koller und Beinkleidern mit braun-tuchenen Puffen, einem kurzen Mantel und auf dem Kopfe eine Stahlhaube, die in einen Stachel auslief; ein langer Stoßdegen und ein kurzer Knebelspieß vollendete die Tracht eines damaligen Lanzenknechts, deren viele Tausende, weil es eben keinen Krieg gab, auf den Landstraßen im heiligen römischen Reiche umherzogen und die Bauern brandschatzten oder bei den Edelleuten bettelten, mit dem rothen Hahn auf dem Dache drohten, oder auch wohl Reisende anfielen, überall aber gedeckten Tisch fanden, weil sie überall gefürchtet waren. Doch trug er seinen Bart kurz geschoren, gegen die Sitte solcher gartender Knechte.

Dieser Mensch hatte betend vor dem berühmten Mirakelbilde der heiligen Mutter Gottes von Waldkirchen das Hilfsgeschrei gehört, mit einem Fußtritt die von innen verschlossene Thür des Beichtstuhls gesprengt und fand nun das ohnmächtige Mädchen in den Armen eines lüsternen Prälaten, den er nicht kannte.

„Kirchenschänder!“ schrie er ihn an, indem er ihm einen Stoß gab, daß er zurücktaumelte. Wer weiß, wie weit er sich in der Empörung darüber vergessen hätte, wenn nicht das hilflose Mädchen alle seine Sorge und Gefühle in Anspruch genommen hätte.

Der Bischof fand nicht für gut, sein Incognito aufzugeben und sich der Wuth eines Bewaffneten auszusetzen, der ihn nicht kannte. Deshalb zog er sich in aller Stille zurück. Zitternd vor Aerger und Scham, schäumend in

ſtiller Wuth, ballte er die Fäuſte und ſchlug ſich vor die Stirn. Als ein Tyrann, der nie auch nur den leiſeſten Widerſpruch ertragen hatte, ein Wollüſtling, der am Ziele ſeiner frechen Wünſche durch einen Dritten unterbrochen war, ballte er grollend auf ſich ſelbſt, auf Gott und die Welt beide Fäuſte, ſchlug ſich damit vor die Stirn und hob ſie drohend gen Himmel; und dieſe Maſſe von Grimm in ſich verbeißend, da er ſich vor der Welt keine Schande machen wollte, war ihm das Blut ſo ſehr nach dem Kopfe geſtiegen, daß ſeine Geſichtsfarbe aus dem Roth in das Blau übergegangen war; und als er in dieſem Zuſtande aus dem dunklen Gange, der das Kloſter mit dem hohen Chor der Kirche verband, hervorſtürzte, ſtand er auf einmal im Refectorium, von Mönchen und glänzenden Jagdgenoſſen umgeben, ſtarrte ſie an wild und wie wahnſinnig, ohne ein Wort zu reden; ein Schwindel ergriff ihn, er ſchwankte und ſtürzte zu Boden.

„Hilfe, — ein Schlagfluß!“ rief einer der heilkundigen Mönche; man ergriff ihn, riß ihm die Kleidung auf, legte den Erſtarrten in Ermangelung eines Ruhebettes auf den großen ſteinernen Tiſch in der Mitte der gewölbten Halle und öffnete ihm eine Ader. Erſt kam kein Blut; dann quoll es dick und langſam hervor. Endlich erholte ſich der Biſchof wieder, und war gerettet. Doch krank und an einer Seite gelähmt, ließ er ſich nach Paſſau tragen, und der erſte Gebrauch, den er von ſeiner langſam wiederkehrenden Beſonnenheit machen konnte, war ein ſtiller, aber furchtbarer Schwur der Rache.

Indeß hatte sich unter den ängstlichsten Bemühungen des jungen Kriegers Hedwig erholt. Dieser nannte in den zärtlichsten und leidenschaftlichsten Tönen ihren Namen, und auch sie erkannte ihn. — „Guideon!“ rief sie in dem weichsten Accente der Liebe, und schloß die Augen wieder, damit der schöne Traum nicht so schnell vergehe.

Welche Gefühle in den beiden jungen Seelen umfaßte dieser Augenblick. Des Wiedersehens und der Rettung Freude, Glück und Liebe, unaussprechlich süßes Selbstvergessen, und dann langsam, wie ein erwachendes Ungeheuer, das Bewußtsein ewig trennender Verhältnisse und einer großen, immer näher heranrückenden Gefahr. — In der ersten Ueberraschung, in der Aufregung des Wiedersehens und den ersten Wallungen der Gefühle, war eine stürmische, leidenschaftliche Umarmung der unwillkührliche Ausbruch ihrer Freude gewesen, und Guideon hatte sie buchstäblich wieder ins Leben zurückgeküßt. Dem ersten Erkennen von ihrer Seite folgte ein gleicher Erguß der Zärtlichkeit von der seinigen; dann schämten sich Beide dieses Ausbruchs einer verbotenen Leidenschaft, und standen einander gegenüber mit niedergeschlagenen Blicken, verlegen um Worte und gepeinigt von dem Gefühle, daß es jetzt nothwendig zu einer Erklärung kommen müsse, daß ein rascher Entschluß Noth thue, ohne dabei die Besonnenheit und Geistesgegenwart zu haben, das Rechte zu ergreifen.

Endlich begann Hedwig, gleichsam um sich vor den Augen des Geliebten zu reinigen: „Es war der Bischof selbst, der so schändlich den Beichtstuhl mißbrauchte.“

„Der Bischof!“ rief Guideon im Tone des Vorwurfs, „aber wie kann man beichten gehen bei solchem heuchlerischen Sünder?“

Hedwig senkte ihre langen seidenen Wimpern, die bleiche Rose erröthete vor Scham, und leise, mit schwankender Ueberzeugung sprach sie: „Er schien ja so fromm zu sein, mich den Weg des Heils zu führen, mir die Gnadenpforte des Himmels zu öffnen, wie konnte ich armes Kind ihn durchschauen? Galt es mir doch, meinen Vater zu retten, durch Buße und Kasteiungen ihm die Gnade des Herrn und die Versöhnung des Bischofs wieder zu gewinnen!“

„Versöhnung des Bischofs?“ rief Guideon. „O Himmel! jetzt erst erkenne ich, daß dieser für immer und ewig Dein und Deines Vaters Feind geworden, daß seine Rachsucht nicht ruhen wird, bis er diesen auf den Scheiterhaufen geliefert, Dich aber leiblich und geistig zu Grunde gerichtet hat; hier ist Deines Bleibens nicht mehr. O, vielleicht schon indem wir reden, umstellen uns die Klosterknechte, und den Bischof kostet es nur ein Wort der falschen Anschuldigung, so mauert man uns ein im tiefsten unterirdischen Verließ des Klosters. Eile nach Hause, Deinen Vater zu warnen, noch in dieser Nacht müßt Ihr entfliehen, sonst seid Ihr verloren.“

„Entfliehen?“ rief Hedwig zusammenschaudernd; alle ihre idillischen Träume von stiller Häuslichkeit waren damit verschwunden. „Entfliehen? wieder obdachlos und heimathlos in der Welt umherstreifen?“

„Oder in das gewisse Asyl eines Klosters Dich zurückziehen," ergänzte Guideon zagend und mit niedergeschlagenen Blicken, fühlend, daß mit diesem Vorschlage sein aufdämmernder Traum von Liebesglück unheilbar zerrissen war.

„Dir entsagen?" rief Hedwig sich selbst vergessend aus, und sank still weinend im ungeheuersten Schmerze an seine Brust. „O Gott, o Du allgütiger Gott, und meinen armen Vater verlassen? — Nimmermehr!"

Und als sie Guideon bei nahenden Tritten drängte, die Kirche schnell zu verlassen, sprach sie vor sich hin: „Und wie sollte ich meinen Vater zur Flucht bewegen? Klage ich den Bischof an, so bringt er die Geschichte auf die Kanzel und erbittert ihn damit nur noch mehr, und rede ich von Gefahr für sein Leben, so spricht er: »Herr, nicht mein Wille, sondern der deinige geschehe.«

Bei diesen Worten, die Guideon in eine nicht geringe Verlegenheit setzten, waren Beide Hand in Hand durch eine der Seitenpforten des Schiffs der Kirche hinaus ins Freie getreten. Jetzt standen sie rathlos zwischen Gräbern und Grabsteinen, und Hedwig sagte verlegen: „Aber ich darf Dich nicht mitbringen nach unserm Hause, lieber, geliebter Freund; unter welchem Namen und Vorgeben sollte ich Dich meinem Vater vorstellen, da ich ihm den Vorfall mit dem Bischof nicht mittheilen darf?"

„Und doch muß ich Dich allein sprechen!" rief Guideon schmerzlich und flehend aus; „und noch heute, oder Ihr seid Alle verloren."

Da bestimmte ihm Hedwig die zehnte Abendstunde, wenn ihr Vater sich auf sein Studirzimmer zurückgezogen habe, unten in der Gaisblattlaube am Grenzbach ihres Gartens, und eilte der ländlichen Wohnung ihres Vaters zu, nicht ohne eine leise Mahnung ihres Gewissens, daß sie Heimlichkeiten vor demselben habe; indeß geschah es ja zu seinem Besten, um, rathlos wie sie war, mit dem einzigen Freunde ihrer Seele ein Mittel zu dessen Rettung zu ersinnen, und dann war sie durch die ganze Richtung ihrer Erziehung an kein Vertrauen zu ihrem Vater, den sie demohnerachtet liebte und achtete, gewöhnt.

Endlich dunkelte der Sommerabend. Die Sanduhr in der vom Weinlaub an den Fenstern umrankten düstern Wohnstube des alten Kirchenhauses, in welchem der nunmehrige Vicar Leonhard Kaiser und sein greiser Vater, der Küster an derselben Kirche war, wohnten, hatte dem ängstlich harrenden Mädchen den Ablauf der letzten Tagesstunde angedeutet; das Wächterhorn ertönte im Dorfe und vom hohen Glockenstuhl der Kirche herab hörte man zehn tiefe Glockenschläge schallen.

Hedwig warf ein schwarzes Regentuch über den Kopf und eilte mit schwebendem Gange, aber innerlich bebend, auf dem langen, schmalen Fußsteige, der zwischen Blumen- und Gemüsebeeten und dann über den Bleichplatz von grünem Rasen führte, hinab in den untern Theil des Gartens, wo sich an dem denselben begrenzenden Mühlbach die dichte, duftende Laube von Gaisblatt und blühendem Jasmin befand. In dunkler Laubkrone einer blühenden

Linde schlug ein Nachtigallmännchen in seinen lang gezogenen Tönen. Uebrigens war Alles still und heimlich. Die lichten Aeuglein der funkelnden Sterne im tiefsten Himmelsblau waren die einzigen, stillwandelnden Zeugen dieser heimlichen Zusammenkunft zweier hoffnungslos Liebenden.

Guideon war schon dort. Gleichsam um sich selbst zu bewachen und die Geliebte zu warnen, trug er wieder den weißen, wollenen, eng anschließenden Mönchsrock mit der über den Kopf gezogenen, in eine Spitze auslaufenden Kapuze. Seine Erscheinung in der Dunkelheit, diese hohe, weiße Gestalt, hatte dadurch etwas Gespenstisches. Hedwig, darauf nicht vorbereitet, wich erst erschrocken einen Augenblick zurück. Doch Guideon trat ihr einen Schritt näher und begrüßte sie mit dem frommen Gruß: „Gelobt sei Jesus, Maria und Joseph!"

„In Ewigkeit, Amen!" entgegnete sie und verneigte sich mit einer fremdartigen Scheu, indem sie die ihr dargereichte Hand des jungen Mönchs küßte, wie es damals noch allgemeiner als jetzt in katholischen Ländern Sitte war, den geistlichen Stand zu ehren.

Guideon führte sie auf den elastischen Sitz der Moosbank an seine Seite, drückte ihre liebe Hand zwischen den seinigen und schwieg. Hedwig senkte die Augen und seufzte. Die Macht der wogenden Gefühle, unter beengenden Rücksichten auf die von ihm abgelegten Mönchsgelübde, war in Beiden so groß, daß sie weder ihre Gedanken ordnen, noch Worte finden konnten, sie auszusprechen. Nur das Eine war ihnen bewußt, das Gefühl eines tiefen, innigen Wohl-

wollens, das ihnen durch drückende Verhältnisse so schwer verkümmert war.

Nach und nach erst gewannen sie Sprache und Bewußtsein.

„Nun aber erkläre mir erst, lieber Guideon," fragte sie mit dem sanften Wohllaut ihrer herzgewinnenden Stimme, „bist Du Mönch oder Laie? Welches ist Deine wahre Gestalt, welches die Maske?"

„Ich weiß es wahrlich selbst nicht," entgegnete er zögernd.

„Seltsam," seufzte Hedwig.

„Ja, sehr, mir selbst ein Räthsel; ob eine Fügung Gottes oder eine Verlockung des Teufels? Ich kann es nicht sagen, denn seitdem ich jenen Martin Luther gesprochen habe, den sie in Augsburg so hart geprüft haben, bin ich zweifelhaft an mir selbst und an meinem Glauben geworden, habe jeden Halt im Leben verloren und weiß nicht, ob ich der Kirche und meinen Ordensgelübden treu bleiben oder abtrünnig werden soll!"

„Unglücklicher!" rief Hedwig. „Bete, faste, geißle Dich, o Gott, tödte das Fleisch in Dir, damit der Geist erwache. So habe ich es auch gemacht, und habe den verlornen Frieden wiedergefunden."

„Du täuschest Dich selbst," sprach er eintönig; „Du hast den Frieden nicht gefunden, wenigstens nicht auf diesem Wege; denn Ruhe der Seele gewinnt der Mensch nur im klaren Lichte der Ueberzeugung. Und diese ist es, die uns Beiden fehlt."

Betroffen von der Wahrheit dieser Bemerkung, schwieg

das unglückliche Mädchen, ließ den schönen Kopf hängen und fragte nach einer langen Pause:

„Und was hat Dich hierher geführt? Was Dich bewogen, die Kleidung eines Landsknechts anzulegen? Denn ich muß wohl aus Deinen Reden abnehmen, daß Du der Kirche noch nicht abtrünnig geworden bist."

Nun erzählte Guideon die uns schon bekannten Scenen in Rom und auf dem Reichstage zu Augsburg; von der weltlichen Sinnesart des Pabstes, von dessen Gunst für seine Person, von der Anfeindung Luthers durch den Dominikaner-General Prierio, und wie dieser gegen ihn selbst, weil er für Luther beim Pabste Leo X. das Wort genommen, verrätherisch gehandelt und ihn habe einkerkern lassen. Ferner: wie er auf Befehl des Pabstes befreit, dem Kardinal Cajetan als Beobachter und Gehilfe zugegeben sei, wie dieser habe Luther zum Widerruf bewegen, und wenn er sich dessen weigern würde, festnehmen und nach Rom senden sollen. Darauf habe er Martin Luther selbst gesprochen, sei von dessen gewaltigem Geiste ergriffen, von dessen Klarheit der Kenntnisse und Erhabenheit der Gesinnungen durchdrungen, und habe ihn gewarnt und gerettet.

„Kaum war dieser Vogel dem Garn entgangen," fuhr er fort, „so war der Kardinal außer sich vor Wuth und Aengstlichkeit. Um nicht Alles zu verlieren, sah er sich nach neuen Bundesgenossen um, und da er früher eine Zuschrift von dem Doctor Eck, der Prokanzler zu Ingolstadt ist, erhalten hatte, womit dieser ihm seine Schrift

gegen Luthers Thesen, die den Titel führte: »Obeliskeu« mitgetheilt hatte, so gab er mir Auftrag, nach Ingolstadt zu reisen, um dem Kanzler getreuen Bericht abzustatten über Luthers Hartnäckigkeit zu Augsburg, und was weiter vorgefallen war, damit er sich mit ihm und dem Ketzermeister Hochstraaten in Cöln auf das Engste verbinde zu gemeinschaftlichen Schritten gegen Luther, die diesem gefährlichen Ketzer sicher den Untergang bereiten würden. In seiner Wuth war er so verblendet, daß er mich für ein taugliches Werkzeug zur Ausführung so schändlicher Pläne hielt und es ganz vergessen zu haben schien, daß ich bei den Römlingen nicht im ungegründeten Verdachte stand, ein heimlicher Anhänger Luthers zu sein. Dazu mochten auch geheime Nachrichten aus Rom gekommen sein, indem ich von einem der Secretaire des Pabstes dem Kardinal als ein junger Mann empfohlen war, der dem heiligen Vater persönlich nahe und bei demselben sehr in Gnaden stehe, und in seiner kleinlichen Selbstsucht konnte der Kardinal sich nicht denken, daß man alle die glänzendsten Aussichten auf äußere Glücksgüter und hohe Kirchenpfründen, ja das Leben selbst für seine religiöse Ueberzeugung aufopfern könne. Doch sicher wäre ich schon längst abgefallen vom Pabstthume, wäre ich so gewiß und fest in der Ueberzeugung. Aber wie sehr ich auch schwanke und zweifle, zu einer festen Ueberzeugung kann ich es weder für die eine noch für die andre Meinung bringen, und daher hat auch mein Leben jede feste Richtung verloren, und ich wandle einher unter Menschen wie ein Irrstern,

nicht wissend, ob ich links oder rechts mich wenden solle, ob abfallen oder treu bleiben der römischen Kirche."

„Und warst Du in Ingolstadt?" fragte Hedwig. „Hast Du dem Manne Verderben bereitet, den Du achtest?"

„Ich habe es nicht über mich vermocht," sprach er mit sinkender Stimme, wie erdrückt vom Schamgefühl über verletzte Pflicht; und wir wissen schon, daß Eck in seiner Ungeduld, den Lohn für seine Angriffe auf Luther zu ernten, sich selbst nach Augsburg begeben hatte.

Guideon fuhr fort: „Als ich vor Ingolstadt kam, setzte ich mich im Walde im Gebüsch nieder und überdachte Alles noch einmal, besonders wie Luther gesagt hatte: »Mögen sie mich doch nur gewähren lassen, denn ist es nichts mit meiner Lehre, als eitel Menschenwerk, so wird sie von selbst fallen, und kommt sie von Gott, so werden sie es nicht hindern mit Bann und Scheiterhaufen« — und da war es mir, als ob ich frevelnd in Gottes Wege eingreifen würde, so ich den Auftrag vollzöge; und entsetzlich kam es mir vor, zu dem Verderben des Mannes, der an die Verbreitung des Lichts in der Welt sein Leben setzte, mitzuwirken. Auf der andern Seite war Ungehorsam in diesem Augenblicke ein unheilbarer Friedensbruch mit der römischen Kirche; ich theilte dann die ketzerischen Gesinnungen, die ich vermöge meiner Ordensgelübde verfolgen sollte bis in den Tod, und wußte nicht, ob ich so oder so, als Retter oder Verderber, Gottes Willen erfüllen würde, und darum sank ich auf meine Kniee und flehte zum Allwissenden und Allerbarmer, daß er mir durch irgend

ein Zeichen und Wunder den rechten Weg zeigen solle, und das geschah unmittelbar darauf."

„Wie war das möglich?"

„Höre! — Mein Sitz, wo ich ruhte, war ein Versteck in der Mitte eines dichten Gebüsches von jungen Tannen. Ich hatte ihn unfern der Landstraße gewählt, um dort auf weichem Moosboden ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können, damit ich mit mir selbst einig würde. Da hörte ich das Herannahen mehrerer Männer. Durch das Gezweige sah ich, daß es bewaffnete Landsknechte waren, deren verwildertes und zum Theile zerlumptes Ansehen keinen Zweifel darüber ließ, daß sie zu den dienstlosen, räuberischen Gesellen gehörten, die man »gartende Knechte« nennt. Bald verrieth auch der Inhalt ihres Gesprächs, daß sie einem fahrenden Ritter auflauerten, der allein reite mit seinem Knechte, und in der letzten Herberge einige Goldgülden habe sehen lassen. Nun beriethen sie sich über den Anfall und vertheilten sich auf verschiedene Posten, um auf ein gegebenes Zeichen von allen Seiten zugleich sich auf den Reisenden zu stürzen, und ihn dann zu erdrosseln, zu berauben, und im Walde zu verscharren.

„Der eine dieser Kerle bekam seine Stelle ganz in meiner Nähe, hinter dem dichten Tannenbusche, der mich seinen Augen verbarg. Er schien schon stark betrunken zu sein, indem er ganz roth im Gesichte war, wankte und immerfort vor sich hin raisonnirte. Kaum sah er sich allein, so legte er seine Waffen ab, that noch einen tüchtigen Zug aus der Kürbisflasche, die er bei sich führte, und schlief ein.

„Der Herr weiset Dir die Wege — dachte ich — vielleicht zu der Rettung des Reisenden mitzuwirken. Ich schlich mich daher aus meinem Versteck hervor, und bemächtigte mich des abgelegten Spießes und des langen Degens des Schlafenden. Durch ein Geräusch, das ich unvorsichtig machte, erwachte er, versuchte sich aufzurichten, indem er mit noch halbgeschlossenen Augen nach seinen Waffen am Boden herumtappte. Doch ich richtete ihm die Spitze seines eigenen Degens entgegen. »Schweig,« rief ich ihm mit gedämpfter Stimme zu, »oder Du bist des Todes! So Du aber Dich wieder niederlegest, will ich Deine Waffen weihen, damit sie für diesen Strauß siegreich werden.«

„Brummend und unverständliche Reden murmelnd, gab er seine Zustimmung, und da ihm der Kopf zu schwer geworden sein mochte, sank er wieder auf den Moosboden des Waldes nieder und schlief von Neuem ein.

„Im nächsten Augenblicke schon hörte ich nahendes Pferdegetrappel auf der Landstraße, und schürzte meinen langen Mönchsrock auf, steckte den Dolch in den Pönitenzstrick, womit der Leib gegürtet ist, nahm den Spieß in die eine, den gezückten Degen in die andere Hand, und machte mich bereit, hervorzuspringen, wenn es Noth thue."

„Das war edel und muthvoll!" rief Hedwig, und betrachtete ihren Freund, der ihr jetzt schon wie der Ritter St. Georg vorkam, mit glänzenden Augen und gespannter Erwartung.

„Nicht mehr, wie Christenpflicht," entgegnete Guideon, und fuhr fort zu erzählen.

„Nicht lange nachher hörte ich Hufschlag von nahenden Pferden. Indem ich mit der Spitze meines eroberten Degens das Gebüsch etwas auseinander bog, sah ich einen Ritter mit seinem Knappen auf magern, ermüdeten Rossen langsam daher geritten kommen auf der nahen Landstraße nach Ingolstadt zu. Jener Reiter hatte viel Abenteuerliches in seinem Aeußern. Das veraltete Ritterwesen ließ sich nur noch an einem verrosteten Brustharnisch, und einem eisernen Helm erkennen, welche neben dem langen Schwerte und der Kürbisflasche am Sattelknopfe hingen. Uebrigens war seine Kleidung mehr nach spanischem Schnitte, wie ihn die Studenten, besonders die in Italien studirt haben, auch die Hofleute am kaiserlichen Hofe lieben; der kurze, weite Mantel und der Spitzhut mit einer rothen Hahnenfeder, der Knebel- und Spitzbart gehören bekanntlich dazu. Diese Kleidung war indeß sehr abgetragen, und verrieth geringe Sorgfalt für ein anständiges Aeußere. Einen langen Spieß trug er auf der Schulter. Sorglos reitend, sang er sich ein fröhliches Landsknechtsliedel. Sein Knappe oder Knecht, im Koller von Büffelleder, mit einer alten Eisenhaube auf dem Kopfe, bildete ein würdiges Seitenstück zu jenem Ritter von der traurigen Gestalt, welche Cervantes so ergötzlich schildert. Eine alte Hakenbüchse hing neben dem Hafersack und Proviantbeutel an seiner Seite, und quer über den Magen hatte er ein kurzes, breites Schwert geschnallt.

„Kaum waren diese beiden Helden in den Bereich jener Strauchdiebe gekommen, als diese plötzlich mit Geschrei

aus dem Hinterhalte hervorstürzten und die Reisenden angriffen. Diese wehrten sich tapfer; aber schon war der Knappe vom Pferde gerissen, der Ritter umringt und verwundet, da fiel ich den Räubern in den Rücken, und nach kurzem Kampfe lagen zwei derselben erstochen am Boden und die andern entflohen."

„Du hast getödtet?" fragte Hedwig mit Entsetzen.

„Ich nicht, ich hatte sie nur verwundet, da gab ihnen Ritter Ulrich von Hutten den Rest."

„Ulrich von Hutten?" rief das überraschte Mädchen.

„Ja derselbe, der Dich damals, wie Du mir erzählt hattest, auf der Croupe seines Rosses nach der alten Veste Frundsberg in Tyrol gebracht hatte. So wenigstens nannte er sich mir, indem er mich als seinen Retter umarmte."

„Das ist ein sehr sonderbarer Zufall," sprach Hedwig nachdenkend.

„Nicht so sehr Zufall, als Schickung Gottes," entgegnete Guideon mit der Zuversicht eines frommen Sinnes. „Wenigstens befand er sich nicht ohne Absicht auf der Reise nach Ingolstadt. Er war vom Kaiser, der ihm immer noch persönlich wohl wollte, nach Passau geschickt, um von dem Bischofe Verantwortung zu fordern wegen der Geschichte mit dem Bauer, den er von seinen Hunden hatte zerreißen lassen, nachdem ihn die Gerichte freigesprochen hatten."

„Wäre es möglich?" rief sie erstaunt; „der Bischof

nennt das ganze Gerücht solcher Greuelthat eine Erfindung seiner Feinde."

„Die Sache ist nur zu wahr, und Du mögest daraus den Heuchler erkennen, wenn Dir die Scene im Beichtstuhl noch Zweifel darüber gelassen haben sollte.

„Von ihm erfuhr ich denn auch," fuhr Guideon fort, „daß Dein Vater hierher nach Waldkirchen bei Passau versetzt sei, und da erwachte in mir die brennendste Sehnsucht, Dich wieder zu sehen, Geliebte; so entschloß ich mich denn, von Ingolstadt nach Passau mich zu wenden, den Auftrag gegen Luther nicht zu vollziehen, und dafür unter irgend einer Verkleidung nach Wittenberg zu reisen, um Martin Luthers Vorlesungen und Predigten zu hören, damit endlich in mir Klarheit würde, ob seine Lehre die wahre und rechte, oder eine ketzerische sei, denn in diesem innern Zwiespalt der religiösen Meinung kann ich nicht länger leben. Entweder muß ich mich völlig hinwenden zu seiner Lehre und offen brechen mit der Kirche, oder ich muß ihr treu und blind ergeben bleiben. Die Beseitigung der Erschlagenen verschaffte mir die Mittel zu der Verkleidung, worin Du mich erblicktest, als ich Dich aus den Händen des Bischofs errettete."

Hedwig schauderte leicht zusammen und sprach: „Es ist gut, Guideon, daß Du diese Kleidung eines Erschlagenen heute nicht trägst. Ich hätte Grauen vor Dir empfunden, besonders seitdem ich die Geschichte derselben kenne. — Indeß frage ich Dich, ist Dein Herr und Meister, den Du

so sehr bewunderst, dieser Doctor Martin Luther, noch Mönch geblieben?"

„Ja, er ist es; aber er ist auch als Augustinermönch Doctor der Theologie und Lehrer an der Universität geworden."

„Und kannst Du nicht desgleichen thun?"

„Wenn ich seine Gelehrsamkeit und sein Glück hätte, nur einem Orden angehörte, der geistigfreie Bewegung duldete; aber als Dominikaner würde ich nie Erlaubniß erhalten, in Wittenberg zu studiren, oder nur irgend eine andere Richtung zu nehmen, als die der unduldsamsten Ketzerverfolgung. Was soll ich also machen in diesem Wirrsale? Predigermönch kann ich nicht bleiben, ohne mich in ewigen Zweifeln unglücklich zu fühlen und geistig unterzugehen, und ungehorsam oder gar abtrünnig darf ich nicht werden, ohne als Ketzer verdammt und in den Bann gethan zu werden.

„So blieb mir denn nichts übrig, als diese Verkleidung, die mir den Weg zeigt nach dem Lichte der Wahrheit zu forschen, und doch die Möglichkeit gewährt, reumüthig zurückzukehren in den Schooß der heiligen römischen Kirche, für den Fall, daß ich in Wittenberg die Beruhigung und Klarheit nicht finden würde, deren ich so sehr bedürftig bin."

„Indeß — sprach Hedwig mit weiblicher Schlauheit — würdest Du wohl thun, zurückzukehren, dem Erschlagenen Dein Ordenskleid anzuziehen, ihm die Tonsur zu scheeren und ihm Deine Briefschaften zu geben, damit nach Augs-

burg hin berichtet werde, Du seiest erschlagen; sonst würde man Dir nachspüren, Dich entdecken und Deinen Plan vereiteln."

Guideon schwieg betroffen und nachsinnend.

„Alsdann," fuhr Hedwig fort, „steht Dir die Rückkehr in den Schooß der heiligen Kirche immer offen, wenn Du seine Lehre für verderblich und unhaltbar erkennen solltest. — Und bist Du erst mit Dir selbst im Klaren, dann wirst Du auch mir das Licht geben, denn ich leide an dem Schwanken und Zweifeln wie Du. Ich gestehe — schloß sie — dieses letzte Mittel empört mich selbst; aber es gibt kein besseres; wir haben keine Wahl, als untergehen oder Rettung durch jene entsetzliche List."

Guideon war in sich selbst versunken und schwieg einige Minuten. Dann seufzte er schwer auf: „Es ist erschrecklich, seine Mutter — die Kirche — zu betrügen; aber sie betrügt uns selbst um jede geistige und Willensfreiheit. So will ich denn, um Gottes Gnade und Barmherzigkeit flehend, jene furchtbare Täuschung vornehmen, und da sich nicht länger zögern läßt, mit Tagesanbruch nach Ingolstadt zurückwandern. Kannst Du Deinen Vater nicht zur Flucht bewegen, so vertraue ich ihn dem Schutze meines verschwiegenen und klugen Freundes Ulrich von Hutten an, der sich für einige Zeit unerkannt bei einem ihm befreundeten Junker auf dem Edelhofe im Dorfe aufhalten wird. Ich werde das Nöthige mit ihm verabreden, denn auch ich habe dort gastliche Aufnahme gefunden, und Du, Geliebte, darfst nur, sobald man Deinen Vater verhaften

will, als Signal auf dem Söller des Hauses, so es bei Tage geschieht ein weißes Fähnlein, und Nachts ein Laternlein ausstecken. Von Ritter Ulrichs Gemach aus kann solches beobachtet werden, und er wird sicher nicht unterlassen, abwechselnd mit seinem Knechte oder andern Vertrauten auf der Wacht zu stehen. Du aber mußt mir zu meiner Beruhigung versprechen, im nahen Nonnenkloster der heiligen Klara eine Zufluchtsstätte zu suchen, sobald Dein Vater gerettet sein wird, damit Du gegen die freche Verfolgung des Bischofs gesichert seiest."

So waren die beiden jungen Leute einig geworden über einen künftigen Lebensplan, nur von dem einen Gesichtspunkte ausgehend, Beruhigung der Gemüther zu gewinnen. Ihrer gegenseitige, hoffnungslose Liebe war dabei eben wegen ihrer Hoffnungslosigkeit in den Hintergrund getreten. Weil sie nie die Möglichkeit einer ehelichen Vereinigung — sonst das Ziel jeder reinen Liebe — sich gedacht hatten, so fiel es ihnen auch jetzt nicht ein, daß eben die in Frage gestellte Abtrünnigkeit Guideons von der römischen Kirche zu einer solchen innigen Verbindung führen könne. Es hatte daher auch ihr ungestörtes Zusammensein in dieser entzückend schönen Nacht keine andere Einwirkung auf ihre Gemüther, als — nachdem sie das Nothwendigste abgesprochen hatten — die elegische Stimmung ihrer Seelen zu erhöhen, indem sie sich begnügten, einander mit schwärmerischer Zärtlichkeit anzublicken, auf den Schlag der Nachtigallen zu horchen, den Duft der blü-

henden Jasminlaube einzuathmen und ihre gegenseitigen Gefühle durch einen Händedruck auszusprechen.

Schon am folgenden Tage empfand Leonhard Kaiser die Ungunst des Bischofs. Dieser sandte ihm einen seiner Kaplane und ließ ihm mündlich die Kanzel verbieten, weil er nicht ablasse, ketzerische Meinungen zu predigen und die Heiligkeit des Pabstes anzugreifen.

Statt der Antwort führte der furchtlose Gelehrte den Abgeordneten in die Kirche, stellte sich vor den Altar und sprach: „Hier stehe ich im Namen Gottes, als Verkündiger seines heiligen Wortes, und wer mich von hier vertreiben wollte, müßte Gott selbst sein, sonst weiche und wanke ich nicht von meinem Berufe. So geschehe! — Amen.“

Noch einmal warnte ihn der Geistliche, sich nicht der Gefahr auszusetzen, vor ein Ketzergericht gestellt und zum Feuertode verdammt zu werden.

„Mögen sie meinen Leib verbrennen,“ sprach er darauf fest und muthig; „so werden sie doch damit nicht den Geist meiner Rede verbrennen können, der bereits in alle Welt gegangen ist.“

Spät Abends in tiefster Dämmerung trat ein hochgewachsener Mann ins Haus, dicht in einen Mantel gehüllt, den Degen unter dem Arme haltend, den Hut tief in die Augen gedrückt und fragte Hedwig, die ihn in der Dämmerung nicht erkennen konnte, nach ihrem Vater.

Die arme Hedwig befand sich in der höchsten Befangenheit. Wie konnte sie wissen, ob es nicht ein Mörder sei,

abgesendet vom Bischofe, um in der Stille, ohne Aufsehen, ihren Vater tödten zu lassen. In einer bedrängten Lage glaubt der Mensch immer das Aergste.

In dieser Verlegenheit fragte sie, wer es sei, der ihren Vater zu sprechen wünsche.

Da schlug der Mann den Mantel zurück, ergriff lachend ihre Hand, die er küßte, und rief: „Kennt Ihr denn Euren treuen Rittersmann nicht mehr, schöne Hedwig — Ulrich von Hutten?

„O seid willkommen, Ihr Ritter in der Noth!“ rief Hedwig angenehm überrascht, und führte ihn die Wendeltreppe hinauf in das schmale Studirzimmer des Gelehrten, wohin so eben die Magd ein brennendes Licht getragen hatte.

Auch hier gab sich Ulrich von Hutten zu erkennen, und Leonhard Kaiser empfing freudig aufgeregt und mit kräftigem deutschen Handschlage den ihm so theuern und hochgeachteten Mitkämpfer auf dem Wege des Lichts.

Beide Männer sprachen nun lange über die jetzigen kirchlichen Wirren in Deutschland, dann erzählte Herr Ulrich von Hutten mit dem ihm eigenen Feuer von den mancherlei Händeln und Feinden, die er sich zugezogen habe durch seine satyrischen Schriften gegen den wilden Herzog Ulrich von Würtemberg, der seinen Bruder erschlagen, und durch seine Vertheidigung des gelehrten Reuchlin gegen die Angriffe des Ketzermeisters Hochstraaten, durch seine beißenden Schriften gegen den Pabst und die hohe Clerisei, und sonderbar genug — schloß er lächelnd —

ich, der Verfechter des Lichts, habe mich in den Schutz eines Feindes desselben begeben, eben jenes Erzbischofs Albrecht von Mainz, der der eigentliche Compagnon des Pabstes im deutschen Ablaßhandel ist, also zu Martin Luthers größten und erbittertsten Feinden gehört. Allein der Erzbischof ist ein gelehrter und aufgeklärter Mann, der Freude hat an meiner scharfen und beißenden Feder und mir persönlich sehr gewogen ist. Er hat mir selbst sehr unbefangen und lachend versichert, daß er der entschiedenste Gegner des Ablaßhandels sein würde, wenn er nicht so große finanzielle Vortheile davon hätte, und des Geldes zu Führung einer großen und glänzenden Hofhaltung so bedürftig wäre.

„So war ich denn," fuhr der Ritter fort, „im Gefolge dieses Erzbischofs mit in Augsburg, und habe dort jenen berühmten Doctor Martin Luther wenigstens gesehen, wenn auch nicht reden gehört; denn ich durfte schon aus Rücksichten auf meinen hohen Schutzherrn mich ihm nicht nahen. Allein dieses unthätige und rücksichtslose Hofleben, das sogar die Freiheit meiner Feder hemmt, ist mir auf die Dauer völlig unerträglich geworden. Und so habe ich mich denn losgemacht aus solchen meine Geistesfreiheit einengenden Banden, selbst auf die Gefahr meiner persönlichen Sicherheit hin, und werde mich unter Sickingens Fahnen dem schwäbischen Bunde anschließen, um gegen meinen alten Erbfeind — den Störer des Reichsfriedens und wilden, sittenlosen Regenten, Herzog Ulrich von Würtemberg, zu Felde zu ziehen. Auf dieser Reise bin ich nur hierher gekommen nach Waldkirchen bei Passau, und

will hier rasten bei einem alten Freunde und Kriegskameraden, um Euch zu retten, Meister Leonhard; denn nichts ist gewisser, als daß die Schergen Eures wilden, heuchlerischen Bischofs Euch aufgreifen und verbrennen werden wie einen Kienspan, so Ihr nicht entweder noch in dieser Nacht entfliehet, oder im Augenblicke der höchsten Noth von Euern Freunden gerettet werdet."

„Ich entfliehe nicht," entgegnete Leonhard Kaiser mit seiner gewöhnlichen Festigkeit; „Christus am Oelberge ist auch nicht entflohen — mit einem Wunder hätte er sich retten können, aber er opferte sich für das Heil der Welt."

„Euer Fall ist ein anderer, als der unseres Herrn," setzte ihm Ulrich von Hutten entgegen. „Gottes Wort bedurfte nur der Bestätigung, und durch seinen Tod hat es unser Weltheiland besiegelt; allein die neue Lehre bedarf noch der Ausbreitung, um sich zu befestigen, und als ein solcher rüstiger Kämpfer seid Ihr der Welt schuldig, Euer Leben noch zu erhalten zum muthigen Kampfe für das Licht."

„Wenn dem so ist," sprach Leonhard Kaiser nachdenkend, „so möchte ich mich allerdings versucht fühlen, zu entfliehen; doch nicht eher, als bis ich der Gewalt weichen müßte."

„Nun, dann rüstet Euch, die Gefahr ist nahe genug. Indeß werden Freunde wachen über Euer Leben und im Augenblicke der Gefahr erscheinen, Euch zu retten."

„Nein!" rief der Vicar lebhaft, „meine Freunde sollen mich nicht bewachen, wir haben einen höhern Wächter,

ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Ich fliehe nicht. Gottes Wille geschehe, nicht der meinige."

„So wird man Euch mit Gewalt entführen."

„Versucht es nicht, ich kehre zurück!" rief Leonhard Kaiser mit Festigkeit.

Ulrich von Hutten entfernte sich verstimmt; doch unten im Hause nahm er noch die nöthigen Verabredungen mit Hedwig.

Am folgenden Abend saß der Vicar Leonhard Kaiser mit seiner schönen Tochter in der großen Unterstube des alten, räumlichen, massiven Hauses, das dem Stellvertreter des reichen Pfarr- und Domherrn in Passau zur Wohnung angewiesen war. Ebendaselbst wohnte in einem Hintergebäude der greise Adam Kaiser, der jetzt dienstunfähige Küster der Pfarrkirche. Dieser ehrwürdige Greis saß jedoch jetzt im Familienzimmer seines Sohnes im großen Lehnsessel, die Füße in Pelzwerk gehüllt, indem er stark am Podagra litt. Deshalb hatte der Gelehrte, von seiner gewöhnlichen Weise, die Abende auf seinem Studirzimmer zuzubringen, ablassend, ihm gegenüber am schweren Eichentische Platz genommen und hielt dem alten, von leiblichen Schmerzen geplagten Manne eine trostreiche Vorlesung aus der Bibel, die Geschichte vom armen Lazarus enthaltend.

Hedwig spann und blickte, während ihre freien Hände mit Geschick die Spindel drehten, von Zeit zu Zeit mit ängstlicher Spannung durch die kleinen, runden Fensterscheiben, an welchen in malerischen Gehängen von Außen das Weinlaub spielte.

„Vater, da sind sie!“ rief sie plötzlich aufspringend, und deutete auf eine Rotte bewaffneter Männer, die mit schweren, gewichtigen Schritten auf das Haus zukamen, offenbar in keiner andern Absicht, als Leonhard Kaiser zu fangen und festzusetzen.

Vergebens beschwor ihn Hedwig, noch aus der Hinterpforte zu entfliehen und in den nahen Wald sich zu verbergen, bis die rettenden Freunde herbeikommen könnten.

„Wenn es Gottes Wille ist,“ sprach der Gelehrte mit frommer Würde, „so werden sie mich tödten; ist es aber der Wille Gottes nicht, so werden sie mir kein Haar von meinem Haupte nehmen können; denn wisse: selbst die Haare auf unsern Häuptern sind gezählt, ohne den Willen Gottes fällt keines von seiner Stelle.“

Dabei war er aufgestanden und bekleidete sich mit dem schwarzen Chorrocke, und weißen geistlichen Ringkragen.

Nun erhob der hinfällige Greis beide Hände, und vereinigte sein Klagegeschrei mit dem Flehen seiner Enkelin; er beschwor den Sohn, nicht ihm selbst die letzte Stunde noch zu verbittern, und rettungslos sein Kind den Lüsten eines gierigen Kirchenfürsten Preis zu geben.

„Vater!“ rief sie dringender, „entfliehst Du nicht, so bleibt mir bei Gott nichts übrig, als ins Kloster zu gehen und Profeß zu thun. Es ist wahr, der Bischof stellt mir nach — ich wüßte keine andere Rettung.“

„Bei meinem Vaterfluche!“ rief Leonhard Kaiser erglühend im edlen Zorn, „wenn Du, so lange ich lebe,

jene Gelübde leistest, die Gott verwerfen muß, weil sie das Weib seiner Bestimmung in der Weltordnung entfremden."

„O Gott!" rief Hedwig schmerzlich aus; „wenn mir das Leben nichts mehr zu hoffen gibt, als Tod und Vernichtung, soll ich dann nicht, um Ruhe und Seelenfrieden zu gewinnen, in Klostergelübden das Heil suchen dürfen, das mir die Welt mit ihren Freuden und Leiden versagt?"

„Wahn!" rief der Vicar; „der Mensch, der nicht den Muth hat mit einem schweren Geschicke zu kämpfen, wird zum langsamen Selbstmörder, wenn er sich in träumerischer Stille des Gemüths seinem Schmerze allzusehr hingibt."

In diesem Augenblicke pochte der riesige Rathsfrohn an die von Innen verschlossene Hausthüre, und die Stadtföldner von Passau stießen ihre mit Eisen beschlagenen Spieße klirrend auf den Boden. Leonhard Kaiser zog sogleich seinen Chorrock über, öffnete die Hausthüre und trat ihnen mit Würde entgegen.

„Hier steht der, den Ihr sucht. Was wollt Ihr von mir? Ich stehe hier mit Gott in meinem Berufe, wer wagt es, mich anzugreifen?"

Statt der Antwort zog der Stadtfrohn eine schriftliche Requisition des Bischofs an den Magistrat zu Passau hervor, um Verhaftung und Gefangennehmung des der Ketzerei bezüchtigten Vicars Leonhard Kaiser, und gab sie dem Gelehrten zum Lesen, während er sich selbstgefällig den ungeheuern Schnurrbart strich.

„Ihr seht also, Magister," sprach der Riese von Passau,

„wir thun unseres Amtes, und so Ihr etwa einen guten Trunk für immer durstige Kehlen im Hause habet, werden wir Euch Zeit lassen das Haus zu beschicken, und allenfalls ein Testament zu machen, denn mit der Zeitlichkeit wird es bald ein Ende haben, hochwürdiger Vater."

Leonhard Kaiser würdigte ihn keiner Antwort, trat aber zurück und ließ den Rathsfrohn und die Stadtsöldner eintreten, die sogleich auf Geheiß ihres breitbärtigen Rottmeisters alle Ausgänge des Hauses besetzten.

Hedwig war indeß auf den höchsten Söller des Hauses geeilt, und hatte das schon bereit gehaltene weiße Fähnlein ausgesteckt; dann führte sie ein Paar Stadtsoldaten in den Keller und übergab ihnen einen sogenannten Panzen*) voll des besten Tyroler Krätzers**), trug sodann Brod und Käse und Schinken auf, und wurde jedesmal mit dem lauten, jubelnden Zuruf der Landsknechte: „Her! her!" empfangen.

Nun machten es sich die Stadtknechte bequem, lehnten ihre Spieße an die Wand, hingen ihre Blechhauben an das Hakenbret und setzten sich um den großen Eichentisch, um so recht mit Behagen zechen und schmausen zu können.

Indeß hatte gar bald Leonhard Kaiser sich zum letzten Gange gerüstet und trat nun vor die barocken Gestalten dieser Kriegsleute hin, indem er sie schalt, daß sie bei

*) Ein Faß, etwa einen Ohm haltend.

**) Der vorzüglichste Wein, der nicht durch die Kelter, sondern durch das Auslaufen der überreifen Trauben gewonnen wird, nennt man dort Krätzer.

Völlerei und Schwelgerei ihrer Pflicht vergäßen; „denn Eure Pflicht," rief er, „ist gehorchen und mich vor den Bischof zu führen; ich aber brenne vor Begierde, ihm die Wahrheit zu sagen."

Der Rathsfrohn lachte laut auf und zeigte dabei zwei Reihen großer und breiter Zähne unter dem zottigen Schnurrbart. „Pfäfflein, Pfäfflein!" rief er dann aufstehend und legte seine breite Hand dem Vicar traulich auf die Schulter, „Eile mit Weile, gutes Ding will Zeit haben, wirst noch früh genug ein Daniel in der Löwengrube werden, oder einer der drei Männer im feurigen Ofen."

„Dann werde ich lobsingen dem Herrn wie Diese, und der Herr wird mich erlösen wie Jenen," sprach er in frommer Zuversicht und erklärte dann: „um mich an Euch nicht zu ärgern, werde ich hinauf in mein Closet gehen und ein Kapitel in der Bibel lesen. Ihr könnt mich abholen, wenn Ihr fertig seid."

Damit stieg er die enge Wendeltreppe hinauf, die nach der alten Bauart dieses Hauses aus einer Ecke des großen Familiengemachs in das zweite Stockwerk führte.

Hedwig war um so geschäftiger, den breiten, grotesken Zechern mit ihren bärtigen, rothbraunen Gesichtern den Wein in große Humpen zu zapfen und nach alter Sitte zu kredenzen. Alles nur, um sie aufzuhalten, bis die verheißene Hilfe kommen würde. Dazwischen packte sie das Reisegeräth ihres Vaters nebst dem bürgerlichen Rock desselben zusammen, füllte dessen Kürbisflasche mit dem feurigsten Traminer-Wein und war gegen den furchtbaren

Rathsfrohn freundlicher, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Dieser aber glaubte ihre Freundlichkeit erkennen und erwiedern zu müssen, und nun wurde er entsetzlich in seiner täppischen Galanterie, womit er ihre kleine Hand fing und zum breiten, bärtigen Munde führte, ungewiß lassend, ob er sie verschlingen oder küssen wollte.

„Allerschönste Maid," sprach er im gutmüthigsten Tone von der Welt, „so Ihr nichts mehr sein werdet als ein verstoßenes Kebsweib Seiner Gnaden, unsers hochwürdigen Bischofs, arm und verachtet, aller Welt zum Hohn, so will ich mich Eurer erbarmen und Ihr könnt mein ehelich Weib und Gemahl werden, und damit nach dem Falle wieder zu Ehren kommen, denn ich, der Rathsfrohn Michael Raptus zu Passau, bin der Mann, der alle armen Sünder, die er hinrichten geholfen hat, beerbt, und bin dadurch reich und gefürchtet worden, wenn auch nicht sonderlich geehrt."

„Behüte mich Gott!" rief Hedwig erschreckend. „Was wollt Ihr damit sagen? — Des Bischofs Kebsweib?"

„Ha, ..." rief der riesige Mensch und schlug sich schallend auf das weite Maul. „Bald hätten wir's ausgeplaudert, daß wir Auftrag haben, auch Dich, Allerschönste, festzunehmen und an den lustigen Rath Seiner Hochwürden Gnaden abzuliefern. — Nun, und so viel weiß Jeder, daß er der Kuppler des Herrn ist, der ihm die schönsten Mädchen aufstöbert u. s. w."

„Was sagt Ihr da?" rief Hedwig erbleichend.

„Ich will aber nichts gesagt haben," zischelte der Riese aus heiserer Weinkehle und hielt auch ihre andere Hand fest, indem er einen Kuß auf Abschlag verlangte, auch ihrem Vater die beste Behandlung im Kerker versprach, wenn sie ihn lieb haben würde wie ein Täubchen den Täuber."

Hedwig versuchte vergebens sich loszuwinden, ihre Hand war wie von einer Eisenkralle gehalten; sie zürnte, sie schalt, nichts half; sie drohte mit dem Bischof — vergebens. Er umkrallte schon ihre Taille und sie fühlte einen Druck, als würden ihr alle Knochen zerbrochen. Dabei blinzelte der Verliebte mit den grauen Augen, nahte sein langes und breites Gesicht, mit dem borstigen Schnurrbart und der breiten Säbelschmarre querüber, dem ihrigen, und ihre Noth und Angstgeschrei wurde von dem wilden Gelärm und Halloh der abenteuerlichen Stadtsöldner übertönt. Schon war der Greis, der trotz seiner Schmerzen aufgestanden, um mit dem Krückstocke drein zu schlagen, gebunden in eine Ecke geworfen, und Hedwig hatte von den rohen Knechten das Aergste zu befürchten, da hörte sie Pferdegetrappel vor der Hausthür, und unbemerkt von der tobenden Menge waren vier mit Helm und Brustharnisch gewappnete Reiter abgestiegen und stürzten sich mit gezogenen Schwertern durch die aufgetretene Thür in das Gemach. Ihre Gesichter waren bis unter die Augen mit schwarzen seidnen Tüchern verbunden, so daß sie völlig unkenntlich geworden waren. Keiner von ihnen sprach ein Wort, aber mit furchtbarer Thätigkeit schlugen und stießen sie mit flachen Klingen und

Degenknäufen auf den Riesen von Passau, und die schwerfälligen, breitschultrigen Stadtsoldaten hatten kaum Zeit gehabt, über einander herpolternd ihre Spieße und Hellebarden zu ergreifen, als sie auch schon überfallen und entwaffnet waren. Jener aber, der Rathsfrohn, zerschlug mit einem Faustschlage ein Fenster mit dem Rahmen und stürzte sich hinaus wie ein Mehlsack. Gleich darauf trabte er schwerfällig aber hurtig, wie ein gehetzter Bär davon.

Durch diesen Lärm war endlich Leonhard Kaiser auf seinem Studirzimmer im Lesen der Bibel gestört. Ein Blick durchs Fenster überzeugte ihn leicht, daß es hier seiner Erlösung gelten solle, und um diese zu hindern trat er mit ernster Würde unter die Kämpfenden und gebot Frieden im Namen Gottes, da er sich freiwillig dem Bischof stellen werde.

Doch die vier Reiter achteten nicht auf sein Wort, lautlos wie bisher banden sie ihm Hände und Füße und setzten ihn mit Gewalt auf ein frommes Rößlein mit hohen Sattelbauschen, das vor der Thür ein Knecht hielt; dann ging es fort im sausenden Galopp.

Indeß mit den Reitern war ein hochgewachsener junger Mann gekommen, der unter einem braunen kurzen Mantel ein ledernes Wams sehen ließ, hängende Ritterstiefel zu ledernen, mit Tuch gepufften Beinkleidern, einen hohen Spitzhut mit einer rothen Hahnenfeder, große Stülphandschuhe und einen langen entblößten Raufdegen in der Hand tragend. Auch er hatte den untern Theil des Gesichts zugebunden und auf seinen Degen gestützt dem kurzen

Kampfe zugesehn. Seine Augen starrten dunkel und feurig unter dem Schatten der überhängenden Hutkrämpe hervor auf Hedwig, und als diese an ihm vorüber aus der Thür schlüpfte, folgte er ihr und hielt ihre Hand fest.

„Hedwig!" rief er mit einem Ton der Stimme, den diese, angenehm überrascht, erkannte; „Du darfst weder mit Deinem Vater entfliehen, denn er wird in die Gewalt des Bischofs fallen, noch hier zurückbleiben, wo Du eine Beute der schnöden Lüste dieses geistlichen Heuchlers werden würdest; darum folge mir, ich führe Dich ins Gebirge, in das sichere Asyl eines Frauenklosters."

Noch hatte er nicht vollendet zu reden, da war Hedwig schon, völlig erschöpft von Freude, Ueberraschung und Wechsel der Gefühle, in seine Arme gesunken und flüsterte mit fast verhauchender Stimme zu ihm auf: „Guideon, mein Schutzengel, Dich sendet Gott in dieser Noth, ich folge Dir."

Es war eine der prächtigen mondhellen Sommernächte, welche nach der schwülen Tagesluft die ganze Natur erfrischen, die Pflanzenwelt aus ihrem hinwelkenden Schlummer wecken, alle lebende Wesen gleichsam neu beseelen, die Herzen aller fühlenden Menschen erweitern und vor Allem für Liebende unaussprechliche Wonne erwecken und Unglücklichen die Schwärmerei einer schmerzlich süßen Schwermuth einflößen.

In einer solchen Nacht, die auf den Fluchtabend der Entführung des Vicars folgte, war es, als Guideon seine geliebte Hedwig in die Gebirge, dem Nonnenkloster der

heiligen Clara zuführte. Tiefe Thalgründe mit brausenden Gießbächen, Kaskaden, in welchen das Mondlicht flimmert, rauschende Wipfel himmelanstrebender Tannen, steile Berggelände mit dunklen, bemooseten Stämmen, der einsame Ruf des Uhu durch die magisch beleuchtete, romantische Einöde, übten ihre fast sinnverwirrende Macht auf die Gemüther der beiden jungen Liebenden aus.

Auf diesem Gange kam es zum erstenmale, im Selbstvergessen ihrer trennenden und hemmenden Verhältnisse, zu einem leidenschaftlichen Ausbruche ihrer Liebe.

Beide saßen, ausruhend vom anhaltenden Bergsteigen, auf einem bemooseten Steine unter einer hohen dunklen Tanne. Sie sprachen flüsternd von Tod und Trennung. „Was ist nun das Leben für uns Beide?" sagte sie: „ein ewiger Trennungsschmerz, ein Lieben ohne Hoffnung, ein Sterben ohne Tod, ein Tod ohne Auferstehung, ein Schmerz ohne Ende, eine Thräne, die das Herz weint, weil die des Auges versiegt ist im brennenden Weh — o Gott, uns Beiden wird doch keine Ruhe als im kühlen Grabe."

„Du bist noch glücklich, arme Hedwig, gegen mich," entgegnete er sanft tröstend, und war doch selbst so trostlos, daß ganz im Stillen seine Thränen rannen. „Du wirst einkehren in die tiefe, schauerliche Stille des einsamen Klosterlebens, wirst Nächte hindurch beten können vor dem Bilde der heiligen Maria, und der Erlöser des Menschengeschlechts wird auch Dich endlich erlösen von Deinem Schmerze. — Was aber habe ich dagegen zu hoffen? Ruhelos treibt mich das innere und äußere Leben umher; ich habe meinen

Glauben und damit meinen Führer durch das Leben verloren, und habe noch keinen andern wiedergefunden."

„Du gehst nach Wittenberg," sprach Hedwig; „auch mein Vater wird dorthin gehen. Ihr Beiden werdet Martin Luther reden und predigen hören, und da der Mann immer weiß, was er will und soll, so wird es auch bald zum klaren Bewußtsein kommen in Deinem Innern, ob der Glaube an die päbstlichen Satzungen, Beschlüsse der Kirchenversammlungen und Meinungen der Kirchenväter die wahren Quellen des Heils sind, oder ob es die Lehren der Bibel nach Luthers und meines Vaters Auslegung sind. Und mit der innern Klarheit und geistigen Freiheit wird auch der Friede der Seele wiedergewonnen werden, den Schmerz der Trennung wird der bunte Wechsel der Lebensgenüsse zerstreuen, und dann — mag sich Dein Lebensgang wenden wohin er will, immer wird er doch einem festen Ziele entgegen gehen, während mein Dasein verschwimmt im leeren Fühlen und Träumen, vergeht in Heimweh, Liebesgram, Trennungsschmerz und Seelenangst. — O du mein gütiger Gott, ich sehe mich erbleichen und hinwelken wie ein Gespenst, oder durch die dunkeln Kreuzgänge wandeln im schrecklichen Wahnsinn. Und könnte ich auch Ruhe und Frieden finden im heiligen Berufe einer Braut Christi, dürfte ich es denn wagen, Profeß zu thun? Hat nicht mein Vater diesen Schritt der ewig bindenden Klostergelübde, so lange er lebt, mit dem Vaterfluche belegt, und welche Tochter, überhaupt nur welches fühlende Herz könnte dergleichen ertragen?"

Mit den zärtlichsten Worten und Beschwörungen suchte Guideon die Trostlose zu beruhigen; aber es wollte nicht gelingen.

„Ich habe ein Grauen," sprach sie, „gerade vor jenem Kloster im Gebirge, und weiß nicht warum? Ich ahne das schwerste Unglück für mich und kann es doch nicht näher bezeichnen."

„Ahnungen und Träume sind Schäume," entgegnete Guideon, schwermüthig vor sich niederblickend.

„Ich wüßte nur ein Kloster, wohin ich mich zurücksehnen möchte, wo doch das Herz an Freundschaft gewinnt, was es an Liebe verarmt; es ist das Kloster Nimtsch bei Grimma; o könnte ich mit Dir ziehen nach Sachsen, so hätte ich doch auch Hoffnung, meinen Vater dort wiederzusehen."

Diese Idee faßte Guideon mit der Leidenschaft der Liebe auf. Im ersten Rausche der Liebe drückte er sie an sein Herz, und unbewußt fanden sich ihre Lippen, und sie schwelgten in der Wonne eines langen Kusses. Da rauschte ein Uhu oben in den Zweigen der hohen Tanne, und sein schauriger Todesruf, ganz aus der Nähe, schreckte sie auf aus dem Wonnetaumel der Lust. Beide zugleich wichen von einander zurück.

„Dieser Kuß war Sünde," sprach Hedwig erschüttert, „ich muß büßen und beten, und verstehe jetzt erst, was jener heillose Bischof sagte: »Nur des Fleisches Kreuzigung führt zur Versöhnung mit Gott.« So werde ich gehen

und büßen in stillen Klostermauern und unserm liebsten Herrn Jesu mein Herz und mein Leben zum Opfer bringen."

Damit erhob sie sich. Auch Guideon stand auf. Er war sehr niedergeschlagen. Er schämte sich und es that ihm weh, daß er sich von seiner Leidenschaft zu weit hatte hinreißen lassen.

„Wir dürfen doch wohl nicht zusammen eine so weite Reise machen," sprach er halblaut vor sich hin, seufzte nach einer Pause: „Herr, führe uns nicht in Versuchung und erlöse uns von der Schuld."

Nun stiegen sie weiter und erreichten endlich mit Tagesanbruch auf der Höhe des bewaldeten Berges das bemooste Gemäuer des alten Nonnenklosters. Der Feuerball der Morgensonne schwamm auf dem rosenfarbenen Dufte der Ferne. Die dunkeln Thäler waren noch in Nebel gehüllt, Wolken brauten die Berge und ihre grauen Häupter erhoben sich in die Region der himmelblauen Lüfte. Ergriffen vom Anwehen einer trostreichen Ahnung sprach Hedwig, wie in jener mondhellen Nacht, in welcher die Regung ihres bewegten Lebens begann, indem sie auf das majestätisch sich erhebende Tagsgestirn deutete: „Siehe, es wird Licht!" Und er fügte bedeutsam hinzu: „Ja gewiß; es wird Licht werden in der verdunkelten Sache des Glaubens; denn »bei Gott ist die lebendige Quelle (des Heils und der Seligkeit) und in seinem Lichte sehen wir das Licht«, so singt der Psalmist *) uns Frieden in die bedrängte Seele."

*) Psalm 36, 10.

„Und wir dürfen hoffen," sprach Hedwig mit glänzenden Augen, aus denen das Bild der Sonne widerstrahlte, „daß auf die Leidensnacht des Grauens in unserm Leben der Sonnenblick einer himmlischen Glückseligkeit folgen werde."

„Wenn auch erst im lichthellen Jenseits," ergänzte Guideon schwermüthig und hielt ihre Hand in der seinigen.

„Ja, jenseits!" entgegnete Hedwig und drückte ihm die Hand zum Scheidegruß.

Guideon zog nun an der Klingel des Pförtleins und übergab darauf seine geliebte Hedwig der erscheinenden Pförtnerin, indem er versicherte, dieselbe als Geleitsmann durch den unsichern Wald hierher geführt zu haben.

Das erschütterte Mädchen war todtenblaß, als sie durch die dunkle Pforte in das Innere des von hohen Steingebäuden und noch höheren Mauern umgebenen Klosterhofes trat. Die Kälte des Grabes wehte ihr entgegen und durchschauerte ihre Gebeine.

Guideon aber sank auf seine Kniee und versuchte zu beten. Doch die lateinischen Gebetformeln waren ihm zu unbefriedigend und in seinem Innern war es zu sturmbewegt und zu wenig glaubensklar, um Erhebung und Seelenfrieden in Gebeten des Herzens finden zu können; deshalb erhob er sich wieder in einem Gefühle, dessen Schmerz an Verzweiflung grenzte, und stürzte mehr als er lief den Berg hinunter, den nächsten Weg nach Wittenberg einschlagend.

Leonhard Kaiser war indeß auf seiner Flucht von bischöflichen Reitern eingeholt. Nur zwei Knechte waren ihm zur Seite geblieben, da Ulrich von Hutten und seine adligen Freunde, nachdem sie ihm bis über Passau hinaus das Geleite gegeben hatten, jedoch ohne die Stadt zu berühren, wieder umgekehrt waren. — Leicht waren Jene überwunden und der Entführte war befreit, um sofort nach Passau geführt und in den tiefsten Diebeskerker geworfen zu werden.

Doch sogleich begab sich Ulrich von Hutten zum Bischof. Dieser wüthete und schwor in der ersten Hitze, er wolle ein Autodafé geben, dessen Brandgeruch durch die ganze Welt ziehen solle, um die heillose Ketzerei und das leidige Licht der Aufklärung auszulöschen. Herr Ulrich aber erklärte ihm, daß es die Absicht und der bestimmte Wille des Pabstes sei, daß gegen Ketzer und Andersdenkende nicht mit Feuer und Schwert verfahren werden solle, sondern daß glimpfliche Mittel angewendet werden müßten, um sie allenfalls unter Androhung des Bannes und Interdicts zum Widerruf zu bewegen. Er bezog sich dabei auf das bekannte Verfahren, das Cajetan gegen Luther angewendet hatte. Und da dem Bischof bekannt war, daß Ritter Ulrich von Hutten zum Hausstande des Erzbischofs von Mainz gehörte, so machte diese Vorstellung nicht geringen Eindruck auf den erbitterten Kirchenfürsten.

Es kam noch eine Entdeckung hinzu, die ihn milder stimmte.

Die Aebtissin jenes Klosters im Gebirge, worin die arme Hedwig eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden

hatte, war eine frühere Geliebte des Bischofs gewesen, und auch jetzt noch diente sie seinen Leidenschaften. Der Bischof hatte in derselben Gegend ein kleines Jagdschloß im Walde, wo er sich oft, nur von einigen Vertrauten umgeben, aufhielt. Dort aber gab es leicht Vorwände zum täglichen Besuche des Nonnenklosters; bald Messe lesen oder Beichte hören, bald Visitationen und Andachtsübungen. Abends aber, wenn es dunkel war, bedurfte es nicht einmal solcher Vorwände, indem die in das Vertrauen gezogene Pförtnerin den Bischof, auch wohl einige lustige Patres von seiner nächsten Umgebung einließ. So wurden denn in den verschlossenen Klosterzellen jene schamlosen Orgien gefeiert, welche so viele Schriftsteller des Mittelalters, besonders auch Ulrich von Hutten, der so tief gesunkenen Klosterzucht vorwerfen und deren wirkliches Vorhandensein aus alten Visitationsberichten und päbstlichen Breves geschichtlich erwiesen ist. Die Aebtissin sorgte für schöne, junge Nonnen und Novizen zum Vergnügen ihres geistlichen Obern, und das war auch eigentlich der Hauptbeweggrund, weshalb sie die schöne Hedwig so bereitwillig aufgenommen hatte. Allein schon am folgenden Tage gab sie dem Bischof Nachricht von dieser reizenden Erwerbung, und dieser eilte auf sein geliebtes Jagdschlößel, um das Werk der Versuchung ungezwungener fortzusetzen, das er in der Klosterkirche von Waldkirchen unter dem Deckmantel der frömmelnden Heuchelei so schändlich begonnen hatte.

Es läßt sich denken, wie die arme Hedwig erschrak, als sie erkannte, in welche sittenlose Gesellschaft sie gera-

then war. Es herrschte in diesem Kloster unter den leichtfertigen Nonnen und Novizen so wenig Scham und Scheu, daß es der Anstand verbietet, darüber nähere Andeutungen zu geben. Hedwig wollte sogleich entfliehen; aber die Pforten des Klosters, die sich ihrem Eingange geöffnet hatten, blieben ihrem Ausgange verschlossen. — Als nun endlich auch der Bischof selbst mit seinen lüsternen Gefährten erschien, erstarrte ihr Blut zu Eis und Kälte. Sie mußte gezwungen einem jener nächtlichen Gelage beiwohnen, bei welchem die Nonnen wie Männer tranken, tobten und fluchten, und die Mönche sich jede Roheit erlaubten. Auch der Bischof war gegenwärtig und verfolgte die Arme jetzt mit jeder Zudringlichkeit. Die an Verzweiflung grenzende Lage des unglücklichen Mädchens läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Ihre Bitten und Thränen wurden bespöttelt und verlacht, ihr Flehen war ohne Erfolg, ihr Widerstand zu ohnmächtig. Sie suchte ein Messer, um sich den Tod geben zu können, wenn nichts mehr weiter sie retten könnte; allein man hatte die teuflische Vorsicht gebraucht, jedes Werkzeug zum Selbstmord oder zur Gegenwehr zu beseitigen, und so hatte endlich die Verfolgte keine Waffe mehr als die jungfräuliche Hoheit ihrer Tugend. Unbewußt machte sie davon einen Gebrauch, der den Bischof mindestens bescheidner machte. Da aber nun das aufs Aeußerste getriebene Mädchen ihm die Kälte der tiefsten Entrüstung entgegensetzte, so verrieth er in der leidenschaftlichsten Aufregung die Gefangennehmung ihres Vaters, mit der Drohung, ihn auf den Scheiterhaufen zu

bringen, wenn sie seiner glühenden Liebe kein Gehör schenken würde.

Das war einer der erschütterndsten Momente ihres bedrängten Lebens. — Sollte sie ihren Vater retten um den Preis ihrer Tugend? Unmöglich! Die Tochter eines Märtyrers seiner frommen Ueberzeugung konnte nicht glauben, daß ihr Vater durch ein solches Opfer gerettet sein wolle. Als Erbin seiner Characterstärke lehnte sie jede Vermittelung durch Nachgiebigkeit von ihrer Seite ab.

Wüthend verließ der Bischof das Kloster und kehrte nach Passau zurück. Sogleich ließ er den Ketzermeister der Dominikaner rufen und forderte ihn auf, dem Ketzer Leonhard Kaiser den Prozeß zu machen. Dieser aber hatte indeß von Rom aus andere Instructionen empfangen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als den gefangenen Gelehrten auffordern zu lassen, seinen Irrlehren zu entsagen und Alles, was er gegen das göttliche Recht des Pabstes gepredigt hatte, zu widerrufen, und das geschah unter Androhung der Folter, deren Werkzeuge ihm in einer schrecklichen Nacht vom Henker vorgelegt wurden; allein er widerstand. Nun drohte man ihm mit dem Feuertode; und auch jetzt blieb Leonhard Kaiser standhaft vor seinen geistlichen Richtern.

„Ich widerrufe nicht," sprach er; „denn so ich widerriefe ein Wort von der Wahrheit, würde ich sie doch nicht vernichten können. Ich berufe mich auf die Bibel, denn sie ist das Wort Gottes, verkündet durch Jesum Christum,

und die päbstlichen Decretalen haben als Menschenwerke keinen Glauben bei mir."

Man drohte ihm mit Bann und Interdict.

„Wenn Gott bei mir ist," sprach er, „so könnt Ihr keine andere Macht haben, als meinen Leib zu tödten, und der gehört der Erde; meine Seele aber wird Gott aufnehmen als die eines frommen Märtyrers in seinen himmlischen Gnadenschooß."

Darauf wurde der Vicar in sein Gefängniß zurückgeführt.

Indeß hatte Hedwig in ihrem Kloster Gelegenheit gefunden, die Kirche, die von außen verschlossen war, unbeobachtet besuchen zu können. Dort fand sie in der Sacristei die rothen Gewänder und weißen Oberhemden der Chorknaben, wovon sie das eine im dunkelsten Winkel eines Grabgewölbes versteckte. Ein Pilgerhut, Kreuzstab und Kürbisflasche waren auch bald gefunden. Nun benutzte sie bei der nächsten großen Wallfahrt zum Gnadenbilde des Klosters diese Verkleidung so geschickt, daß sie in der Abenddämmerung im Gedränge glücklich entkam.

In dieser männlichen Pilgertracht eines schönen Chorknabens erreichte sie Passau. Lange saß sie an der Ecke des Dominikanerklosters, wo, wie sie wußte, das Inquisitionsgefängniß sich befand. Sie wagte nicht nach ihrem Vater zu fragen, aus Furcht sich zu verrathen, und doch war es ihr lebhaftester Wunsch, ihn wo möglich zu sprechen, vielleicht zu befreien. Endlich, als es schon tief dunkelte, nahte sie sich der Klosterpforte, zog die Klingel und

erzählte dem alten Bruder Pförtner, der alsbald erschien, daß sie als Pilger des heiligen Grabes von Palästina hergewandert sei und jetzt die Welt durchziehe, um unbußfertige Ketzer zu bekehren. Durch eine Vision der heiligen Maria sei ihr dieser Auftrag geworden, und sie frage, ob hier kein Ketzer sitze, an dem sie die Macht der Propheten üben könne, die ihr zur Bekehrung der Ungläubigen gegeben sei.

„Gelobt sei Jesus Christus und der heilige Dominikus!" sprach der Pförtner und bekreuzigte sich; „so Ihr aber gestern gekommen wäret, hättet Ihr großes Heil gewinnen können — aber heute ist es zu spät dazu. Der berüchtigte Ketzer Leonhard Kaiser ist, nachdem er sich beharrlich geweigert zu widerrufen, gestern ....."

„Verbrannt?" rief Hedwig, bleich werdend vor Schreck.

„Nein, Landes verwiesen."

„Gott sei gedankt!" seufzte Hedwig im Stillen vor sich hin, und da sie sich wohl denken konnte, daß ihr Vater sich nach Wittenberg gewendet habe, beschloß sie, denselben Weg zu verfolgen.

Es fehlte ihr nicht an Kraft und Entschlossenheit zu einer so weiten Wanderung. Ihr frommes Gewand verschaffte ihr überall gastliche Aufnahme, und das Verbergen ihres Geschlechts sicherte ihre Person gegen andere Unannehmlichkeiten.

So erreichte sie endlich nach Verlauf von zwei Monaten das Kloster Nimtsch bei Grimma wieder, worin sie früher schon einmal so freundliche Aufnahme gefunden

hatte. Auch jetzt empfing sie die Aebtissin mit Wohlwollen, Schwester Ursula, die Novizmeisterin, mit strengen Vorwürfen, ihre geliebte Freundin aber, Catharina von Bora, mit herzlicher Freude. Indeß nicht ohne Gemüthsbewegung erkannte Hedwig auf den ersten Blick am tief verhüllenden Nonnengewande derselben, daß sie unwiderruflich sich von allen Banden des Weltlebens losgesagt und als Nonne Profeß gethan hatte.

Ohne von der Flucht seiner Tochter zu wissen, war Leonhard Kaiser glücklich in Wittenberg eingetroffen.

Hier fand er indeß Vieles verändert gegen die Periode der höchsten Aufregung aller Gemüther durch den Ablaßstreit, die er bekanntlich in Wittenberg mit durchgemacht hatte. Die Partei der Neuerer war ganz ruhig, da es ihr an einem entschlossenen Wortführer fehlte; denn Luther hatte durch seine Nachgiebigkeit gegen Miltitz und die versöhnende Erklärung an den Pabst, den großen kirchlichen Streit einstweilen auf sich beruhen lassen. Luthers bedeutendste Anhänger fühlten sich dadurch verletzt. Einer der eifrigsten, ein Doctor der Theologie, Namens Bodenstein, der später unter dem Namen seines Geburtsorts Carlstadt so übel berüchtigt wurde, war expreß von Leipzig nach Wittenberg herüber gekommen, um Luther des Wankelmuths, der Lauheit und Halbheit seiner Angriffe gegen die Mißbräuche der Kirche zu beschuldigen. Zufällig machte Leonhard Kaiser in der Herberge zum goldnen Hirsch die Bekanntschaft dieses exaltirten Mannes, ehe Beide bei Martin Luther im Augustinerkloster gewesen waren.

„Was ist es denn mehr?“ rief Carlstadt aus; „unser Doctor Martin Luther hat Pater peccavi *) gesagt, hat zwar nicht widerrufen, doch auch nicht gewagt, die Lehre vom Fegefeuer und das Primat des Pabstes anzugreifen, und hat sich nun gar mit dem Ingolstädter Eck verbunden, mich in öffentlicher Disputation zu bekämpfen; und damit wird er seiner eigenen Lehre, die ich nur noch weiter in ihren Consequenzen ausgebildet habe, geradezu untreu werden.“

Leonhard Kaiser erschrak darüber so heftig, daß er ganz blaß wurde. Er kannte nicht die nähern Umstände der Vorfälle, worauf Carlstadt hingedeutet hatte, noch weniger die Alles übertreibende Heftigkeit dieses Mannes; doch achtete er Luther zu sehr, um diese und andere Anschuldigungen so geradezu für richtig annehmen zu können. Er beschloß daher, in der Zeit der Abenddämmerung, wo Doctor Luther sich am liebsten mit seinen Freunden unterhielt, zu ihm zu gehen. Um diese Zeit genoß er zugleich sein frugales Abendessen, meistens aus Käse, Brod und einem Kruge Merseburger Bier bestehend. Der heftige Doctor Carlstadt war indeß nicht zu bewegen, ihn dorthin zu begleiten.

„Hier in Wittenberg,“ rief er lebhaft, „habe ich erst das Nähere von jener öffentlichen Disputation gehört, in welcher dieser Pater Martinus, mit meinem ärgsten Gegner auf das Engste verbunden, gegen mich auftreten will.

*) Vater, ich habe gesündigt.

Was kann ich nun Anderes thun, als ihn wie meinen Feind betrachten. Und was wird die Folge davon sein, wenn ich ihn jetzt besuchte? Wir Beide als Hitzköpfe werden am Ende mit den Fäusten an einander gerathen, wenn es mit dem Wortkampfe nicht zur Entscheidung kommt. Ein Anderes ist es in öffentlicher Disputation, wo die strenge akademische Form unserer Heftigkeit Zügel anlegen wird. — Besser, ich gehe und bereite mich vor, ihm tüchtig Rede zu stehen, wenn es darauf ankommen wird."

Darauf reiste er wieder ab von Wittenberg, nachdem er unter den Studirenden viel Unruhe und Besorgniß wegen Martin Luthers Umkehr auf dem Wege des Lichts verbreitet hatte. Leonhard Kaiser aber begab sich in der gedachten Abendstunde zum Doctor Martin Luther, der von einigen seiner gelehrten Freunde umgeben, am Tische sitzend, ihn mit herzlichem Willkommen empfing.

Das Erste war, daß sich der berühmte Doctor nach seinen Erlebnissen und der Veranlassung seines Hierseins erkundigte.

Leonhard Kaiser erzählte darauf ohne Uebertreibung, doch mit ergreifender Wahrheit, von dem schwelgerischen und sittenlosen Leben der Domherren und des Bischofs von Passau, und von den schweren Verfolgungen und Mißhandlungen, die er selbst dort erfahren hatte.

„Siehe," rief Luther aus, „so sind sie Alle; entweder Heuchler und Schleicher, wo sie es nicht mit Gewalt zwingen können, oder Tyrannen und Mordlustige, wo sie Ge-

walt dazu haben. Wahrlich, es wird Zeit, daß dem Uebel kräftig Einhalt geschehe und der Mißbrauch geistlicher Macht mit der Wurzel ausgerottet werde!"

„Dazu helfe Euch Gott, Doctor Martine!" rief Leonhard Kaiser, in freudiger Aufwallung seine Hand ergreifend; „man hat mir ganz Anderes berichtet von Eurem jetzigen Denken und Treiben. Jener Miltitz . . . ."

„War ein Heuchler," unterbrach ihn Luther lebhaft, „das habe ich zu spät erst erkannt. Dieses lächerliche Haupt, Karl von Miltitz, ist falsch und hinterlistig gegen mich verfahren. Er hat nicht minder Arges wider mich im Sinne gehabt, als alle seine Vorgänger, und besonders jener Bischof von Arras, genannt Cajetan, der mir zu Augsburg so hart zugesetzt hatte. Aber die Flügel waren ihm gebunden; denn bekanntlich ist am 12. Januar d. J. (1519) der alte Kaiser Max zu Wels in Oestreich, den die Dominikaner zuletzt so arg in ihren Stricken hatten, mit Tode abgegangen, und unser gnädigster Herr Churfürst, Friedrich von Sachsen, der mir in Gnaden gewogen und ein Freund des Lichtes ist, Reichsverweser geworden. Zudem hatte Miltitz auf seiner Reise nach Sachsen genugsam erfahren, daß das Volk dem päbstlichen Regimente nicht hold und geneigt sei, und sah sich also durch beide Umstände genöthigt, vorsichtig gegen mich aufzutreten. Schon im März hatte er an den Churfürsten das Ansinnen gestellt, mich zu ihm nach Trier zu senden, damit er mich in Gegenwart des dortigen Churfürsten weiter vernehmen könne. Er mochte wohl denken: Habe ich Dich

erst dort, so ist der stille Weg nach Rom auch nicht mehr gar weit. Aber unsere Churfürstliche Gnaden rochen den Fuchs schon von Weitem, und schlugen das Ansinnen rund ab, unter dem Vorgeben, er sei schon auf der Reise zur Kaiserwahl, dort wolle er die Sache mit dem Trierschen Churfürsten besprechen. Dort aber vereinigten sich beide hochwürdige Herren dahin, daß meine Angelegenheit bis zum ersten Reichstage des neuzuerwählenden Kaisers verschoben bleiben solle, also bis zum November dieses Jahres. Siehe, da krauete sich der gefangene Fuchs hinter den Ohren. Er hätte gern die Ehre gehabt, mich als einen verdammten Teufelsbraten Seiner Heiligkeit dem Pabste zu Füßen zu legen. Nun wandte er sich an mich selbst und lud mich nach Coblenz ein; aber ich mochte seinen Praktiken nicht mehr trauen, darum habe ich es höflich abgelehnt. Ich brauchte wohl den zierlichen Vorwand, daß die Wege in Deutschland während des Interregnums unsicher wären, zudem die große Disputation in Leipzig bevorstehe; allein ich schenkte ihm auch klaren Wein ein; denn, schrieb ich ihm, mit dem Cardinal (Cajetan) mag ich nichts mehr zu schaffen haben, da er unchristlich denkt, weshalb ich ihn in Rom anklagen will, so ich hiezu Zeit haben werde. Auch erwähnte ich in meinem Briefe an Miltitz: Es ist mir zu Ohren gekommen, daß man mir Nachstellungen bereitet, und das Gerücht beschuldigt Euch selber, Ihr hättet einen verdächtigen Menschen nach Wittenberg gesendet, der in die Elbe geworfen sein würde, wenn er sich nicht schnell aus dem Staube gemacht hätte."

„Und dennoch," unterbrach ihn Leonhard Kaiser, mit dem Ausdrucke der Mißbilligung auf seinen strengen Zügen, „habt Ihr Euch durch diesen Heuchler verleiten lassen, Schweigen zu geloben und Euch aufs Neue dem Pabste zu unterwerfen?"

„Erst," entgegnete Martin Luther mit gesenkten Blicken, „versuchte er es mit Schmeichelei und Freundlichkeit, indem er bei unserer Zusammenkunft in Altenburg ausrief: »O lieber Martin! ich dachte, Du wärest ein verlebter Theologus, der hinter'm Ofen säße und also mit sich disputirte, aber ich sehe, daß Du noch ein junger, starker Mann bist. Wenn ich gleich in die 25,000 gerüstete Männer mit mir hätte, getraute ich mir doch nicht, mit Dir aus Deutschland zu kommen und Dich gen Rom zu bringen; denn — fügte er geschmeidig hinzu, um mein Vertrauen zu erschleichen — ich habe auf der ganzen Reise geforscht, was die Leute von Euch denken, und erfahren: wo Einer für den Pabst ist, sind Drei wider ihn und für Euch.« Das Alles aber machte auf mich keinen Eindruck."

„Aber ich bin ja nicht gegen den Pabst," erwiderte ich, „sondern nur gegen die kirchlichen Irrlehren und Mißbräuche."

»So erkläre ihm dieses in einer Art von Entschuldigungsschreiben,« versetzte er, »und höre auf gegen den Pabst zu schreiben; bedenke, Martine — fügte er mit Thränen und Umarmungen hinzu — alle das Unheil und die unglückseligen Glaubenswirren, die durch Dich in die Welt

gekommen. Als Mensch und als Christ bist Du es schuldig, das Volk und die Fürsten zu beruhigen.«

„Und so wußte er mich denn so zu rühren und das Herz zu bewegen, daß ich es versprach was er wünschte, auch an den Pabst zu schreiben; und das habe ich denn auch gethan, allein auch unter der Bedingung, daß auch meine Gegner schweigen.

„Nun aber," fuhr er fort, „haben diese wieder die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, mich aufzuregen, ja noch weiter zu führen, als ich jemals beabsichtigt gehabt."

„Wer, und auf welche Weise?" fragte der vertriebene Vicar, und Martin Luther entgegnete mit leuchtenden Blicken:

„Eben dieser Johann Mayer, genannt Eck, Prokanzler zu Ingolstadt, der so hart gegen mich geschrieben hatte. Er war dreist genug gewesen, mich in Augsburg zu besuchen und mir den Vorschlag zu machen, seine gelehrte Streitigkeit mit dem überspannten Carlstadt, über die göttliche Gnade und den freien Willen, in einer öffentlichen Disputation auszumachen. Ich erbot mich dabei gern zur Vermittelung, um, wie ich erklärte, die Meinung zu Schanden zu machen, als könnten Theologen sich nicht vereinigen. Nun wurde Leipzig als Ort der Disputation vorgeschlagen und genehmigt, und Eck versäumte nicht, dieses gelehrte Turnier durch ein Programm in alle Welt zu verkündigen. Aber wie mußte ich erstaunen, darin einen Satz aufgestellt zu finden, den ich geradezu als einen Angriff gegen die von mir längst ausgesprochene Meinung,

in Beziehung auf das Wesen des Pabstthums fand. Es enthielt nämlich die dreizehnte der von Eck aufgestellten Thesen die Behauptung, daß das Primat des römischen Pabstes sich von Christo selbst und von den Zeiten Petri herschreibe, nicht aber, wie ich behauptet hatte, von den Zeiten Constantins und Silvesters.

„Ich mußte die öffentliche Vertheidigung dieses Streitsatzes für eine Treulosigkeit und Hinterlist halten, wodurch das soeben mit Miltitz getroffene Abkommen gebrochen war. Und darum fühlte ich mich meines Worts entbunden. Mein theologischer Doctoreid verpflichtete mich, einer solchen Lehre, die meiner Ueberzeugung zuwiderlief, offen zu widersprechen. Ich nahm den mir hingeworfenen Fehdehandschuh auf."

Leonhard Kaiser jubelte. „O welche Dummheit," rief er aus, „von den Freunden des Pabstthums, welche tölpische Dienstbeflissenheit, eine Frage in Gang zu bringen, deren Beantwortung doch, mindestens gesagt, immer sehr zweifelhaft gewesen, und von der doch das ganze System der Kirche und des Staates abhängt, die, einmal angeregt, nothwendig die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen muß, und das in einer Zeit, in welcher die öffentliche Meinung dem päbstlichen Ansehen so wenig günstig ist."

„Noch dazu einen Gegner aufzureizen, der keine Zurückhaltung kennt, wie unsern Doctor Martinus," fiel ein bis dahin schweigsam dasitzender junger Mann mit dem Ausdrucke der Mißbilligung ein, und jetzt erst wendete Leon-

hard Kaiser auf ihn seine Blicke. Er war klein und unansehnlich von Figur; indeß ein sehr geistreiches Auge und eine schöne Milde auf seinen sanften, blassen Gesichtszügen bezeichnete den frühgereiften jungen Gelehrten, der alle Herzen gewann, wohin er sich wendete.

„Unser Doctor Pilippus!" Mit diesen Worten, die im Tone der Liebe und des Stolzes auf den Besitz eines unschätzbaren Gutes gesprochen waren, stellte Luther seinen Freund und Helfer am großen Werke der Reformation, Philipp Melanchthon, dem gelehrten Leonhard Kaiser vor.

Dieser war hoch erfreut, den schon jetzt berühmten Schüler und nahen Verwandten des aufgeklärten Reuchlin begrüßen zu können, und drückte ihm mit einer an Bewunderung grenzenden Achtung und herzlichen Begrüßung die Hand.

Luther nannte seinen jungen Freund die beste Erwerbung, welche die Wittenberger Hochschule im vorigen Jahre gemacht habe, und rühmte besonders, daß dadurch eine wesentliche Lücke in den Studien ergänzt sei; denn bisher habe es dort noch an einem so gründlichen Kenner der griechischen Sprache gefehlt, und man habe sich bei der Bibelauslegung der lateinischen, so unvollkommenen Version bedienen müssen.

„Mit Eifer habe ich mich daher auf die griechische Sprache geworfen, und finde mit Hilfe derselben neue Waffen für die Sache des Lichtes in der Bibel. So z. B. habe ich erst dadurch gelernt, daß der Begriff Pönitenz, der nach dem lateinischen Sprachgebrauche und der Aus-

legung der römischen Kirche nur eine Buße zur Genugthuung bedeuten sollte, eigentlich nach dem griechischen Texte*) nichts Anderes heißt, als eine Umänderung der Gesinnung, also Besserung. Damit auf einmal hob sich der Nebel von meinen Blicken. Das war es, womit ich mich so lange gequält hatte, daß ich es wohl fühlte, aber nicht beweisen konnte, daß unmöglich die Kirchenbuße allein genügen konnte, um dem sündigen Menschen Vergebung der Sünde durch die Gnade Gottes zuzuwenden, und so fehlte mir die kräftigste Waffe zur Bekämpfung der verderblichen Lehre vom Ablaß. Nun habe ich sie gefunden und schätze mich glücklich damit, an der Gelehrsamkeit dieses Freundes nun einen Helfer im Weinberge des Herrn gefunden zu haben."

„Der Euch aber rathen möchte, nicht zu hitzig in den bevorstehenden Streit zu gehen; denn mit zu großem Eifer kann man auch die beste Sache verderben. Das ganze Pabstthum verwerfen, weil es krankhaft ist am Leibe und an den Gliedern, heißt einen Patienten todtschlagen, anstatt ihn zu heilen. Dixi et animam salvavi!" **)

Damit erhob sich Philippus Melanchthon, grüßte mit freundlicher Würde und entfernte sich, denn es war die Zeit, wo seine tief in die Nacht hineingehenden Studien zu beginnen pflegten. Luther aber rief ihm voll freundlicher Besorgniß nach: „Ich bin böse auf Dich, daß Du

*) In dem Worte: μετάνοια.

**) Ich habe es gesagt und die Seele gerettet.

Dir so viele Arbeiten aufladest, und nicht darauf hören willst, daß Du Dich schonen sollst. So oft rufe ich Dir dieses zu, und so oft predige ich tauben Ohren."

Melanchthon wendete sich noch in der Thüre um und sprach freundlich: „Ich danke Dir, Martin, für Deine wohlgemeinte Warnung. Indeß Du thust selber nicht, wie Du mir räthst, und wirst darüber ganz mager, also daß die Haut auf den Knochen hänget. Ich aber meine, daß wir Beide die Schwäche des Fleisches nicht bedenken sollen, wo die Stärke des Geistes Noth thut für das Heil der Welt." Damit entfernte er sich, und Luther rief seinen Freunden mit Begeisterung zu: „Ist er nicht nach seiner Leibesform eine kleine, unachtbare Person, und sollte man nicht meinen, er wäre ein Knabe nicht über 18 Jahre? Gleichwohl ist er nach Verstand, Gelehrsamkeit und Kunst ein großer, starker Riese und Held, daß einer sich verwundern möchte, wie in einem so kleinen Leibe ein so großer, unübersehlicher Berg an Kunst und Weisheit verschlossen liegt!"

„Da wir zuerst ihn sahen," fuhr er fort, „waren Viele, die seine Person und Jugend verachteten; allein schon am vierten Tage seiner Ankunft hatte er eine so gar gelehrte und geschickte Rede gehalten, mit so großem Beifall und Bewunderung Aller, daß es jetzt keiner Empfehlung mehr für ihn bedarf, und sein Hörsaal ganz voll von Zuhörern, von alten und jungen Theologen, Gelehrten und Studenten ist, denen er große Neigung zu den griechischen Studien einflößet. Ich selbst verschmähe es nicht,

bei dem kaum 20jährigen jungen Manne noch Griechisch zu lernen, und so groß ist die Anregung seines geistvollen Vortrages, daß sich nun Alles reget an der Universität und fleißig ist wie die Ameisen."

Es wurde noch Manches hin- und hergesprochen über die jetzigen kirchlichen Wirren und die bevorstehende große Disputation in Leipzig, und Martin Luther lud seinen gelehrten Freund Leonhard Kaiser ein, derselben beizuwohnen, welches dieser auch freudig zusagte.

Die erwähnte öffentliche Disputation in Leipzig bildet einen so merkwürdigen Characterzug der Culturgeschichte damaliger Zeit, daß wir es uns nicht versagen können, dieses merkwürdige Ereigniß zu erzählen.

Es waren viele Vorbereitungen dazu nöthig gewesen. Bis dahin hatte Martin Luther noch nicht gewagt, die päbstliche Gewalt in ihrer historischen Grundlage anzugreifen. Jetzt sah er sich dazu genöthigt durch den so unzeitig aufgestellten Streitsatz des Doctor Eck über diesen Gegenstand. — Um einer solchen Behauptung kräftig entgegentreten zu können, hatte Luther sich in gelehrte theologische Studien vertieft, die ihn weiter führten in seiner Erkenntniß des wahren Lichts des Glaubens, als er jemals gehofft hatte. Und nun stellte er auch seinerseits funfzehn Thesen auf, die öffentlich angeschlagen wurden und zugleich Widersprüche gegen die Eck'schen Streitsätze enthielten. Auf den dreizehnten Streitsatz desselben, der so lautete: „Wir leugnen, daß die römische Kirche vor den Zeiten Sylvestri nicht das Oberhaupt über andere Kirchen gewesen sei, son-

dern wir haben Diejenigen, die den Stuhl des heiligen Petrus besessen und dessen Glauben gehabt, allzeit für Nachfolger Petri und Statthalter Christi erkannt," antwortete er mit einer Kühnheit, welche die ganze gelehrte Welt in Erstaunen setzte: „Das wird aus den kalten Decreten der römischen Päbste, welche seit 400 Jahren her gemacht worden sind, bewiesen, denen aber die Geschichte von 1100 Jahren, der Text der göttlichen Schrift und der Schluß des allerheiligsten Concilii Nicäani entgegen sind."

Damit aber war das Pabstthum und das bis dahin unbezweifelte Primat der römischen Kirche in seinen Grundfesten öffentlich angegriffen.

Wie sehr Luther durchdrungen war von der Größe und Wichtigkeit dieses Schrittes, wie ungern, aber fest entschlossen und Gott vertrauend, er denselben that, ergibt sich aus den beiden Schreiben an seinen Freund Doctor Lange und an seinen hohen Herrn, den Churfürsten und jetzt Reichsverweser Friedrich von Sachsen.

An den Erstern schrieb er: „Unser Eck erregt neue Kriege gegen mich, und es wird geschehen, daß ich unter Christi Beistand thue, was ich lange im Sinne habe, nämlich, daß ich in einer ernsten Schrift gegen die Römlinge losziehe, denn bis jetzt habe ich mich mehr spiel- und scherzweise gegen die römische Sache ausgesprochen, wiewohl sie sich darüber, als über einen unerträglichen Ernst, unmäßig kränkten."

Dem Churfürsten aber schrieb er in seiner frommen und derben Weise: „Gott weiß es, daß es mein ganzer

Ernst gewesen ist und ich froh war, daß das Spiel also sollt' ein Ende haben, soviel an mir gelegen ꝛc. Nun aber Doctor Eck nach unverwarneter Sache also angreift, daß er nicht mein, sondern der ganzen Ew. Churfürstl. Gnaden Universität zu Wittenberg Schand und Unehr zu suchen vermerkt wird, und viele tapfere Leute achten, er sei zu der Sache erkauft, hat mir solche wetterwendische und hinterlistige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spott stecken zu lassen. Dann sollt' man mir das Maul zubinden und einem jeglichen Andern aufthun, kann Ew. Churfürstl. Gnaden wohl ermessen, daß dann auch der wohl an mich fallen würde, der sonst vielleicht mich nicht ansehen dürfte. Nun bin ich noch von Herzen geneigt, Ew. Churfürstl. Gnaden treuem Rath gehorsamlich zu folgen und aller Wege stille zu stehen, denn ich wohl mehr zu schaffen hatte und eine Lust darin nicht gesucht wird. Wo aber nicht, bitt' ich Ew. Gnaden gar unterthänig, wollt mir's nicht verungnaden, denn ich's auch im Gewissen nicht weiß zu tragen, die Wahrheit zu lassen."

Mit welcher Ehrerbietung und Entschlossenheit kündigte er hier seinem Landesherrn und dem zeitigen Reichsoberhaupte ein Vorhaben an, das so ganz geeignet war, Alles umzustoßen, worauf die römische Hierarchie ihre usurpirte Größe und Macht gegründet hatte.

Bei einer solchen Sprache, wie sie Luther führte, war es kein Wunder, wenn seine Freunde in jenen Zeiten, wo es noch Scheiterhaufen für Ketzer gab, mit Furcht und Sorge für den kühnen Reformator erfüllt wurden. Seine Feinde

und die Römlinge waren eben so sehr darüber erschrocken und aufgeregt. Der Bischof von Merseburg war durchaus gegen die Disputation über eine so gefährliche Streitfrage. Er ging so weit, an den Kirchthüren zu Leipzig ein Placat anschlagen zu lassen, worin er diese Disputation bei Strafe des Bannes untersagte. Das geschah am Tage nach dem Einzuge der Wittenberger Theologen; allein der Magistrat ließ sofort dieses Placat wieder abreißen und die, welche es angeschlagen hatten, ins Gefängniß werfen — ein Beweis, wie sehr das Ansehen der Clerisei schon gesunken war, und wie hoch die Freiheit der Wissenschaft in der öffentlichen Meinung stand.

Zuerst hielt Doctor Eck, der Prokanzler aus Ingolstadt, seinen Einzug. Er war eine große vierschrötige Figur, die in den groben Zügen eines vollen Angesichts mehr den Ausdruck bauerscher Derbheit als gelehrter Feinheit trug. In der That war auch Johann Mayr, das war sein eigentlicher Name, ein Bauerssohn aus Eck, und so ging, merkwürdig genug, die große geistige Bewegung jener Zeit von dem untersten und gedrücktesten, der Wissenschaft am fernsten stehenden Stande aus, denn auch Luthers Vater war Bauer, ehe er Bergmann wurde.

Dennoch war Eck kein zu verachtender Gegner. Er gehörte zu den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit, und hatte keine Mühe gespart, um zu einem so großen Rufe zu gelangen. An vielen Universitäten hatte er die berühmtesten Professoren besucht und gehört. Die scholastische Theologie hatte er bei dem Thomasianer Süstern in Cöln

und den Scotisten Sumenhard und Scriptoris in Tübingen betrieben. Die Jurisprudenz bei Zasius in Freiburg, Griechisch bei dem berühmten Reuchlin, Lateinisch bei Bebel, Cosmographie bei Reusch gehört. Schon in seinem zwanzigsten Jahre schrieb er Bücher und hielt Vorlesungen zu Ingolstadt. Die schwierigsten Spitzfindigkeiten der damaligen aristotelischen Dialectik, die Künstelei der Dogmatik, die Subtilitäten der nominalistischen Moral, die Geheimnisse der Mystik und einer von ihm erfundenen schwülstischen Wissenschaft, der er den langathmigen Namen gab: die orphisch-platonisch-ägyptisch-arabische Philosophie, bildeten den Gegenstand seiner Vorlesungen und Studien, und diese characterisiren zugleich die Art der pedantisch gelehrten Waffen, deren er sich gegen Luthers einfache Wahrheit, die sich allein und fest auf die Bibel stützte, zu bedienen dachte. Die Gelehrsamkeit Ecks mit ihren Subtilitäten und Pedantismus war nichts Anderes, als der Typus der damaligen scholastischen Gelehrsamkeit, gegen welche Luthers geistesfreie Bewegung eben so siegreich ankämpfte, als gegen die kirchlichen Mißbräuche.

Im Grunde war Eck so fest von der Unumstößlichkeit seiner Streitsätze überzeugt, daß er die ganze Disputation nur für eine gelehrte Klopffechterei hielt, in welcher er seine Künste zeigen wollte, um in Norddeutschland den Ruhm einzuernten, den er im Süden schon hatte — den eines unbesiegbaren Disputanten und eines eifrigen Vertheidigers des päbstlichen Ansehens. Aber er war auch ein genußsüchtiger Mann, der die Freuden der Tafel liebte und

— wie er selbst später einmal gestand — bei seinem Einzuge mit blinzelndem Auge die schönen Sünderinnen Leipzigs gar wohl bemerkt hatte.

Der Magistrat und die Universität von Leipzig empfingen ihn mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen. Sie betrachteten ihn als den großen Gegner einer gehaßten Rivalin, der Universität zu Wittenberg, die durch berühmte Namen und das Licht der Aufklärung begonnen hatte, den alten Glanz Leipzigs zu verdunkeln. Eck nahm diese Huldigungen auf wie ein Mann, der daran gewöhnt ist; denn in Wien und Bologna hatte er öffentliche Vorlesungen mit Beifall gehalten, und in Italien war er von weltlichen und geistlichen Herren mit Auszeichnung empfangen, von Fürsten zur Tafel gezogen worden, hatte bei Tische Alles zum Schweigen gebracht und Staunen und Bewunderung eingeerntet. — So war er denn auch in Leipzig aufgenommen. Die ersten Autoritäten des Magistrats und der Universität machten ihm ihre Aufwartung. In einer feierlichen Frohnleichnamsprozession erschien er im prächtigen Meßgewande. Man schenkte ihm einen neuen Mönchsrock von Chamelot, eine damals bedeutende Auszeichnung, ritt mit ihm spaziren und lud ihn täglich zu Gastereien und Banketen, die ihm zu Ehren gegeben wurden, erhielt dabei Gelegenheit Stoff zu sammeln für die Vergleichung der sächsischen und baierschen Biere, welche er in einem seiner Briefe aus Leipzig mit vieler Gründlichkeit durchführte.

Desto unfreundlicher zeigten sich die Leipziger gegen

Luther und Melanchthon, die aus Wittenberg herübergekommen waren.

Ehrenhalber hatten sie es zwar nicht vermeiden können, ihnen der Sitte gemäß ein Geschenk an Wein zu verehren, allein dabei zeigten sie doch eine so offene Abneigung gegen die Wittenberger Gelehrten, daß selbst ihre Freunde sie gleichsam nur verstohlen zu besuchen wagten. Es gab überhaupt noch mehrere Reibungen, welche den Neid der Leipziger Theologen bewiesen.

Am 24. Juni zogen die Wittenberger auf offenen Rollwagen ein. Carlstadt fuhr voran, hatte aber das Unglück, welches Viele für eine üble Vorbedeutung hielten, vor dem Grimmaschen Thore auf dem schlechten Wege umgeworfen zu werden und im Kothe liegen zu müssen, bis ihm geholfen wurde. In einem zweiten Wagen saßen Luther und Melanchthon zusammen. In einem dritten befanden sich einige Licenciaten und Baccalauren aus Wittenberg, unter welchen auch der würdige Leonhard Kaiser sich befand. Dann folgte der Herzog Barnim von Pommern, ein Herr von gesetzten Jahren, der damals in Wittenberg studirte und seltsam genug zugleich die Würde eines Rectors dieser Universität bekleidete. Umgeben waren diese Wagen von einigen Hundert eifriger Studenten, die, mit Hellebarden, Handbeilen und Spießen bewaffnet, bereit waren, ihre theuern Lehrer mit Blut und Leben zu vertheidigen. Auch Guideon hatte sich diesem Haufen angeschlossen.

Es war ein barocker Aufzug, der in seltsamen, bunt-

scheckigen Contrasten die beiden Hauptelemente in der damaligen Zeitrichtung, Kraft und Gelehrsamkeit, repräsentirte. Schon bei diesem Einzuge fiel es unangenehm auf, daß sie von den Leipzigern nicht eingeholt waren, eine Ehre, die sonst wohl die Sitte erforderte, um so mehr, da sie auch dem Doctor Eck widerfahren war.

Man sah, wie die Wittenberger auf Gott und eigene Kraft vertrauend zu dieser Disputation gekommen waren; die Päbstler dagegen einherfuhren voll Schein und Hoffarth, um durch Glanz und Ostentation die Menge zu blenden und die öffentliche Meinung an sich zu reißen, wo sie nicht durch einfache Wahrheit auf Ueberzeugung wirken konnten.

Das war von Vorbedeutung für den beginnenden gelehrten Streit.

Später gab es viel Händel zwischen den Leipziger und Wittenberger Studenten, so, daß in den Herbergen der Wirth allezeit einen Mann mit einer Hellebarde bewaffnet aufstellen mußte, um die Streitenden auseinander zu bringen. Ja, einmal war bei einem solchen Wortstreite ein Leipziger Magister so in Zorn gerathen, daß ihn auf dem Flecke der Schlag rührte und er todt zur Erde fiel. Man sieht, wie damals schon der beginnende Glaubensstreit in das Volksleben eingedrungen war.

Darauf zeigte sich diese Anfeindung Luthers auf mehrfache Weise. So unter Anderm hatte ihn der Herzog Barnim von Pommern aufgefordert, in der Schloßkapelle das Evangelium zu predigen. Kaum war dies in Leipzig

bekannt geworden, so strömte eine solche Menge von Zuhörern herbei, daß der Raum dort viel zu eng wurde, und Luther sich in den großen akademischen Hörsaal begeben mußte, um dort seine Predigt zu halten. Die Menge strömte ihm nach, um seine Kanzelrede zu hören, worin er auf die klarste und überzeugendste Weise die Hauptpunkte der vorliegenden Disputation zusammenfaßte. Dagegen wurde dem Doctor Eck erlaubt, in verschiedenen Kirchen der Stadt gegen Luther zu predigen; diesem aber wurde nicht gestattet, darauf zu antworten. — Dieselbe Parteilichkeit zeigte sich auch bei der Disputation selbst, wo man es so einzurichten wußte, daß Eck immer das letzte Wort behielt, worauf Luther nichts erwidern durfte.

Diese große Disputation, die drei Wochen hindurch dauerte, wurde am 27. Juni feierlich eröffnet. Der Herzog Georg hatte dazu einen großen Saal in seinem Schlosse — der Pleißenburg — eingeräumt. Man versammelte sich im großen Collegium und begab sich von da in die St. Thomaskirche. Nach gehaltener Messe ging es in einer solennen akademischen Prozession auf das Schloß. Dort hielt der gelehrte Theologe Petrus Mosellanus, damaliger Rector der Universität zu Leipzig und Professor der griechischen Sprache, eine lateinische Rede, in welcher er die Parteien ermahnte, Alles, was sie reden und vortragen würden, zur Ehre Gottes einzurichten und nicht ihren eigenen Ruhm dabei zu suchen, noch viel weniger sich durch Affecte und Leidenschaften beherrschen zu lassen. Er schloß mit der Ermahnung, daß sie in kein Gezänk

verfallen möchten, damit man einen Unterschied machen könne zwischen disputirenden Theologen und frechen Duellanten. Keiner solle den Andern überschreien, damit er nicht scheine einen Sieg mit nach Hause zu bringen und großes Lob bei dem Pöbel zu erjagen; sondern Jeder möge seine aus der heiligen Schrift genommenen Beweise bescheiden vortragen, des Andern Ehre und guten Namen zu erhalten suchen, und seinen Gegenpart durch die Wahrheit vom Irrthume zu erretten.

Wie sehr diese Warnung Noth that, bewies Keiner mehr als Doctor Eck, der durch seine gewaltige Stimme den Sieg zu erstürmen suchte, wo es ihm an Beweisen fehlte. Deshalb war es ihm auch so äußerst unangenehm gewesen, als Luther darauf drang, daß die Hauptgründe ihrer Disputation durch Notarien protocollirt würden, welches denn auch alles Widerstandes ungeachtet beschlossen wurde.

Zuerst disputirte Eck eine ganze Woche lang mit Carlstadt über den freien Willen. Beide Theologen bildeten in ihrem äußeren Wesen und in ihren Reden bedeutende Gegensätze. Carlstadt, von kleinerem und schwächerem Körperbau, bewies in der Stimme, im Gange und in der Rede damals noch eine anständige theologische Haltung. Alle seine Behauptungen unterstützte er durch Parallelstellen aus Büchern, die er mitgebracht hatte. Eck erklärte dieses Verfahren für Zaghaftigkeit und Langsamkeit. Er hatte seine ganze Gelehrsamkeit im Kopfe und fühlte sich dadurch seinem Gegner bedeutend überlegen. Um diesen Vortheil zu benutzen, weigerte er sich, Carlstadts Ein-

würfe zu widerlegen, wenn er nicht seine Bücher zu Hause lasse. Dazu sah sich denn auch Carlstadt genöthigt und verlor damit die Hauptstütze seiner Kraft.

Von Eck sagt ein Augenzeuge (eben jener Mosellanus), daß er wegen seines Schreiens, zornigen Soldatengesichts, fast komödiantischen Geberden und stolzen Ganges frech zu sein geschienen. Das Alles habe ihm das Ansehen eines nichttheologischen Gemüthes gegeben. Wer es gesehen, meine, ein Gorgias, nicht ein Theologus disputire. So liederlich und unverschämt habe er sich öfter selbst gerühmt. Sein Credit habe daher in den Augen aller Verständigen einen großen Stoß bekommen. Es sei ihm ein Leichtes, zu bejahen was falsch ist, und unverschämt zu leugnen, was gewißlich wahr sei. Durch großes Prahlen mache er seine Sache noch verhaßter.

Martinus Luther dagegen, der alsdann gegen Eck auftrat, widerlegte ihn mit seiner hellen und klaren Stimme sehr geschickt und gründlich. Seine Gelehrsamkeit und Verstand war — wie derselbe Mosellanus sagt — unvergleichlich, so daß er fast Alles in einem Griffe hatte. Seine Gründe waren schlagend, seine Antworten schnell und treffend, meistens auf Bibelsprüche gestützt. Vor Allem flößte er das Gefühl der Ueberzeugung ein.

Seine ganze Erscheinung war schon gewinnend. Seine untersetzte Figur von mittler Größe war damals vom vielen Studiren so mager, daß man alle Knochen hätte an seinem Körper zählen können. Aber eben dieser Umstand gab ihm so etwas Geistiges, das seine oft sehr

kühnen Behauptungen unterstützte. In der Gesellschaft war er heiter und gemüthlich, oft satyrisch und voll bescheidenen Selbstvertrauens. Zu der Disputation brachte er oft eine Rose oder einen Blumenstraus mit, als gelte es einem leichten, heitern Gespräch; aber dabei entwickelte sich im Laufe seiner Rede eine Gründlichkeit und Tiefe, die immer aus jedem neuen Siege neue Waffen zu gewinnen schien.

Seine Beredsamkeit erschien so wunderbar, daß seine Gegner behaupteten, er habe einen Talisman gehabt, der ihm die Gedanken zugeflüstert habe, oder wie Andere sagten, er trüge einen Teufel in der Büchse herum. Selbst Eck schämte sich nicht der Erbärmlichkeit, in einem spätern Schreiben an den Churfürsten Luther verdächtigen zu wollen, er habe mittelst eines silbernen Ringes am Finger und eines Blumenstrauses Zauberkünste getrieben.

Luther konnte sich nicht enthalten, in seinem Verantwortungsschreiben darüber sein Befremden zu äußern, wie es Eck habe wagen können, Seiner Gnaden einen solchen Brief zu schreiben. „Wiewohl diese und dergleichen Stücke — schrieb er — viel zu kindisch sind, werden doch Ew. Churfürstl. Gnaden daraus ersehen, was hinter Doctor Eck und den Leipzigern liegt, die mit solchen Pünktlein so kindisch umgehen, — das Alles sind Zeichen einer verzagten Sache und verzweifelten Handels, der mit Geschrei und solchem bösen Fündlein sich stärken mußte.“

Die Disputation selbst verstieg sich in das Gebiet der theologischen Spitzfindigkeiten. Doch war der Gang dieses gelehrten Kampfes über das Primat des Pabstes von

einem so großen und allgemeinen Interesse, daß wir uns wohl einige Mittheilungen darüber hier erlauben dürfen.

Einer der Hauptgründe Luthers war die Behauptung, daß die griechischen Christen den Pabst als ihr Oberhaupt nie anerkannt hätten, gleichwohl habe die griechische Kirche bestanden und werde bestehen ohne den Pabst, und doch wären sie niemals von den Päbsten und Concilien für Ketzer erklärt worden.

„Die römische und christliche Kirche," rief Eck, „ist einerlei. — Griechen und Orientalen sind vom römischen Glauben abgefallen, mithin ohne Frage Ketzer. Im ganzen Umfange des türkischen Reichs kann Niemand selig werden, es sei denn, daß er sich zum Pabst halte."

„Wie?" fragte Luther; „die ganze griechische Kirche willst Du verdammen, welche doch die besten und gelehrtesten Kirchenväter hervorgebracht hat, die Du selbst für Deine Meinung so oft citirt, und so viele tausend Heilige, von denen kein Einziger etwas von dem römischen Primat gewußt? — Sollen Gregor von Nazianz, Basilius der Große u. A. nicht selig geworden sein? — Oder will der Pabst mit seinen Schmeichlern sie aus dem Himmel stoßen? — Hat sie die römische Kirche nicht selbst als Heilige anerkannt?"

Eck gerieth ins Gedränge. In der Verlegenheit verdrehte er seine eignen Behauptungen und wiederholte mit vielem Geschrei: „Aber es hat ja doch in der griechischen Kirche viel Ketzer gegeben, die meine ich; nicht die Väter."

„Das ist eine ärmliche Ausflucht," entgegnete Luther,

„welche die Stärke meines Beweises gar nicht berührt; denn entweder ist Niemand ein Ketzer, der an dem Primat des Pabstes zweifelt, oder es müssen auch die griechischen Kirchenväter Ketzer sein, deren Autorität Du anerkennst und die Du ausgenommen hast von Deiner Verdammung, obwohl sie das Primat des Pabstes nicht kannten."

So bedrängt flüchtete sich Eck in das Gebiet der lateinischen Kirche zurück, weil er wußte, daß Luther es nicht wagen durfte, die Autorität der Concilien zu verwerfen; denn dieses war allen damals noch herrschenden Begriffen zuwider und ihm noch dazu ausdrücklich vom Churfürsten untersagt.

„Deine Behauptung," sprach Eck mit triumphirender Miene, „daß das römische Primat eine menschliche Einrichtung sei und nicht vom göttlichen Rechte herstamme, ist die Meinung der von den Päbsten und Concilien, und besonders von der Kirchenversammlung zu Costnitz verdammten Ketzer Wikleff und Huß."

Hier war diese Disputation auf den gefährlichsten Punkt gekommen. Jetzt war Luther in die Lage gebracht, entweder auszuweichen und sich schlagen zu lassen, oder eine wahrhaft lebensgefährliche Behauptung aufzustellen. Vergebens suchte er anfangs einer bestimmten Erklärung auszuweichen, indem er betheuerte, er habe nichts mit den Böhmen zu schaffen, ja er verdamme ihr Schisma.

„Dann bist Du geschlagen!" rief Eck; „entweder mußt Du mit den Concilien Huß und Alle, die an dem Primat

des Pabstes zweifeln, für Ketzer erklären, oder Du mußt leugnen, daß den allgemeinen Kirchenconcilien der Geist Gottes inwohne, und daß ihre Beschlüsse das göttliche Recht bilden, woran der Christ nicht zweifeln darf, ohne sich nach eben diesen Concilien der Ketzerei und Abtrünnigkeit schuldig zu machen."

In unsern Tagen würde Niemand Bedenken tragen, zu erklären, was Luther selbst später so entschieden aussprechen durfte, daß diese Concilien nichts gewesen, als Versammlungen von Fürsten und Bischöfen, die unter Schwelgereien und Lustbarkeiten über kleinliche theologische Spitzfindigkeiten das Hauptziel — eine Kirchenverbesserung — aus den Augen verloren und nur von dem Geiste inspirirt gewesen, die Macht der römischen Hierarchie unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. — Damals durfte es jedoch Luther nicht wagen, solche Gedanken zu äußern, indeß war er zu fromm und fest, um aus eitler Menschenfurcht sein großes Ziel aus den Augen zu verlieren und seine kühn aufgestellte Meinung schlagen zu lassen. Und darum schwankte der unerschütterliche Reformator keinen Augenblick, zu erklären, daß unter den Artikeln des Johann Huß, welche das Verdammungsurtheil des Conciliums zu Costnitz erfuhren, auch einige grundchristliche und evangelische seien.

Die Wirkung dieses Ausspruchs war ungeheuer. Ein allgemeines Erstaunen erfolgte. Der Herzog Georg, der zugegen war, erschrak und mißbilligte so sehr diese kühne Behauptung seines Schützlings, daß er, die Hände in die

Seite stemmend und den Kopf schüttelnd, seinen Leib- und Kernfluch ausrief: „Das walt' die Sucht!"

Nun schöpfte Eck neuen Muth.

„Es ist kaum glaublich," rief er aus, „daß Doctor Martinus es wagt, ein Concilium zu tadeln, da doch Fürstl. Gnaden ausdrücklich verboten, Concilien anzugreifen."

„Ich erinnere nur daran," entgegnete Luther mit unerschütterlicher Ruhe und Besonnenheit, „daß das Costnitzer Concilium nicht alle Artikel Hussens als ketzerisch bezeichnet hat." — Er machte einige derselben namhaft, wie man auch im heiligen Augustin lese, und erklärte, daß er diese vorzüglich gemeint habe.

„Sie sind doch alle verworfen!" donnerte Eck; „der Sinn, in dem sie verstanden worden, ist für ketzerisch zu halten; denn ein Concilium kann nicht irren."

Dadurch auf das Aeußerste getrieben, sah sich Luther gedrungen zu erklären: „Einen neuen Glaubensartikel kann kein Concilium machen. Womit will man beweisen," schloß er mit steigender Kühnheit, „daß ein Concilium überhaupt dem Irrthum nicht unterworfen sei?"

„Ehrwürdiger Vater!" sprach Eck mit unbeschreiblichem Hohn, „wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid Ihr wie ein Heide und Zöllner."

„Schimpfen ist nicht Beweisen," erklärte Luther mit ruhiger Würde und schwieg.

So hatte die Disputation zu keiner Einigung geführt. Jeder Theil schrieb sich den Sieg zu. Und dennoch war

das Ergebniß derselben höchst wichtig für den Fortgang der Reformation.

So lange Luther noch geglaubt hatte, die Kirchenverbesserung mit dem Festhalten an der Autorität des Pabstes und den Concilien vereinigen zu können, war sie nicht möglich. Jetzt auf einmal sah er sich, durch seine Gegner gedrängt, in die Lage gesetzt, dieses lebhaft zu erkennen und sich auch von dieser letzten Autorität loszusagen. Ihm blieb nun nichts mehr als die heilige Schrift, und auf diese göttliche Urkunde gestützt, begann er mit neuer Kraft die Alleinherrschaft des Pabstthums zu bekämpfen.

So sah sich denn endlich der Pabst Leo X. gedrungen, diesem trunkenen Mönchlein, wie er ihn nannte, eine höhere Bedeutung zuzugestehen, als er anfangs gewollt hatte. Daher fanden denn die Gegner Luthers und der großen geistigen Bewegung in Deutschland gegen das Pabstthum geneigtes Ohr bei dem sonst aufgeklärten und menschenfreundlichen Pabste, und die berüchtigte Bannbulle gegen Luther wurde vorbereitet, sowie denn auch die Ketzerverfolgung von Seiten der Dominikaner neuen Aufschwung gewann.

Noch freiere Bewegung eines solchen Fanatismus gestattete die Erhebung des jungen Königs von Spanien, jenes klugen und verschlossenen Enkels des Kaisers Maximilian I., auf den deutschen Kaiserthron, unter dem Namen Karl V. — Als Beherrscher einer halben Welt, und erzogen in dem finstern, bigotten Spanien, wollte er es

mit dem Pabste nicht verderben, indem er sich für den weltlichen Schirmherrn der römischen Kirche hielt.

Gewitterschwere Wolken zogen sich zusammen über den Häuptern Luthers und seiner Anhänger. Aber um desto kühner und zuversichtlicher traten überall die Bedrohten auf.

Leonhard Kaiser hatte einen Brief aus seiner Heimath empfangen, worin ihm gemeldet wurde, daß sein alter Vater schwer krank danieder liege und vor seinem Scheiden den geliebten Sohn zur Beruhigung seines Gewissens noch einmal zu sprechen wünsche. Augenblicklich war er dazu entschlossen, ohne jedoch die Gefahr zu verkennen, die ihm drohe, wenn er jetzt unter so ungünstig veränderten Zeitverhältnissen im Gebiete des Bischofs von Passau betroffen werden würde.

Allein ein Mann von seiner Furchtlosigkeit ließ sich nicht schrecken durch eitle Menschenfurcht. Er begab sich zu Luther, den er im Lesen alter Urkunden vertieft fand.

Als er ihm sein Vorhaben eröffnete, konnte Luther ihm nicht abrathen; „denn," sagte er, „wer im Lichte wandelt, der wandelt mit Gott, und so es Gottes Wille ist, kann Dich der Blitz im Bette erschlagen, und so er nicht will, daß Dir ein Haar auf Deinem Haupte gekrümmt werde, wird Dich die Kugel nicht treffen in der heißesten Schlacht!"

Nach diesem kamen Beide auf den Gegenstand zu reden, der ihnen zunächst am Herzen lag, und Martin Luther sprach: „Mir ist ein anderer und weiterer Begriff von der Kirche aufgegangen, als ich bisher gehabt habe. Auch die griechischen Christen erkenne ich als ächte Mit-

glieder der allgemeinen christlichen Kirche. Die Nothwendigkeit eines sichtbaren Oberhaupts derselben will mir daher nicht mehr einleuchten. Nur das unsichtbare Oberhaupt erkenne ich noch an, den ewig lebendigen Stifter der christlichen Religion, den ich mir durch den Geist seines Worts in beständiger, geistiger Beziehung mit allen Christen denke. Dadurch bin ich auf die Studien der Lehren der griechischen Kirche geleitet. Ich finde, daß sie vom Fegefeuer nichts wissen, und auch in der Bibel finde ich kein Wort von dieser Vorstellung. Ich muß sie also verwerfen als eine Erfindung der römischen Papisten, die weiter nichts bezweckte, als durch die Schrecken sinnlicher Vorstellungen das abergläubige Volk für die Habsucht einer üppigen Clerisei in Tribut zu setzen, indem es durch Bezahlung von Seelenmessen, Indulgenzen und Ablaßbriefen sich von den vorgespiegelten Qualen eines erlogenenen Fegefeuers zu befreien hoffte."

Mit Begeisterung stimmte Leonhard Kaiser diesen Aeußerungen bei und rief aus: „O, nun sterbe ich gern den Märtyrertod für das Licht und die ewige Wahrheit, da ich nun erkenne, daß die Sache der Aufklärung in so guten Händen ist. Das lag immer noch zwischen Dir und mir, Doctor Martin, daß Du, was ich längst für wahr gehalten, immer noch nicht erkannt und gewagt hattest zu behaupten. Nun rufe ich freudig aus in prophetischer Zuversicht: Siehe, es wird Licht werden, und die Macht des Wahns wird versinken in ewige Finsterniß! Amen."

„Höre hier," sprach Luther, „wie ich darauf gekommen bin. Es haben die Böhmen, deren Etliche bei der Disputation in Leipzig gegenwärtig gewesen sind, mir die verbotenen Schriften von Johann Huß zugesendet. Ich habe darin Lehren gefunden, wie sie mit den Meinungen des heiligen Augustinus nicht im Widerspruche stehen, und wie ich sie selbst schon vorgetragen habe, ohne zu wissen, daß dieserhalb Johann Huß vor hundert Jahren verbrannt worden ist. Ich bin darüber ganz erstaunt und weiß nicht, was ich davon denken soll. Diesem nach sind wir Alle Hussiten, Paulus und Augustin sind Hussiten!"

„Ich rufe Wehe über die Erde," fuhr er aufstehend und mit begeistert erhobener Stimme fort, „über die furchtbaren Gerichte Gottes, daß die evangelische Wahrheit schon seit 100 Jahren bekannt, aber verdammt und verbrannt gewesen!"

„Wisse," äußerte er weiter, „daß diese furchtbare Thatsache allein schon hinreicht, nicht nur mich von der römischen Kirche zu entfernen, sondern auch mich mit einem tiefen religiösen Widerwillen und Ingrimm dagegen zu erfüllen."

„Hast Du die Schrift des Laurenzius Valla gelesen?" fragte Leonhard Kaiser; „über die von den Päbsten behauptete Schenkung des griechischen Kaisers Constantin, worauf sie ihre weltliche Macht begründen wollen?"

„Hier liegt sie;" rief Luther aus. „Sie macht es mir klar, daß die ganze Schenkung nur eine erdichtete und erlogene ist. Mein deutsches Gemüth erfüllt sich mit

Schauder, daß so schamlose Lügen in die Decretalen aufgenommen und fast zu Glaubensartikeln gemacht sind. Welche Finsterniß, welche Bosheit!"

In diesem Augenblicke trat Melanchthon ein, der der Leipziger Disputation schweigend beigewohnt hatte, jedoch nicht ohne im Stillen Luthers gelehrter Rathgeber gewesen zu sein.

„Siehe," sprach dieser, indem er feierlich seine Hand auf Melanchthons Schulter legte, gegen Leonhard Kaiser gewendet, „dieser Mann ist auf einem andern Wege — dem der Gelehrsamkeit — zu demselben Ergebniß gelangt, das ich auf dem praktischen Wege gefunden habe. Ja, er geht noch weiter, als ich jemals gewagt. Er behauptet, daß die vornehmsten Säulen der römischen Kirche, die Auslegung des Ambrosius und Hieronymus, ja des Augustin selbst, oftmals irrig seien; daß das Ansehen der Concilien nichts bedeute der Autorität der Schrift gegenüber. Er hat Streitsätze aufzustellen gewagt, welche die wichtigsten Grundlagen der römischen Kirche erschüttern. Die Kühnheit seines Angriffs und die Geschicklichkeit der Vertheidigung desselben hat Jedermann in Erstaunen gesetzt. — Er ist nun Allen," rief Luther mit steigender Begeisterung, „als das Wunder erschienen, das er ist. Er ist der gewaltigste Feind des Satans und der Scholastiker; er kennt ihre Thorheiten und kennt den Felsen Christi; er hat die Kraft und wird es vermögen. Amen."

Melanchthon dankte mit Milde und Wärme für die gute Meinung seines Freundes von seinen geringen Gei-

stesgaben, und versicherte, daß er das Alles der Anregung seines beredtern und kräftigern Freundes Martinus zu danken habe.

„Um so eifriger," erklärte er, „habe ich mich in das Studium des neuen Testaments vertieft. Ich bin entzückt von der einfachen Form dieser Schriften. In ihnen finde ich die ächte, reine Philosophie. Die Studirenden habe ich darauf verwiesen, als auf das einzige Labsal der Seele; die Trauernden, weil sie Frieden und Freude in das Herz gießen."

„O, die Hauptsache sagt er aus Bescheidenheit nicht!" rief Luther mit dem Ausdruck der Liebe und Bewunderung. „Im Februar d. J. (1520) hat er es in einer Rede über die pauliniſche Doctrin ohne Rückhalt öffentlich ausgesprochen, daß die bisherige Theologie Vieles enthalte, was nicht allein aus der heiligen Schrift nicht hergeleitet werden könne, sondern ihr auch oft geradezu widerspreche."

„Meine wissenschaftliche Ueberzeugung," antwortete Melanchthon, „werde ich niemals verleugnen, wenn ich auch die Heftigkeit der Angriffe und Ausfälle nicht billigen konnte, wie sie in der Leipziger Disputation vorgekommen waren. Uebrigens weiß es ja unser Freund Martinus am besten, daß man an einem baufälligen Hause nicht die kleinste Reparatur vornehmen kann, ohne sich gezwungen zu sehen, weiter zu gehen, als man anfangs dachte und wollte."

Noch einmal kam Melanchthon auf die Schrift zu

reden. „Sie erfüllt — rief er — die Seele mit wunderbarer Wonne: sie ist ein himmlisches Ambrosia!“

„Das Wort Gottes,“ rief Luther aus, dadurch angeregt zum lebendigsten Feuer der Begeisterung, „ist Schwert, Krieg und Verderben: wie die Löwin im Walde begegnet sie den Kindern Ephraim.“

Damit umarmten sich beide Freunde, und als Luther den kleinen Melanchthon aus seinen Armen entließ, sprach er im scherzhaften Tone mit glänzenden Augen: „Wahrlich, ich sage Euch, dieses Griechlein übertrifft mich auch in der Theologie.“

„Er wird Euch,“ rief er Leonhard und einigen andern seiner Freunde zu, die fast unbemerkt während dieses Gesprächs eingetreten waren, „viele Martine ersetzen. Und ich habe nur Sorge, daß irgend ein Unfall ihn heimsuche, wie große Geister wohl verfolget.“

„Was ich über Dich denke und für Dich fühle,“ sprach Melanchthon mit Bescheidenheit und Wärme, „möchte ich Dir nicht gern geradezu ins Angesicht sagen, damit es Dir nicht für Schmeichelei gelte, die ich hasse und verabscheue. Indeß habe ich es früher schon Andern gesagt, auch Euch, Magister Leonhard, dessen übergroße Heftigkeit ich oft gemißbilligt.“

„Ja, wahrlich!“ rief dieser, „Philippus ist von dem tiefen Verständniß des Paulus, welches dem Doctor Martino eigen, tief durchdrungen; er zieht ihn allen Kirchenvätern vor, findet ihn bewunderungswürdiger, so oft er ihn wieder sieht und hört, und vertheidigt ihn gegen diejenigen,

so etwa ein Anstoß nehmen wollen an seinen Scherz- und Tischreden, in denen sich ja doch am Ende nur das kräftige, freudig am Beruf arbeitende deutsche Gemüth ausspricht."

„Ich freue mich um so mehr dieses günstigen Urtheils unsers Philippi," sprach Martin Luther mit dem Ausdruck der Dankbarkeit, „als ich wahrlich bekennen muß, daß ich von jeder Meinung ablasse, wenn er sie nicht billigt."

„So segne Gott Euern Bund zum Heil der Welt!" rief Leonhard Kaiser lebhaft angeregt, indem er in der feierlichsten Bewegung seines Gemüths ihre Hände ineinander legte und zum Himmel aufblickte. „Wir dürfen es als ein wahrhaft göttliches Geschenk betrachten, daß Gottes erhabene Fügung diese beiden Männer mit ihren großen Geistesgaben zu dem einen schönen Ziel vereinigte, unter Zeitverhältnissen, die wahrlich der Einigung und des festen Muthes der Freunde des Lichts bedürfen, um den von Euch geweckten Funken nicht untergehen zu lassen. Helfe Euch Gott dazu, Ihr Beiden, und empfanget die Versicherung, daß ich nun freudigen Muths und voll tröstlicher Hoffnung den Berg Golgatha ersteigen werde. — Was ich hier von Euch erfahren habe, erhebt mein Gemüth, und das Bewußtsein: Gott hat Alles wohl gemacht! wird mich stärken zum letzten Gange; und sollte ich zagen im Herzen, würde ich mit meinem Erlöser beten: Vater, nicht mein Wille, sondern der deinige geschehe. Amen."

Damit umarmte er Beide, empfing ihren Segen und trat seine schwere, verhängnißvolle Wanderung nach Passau an.

Seine Tochter wollte Leonhard Kaiser vorher nicht wieder sehen. Er hatte durch einen Brief von ihr, der ihm durch den Doctor Luther zugestellt war, Kunde von ihrem Aufenthalt empfangen; indeß wollte er ihr das Herz nicht schwer machen. Er fürchtete auch wohl, durch ihre Bitten und Thränen allzutief erschüttert zu werden, ohne sich dadurch umstimmen lassen zu dürfen. Er nahm daher nur brieflich von ihr Abschied, indem er ihr schrieb, daß er eine weite Reise vorhabe — ohne Angabe, wohin — und ihr zum Abschiede seinen väterlichen Segen damit ertheile.

Aber auf Guideon hatte die Leipziger Disputation, bei der er gegenwärtig gewesen war, die ganz eigene Wirkung gemacht, seinen innern Zwiespalt in Glaubenssachen nur noch zu vermehren, statt seine Seele darüber zur selbstbewußten Klarheit zu bringen. Sein frommes Gemüth, von mönchischer Theosophie genährt, empörte sich bei dem Gedanken, Alles umgestoßen zu sehen, was die ganze katholische Christenheit bis dahin für die Grundlage der Kirche und des christlichen Glaubens gehalten hatte. Die Macht und das fast göttliche Ansehen des Pabstes, die Untrüglichkeit der Concilien, die Seelenmessen, das Fegefeuer, die Anbetung der Heiligen und alle die Gebräuche und Lehren der römischen Kirche, welche jene Neuerer theils umgestoßen, theils bedroht hatten, bildeten jetzt wieder für ihn eben so viele untrügliche Glaubensartikel, und die Reformatoren erschienen ihm als Ketzer und Abtrünnige. In solchen Vorurtheilen befangen, mußten ihn Ecks donnernde Reden einschüchtern und hinreißen, während Luthers und Carl-

stadts freigeistige Aeußerungen ihm wie ein Frevel gegen das Heiligste erschienen. Es mochten wohl die Gewissensbeunruhigungen hinzugetreten sein, die er sich machte wegen seines Ungehorsams, seines Entweichens und Zweifelns an den Dogmen und Satzungen der römischen Kirche, und dazu die Qualen einer unglücklichen Liebe, die er gleichfalls als eine unerlaubte und verbotene erkennen mußte, um seinem Geiste die Ruhe, Besonnenheit und Klarheit zu entziehen, die dazu gehört hätte, um in diesen theologischen Wirren und Streitigkeiten das Wahre und Rechte zu finden. So steigerten sich denn seine Gewissensbeängstigungen bis an die Grenzen des Wahnsinns. In diesem Zustande der völligen Trost- und Rathlosigkeit begab er sich in das nächste Dominikanerkloster, beichtete seine Sünden der Abtrünnigkeit und empfing nach auferlegter harter Kirchenbuße und Kasteiung völlige Absolution. Er erhielt dort aufs Neue ein Mönchsgewand, die verwachsene Tonsur auf dem Haupte wurde ihm neu geschoren, und nachdem sich der Prior von seiner völligen Sinneswandlung und Besserung im kirchlichen Sinne überzeugt zu haben glaubte, gab er ihm ein Schreiben mit an den Ketzermeister Hochstraaten in Cöln, mit dem Auftrage, ihm mündlich zu berichten, was er von den Reden und dem Treiben der Wittenberger Ketzer und Abtrünnigen gehört und gesehen hatte.

So war dieser junge Mann, mit dem feurigen Geiste und wahrer Frömmigkeit, nur zu lebhafter Phantasie begabt, abermals verloren für die Sache der Aufklärung,

und jede Möglichkeit einer Vereinigung mit Hedwig, die sonst wohl der Fortgang der Reformation ihm geboten haben würde, schien für immer verschwunden zu sein.

Leonhard Kaiser kam unerkannt und noch zeitig genug am Sterbebette seines Vaters an, um dessen Segen zu empfangen und dem würdigen Greise die Augen zuzudrücken.

In seine kalte Hand hatte er noch das Gelübde niedergelegt, daß nicht eitle Menschenfurcht ihn jemals ungewiß oder wankend machen solle in dem, was er für wahr und recht halte in der großen Angelegenheit der Kirche und der Gottesverehrung. Anstatt sich unerkannt, wie er gekommen war, wieder fortzuschleichen, beschloß er Einige aus seiner frühern geistlichen Heerde aufzusuchen, von denen er wußte, daß seine Worte des Lichts Wurzel geschlagen hatten, und daß sie sich gedrückt fühlten durch den finstern Geist des fanatischen Papismus und Mönchthums, der dort in Baiern mehr spukte, als in irgend einem andern deutschen Lande.

Diese Freunde erschraken aber, als sie ihn selbst sahen, den so vielfach verfolgten, immer noch geliebten und verehrten Lehrer, denn sie kannten die große Gefahr, der er sich aussetzte durch seine Anwesenheit in einem solchen Lande, wo sich die Verfolgung der Andersdenkenden bis zur Wuth gesteigert hatte, seitdem die für das Mönchswesen und Pabstthum so gefährlichen Anfechtungen Luthers bei Gelegenheit der Leipziger Disputation bekannt geworden waren.

Es war die Familie eines armen Schuhmachers, bei der er in der Dämmerstunde des Abends eingekehrt war,

um hier Trost und Gottvertrauen zu bringen, denn der redliche Mann, der sein fleißigster Kirchenbesucher während der Verwaltung des Vicariats gewesen war, hatte auf Anstiften der Mönche und des Pfarrers und unter Androhungen im Beichtstuhle alle Kunden verloren, weil er nicht zur Beichte ging bei dem jetzigen fanatischen Prediger und die Bibel für die Quelle des göttlichen Lichts erklärt hatte, die über allen päbstlichen Decretalen und Meinungen der Kirchenväter stehe. Leonhard Kaiser schenkte ihm das wenige baare Geld, was sein Vater ihm hinterlassen hatte, im trüben Vorgefühl, daß er dessen nicht ferner bedürfen werde. — Die unbegrenzte Dankbarkeit dieser frommen, aber sehr armen Familie war die letzte Freude, die der Verfolgte in diesem Erdenleben hatte.

„Aber um Gott, Vater Leonhard," rief ihm Meister Hans Kurz, so hieß der Schuhmacher, zu; „Ihr seid noch hier, und in München haben sie am achten Februar den gelehrten Georg Karpentarius auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil er anders gelehrt, als daß der Pabst als alleiniger Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi unfehlbar sei."

„Karpentarius, meinen aufgeklärten Freund!?" rief Leonhard Kaiser mit einem Schmerze, der durch die plötzliche Ueberraschung ihn fast überwältigte.

„So wird es Euch auch ergehen, lieber Magister, wenn Ihr nicht entfliehet so heimlich, wie Ihr gekommen seid," antwortete Hans Kurz.

„O lieber Meister!" rief Leonhard Kaiser aus; „ich

weine darüber, daß ich nicht ihm vorangegangen bin auf dem Wege des Heils, sondern er mir; denn die den leiblichen Tod empfahen werden für den Herrn, die werden das ewige Leben gewinnen."

Und nun sagte er ihm, er möge auf die Stunde der Mitternacht die Getreuen und Aufgeklärten in der Gemeinde, die er ihm nannte, zusammenbescheiden in das Dorfkirchlein, das er mit dem in der Behausung seines Vaters vorgefundenen Schlüssel zeitig öffnen wolle. Jeder möge ein Laternlein mitbringen, damit eine dämmernde Helligkeit in der Kirche werde, und er wolle dann noch einmal in seiner wahrscheinlich letzten Predigt das gereinigte Wort des Evangeliums verkünden zur gemeinsamen Erbauung und Stärkung im wahren Glauben.

„Amen!" schloß der fromme Schuhmacher und that wie ihm geboten war. Viele stellten sich ein, und der nächtliche Gottesdienst wurde mit einer Frömmigkeit und Heimlichkeit gehalten, welche an die Zeiten der Christenverfolgungen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche erinnerte. Der leise, murmelnde Psalmengesang, begleitet von den gedämpften Tönen der Orgel, bei der schwachen Erleuchtung der alten gothischen Kirche, erweckte mächtig die frommen Gemüther der Betenden. Auch die Stimme des Predigers war gedämpft. Es war, als hätten die Geister der Abgeschiedenen mitgeredet. Wie Todesmahnung ertönte der Widerhall, von den hohen Pfeilern und Kreuzgewölben murmelnd zurückgeworfen.

Leonhard Kaiser legte in seiner Rede gleichsam ein

Glaubensbekenntniß nieder, welches den Aufgeklärten seiner Gemeinde ein Vermächtniß sein sollte, damit sie nicht wieder zurücksinken möchten in die Finsterniß.

„Der Glaube allein ist es, der vor Gott gerecht macht," sprach er. „Die frommen Werke sind Zeichen des Glaubens, womit man dem Nächsten dient. — Wir müssen Christo allein die Ehre geben, daß er uns durch sein Blut erkauft und aller seiner Güter theilhaftig gemacht hat. — Die Messe ist kein Opfer, weder für die Lebendigen, noch für die Todten. — Mir ist keine andere Genugthuung bewußt, als die Genugthuung Christi, d. i. sein Blut, Leiden und Sterben, für uns gegeben. Reue, Beichte, Fasten, Beten u. dergl. sind keine Genugthuung oder Bezahlung, sondern nur Zeichen der Danksagung derer, die durch Christi Blut, Leiden und Sterben erlöset worden. — In der heiligen Schrift kann ich keinen Grund finden, die Firmelung, Priesterweihe und letzte Oelung als Sakramente anzunehmen. — Vom Fegefeuer ist in der heiligen Schrift nichts enthalten, was mir für einen Beweis gelten und meinem Gewissen genügen könnte. — Die Heiligen sind nicht anzurufen, sondern Gott allein, und Christus allein ist unser Aller Mittler."

Schließlich schien er in der Lehre vom Abendmahl absichtlich einer bestimmten Erklärung über die Verwandlung des Brots und Weins in den Leib und das Blut Jesu Christi auszuweichen, weil er mit sich selbst darüber noch nicht im Klaren war, wie denn auch damals Luther über diese confessionelle Hauptfrage noch zu keiner festen Ueber-

zeugung gekommen war. Er erklärte darüber blos: „Mir ist es genug, bei den Worten Christi zu beharren, möge es Brot bleiben oder verwandelt werden, das geht mich nichts an.“

So weit war er in seiner Rede gekommen, und er wollte eben beginnen, diese Sätze zu beweisen und auszuführen, da erschallte ein tiefes, langgezogenes: „Wehe!“ durch die Kirchenhalle, und alle die in der Dämmerung auf ihren Knieen liegenden Männer und Frauen schauerten erschrocken zusammen und murmelten leise die Beschwörungsformel: Alle guten Geister loben den Herrn!

Als nun Leonhard Kaiser noch einmal beginnen wollte zu reden, erschallte das schreckliche: „Wehe!“ zum zweitenmale, und da er nun mit erhobener Stimme von der Kanzel herabdonnerte: „Wer Du auch seiest, Mönch oder Teufel, der da störet unsere nächtliche Andacht, hebe Dich weg im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Anathema sit!“

„Wehe!“ dröhnte der Klageton wie schmetternder Posaunenruf des Weltgerichts zum drittenmale durch die Kirchenhalle; und erfüllt vom Entsetzen fuhren alle Knieende auf und stürzten, von Gespensterfurcht gehetzt, aus der Kirche hinaus ins Freie, und dann nach allen Seiten hin, über die Grabhügel und Leichensteine hinwegstolpernd, nach Hause.

Leonhard Kaiser allein ließ sich nicht erschrecken. Er kniete nieder und sprach mit lauter, fester Stimme das schöne, von Luther übersetzte Gebet des Herrn: „Vater

unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde Dein Name u. s. w." Dadurch gestärkt verließ er zuletzt die Kirche, das Gotteshaus hinter sich zuschließend und wohl erkennend, daß es Alles mönchisches Blendwerk gewesen, indem man ihn belauscht habe und er nun verrathen sei. — Gefaßt auf Alles und Gott vertrauend wollte er sich nun festen Schrittes nach dem Küsterhause zurückbegeben, wo noch sein Vater auf dem Sterbebette lag; da trat ihm, hinter einem Kirchenpfeiler hervor, der neue Pfarrvicar entgegen, sein Nachfolger im Amte, der ein eifriger und fanatischer Priester war. Dieser war es, der ihn belauscht hatte.

„Halt da!" rief der Pfarrer; „das Wehe habe ich über Euch ausgerufen, Verführer des Volks zur Abtrünnigkeit; ich werde Euch nach Passau führen lassen, wo man Euch richten wird nach Euren Werken der Finsterniß."

„Sagt lieber: des Lichts," entgegnete Leonhard Kaiser mit ruhiger Würde, „denn Ihr seid in der Finsterniß. Uebrigens thut, was Ihr nicht lassen könnt. Ich bin bereit."

Nach diesen Worten traten bewaffnete Männer von den Gliedern der Gemeinde hinter dem Kirchenpfeiler hervor, dessen Schatten sie verborgen gehalten hatte, nahmen den unglücklichen Gelehrten gefangen und führten ihn nach Passau.

Dieser fügte sich in die Gewalt, protestirte aber im Angesichte des Himmels und der Erde gegen eine Gewaltthat, die er eine Versündigung gegen den heiligen Geist Gottes nannte, in dessen Namen er gepredigt hatte.

*

In dem Gefängnisse zu Passau wurde er anfangs sehr hart gehalten. Er saß in einem unterirdischen feuchten Kerker, wo man ihm nur eine nothdürftige Atzung gab von Brot und Wasser, und zum Lager feuchtes Stroh. Man wollte ihn dadurch zum Widerruf bewegen, und versprach ihm die Freiheit, wenn er schriftlich erklären wolle, daß er vom Teufel geblendet, ein Irrlehrer gewesen, und Alles widerrufe, was er jemals gegen den Pabst und die römische Kirche geredet und gepredigt habe. — Doch so schwer auch die Leiden seines Körpers auf seine Seele drückten, so blieb ihm doch noch immer Kraft genug, standhaft jeden Widerruf abzulehnen.

Nun wurde ihm förmlich der Prozeß gemacht. Der Ketzermeister der Dominikaner erhob Klage gegen ihn, und der neue Vicar von Waldkirchen stellte sich ihm als Zeuge gegenüber.

„Dessen bedarf es nicht," sprach Leonhard Kaiser mit sanfter Würde; „ich werde nichts leugnen, was ich geredet habe, denn so ist es meine innigste Ueberzeugung. Nur fordere ich als einen Act der Gerechtigkeit, daß man mir gestatte, schriftlich auf die Anklage zu antworten, denn ich höre und sehe, meine Richter sind meine Feinde, und will nicht Gefahr laufen, daß man meine mündliche Aussage mißverstehe oder verdrehe." Allein dieses billige Verlangen wurde ihm abgeschlagen. Man schrieb in das Protokoll hinein, was man wollte, und wenn er dagegen protestirte, so hieß es, das gehöre nicht zur Sache.

Der Kummer darüber und die schlechte Behandlung

im Gefängniß machte ihn krank. Doch erhielt er sich aufrecht und vertheidigte mit vieler Festigkeit und Unerschrockenheit seine Lehrsätze, worüber die Dominikaner, die seine Richter waren, Zeter und Wehe schrieen.

Da man ihn mit Ketten beladen stehen ließ vor der Gerichtsbank, so verließen ihn einmal seine Kräfte und er sank ohnmächtig zu Boden. Da wurden die Dominikaner besorgt, daß das Opfer des Fanatismus ihrer Wuth durch den natürlichen Tod entzogen werde, und sie beschlossen, ihn menschlicher zu behandeln bis zum Feuertode, den sie ihm bestimmten.

Nun erhielt er ein freundliches, gesundes Gefangenzimmer in dem mittleren Stockwerke eines Thurms, mit der weiten Aussicht auf die romantischen Umgebungen Passau's; er sah den lichten, blauen Himmel wieder und fühlte die Wärme der Sonnenstrahlen, und wußte nun, wohin er sein Auge zu wenden hatte, wenn er betete.

Die Sache zog sich noch in die Länge; doch sein sehnlichster Wunsch, Schreibmaterialien zu erhalten, wurde ihm nicht gewährt.

Aber der Kerkermeister und seine Frau wurden ihm wegen seiner Frömmigkeit und Milde täglich mehr und mehr zugethan, und so erlangte er endlich durch ihre Nachsicht heimlich, was man ihm nicht offen gewähren wollte, Feder, Dinte und Papier.

Der Glückliche im Unglück! — Diese Wohlthat ist die größte, die einem geistvollen Gefangenen nur gewährt werden kann, denn nun vermag er sich zu isoliren mit

seinem Geiste und alle irdische Leiden verschwinden ihm in eine Nebelferne, die ihn wenig berührt. Er schafft sich eine eigene, ideale Welt in seinem Schmerze, in welcher das Leiden der Gegenwart seine Seele nur wie eine süße, liebgewonnene Wehmuth berührt und ihn die Ahnung der allgegenwärtigen Gottesnähe über sein Geschick erhebt. Wohl dem, der in solcher Lebenslage nichts zu bereuen hat und das Bewußtsein ihm sagen darf, für eine schöne und große Idee leiden zu müssen. Dann wird er vom Angeklagten der Ankläger vor dem ewigen Weltenrichter; sein Groll über erduldete Ungerechtigkeit mildert sich durch die Wonne des Märtyrerthums, und er fühlt mit beseligender Ahnung, daß alle Leiden, die ihn hier auf Erden verfolgen, im lichten Jenseits tausendfältig vergütet werden.

In dieser wehmüthig-seligen Stimmung überfiel ihn freilich auch wohl in schwacher Stunde menschlicher Kleinmuth und Zaghaftigkeit. Dann aber gereichte es ihm zum Troste, wenn er an diesen oder jenen seiner theilnehmenden Freunde schreiben konnte. Einer der ersten dieser Briefe war an Martin Luther gerichtet.

Er hatte den Bericht über seine Verhöre aufgesetzt und schickte solchen diesem Freunde mit, dessen Lehren und Meinungen nun ganz die seinigen geworden waren.

„Lieber!" schrieb er dabei; „Du weißt nun meinen Unfall des alten Adams halben, welcher da in der Hölle gepeinigt wird und sich oft erhebt in Ungeduld wider Gott zu murren, gleich als geschehe ihm groß Unrecht. Doch ist (wiewohl schwach) der Geist vorhanden, thut ihn wie-

der trösten. O wie gar armselig und matt derselbe ist, klage ich Gott und Dir, mein Lieber, bitte Du für mich zu Gott, daß er gestärkt werde."

Doch eine Stunde später fügte er hinzu: „Ich habe wohl bei mir beschlossen, wie Paulus (Römer 8.) sagt, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalt mich soll abwenden von der Liebe Gottes und seinem heiligen Wort; es sind aber zwölf Stunden des Tages; dazu liegt es auch nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen, wie er auch sagt. (Kap. 9, 16.) Derhalben ist es lauter Gnade, so ich beständig bleibe, und gar nicht meines Thuns."

Diesen Brief wußte der Kerkermeister an Meister Hans Kurz zu Waldkirchen zur Besorgung abzugeben, und diese treue, ergebene Seele war sogleich bereit dazu. Als ein guter Fußgänger machte er sich selbst auf den Weg nach Wittenberg.

Nach Verlauf von acht Wochen saß Leonhard Kaiser einsam und trübsinnig im Gefängnisse. Die Abendsonne vergoldete die herrliche Gegend und erfüllte ihn mit einer Sehnsucht nach der schönen Welt und mit Wehmuth über sein wahrlich hartes Geschick, welche seine starke Seele fast zu überwältigen drohte. Zudem waren ihm die Schreibmaterialien ausgegangen, und manche drohende Anzeichen, sowie zunehmende Härte in seiner Behandlung, die wenigstens vom Ketzermeister geboten war, wenn auch durch die Nachsicht des Gefangenwärters bedeutend gemildert wurde,

ließ ihn erkennen, daß seine Sache die schlimmste Wendung genommen habe. Zudem litt er an einer Unterleibskrankheit, die ohnehin die Seele mit trüben Gedanken erfüllt, und bei zunehmender Schwäche war ihm das Entbehren einer freundlichen Krankenpflege doppelt fühlbar. Da rasselten die Schlösser und Riegel der äußern Thür seines Gefangenzimmers, und schon glaubte er zum letzten schweren Gange abgeführt werden zu sollen, als die Thür sich öffnete und eine liebliche Mädchengestalt auf ihn zueilte, und mit dem Ausruf: „Mein Vater, mein armer, geliebter Vater! Hier ist Dein treues Kind, um Dich zu pflegen und Dein Geschick zu theilen" — zu seinen Füßen niedersank.

„Hedwig, meine Tochter!" rief er aus, und Thränen feuchteten seine Wimpern, und die Allgewalt der Freude hatte fast sein Herz gebrochen, das zu schwach war, das Glück zu tragen, weil es nur in Leiden seine Kraft zu bewähren gewohnt war.

„Du Engel des Lichts, woher bist Du gekommen?" fragte er, sie aufs Neue umarmend; und sie erzählte, wie der Doctor Martinus Luther in Wittenberg, nachdem er seinen Brief empfangen, sie habe rufen lassen und ihr das Geschick ihres Vaters so schonend als thunlich geoffenbart. Da sie nun sogleich bereit gewesen sei, nach Passau zu wandern und seine Gefangenschaft zu theilen, wenigstens ihn kindlich zu pflegen, so habe der berühmte Doctor darüber große Freude geäußert und ihr einen Trostbrief für ihren Vater mitgegeben, den sie damit überreichte. — Nun habe der

treue Hans Kurz ihr Geleite übernommen, und seiner Klugheit und Verwendung habe sie es zu danken, daß sie, für eine Nichte des Gefangenwärters geltend, die Erlaubniß erhalten habe, die Verpflegung ihres gefangenen Vaters übernehmen zu dürfen.

Nach dieser ersten Ergießung der kindlichen Zärtlichkeit wollte der alte Leonhard Luthers Trostbrief lesen, aber die Thränen einer längst schon ungewohnten Rührung hinderten ihn daran. Es flimmerte die Schrift vor seinen Augen, und er übergab den Brief seiner Tochter, um ihn zu lesen.

„Dem ehrwürdigen Bruder in Christo, D. Leonhard Kaiser," las ihm Hedwig vor mit den weichsten Tönen der kindlichen Liebe und Wehmuth, die ihrer bewegten Brust entquollen; „dem Gefangenen Christi und seinem treuen, lieben Diener im Herrn — Gnade, Stärke und Friede in Christo."

„Dein alter Mensch, lieber Leonhard, ist gefangen," hieß es weiter. „Indem es also gewollt und berufen hat Christus, der Heiland, der auch seinen neuen Menschen für Dich und Deine Sünden dargegeben hat in die Hände der Gottlosen, damit er durch sein Blut Dich erkaufte zum Bruder und Miterben des ewigen Lebens. — Uns ist zwar leid für Dich, und wir wirken und beten, daß Du befreit werdest, nicht, damit Du Dir, sondern Andern lebest zum Ruhme Gottes, wenn es sein Wille sein sollte. Ist's aber sein Wille im Himmel, daß Du nicht frei werdest, so bist Du doch völlig im Geiste frei, und dann siehe nur zu,

daß Du muthig und standhaft die Schwachheit des Fleisches überwindest oder wenigstens geduldig ertragest durch die Kraft Christi, der mit Dir im Gefängniß ist; er wird auch bei Dir sein in aller Bedrängniß, wie er treulich und freundlich verheißt, da er spricht: »Ich bin bei ihm in der Noth.« Darum ist's nöthig, daß Du im Gebet mit Zuversicht zu ihm schreiest, und mit Trostpsalmen Dich aufrichtest und erhaltest unter jener Wuth des Satans, daß Du mögest im Herrn gestärkt werden und nicht etwas zu niedrig oder zu weich den Zähnen Behemoth redest, als ob Du überwunden den Hochmuth Satans fürchtest. Rufe vielmehr Christum an, der überall gegenwärtig und mächtig ist, verspotte und verlache den Trotz und die Anmaßungen des Teufels in der gewissen Zuversicht, daß er Dir nicht schaden könne, und zwar um so weniger, je mehr er wüthen mag, wie Paulus sagt: »Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein? — Alles ist unter seine Füße gethan. — Er kann Allen helfen, die versucht werden, da er auch selbst allenthalben versucht worden ist.«

„Also, mein lieber Bruder, stärke Dich in dem Herrn und sei stark in der Macht Deiner Stärke, auf daß Du, werdest Du befreit oder nicht, den väterlichen Willen Gottes an Dir erkennest, duldest, liebst und lebst aus gutem Herzen. Daß Du dies aber leisten könnest zum Lobe seines Evangeliums, das wirke in Dir der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, nach dem Reichthum seiner herrlichen

Gnade. Amen. In ihm lebe wohl und bitte zugleich für uns. — Wittenberg am Montage nach Cantate."

„Ha, wahrlich!" rief der fromme Gefangene aus, mit glänzenden Augen und gefaltet erhobenen Händen; „der Trost, die Ruhe und das Gottvertrauen ist in meine Seele gekommen, eingedenk der Worte Christi, die uns der Evangelist Matthäus im 10. Kapitel und 29. u. flg. Verse mittheilt: »Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? — Noch fällt derselben keiner auf die Erde ohne Euren Vater. — Nun aber sind auch Eure Haare auf dem Haupte alle gezählt. — Darum fürchtet Euch nicht: Ihr seid besser, denn viele Sperlinge. — Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.«"

Diese Trostsprüche, in Verbindung mit jenem Briefe Luthers, hatten eine himmlische Beruhigung in sein Gemüth gegossen, und nie hatte er so tief gefühlt und erkannt, wie jetzt, daß die größte Wohlthat für das Menschengeschlecht die nähere und reinere Kenntniß der Bibel sei, welche wir den Bemühungen Luthers verdanken.

„Die heilige Schrift," sprach er zu seiner Tochter, „enthält den Urquell des himmlischen Lichts. Das Evangelium redet das Wort Gottes, wie es Jesus Christus aus wunderbarer Eingebung der Welt verkündet hat. Es ist reich an Trost- und Kernsprüchen, die erleichternd sind für jede Lage des Lebens. — Die Bibel verwerfen heißt

Gott selbst verachten, und mir soll sie ein Ruhekissen sein für mein letztes Stündlein im Erdenwallen."

Und von da an ertrug er mit freundlicher Ruhe, fester Beharrlichkeit und frommer Ergebung Alles, was über ihn ferner verhängt wurde.

Als die Zeit seiner Vertheidigung gekommen war, besprach er sich mit seinem Freunde Philipp Gundelius. Durch diesen wackern Mann ließ er eine schriftlich von ihm aufgesetzte Verantwortung überreichen, die aber im Grunde nichts weiter war, als eine Aufstellung derselben Wahrheiten und Glaubenssachen, die er den Treuen seiner frühern Gemeinde bei jenem nächtlichen Gottesdienste zu Waldkirchen gepredigt und eindringlich verkündet hatte. Er ersuchte ihn jedoch, ehe er diese Artikel überreichte, ihm in aller Stille anzuzeigen, wo er sich etwa geirrt haben möchte.

Eine gleiche Bitte richtete er schriftlich an einen andern aufgeklärten Freund, der damals bei einer Frau von Jörger zu Tollet in Oberöstreich als Kaplan sich aufhielt.

„Gnade und Friede von Gott, unserm Vater und dem Herrn Jesu Christi!" redete er ihn an und fuhr dann fort: „Freuet Euch mit mir, mein allerliebster Bruder in Christo, daß der ewige allmächtige Gott, der Vater der Barmherzigkeit und Gottes alles Trostes mich, seinen unwürdigsten Diener und großen Sünder, werth geachtet des seligen Berufs, daß ich vor der argen Welt seinen heiligen, süßen und gebenedeiten Namen bekennen soll, gelobet sei er in Ewigkeit! Amen."

„Derselbe Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi,“ fuhr er fort, aus seinem frommen und demüthigen Geiste redend, „der in mir angefangen hat sein Werk, der vollführe es auch, stärke und richte mein Herz, alle meine Sinne und was ich vorhabe, auf den Weg der Seligkeit, regiere auch meine Lippen, Mund und Zunge nach dem Wohlgefallen seines väterlichen Willens, daß sie aussprechen sein Lob und Preis, so lange ich sie regen kann, daß ja durch mich, sein schwaches, untüchtiges Gefäß, nicht geschmälert noch verlästert werde sein heilig, rein und lauter Evangelium, das ich so oft und so lange gehört habe, als Gott wollte, mit Furcht und Ehre und Preis seines herrlichen Namens!“

Zugleich empfahl er sich in diesem Schreiben der Fürbitte und dem herzlichen Gebete seines Freundes, und der gläubigen Gemeinde nach der Verheißung Christi. (Matth. 18, 19 u. flg.)

Nun verging wieder eine Zeit in leidlicher Ruhe und frommen, erbaulichen Gesprächen mit seiner Tochter, die er immer mehr und mehr von der Wahrheit und dem echt evangelischen Sinne seiner Lehren und Meinungen überzeugte. Dadurch kam auch in deren Gemüth eine Ruhe und innere Klarheit, wie sie solche seit den Tagen des Zweifelns und innern Zwiespalts nie wieder empfunden hatte. Eine solche Ruhe des Gemüths in den bewegtesten Leidensstunden ist ein wahrer Gottesfriede, dessen nur die edelsten und frömmsten Seelen empfänglich sind. Das Verhältniß zwischen Vater und Tochter war zuvor nie ein so inniges

und vertrauendes gewesen als jetzt, wo über beide Gemüther die fromme Resignation in ein unabwendbares Geschick den Duft der Milde und Verklärung hingehaucht hatte.

Es kamen ihnen in jener Zeit mancherlei Nachrichten zu, die unter andern Umständen die beiden Unglücklichen in eine ewige Spannung zwischen Furcht und Hoffnung versetzt haben würde. Jetzt aber waren es nur leicht bewegte Wellen, die ihnen ohne tiefere Aufregung bald ein wehmüthiges Lächeln, bald eine stille Thräne entlockten.

Da sagte man ihnen, daß nicht Luther allein, sondern auch fürstliche Personen sich für die Freilassung des frommen Mannes lebhaft verwendeten. Unter den Letztern hatte insbesondere der Churfürst von Sachsen ein eigenhändiges Schreiben an den Bischof von Passau gerichtet, um die Loslassung eines Mannes zu bewirken, der ja nichts Anderes lehre, als was Luther in der Leipziger Disputation öffentlich verkündigt habe, und was in Wittenberg von der Kanzel und vom Katheder verkündet werde.

Auch der Landgraf Casimir von Baireuth, die Grafen von Schaumburg, Schwarzburg, Traun, Starenberg und andere vom reichsfreien Adel bemühten sich, durch Fürbitten und dringende Vorstellungen das drohende harte Geschick von dem edlen Gefangenen abzuwenden; doch Alles vergebens! Der Herzog Wilhelm von Baiern, den sein Vetter, der Bischof von Passau, auf das Stärkste gegen Leonhard Kaiser eingenommen hatte, fand eine besondere Lust daran,

das Urtheil des Ketzergerichts, das auf Verbrennung lautete, mit allem nur möglichen Aufsehen vollstrecken zu lassen.

Sein Tod war beschlossen. Das wurde ihm von dem Kerkermeister unter dem Siegel des Geheimnisses verkündet. Das letzte Gericht sollte nun öffentlich über ihn gehalten werden. Und das schwerste Stündlein seines Lebens kam, Abschied zu nehmen von seiner in solchen Leiden doppelt liebgewonnenen Tochter. Seine Seele war angegriffen von einem Schmerze, wie er ihn nie gefühlt hatte. Doch der höhere Geist, der in ihm lebte, gab ihm Kraft, das Schmerzlichste zu ertragen und sein vor ihm hingesunkenes Kind zu segnen.

Hedwig wollte ihn begleiten auf seinem muthmaßlich letzten Gange; doch er verbot es ihr, damit er nicht weich und wehmüthig werde, wenn es gelte, mit Kraft und Standhaftigkeit die Sache des Evangeliums zu vertheidigen.

Doch Hedwig war eine große Seele, in der eine bedeutende Willenskraft und Seelenstärke lag. Sie folgte ihrem Vater von ihm ungesehen und auch übrigens unerkannt in der geringen Kleidung des Standes, dem sie jetzt anzugehören scheinen wollte.

Als man ihn vor die Schranken führte, um noch einmal ein öffentliches Gericht über ihn zu halten, ging ein Priester an seiner Seite, der wegen mancherlei Uebelthaten berüchtigt war, doch bei der allgemeinen Versunkenheit seines Standes nicht zur Verantwortung gezogen wurde. Auf diesen Mann machte die fromme Ergebung und Festig-

keit des edlen Dulders einen Eindruck, der den bisher so verstockten Sünder bis in die Tiefe der Seele erschütterte.

„Ich bin nicht werth," sprach er laut genug zu Leonhard Kaiser, um von den Umstehenden deutlich gehört und verstanden zu werden, „daß ich neben Dir gehe; Du bist ein Gerechter, ich aber habe den Tod wohl verdient, mir soll man mein Recht thun! Der Bischof ist ein Bluthund!" schrie er dann auf im wilden Schmerz der Verzweiflung; Leonhard Kaiser bat ihn zu schweigen, und die ihm zunächststehenden Mönche erklärten ihn für wahnsinnig. Der Bischof befahl lächelnd, daß man ihn in eine Pönitenzzelle sperren solle, bis er seiner Sinne wieder mächtig geworden sei, und weiter geschah ihm nichts. Aber dem frommen Dulder geschah mehr als jenem Sünder.

Nach diesem Vorfalle zog der edle Märtyrer geduldig weiter in der Mitte der Bewaffneten, die ihn führten.

Als er nun auf dem Marktplatze angekommen war, umringten ihn seine Freunde und suchten ihn mit tröstlichen Worten aufzurichten; aber alle waren so sehr von der Würde und dem Werthe des Mannes durchdrungen, daß keiner sich erlaubte, das Ansinnen an ihn zu richten, daß er widerrufen und auf diese Weise sich retten möge, indem er von der Bahn der Wahrheit abweiche.

Vor den Schranken stehend wurde er noch einmal gefragt, ob er widerrufen wolle; allein er erwiderte entschlossen: „Was in der Schrift gegründet ist, kann und will ich nicht widerrufen; was aber nicht darin seinen Grund hat, dem soll hiemit widersprochen sein."

Hierauf wurden ihm die verschiedenen Klagepunkte über die Sätze, die er bei jenem mitternächtlichen Gottesdienste den Getreuen seiner kleinen Gemeinde verkündet hatte, in lateinischer Sprache vorgehalten. Er faßte sie sogleich in deutscher Sprache auf und ertheilte die Antwort mit solchem Scharfsinne, Gründlichkeit und Unerschrockenheit unter Berufung auf beweisende Bibelstellen, die er aus dem Kopfe hersagte und richtig anwendete, daß ihm die gerechte Bewunderung und laute Anerkennung von allen Unparteiischen und Unbefangenen lebhaft gezollt wurde.

Allein auf seine Gegner machte diese Freimüthigkeit keinen andern Eindruck, als nur ihre Wuth zu erhöhen.

Unter den vielen Gelehrten und hohen Clerikern, welche die Wichtigkeit der Sache aus der Nähe und Ferne herbeigezogen hatte, befand sich auch die große bäuerische Figur des bereits durch seine Angriffe auf Martin Luther berüchtigten Doctor Eck aus Ingolstadt. Die groben, stark ausgeprägten Züge seines großen Angesichts röthete der Zorn, und mit der schweren, durchdringenden Stimme fiel er ihm heftig in die Rede, indem er rief: „Du sollst hier nicht predigen, sondern einfach mit Ja oder Nein antworten.“

Leonhard Kaiser betrachtete ihn mit einem Blicke der Verachtung und fragte, mit welchem Rechte er sich hier einmische und ihn hindern wolle, sich auf das Wort Gottes zu beziehen. Da verbot der Bischof mit donnernder Stimme dem frechen Ketzer — wie er ihn nannte — den Mund, und las sodann das Verdammungsurtheil, welches er selbst über ihn gefällt hatte, von einem Zettel ab.

Dagegen trat der Rechtsbeistand des Verurtheilten, eben jener Philipp Gundelius auf, der an seinen Lehrsätzen nicht das Mindeste zu tadeln gefunden hatte, und appellirte mit lauter Stimme im Namen desselben an eine freie Kirchenversammlung, indem die Sache im ganzen Reiche erschollen sei.

Allein der Bischof erklärte, daß auf solche Protestation nicht zu hören sei und befahl, daß nunmehr dem geistlichen Verdammungsurtel gemäß Leonhard Kaiser den weltlichen Gerichten zur Vollstreckung überantwortet werde.

Und das geschah denn auch mit den schrecklichen Ceremonien, die in solchen Fällen üblich sind; und mit den Fluchformeln, welche der Bischof von seinem erhöhten Sitze aufstehend sprach, wurde der Unglückliche von Kirchendienern seines priesterlichen Gewandes entkleidet, das Haupt völlig geschoren und dann als ein Verdammter für diese und jene Welt den Bütteln zugestoßen, welche ihm einen schlechten Kittel überwarfen und dem anwesenden Stadtrichter übergaben, dessen Sache es von nun an war, das schreckliche Todesurtheil zu vollstrecken; denn »die Kirche vergießt kein Blut« lautet die heuchlerische Regel des römischen Clerus, die, hier angewendet, als eine furchtbare Ironie erscheinen mußte.

Als die Büttel den Unglücklichen ergriffen und die Ketten klirrten, die sie ihm anlegten, ertönte mitten im gedrängtstehenden Volkshaufen ein klarer Aufschrei und ein Getümmel entstand, indem ein ohnmächtig gewordenes Mädchen davon getragen wurde.

„Meine Tochter!" rief der Verurtheilte unwillkürlich aus, und auch das scharfe Auge des Bischofs hatte sie von seinem hohen Sitze her erkannt, und mit dem Ausdrucke der mitleidigsten Theilnahme gebot er einigen seiner Trabanten, die Ohnmächtige in seinen bischöflichen Palast zu bringen. Doch der mitleidige Gefangenwärter war schon behende zugesprungen und mit dem Ausrufe: „Es ist meine Nichte!" hob er die Ohnmächtige empor und trug sie in seine enge, düstere Wohnung zurück. Da die Trabanten meinten, es handle sich nur um eine Sache der Menschlichkeit, so ließen sie es geschehen und waren froh, damit nicht weiter beschäftigt zu werden.

Leonhard Kaiser wurde auf Befehl des Stadtrichters aufs Neue schwer gefesselt in ein anderes Gefängniß geführt, das noch viel fester war als das frühere. Es war der Diebesthurm, in welchem alle zum Tode Verurtheilten bis zum Tage ihrer Hinrichtung wohl bewacht verwahrt wurden. Hier jeder, auch der geringsten Bequemlichkeit und selbst des Tageslichtes beraubt, mußte der Unglückliche noch einen ganzen Monat die schweren Prüfungen einer harten Gefangenschaft dulden und der Aussicht auf ein unabwendbar schreckliches Ende harren. — Das war keine geringe Erschwerung der ihm von Gott auferlegten Prüfung, daß der schon zum Tode gereifte Mann in eine Lage versetzt wurde, die nur als Verlängerung seiner Todesqualen betrachtet werden konnte. Seine Seele verlor aber nichts an der freudigen Zuversicht, womit er die

Märtyrerkrone erwartete — den Lohn der ewigen Gerechtigkeit Gottes für so schwere irdische Leiden.

Doch durch eine wehmüthige Freude sollte seine Seele, die schon mehr dem Himmel als irdischen Dingen angehörte, noch einmal auf diese Welt zurückgeführt werden.

Durch die List seines frühern Gefangenwärters war es Hedwig gelungen, in das weiße Gewand eines Dominikaners gehüllt, mit der Kapuze über den Kopf gezogen, Zutritt bei dem Gefangenen zu erhalten. Kaum waren die Riegel hinter ihr geschlossen, so sank sie zu seinen Füßen nieder, und bei dem schwachen Lichtstreife, der von oben herab durch eine kleine Maueröffnung in den Kerker drang, erkannte der Gefangene seine geliebte Tochter.

Diese Scene des Wiedersehens unter solchen Umständen zu schildern, vermöchte keine Feder. Seit lange zum ersten Male wieder flossen die Thränen des frommgläubigen Mannes, dessen Haar Leiden und Kerkerluft schnell gebleicht hatten. Er umschloß sie mit seinen gefesselten Armen, und klirrende Ketten des ehrwürdigen Greises schmiegten sich an die schlanke, liebliche Jugendgestalt seines schönen Kindes.

Da nun sein Tod gewiß war, so fragte ihn die Tochter, ob er noch so sehr eingenommen sei gegen das Asyl des Klosters, indem sie ja doch dann keine andere Heimath und Zufluchtsstätte auf Erden mehr haben werde.

„Nun," entgegnete er, „unser würdiger und gelehrter Freund Doctor Martinus ist Mönch geblieben, obwohl er Lehrer des gereinigten Evangeliums geworden ist. Es

muß also wohl klösterliche Stille und Anschaulichkeit, selbst die strenge Ordensregel, wenigstens der Augustiner, vereinbar sein mit dem Lichte der Aufklärung in Sachen des Glaubens, und darum will ich Dich nicht hindern, Profeß zu thun und jene drei Gelübde, des Gehorsams, der Armuth und Keuschheit, abzulegen, die ja wohl in der Welt, wie sie jetzt ist, nach dem Untergange aller edlen Ritterlichkeit, noch die einzige Schutzwehr gegen Angriffe des Lasters auf die Tugend einer Jungfrau sein möchten. So ziehe denn hin in Frieden, begieb Dich noch heute nach Waldkirchen. Unser Freund, der ehrliche Hans Kurz, möge Dich wieder zurückgeleiten nach Sachsen, und dann verkündige Deiner einzigen Freundin Katharina, daß Du gleich ihr für immer der Welt und ihren Freuden und Leiden entsagen würdest."

Das war gleichsam das letzte Vermächtniß des frommen Dulders. Er segnete sie mit stiller Wehmuth und entließ sie, das feierliche Versprechen fordernd, das Ende seines Geschicks, das sie ja doch nicht wenden könne, hier nicht abzuwarten. Hedwig gab dieses Versprechen auf das Tiefste erschüttert, und nahm sich vor, es zu erfüllen, wie die Zahlung einer heiligen Schuld.

Sie nahm sich nur noch Zeit, ihrem Wohlthäter, dem redlichen Kerkermeister, zu danken, dann schlug sie den einsamen Weg nach Waldkirchen ein, den sie wohl kannte.

Die Leute des Bischofs waren zu spät gekommen, um das schöne Mädchen aus dem Hause des Gefangenwärters mit Gewalt zu entführen. Der Bischof aber schäumte vor

Wuth und Rachsucht. Er sandte sogleich einen seiner Kaplane zum Stadtrichter mit der Aufforderung, bei Strafe der Excommunication ein Ende zu machen mit dem zum Feuertode und zu den ewigen Höllenqualen längst verdammten Ketzer Leonhard Kaiser.

Der Stadtrichter hatte sich einschüchtern lassen durch diese Drohung.

Am folgenden Tage wurde Leonhard Kaiser mit schweren Ketten beladen auf ein Pferd gesetzt und darauf festgebunden. So von einer starken Wache begleitet, wurde er durch die Straßen der Stadt Passau geführt, sodann nach Scherding gebracht.

Auf dem ganzen Wege bezeigte er sich getrost und unerschrocken, und grüßte freundlich die Umstehenden. Unter dem Thore nahmen noch einmal seine Freunde von ihm Abschied und baten ihn laut und offen, er möge nie, weder im Leben noch im Tode, von der Wahrheit weichen.

Es waren angesehene Männer darunter; aber sie konnten ihn nicht retten, denn die Macht der Hierarchie war in jener Gegend noch nicht gebrochen. Man hatte ihnen den Rath gegeben, sie möchten es sich als eine Gnade vom Bischofe erbitten, daß der Verurtheilte mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werde; allein sie wiesen diesen Antrag zurück, ganz aus der Seele ihres geliebten Freundes und Lehrers redend, mit den Worten: „Wir wollen Gott in Allem die Regierung überlassen, und würden damit zufrieden sein, wenn auch unser Bruder oder An-

verwandter, da er nun einmal sterben müßte, auch unter den Flammen die evangelische Wahrheit bekräftigen würde."

Diese Theilnahme und das Vertrauen so edler und angesehener Männer erhöhte den Muth des Märtyrers, und wurde ihm der Gedanke, daß er für das Licht der Wahrheit und das heilige Evangelium Zeugniß ablegen solle durch seinen Tod, zum begeisternden und belebenden Balsam für alle Leiden, die er noch zu dulden hatte.

In Scherding wurde er wieder in ein Gefängniß gebracht. Doch bald darauf, am 16. August, war der Tag seiner Hinrichtung.

An diesem schrecklichen Tage gab er noch vielfache Beweise von seiner frommen, duldsamen Standhaftigkeit.

Als ihn die Henker im Gefängnisse binden wollten, verwickelten sich die Stricke und die rohen Menschen fingen an zu fluchen. Der fromme Dulder aber wies sie mit den Worten zurück: „Lieben Brüder, fluchet nicht, ich entrinne Euch nicht. Ihr thut mir keinen Zug, es wolle denn Christus mein Herr haben; Ihr seid ja doch nur ein Werkzeug von Gott verordnet."

Darauf wurde er zu der Richtstätte abgeführt. Diese war draußen vor der Stadt. Eine unermeßliche Menschenmenge hatte sich versammelt. Es war eine Stille, daß man eine Nadel hätte fallen hören können; nur von Zeit zu Zeit hörte man das ferne Läuten des Armensünderglöckleins in der Stadt, oder das stille Weinen und Schluchzen bewegter Gemüther.

Während des ganzen Zuges zeigte er gleiche Zuversicht

und Ergebung. Er ging zu Fuß. Obgleich krank und schwach, so unterstützte doch die Erhebung seiner Seele die geringen Kräfte des Körpers.

Ein Augenzeuge schreibt von ihm: „Ich habe bei keinem Menschen solchen Ernst und Inbrünstigkeit gesehen. Er hub sein Gesicht über sich, seine Brust empor, sein Mund redete so schnell lateinische Psalmen, daß ein Wort dem andern kaum weichen mochte, und solches that er durch die ganze Stadt hinaus. Zuletzt hub er an gewaltig deutsch zu reden, und sprach mit einer sonderbaren Bewegung und großen Heftigkeit: »Christus, Du mußt mit mir leiden, Christus, Du mußt unter mich, Du mußt mich tragen, mit mir ist es sonst verloren.«"

In diesen Worten sprach sich die ganze Schwere seiner menschlichen Schwäche in Verbindung mit der Höhe einer geistigen Kraft und frommen Zuversicht aus, wie sie wohl selten ein Mensch in einer gleich schrecklichen Lage bewiesen haben mag.

Als er nun endlich in die Nähe des Richtplatzes kam und sein Blick auf die unübersehbare Menschenmenge fiel, die den hochaufgebauten Scheiterhaufen umgab, sprach er mit lauter Stimme: „Siehe, da wäre die Ernte. Da sollte man Schnitter in der Ernte haben."

Dann bat er den Hausvater seines Gefängnisses, der ihn führte: „Sendet doch Arbeiter in diesen Weingarten des Herrn, damit die Trauben der Glaubensreinheit reif werden, die an jedem Stocke einer Menschenseele hangen."

Diese und mehrere andere bedeutsame und salbungs-

volle Worte hörte man aus seinem Munde, indem er durch die Menge hinschritt.

Im Kreise vor dem Scheiterhaufen angekommen, hielt er noch eine Anrede an die Umstehenden: „Ich vergebe Allen, die mich hierher gebracht haben — sprach er mit der Milde einer höheren Verklärung — von ganzem Herzen. Ich bitte Alle, die ich wider Wissen und Willen beleidigt haben sollte, um Verzeihung, bete und flehe für Diejenigen zu Gott, die noch ohne Licht und Erkenntniß leben. Auch für Dich, Guideon — fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, und heftete seine Augen auf einen jungen Mönch im weißen Ordenskleide der Dominikaner, der ihm ganz in der Nähe stand — auch für Dich bitte ich um Erleuchtung, denn Deine Seele wanket und schwanket noch zwischen dem Lichte und der Finsterniß!"

„Qualvoller Zustand!" seufzte der junge Mönch, der vor Entsetzen todesbleich war, „ich beneide Euch um Euern Glaubensmuth und Märtyrertod."

„Würdest Du meine Hedwig wiedersehen," sprach Leonhard Kaiser noch gedämpfter, „so bringe ihr meinen letzten Gruß und sage ihr, daß ich mit den Worten des Erlösers: »In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost! ich habe die Welt überwunden,« (Joh. 16, 33) von ihr und allen meinen Lieben scheiden werde."

Guideon, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, zog sich zurück durch das Gedränge der Volksmenge und suchte die Einsamkeit im nahen Walde auf, um sich wieder zu sammeln; denn der Ketzermeister Hochstraaten hatte den

reumüthig zurückgekehrten jungen Mönch nach Passau gesendet, um der Hinrichtung eines Ketzers beizuwohnen und ihm darüber Bericht zu erstatten, in keiner andern Absicht, als ihn dadurch abzuschrecken von jedem Rückfalle der Abtrünnigkeit. Aber erst auf der Richtstätte erkannte er zu seinem unaussprechlichen Schmerze, daß es der Vater seiner Geliebten war, den er als einen frommen und aufgeklärten Mann und als seinen Retter in dem Tumulte zu Wittenberg lieben und achten mußte.

Leonhard Kaiser aber wendete sich abermals gegen die Menge und bat, daß Alle für ihn beten möchten, daß Gott ihm die Kraft erhalte, im gereinigten, festen, christlichen Glauben zu sterben.

„Schweig!" rief ihm der finstere Landrichter zu, „und mache keine unnützen Worte mehr. Ihr aber, ihr Schergen und Henker, packt ihn an, legt ihn auf den Scheiterhaufen und bringet den Holzstoß in Brand, damit ein Ende werde mit dem Liede."

„Nein, es sei ein Anfang damit gemacht," entgegnete Leonhard Kaiser, während die Schergen ihn ergriffen. „Ihr aber, meine Freunde — rief er — lasset uns ein frommes Lied anstimmen, lasset uns singen zur Ehre des Herrn: „Komm', heiliger Geist, u. s. w."

Und nachdem die Henker ihn festgebunden hatten am Brandpfahl, und während die Schergen die rings umher auflodernde Flamme schürten, sang er mit seiner schönen, volltönenden Stimme fest, klar und deutlich den in schwerster Erdennoth so erhebenden alten Kirchengesang:

„Komm', heiliger Geist, Herr und Gott!
Erfüll' mit Deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn,
Dein brünstig Lieb' entzünd' in ihn'n,
O Herr! durch Deines Lichtes Glanz,
Zu dem Glauben versammelst ganz
Das Volk aus aller Welt Zungen,
Das sei Dir, Herr, zu Lob gesungen.
Allelujah! Allelujah!"

Und alles Volk sang leise mit, doch so leise und bewegt, daß man seine wie aus Himmels Höhen über Alle schwebende Stimme deutlich hören konnte.

Endlich fühlte er, daß der Rauch und die Flamme seine Stimme zu ersticken drohte; da erlosch sein Gesang und man hörte ihn nur noch einigemale ausrufen: „Jesu, ich bin Dein, mache mich selig!"

Und nach einiger Zeit lag dort nur noch ein Häuflein Kohlen und glimmender Asche. Und da es Abend wurde, kamen seine Freunde fast verstohlen und sammelten seine Asche in einen irdenen Krug. Diesen vergruben sie heimlich in der Nacht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde, und mit Thränen der Liebe sprachen sie den Segen darüber.

Dieser Märtyrertod that aber der Sache der Verbreitung des Lichts großen Vorschub. Der Unwille darüber war allgemein und die innere Empörung theilten Viele, die bis dahin dem Pabstthume blind und treu ergeben gewesen waren.

Martin Luther gab die von Leonhard Kaiser eigenhändig aufgesetzte, und von einem Augenzeugen ergänzte Geschichte

des dem Wahngötzen eines finstern Papismus geopferten Märtyrers Leonhard Kaiser im Drucke heraus, begleitet von einem kräftigen Vor- und Nachworte. Das Erstere schloß er mit dem salbungsvollen Gebete:

„Ach Herr Gott, die allerschönsten Artikel sind doch das, darüber der fromme Kaiser sein Blut vergossen und sein Leben gelassen hat, verdammt auf Erden als ein Ketzer, aber im Himmel verklärt als ein rechter Märtyrer. O lieber Herr Jesu Christe, hilf uns durch Deinen Geist (solchem Exempel nach) Dich und Dein Wort auch zu bekennen mit beständigem Glauben vor dieser blinden, unartigen Welt, und vergieb den elenden Tyrannen sammt ihrem Haufen solche ihre Sünde, und erleuchte alle irrige und verführte Herzen mit dem Lichte Deiner Gnade, und sei mit uns Armen, daß Du uns behüteſt und bewahreſt, rein und unsträflich auf Deine Zukunft.

„Dir sei Lob und Ehre, mit dem Vater und heiligen Geiste, in Ewigkeit. Amen."

Ende des zweiten Theils.

C. A. Knauth

Dresden

Wittenberg und Rom.

Historisch-romantisches Gemälde

aus der

Reformationsgeschichte

von

H. E. R. Belani.

C. A. Knauth
Dresden

„Bei Gott ist die lebendige Quelle (des Heils und der Seligkeit) und in seinem Lichte sehen wir das Licht."
Psalm 36, 10.

Dritter Theil.

Leipzig, 1840.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

C. A. Knauth
Dresden

Fünftes Hauptstück.

Die Bannbulle.

„Verflucht wirst Du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker."
„Verflucht wirst Du sein, wenn Du eingehst, und verflucht, wenn Du ausgehst."
Im 5. Buch Mose 28, 16 u. 19.

Visionen im Kloster. — Luther unterdrückt Carlstadts grobe Schmähschrift. — Ecks Intriguen in Rom. — Hedwigs Genesung. — Ulrich von Hutten wirbt um ihre Hand. — Dessen Leben und Wirken. — Sickingen. — Dessen Herberge der Gerechtigkeit. — Päbstliche Anmaßungen. — Ecks Schrift über das Primat des Pabstes. — Verdammung Luthers in Rom. — Bannbulle. — Kaiser Karl V., dessen schonende Aeußerung. — Des Churfürsten Friedrich von Sachsen Gesinnungen für Luther. — Luthers kräftiges Versöhnungsschreiben an den Pabst. — Seine Losagung von der herrschenden Kirche. — Verbrennung der päbstlichen Bannbulle. — Luthers Thätigkeit und Privatleben. — Guideons fanatischer Wahnsinn. — Angriff auf Luthers Leben. — „Gott hat es nicht gewollt!"

„Siehe, es wird Licht!" rief die bleiche, junge Kranke im Siechensaale des Nonnenklosters Nimtsch bei Grimma, und richtete sich im erregten Zustande halb empor auf ihrem niedrigen Lager, hielt die Hand über die tiefen, blauen Augen, als blende sie das Licht, und starrte dabei gegen die dunkle Decke, denn es war Nacht, und die kleine

eiserne Lampe auf dem Steintisch in der Mitte des Gemachs war verhüllt.

„Beruhige Dich doch, geliebte Schwester Hedwig," flehte die an ihrer Seite knieende junge Nonne, und bemühte sich, die erschöpfte Kranke wieder zum Niederlegen zu bewegen.

„Und siehst Du das Licht nicht?" fragte Jene weiter; „Gott der Vater thront ja dort in himmlischer Klarheit, im wunderbaren Lichtglanz, an seiner Linken unser Herr und Erlöser mit den zwölf Wundenmaalen, darüber schwebend der heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube, von der alles Licht ausgeht; zu seiner Rechten die ewige, gebenedeite Jungfrau Maria — Alles umflossen von rosigen Wolken, umschwebt von duftigen Engeln mit aurorafarbigen Flügeln, mitten im Kreise der eilftausend Jungfrauen, deren Harfenklänge mein entzücktes Ohr vernimmt — horch!" — —

„Der Herr ist König ewiglich, Dein Gott, Zion, für und für, Halleluja!"

Diese Worte des Psalmisten sang vierstimmig mit leise bewegten Tönen ein Chor Nonnen, welche im dunkeln Hintergrunde des Saals auf ihren Knieen lagen.

„Horch," rief die Kranke; „Engelchöre lobsingen dem Herren!"

„Sie redet irre, die Arme," seufzte Katharina von Bora, denn sie war es, die an ihrem Siechbette kniete. „Wenn sie nur nicht wahnsinnig wird, oder stirbt," klagte sie, von namenloser Angst bewegt, vor sich hin.

„Der Herr hat sie hoch begnadigt mit wunderbaren

Visionen," sprach die Priorin des Klosters, zurückgewendet zu den übrigen Nonnen. „Sie ist eine Heilige!"

„Gebenedeit sei die Heilige!" sprachen diese murmelnd vor sich hin und beteten halblaut ein Ave Maria.

„Wehe!" schrie die Kranke mit markerschütternden Tönen, und sank zurück auf ihr Lager, indem sie beide Hände wie abwehrend von sich streckte und ihre tiefliegenden Augen den Ausdruck eines starren Entsetzens annahmen. „Wehe, wehe, wehe!"

„Was siehst Du?" fragte Catharina bleich und bebend.

„Meinen Vater und Martin Luther!" rief die Kranke, starr vor Entsetzen. „Furchtbar — gräßlich — Flammen der Hölle — Teufel schüren die Gluth — Luther — mein Vater — in den Höllenflammen! — auf ewig verdammt — — wehe — wehe — verdammt auf ewig!" —

Keine Feder beschreibt das Gräßliche dieser Schmerzenslaute, womit sie in wildem Wahnsinn diese Worte ausrief.

Aber noch schrecklicher wurden sie durch den Chor der Nonnen, die da mit schaurig gedämpften Stimmen aus den Klageliedern Jeremiä sangen:

„Darum hat sie des Herrn Zorn getroffen, weil sie die Priester nicht ehrten."

„Der Herr hat an ihnen seinen Grimm vollbracht, er hat seinen grimmigen Zorn ausgeschüttet, er hat zu Zion ein Feuer angesteckt, das auch ihre Grundveste zerstört hat."

„Siehe!" rief die Kranke aufs Neue phantasirend, und erhob sich im Bett, auf den einen Arm gestützt und

den andern emporstreckend; „auch das Himmelsbild Gottes, seines Sohnes und des heiligen Geistes ist verschwunden. Siehe, da thront der Pabst mit der dreifachen Krone auf dem greisen Haupte. Siehe ihn, umgeben von den Kardinälen und Großwürdenträgern der Kirche. Siehe, wie er da schleudert den Bannstrahl herab vom Stuhle Petri auf die Abtrünnigen und Ketzer, die da verdammt sind zu ewigen Höllenqualen.“

Und die Nonnen sangen, wie zuvor, im schaurigen Unisono:

„Siehe, er fährt daher wie Wolken, und seine Wagen sind wie ein Sturmwind, seine Rosse sind schneller denn Adler. Wehe ihnen, sie müssen zerstört werden!“

„Aber Martinus Luther erhebt sich,“ fuhr die Seherin fort, „versöhnende Engel reichen ihm die Siegerpalme. — Verschwunden sind die Flammen der Hölle. — In Nebel zerfließen der Pabst und die hohe Clerisei. — Mein Vater schwebt empor zum Himmel. — Er trägt die Märtyrerkrone auf dem Haupte. — Siehe, Martinus Luther ersteigt den Felsen Petri. — Horcht auf, wie er singt:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns hat jetzt betroffen.
Der alte böse Feind,
Mit Ernst er es jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Seine grausam Rüstung ist.
Auf Erden ist nicht sein's Gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten."

Dieses schöne Lied Luthers, das die Seherin aus unbewußten Erinnerungen hersagte, da es ihr Vater oft gesungen hatte, war damals noch wenig bekannt. Auf die Nonnen, die es zum ersten Male hörten, machte es den tiefsten Eindruck. Sie erhoben sich und sahen einander an. — „Was ist dieses?" fragte Eine die Andere, „ist Bruder Martinus ein Verdammter oder ein Heiliger worden?"

„Hört nicht auf sie!" rief die Novizmeisterin. „Sie ist eine vom Teufel Besessene, und die Katze mit neun Schwänzen *) wird ihr den bösen Geist bald austreiben."

Damit häkelte die Ketzermeisterin dieses geistliche Strafinstrument vom Gürtel los, und war im Begriff, die bewußtlos dahingesunkene Seherin damit zu schlagen; allein Schwester Katharina fiel ihr in die Arme und rief flehend: „O, schlaget sie nicht, sie ist frömmer denn wir Alle, und, hoch begnadigt von Gott und der heiligen Jungfrau Maria, durchschaut sie die Zukunft gleich einer göttlichen Prophetin, und was sie sagt, wird gewißlich wahr werden; denn Bruder Martinus ist wahrlich kein Ketzer und Abtrünni-

*) Geißel mit neun Strängen.

ger, sondern ein Verkündiger des Worts. Mag der Pabst ihm drohen mit Bann und Interdict; er wird nicht weichen und wanken vom reinen Evangelium Jesu Christi. Deß bin ich gewiß, denn eine Stimme Gottes verkündet es in meinem Herzen."

Katharina von Bora stand dabei begeistert ihr gegenüber, als sei sie selbst eine Seherin geworden. Die Macht der Wahrheit und die Kraft der Ueberzeugung sprach aus ihren glänzenden, sonst so bescheiden niedergeschlagenen Augen, ihre ganze Gestalt war höher und edler geworden, und alle Nonnen betrachteten sie mit einer frommen Scheu und Bewunderung, die ihren begeisterten Worten Eingang gewährte. Selbst die sonst so strenge Zuchtmeisterin wagte nicht die bereits gehobene Geißel gegen sie zu gebrauchen.

„Unglückliche!" rief sie ihr zu; „Du selbst bist auf dem Wege zur Ketzerei und Abtrünnigkeit, geh in Deine Zelle, faste drei Tage und Nächte, und bete dreihundert Ave Maria, damit Dir der Herr Deine Sünden vergebe."

„Wie?" sprach Katharina, die in ihrer einmal aufgeregten Stimmung den wunderbaren Muth der Begeisterung hatte. „Kann es Gott wohlgefällig sein, daß der Mensch die ihm von Gottes unendlicher Güte geschenkte Gabe von Speise und Trank verschmäht? wie kann das gedankenlose Herplappern lateinischer Gebete Gott versöhnen? — Was würde unser Pater Martin Luther dazu sagen, dieser Mann des Lichts und der Aufklärung, dieser Mann ohne Furcht und Tadel, den ich bewundere, seitdem ich eine Predigt von ihm gelesen und mit seinem Geiste mich befreundet habe!"

„Wehe über das räudige Schäflein!“ rief die Zuchtmeisterin mit erhobenen Händen aus und wendete sich an die andern Nonnen: „Du aber, reine, unbefleckte Heerde der Lämmer Gottes, meide fortan ihren Umgang, damit nicht ein räudiges Schaf die ganze Heerde anstecke!“

Katharina aber breitete weinend die Arme aus gegen die eingeschüchterten Nonnen und rief: „O, ist denn Keine mehr unter Euch, geliebte Schwestern, die noch den Muth hätte, mich lieb zu haben?“

„O, wir Alle, wir Alle!“ riefen die jüngern derselben, und drängten sich, die Trostlose in ihre Arme zu nehmen und sie zu beruhigen, indem sie Alle versprachen, für die Irrende beten zu wollen, damit sie nicht Schaden an ihrer Seele nehmen möge.

„Wo bin ich? Was ist mit mir? Was wollt Ihr Alle hier?“ rief die darüber ganz vergessene Kranke, die zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt war; und es zeigte sich nun, daß sie kein Wort von dem wußte, was sie während ihrer Geistesabwesenheit geredet und verkündet hatte.

Aber mit ihrem Erwachen waren auch alle Qualen eines gebrochenen Herzens unter unaufhörlichen Selbstanklagen wieder über sie gekommen. Ihre hoffnungslose Liebe, das Gefühl des Verlassenseins, der Schmerz über den qualvollen Tod ihres Vaters bedurften kaum noch der Gewissensbeängstigungen, womit sie sich marterte bei dem innern Zwiespalt ihrer Seele in Hinsicht der Glaubensmeinung, um das so tief fühlende Mädchen gemüthskrank zu machen. Zudem hatten die körperlichen Anstrengungen einer so weiten

und abenteuerlichen Reise, dann die Fasten, nächtlichen Gebete und Kasteiungen, welche sie sich selbst auferlegt hatte, um sich mit Gott zu versöhnen, ihre Gesundheit zerrüttet, ihre Nerven überreizt, und so ein langsames Siechthum über sie gebracht, in welchem die wunderbarsten Visionen sie ahnende Blicke in die Zukunft thun ließen, die jedem sich selbst bewußten Menschen verschlossen bleiben.

Indeß entwickelten sich in Luthers Leben und Wirken die Ereignisse, die sie in dem Zustande ihres Hellsehens vorher verkündet hatte.

Der Doctor Martinus Luther saß eines Abends in seiner Zelle im Augustinerkloster zu Wittenberg, und hatte die Feder niedergelegt, denn er war sehr betrübt und verstimmt geworden über die mancherlei Zumuthungen und Umtriebe des päbstlichen Kammerherrn von Miltitz, der gegen Ende Augusts (1520) sich bei dem Generalcapitel der Augustiner in Eisleben eingefunden und den Convent beredet hatte, einige Abgeordnete an Luther nach Wittenberg zu senden, um ihn zu bewegen, nochmals ein versöhnendes Entschuldigungsschreiben an den Pabst zu erlassen. Nun hatte er nicht umhin gekonnt, wegen seiner Ordensverhältnisse solches zuzusagen, doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, nichts zu widerrufen. Jetzt hatte er den Versuch gemacht, dieses Schreiben abzufassen, aber eine innere Stimme war ihm entgegen. Er warf die Feder hin und rief: „Helf Gott — ich vermag es nicht! Den Frieden wünsche und begehre ich von Herzen; aber

der Wahrheit kann und darf ich nichts vergeben, dazu verpflichtet mich mein Doctoreid der Theologie. Wie soll ich es nun machen, um meine Vorgesetzten zu befriedigen und den Pabst zu versöhnen, ohne mein Gewissen zu beschweren?"

Mit diesen Gedanken hatte er den Kopf auf die Hand gestützt und die Augen starr gegen die schwere Eichentür des gewölbten Eingangs gerichtet; da öffnete sich diese und der kleine, lebhafte Doctor Carlstadt trat ein. Seine kleinen dunkelbraunen Augen blitzten ihm im schwärzlichgebräunten Antlitz, und in der Hand hielt er, in der Luft fechtend, ein Manuscript empor.

„Ecce homo — sieh hier, Mensch!" schrie er mit triumphirender Miene mit seiner heiser, unangenehm tönenden Stimme. „Hier, neue Waffen; ein ganzes Arsenal von grobem Geschütz gegen unsern Erzfeind, den Päbstler, den Großmaul, Johann von Eck!"

Damit warf er die Handschrift vor Luther auf den Eichentisch, schlug wie ein tapferer Mann mit der Faust darauf, und deutete dann mit dem Zeigefinger auf den Titel, den er dem Doctor vor Augen schob.

„Was soll das?" las Luther: „Wider den viehischten Esel und angemaaßten Doctorlein u. s. w."

„Johann Eck, ja, ja!" rief Carlstadt mit einem Ausdruck von Hohn und Selbstgefühl, der sich sprechend auf seinen markirten Gesichtszügen ausgeprägt hatte.

„Und Du meinst wirklich, durch solche pöbelhafte Schimpfreden die Sache besser zu machen?" fragte der

Doctor Martinus unwillig, und zerriß das Titelblatt von oben bis unten.

„Oho!“ fiel ihm Carlstadt erschreckend in die Rede und versuchte seine Hand aufzuheben. Aber Luther sprach: „Nach diesem Titel zu urtheilen, wird die ganze Schrift nichts sein, als ein eitel Geschimpfe. Ich fürchte zwar den Krieg nicht und weiche keinem redlichen Kampfe aus, allein ich mag ihn nicht herausfordern, am wenigsten mit solchen Waffen des Pöbels, die edlen Rittern im heiligen Kampfe für das Licht des Evangeliums nicht geziemen wollen, wie mich bedünken will.“

Damit stand er auf und legte das Manuscript auf eine glühende Kohlenpfanne, wo es die Flammen alsbald ergiffen und verzehrten. Carlstadt wagte nicht, ihn daran zu hindern.

„Aber Ihr wißt wohl nicht, gelahrter Herr Doctor,“ sprach er kleinmüthig, „was dieses angemaßte Doctorlein aus Ingolstadt gegen Euch betreibt?“

„Nun, was sollte ich's nicht wissen,“ meinte Luther im gleichgiltigsten Tone, „daß dieser große Bauer und lächerliche Prahlhans, weil er mich zu Leipzig nicht hat erschlagen können, schon zu Anfang dieses Jahres nach Rom gereist ist, um dort am päbstlichen Hofe seine Bolzen zu drehen und Praktiken gegen mich zu üben.“

„Aber welche Praktiken!“ rief Carlstadt und zog lebhaft einen Brief aus der Tasche, den er entfaltete und Luther vorlegte.

„Ein Brief von Eck und an Dich?“ fragte Luther erstaunt.

„Ja, von ihm und an mich,“ jubelte Carlstadt mit unaussprechlichem Hohn. „Um Euch besser angreifen zu können, will er Euch isoliren und mich von Euch abziehen. Sehet da, wie er mir mit erheuchelten, glatten Worten rathen will, mich loszusagen von Eurer Meinung, die er Ketzerei zu schelten sich erfrecht, und als Grund anführt, daß die päbstliche Bannbulle gegen Euch, den Augustiner Doctor Martinum Luther, bereits fertig geworden sei und nächstens in die Welt erlassen werde, um Euch ganz sicher auf den Scheiterhaufen zu bringen.“

„He, was?“ rief Luther, ausbrechend in ein seltsames Lachen, und überlas die Stelle noch einmal, als traute er seinen eigenen Augen nicht; „eine päbstliche Bannbulle gegen mich? Nun, damit mögen sie nur angestiegen kommen; aber ich werde ihnen schon dienen. Wahrlich, ich sage Dir, sie werden damit ihre Sache nicht besser machen, sondern sich selbst viel Unheil über den Hals ziehen. Bis jetzt habe ich nur kleines Spiel getrieben; aber so sie mich angreifen, werde ich mich wehren, und dann, durch keine Rücksichten mehr gebunden, soll die Schärfe meiner Feder sie vernichten in der öffentlichen Meinung.“

Luther war aufgestanden. Seine ganze Haltung war ritterlich geworden. Der edle Zorn hatte sein Antlitz geröthet und der Muth eines Helden strahlte aus seinen Augen.

„O, Ihr wißt noch nicht Alles!“ rief Carlstadt ju-

belnd. „Siehe, hier haben sich die Päbstler mit eigenen Waffen geschlagen. Um mich zu gewinnen, begeht dieser Eck die Dummheit, sich den Schein der Unparteilichkeit geben zu wollen, als tadle er, was zu tadeln sei. — Hier schreibt er," und damit nahm er den Brief vor die Augen und las: »Von Rom habe ich Aergeres gehört, als ich nun sehe und erfahre. So aber etwas Böses hier geschieht, hat's daher ein größer Ansehen, daß aus allen Orten, so weit die Christenheit reicht, die Grundsuppe alles Lasters und Standes der ärgsten Buben sich hier findet. Es geht am römischen Hofe noch viel gräulicher und schrecklicher zu; wie man jetzt auch siehet, daß es an der Bischöfe in Deutschland, auch vieler Fürsten Höfe pfleget zu gehen.«

„Nun bei Gott!" rief Luther aus und schlug seine Hände voll Verwunderung über einander; „wenn des Pabstes Freunde so schreiben von seinem Hofe und dem römischen Unwesen, wie sollen denn seine Feinde von ihm schreiben? Indeß wollen wir nicht ermangeln, dieses Geschoß zurückzuwenden gegen dessen Urheber. So Du es erlaubst, werde ich diesen köstlichen Brief des Herrn Doctor Eck mit Anmerkungen herausgeben."

„O, mit Freuden!" rief Carlstadt und warf den Brief auf den Tisch; „dieser Angriff wird ihn mehr schlagen als mein »viehischer Esel« jemals vermocht hätte."

„Dazu helfe mir Gott!" rief Luther und reichte Carlstadt die Hand, dieser schlug ein und Beide schieden als Freunde.

Hedwig war vom Siechbett erstanden. Auch die Gemüthskrankheit hatte sie verlassen. Diese Erfolge verdankte sie der liebevollen Pflege und dem trostreichen, verständigen Zuspruch ihrer jungen Freundin Katharina von Bora. Und nun war sie ganz liebende Schwärmerin für diese Freundin geworden. Alle die unendliche Liebe, die dieses tiefsfühlende Mädchen für Guideon und für ihre nun verklärten Eltern empfunden hatte, war umgeschlagen in eine schwärmerische Freundschaft für Katharina von Bora. All ihr Sehnen ging dahin, sich mit ihr durch die engsten geistigen Bande und leibliches Beisammensein schwesterlich zu vereinigen. Ein weibliches Gemüth, das fühlt, hat nicht Zeit zum Denken. Alle Zweifel an der Unfehlbarkeit des Pabstes und der Heiligkeit der kirchlichen Satzungen waren aus ihrer Seele verschwunden. Der römische Cultus wirkt mächtig auf eine glühende Phantasie, und darum ist er den Bewohnern des Südens als Versinnlichung des göttlichen Wesens und Poesie der Religion so unentbehrlich, während die Völker des Nordens eher geneigt sind, sich in das Gebiet des Uebersinnlichen eines von aller Phantasterei gereinigten Glaubens zu erheben. So hatte auch die geheimnißvolle Mystik der Messe mit ihrer Pracht, ihren Weihrauchopfern, der fremden Sprache und feierlichen Bewegung der Priester auf dem fernen, vom farbigen Sonnenlichte magisch beleuchteten Hochaltar, das geheimnißvolle Flüstern der Ohrenbeichte, der Geisterchor schwarz und weiß gekleideter, bis an die Augen verhüllter Nonnen, der Nymbus der Heiligkeit ihres Standes, ihre

Zurückgezogenheit von der Welt, das Marterbild des gekreuzigten Heilandes, der Diamanten- und Goldglanz des wunderthätigen Marienbildes, der fromme Heiligendienst oder die Anbetung der von den Päbsten erhobenen Heiligen, welche die stillen Nonnen durch zart und künstlich aus Papier geschnitzelte und bunt bemalte Bilderchen feierten, selbst die frommen Kasteiungen des Fastens und nächtlichen Betens, die mystische Bedeutung des Rosenkranzes und das Murmeln der Ave Maria und Paternoster — das Besprengen mit dem Weihwedel der Priester und das Eintauchen der Finger in das Weihwasser und sich selbst Bekreuzigen bei dem Eintritt in die Kirche, das Knieen und Psalmiren unter den erhabenen Spitzgewölben des gothischen Doms, umgeben von der dämmernden Symmetrie zarter und schlanker Pfeiler, die wie die Pinien eines Waldes die helldunkle, geheimnißvolle Wölbung trugen, überhaupt die ganze hinreißende Macht der Sympathie eines Cultus, der auf kindliche Gemüther wie auf poetische, auf sinnenglühende wie auf phantastische, einen so hinreißenden Eindruck macht, — auch ihr vom tiefsten Weh der Seelenschmerzen und vom Gefühl des Verlassenseins gleich durchdrungenes Gemüth ergriffen, und ihr Wunsch, in die Gemeinschaft der frommen Schwesterschaar als eine Braut Christi aufgenommen zu werden, war so lebhaft und dringend geworden, daß sie täglich die Priorin mit Bitten angegangen war, sich für die Verkürzung ihres Noviziats bei dem Bischof zu verwenden und den Tag ihrer Einkleidung als Nonne zu beschleunigen. Ihr Wunsch

war erfüllt, und die große Scheidestunde von der Welt, von ihren Hoffnungen und Schmerzen, Freuden und Leiden stand bevor.

Da übergab ihr eines Abends Katharina von Bora, die mit ihrer geliebten Mutter durch die gewonnene Pförtnerin immer noch im geheimen Briefwechsel stand, einen Brief, der von Martin Luther eingegangen war. Diesem lag ein Brief bei, der sie auf das Höchste und seltsam überraschte.

„Allerschönste Jungfrau!" lautete der an Hedwig Kaiser addressirte Brief. „Euch wird sonder Zweifel nicht entgangen sein, wasmaßen ich seit unserm ersten Begegnen auf dieser Pilgerfahrt des Lebens von seltsamer Liebe und ehrbarlicher Minne zu Euch entglommen und entbronnen bin. Dazumal aber war ich einerseits vom bösen Siechthum heimgesucht, andererseits von den kirchlichen und Welthändeln dermaßen umstrickt, daß ich mein Leben als eine ruhe- und rastlose Pilgerfahrt betrachten mußte, auf welcher mir wohl der Lorbeer des Dichters und des Kriegers, auch die Dornenkrone des Märtyrers, nicht aber die Fackel des heidnischen Gottes Hymen oder das christliche Sacrament der Ehe beschieden sein konnte. — Nun aber haben sich die Sachen anders gestaltet. Aus der bittern Fehde der Bündler gegen den böslichen Mörder meines Bruders, Herzog Ulrich von Würtemberg, bin ich mit heiler Haut, fröhlichen Gemüths und leiblicher Genesung an den Hof meines hohen Gönners, des aufgeklärten Erzbischofs von Mainz zurückgekehrt, und nachdem ich dem Pabste und

der hohen Clerisei noch einige Satyren und böse Episteln an den Hals geschleudert habe, hat Erzbischöfliche Gnaden sich am Ende durch Andringen des Kaisers Carolus V. und des Pabstes Leo X. genöthigt gesehen, mich aus höchstdero Diensten zu entlassen, mich aber dero fernern Schutzes zu versichern, so ich von jetzt an mindestens still und ruhig sitzen würde. Derohalben habe ich mich mit meiner Familie und ganzem Gesippe wiederum ausgesöhnt, und sitze nun hier auf dem Gute meiner Mutter, das mir nach der schändlichen Ermordung meines ältern Bruders nun als Erb- und Lehnsherr zufallen wird, und da habe ich denn ihren Bitten und Thränen und dem Drange meines Herzens nachgegeben und mit Gott beschlossen, fortan ein stilles und friedliches Landjunkerleben zu führen, der Feder und Poesei für immer Valet zu sagen, und mir ein ehelich Gemahl zuzulegen, das mich ehren und lieben und im Alter pflegen könne; solches jedoch nur unter der Condition, daß Ihr, allerschönste Jungfrau, mir hold und gewärtig sein würdet, solche Stelle in meinem Herzen und Hause anzunehmen. Da liegt die Frage, die über mein Leben und Wirken, mein Leiden und Freuden entscheidet. Jacta est alea! *)

Ulrich von Hutten,

Ritter des heil. römischen Reichs, Doctor der Rechtsgelahrtheit und gekrönter Dichter, auch sonst noch Erb- u. Gerichtsherr ꝛc.“

*) „Der Würfel ist geworfen!“ Ein Lieblingszuruf Huttens an sich selbst zur Kräftigung für irgend eine entschlossene That.

Martin Luther empfahl diesen Brief zur Beachtung und Befolgung, indem er zugleich der Ehe eine große Lobrede hielt und sie für eine Pflicht menschlicher Bestimmung erklärte. Er bezog sich dabei auf Salomon, der in den Sprüchwörtern (Kap. 18. V. 22.) sage: »Wer ein Weib findet, der findet was Gutes, und schöpfet ein Wohlgefallen von Gott; wie auch Zucht in der Ehe gehalten werden und Eines gegen den Andern Geduld und Liebe tragen und üben soll.«

Seine Meinungen über diesen hochwichtigen Gegenstand, besonders in Beziehung auf Priesterehe, gewannen erst später ihre abgeschlossene Entschiedenheit; jetzt war es nur im Allgemeinen eine Empfehlung des Ehestandes, womit er Huttens Werbung begleitet hatte.

Diese Werbung und Luthers Brief machten auf beide junge Mädchen einen sehr verschiedenen Eindruck. In Katharinas Busen schwoll eine Ahnung, daß sie ihre von der Natur dem Weibe vorgezeichnete Bestimmung verfehlt habe. Das Lob der Ehe aus dem Munde eines so gelehrten Mönchs zu hören, war ihr so neu als bedeutend. Ein tiefes Weh schrillte durch ihre Seele, und in diesem Gefühle rief sie ihrer jungen Freundin zu: „Es ist der Ruf des Himmels, der an Dich ergeht, geliebte Hedwig, folge ihm; ich beschwöre Dich bei Deiner Ruhe und Deiner Seligkeit!“

„Liebe Schwester!“ entgegnete Hedwig schwärmerisch lächelnd, und drückte ihre Hand an ihr Herz; „fühle, ob hier noch menschlich-irdische Wünsche klopfen? —

Nein, gewiß nicht; ich könnte keinem Manne mein Herz und meine Liebe weihen, die ja unserm liebsten Herrn Jesus zugewendet ist."

„Aber Du liebtest ja schon einen Mann, meine süße Schwester! Wie oft hast Du mir davon erzählt."

„Ich liebe ihn noch, aber wie einen theuern Todten, und werde ihn ewig lieben, wie ich ihn liebte, ohne Hoffnung!" rief Hedwig in Thränen ausbrechend. „Aber was ist diese Liebe? Dem Erdenleben gehört sie nicht an, sie schwebt wie ein Engel des Lichts mir voran und führt meine Seele in das ewige Reich jener himmlischen Liebe, die Gott ist; denn »Gott ist die Liebe« sagt die heilige Schrift, — und in dieser Liebe will ich auch leben und sterben und selig werden! Amen."

Nun ergriff Hedwig die Feder und schrieb, daß sie, dankend für das ehrende Vertrauen, seinen Antrag nicht annehmen könne, „denn — erklärte sie — mich ziehet eine höhere Liebe ab von den Täuschungen und Nichtigkeiten dieser Welt, und indem Ihr dieses leset, werde ich schon sein eine Braut Jesu Christi, dem ich mich in diesen Tagen feierlich verloben werde. Am nächstkommenden Sonntage, beliebt es Gott, werde ich Profeß thun und eingekleidet werden als Nonne."

Als Ulrich von Hutten diesen Brief empfing, rief er aus: „Auf denn zu Deinen Zelten, Israel! Für mich gibt es keine Ruhe und keinen Frieden auf Erden. Mein Element ist der Kampf gegen päbstliche und mönchische Unbill. Schon haben meine freien Schriften und Reden

viel Anklang gefunden bei deutschen Fürsten und Städten. Ich werde zunächst an den Hof des Erzherzogs eilen, um ihn persönlich zu gewinnen und in der großen Bewegung der Zeit mit fortzureißen. Schon erfüllt mich Siegeshoffnung und Zuversicht. Ich werde verkünden und weissagen in einer Schrift, daß Roms Tyrannei nicht mehr lange dauern wird. Schon ist die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt. Alle werde ich aufrufen, nur Vertrauen zu ihren tapfern Anführern zu haben, und vor Allen zu jenem Martinus Luther, dem erleuchteten Vorkämpfer auf dem Wege des Lichts und des Heils. Und diesem werde ich zurufen, nicht in der Mitte des Streites zu ermatten, denn hindurch müssen wir. Die Lage ist günstig, die Kräfte sind herrlich. Es lebe die Freiheit! — jacta est alea — der Würfel ist geworfen! Ich habe es gewagt!"

In diesem Sinne schrieb er an Luther den schönen Brief voll der edelsten Begeisterung, der also beginnt:

„Wache auf, du edle Freiheit!"

Dann fuhr er fort:

„Wenn Euch in dem, was Ihr jetzund, wie ich sehe und spüre, mit großem Ernst und andächtigem Gemüth fürhabt und handelt, etwa ein Hinderniß fürfiele, wäre mir wahrlich eine kleine Freude. Wir haben dennoch hie etwas ausgerichtet und fortgesetzt; der Herr sei fürder auf unserer Seiten und stärke uns, um dessen willen wir uns jetzund hart bemühen, seine Sache zu fördern, und seine heilsame, göttliche, reine Lehre, so durch die Päbste, Statuten, Menschengesetze und Lehren bisher

verfinstert und verunreinigt, wiederum lauter und unverfälscht herfürbringen und an den Tag geben. Solches treibet Ihr gewaltig und unverhindert; ich aber nach meinem Vermögen, soviel ich kann. Wollte Gott, daß es Alle verständen und merkten, und sich selbst ohne unser Zuthun und Ermahnung erkennten und wieder zur rechten Bahn kehrten."

„Es ist die Sage," fuhr er noch kräftiger fort, „daß Ihr excommunicirt und in den Bann gethan seid. O, wie seid Ihr so selig, Luther! Wie ein seliger Mann, sage ich, seid Ihr! Denn von Euch werden alle frommen und gottesfürchtigen Herzen singen und sagen: Sie rüsten sich wider die Seele des Gerechten und verdammen unschuldig Blut. Aber der Herr wird ihnen ihr Unrecht vergelten und sie um ihrer Bosheit willen vertilgen. Der Herr unser Gott wird solches thun, das ist unsere Hoffnung und Zuversicht. — Denn was meint Ihr wohl, daß für ein Unglück, Herzeleid und Nachtheil der ganzen Christenheit es bringen würde, wenn Ihr jetzund wegfielet? Doch was Euch anlanget, weiß ich gewiß, daß Ihr der Meinung seid, viel lieber zu sterben, denn daß Ihr solltet zu ihnen treten und mit ihnen eins sein. Mir ist auch wohl bewußt, daß sie mir sehr heftig nachstellen; darum will ich mich auch wohl fürsehen und hüten, aufs Beste so ich kann."

Und er schloß mit dem feurigen Zurufe: „Seid nur keck und beherzt, und nehmet gewaltig zu und wanket nicht. Aber was ermahne ich einen Solchen, der es wahrlich

nicht bedarf? Ich will Euch in Allem, es gehe wie es wolle, getreulich beistehen; derohalben dürft ihr mir forthin, ohne alle Furcht, alle Eure Anschläge kühnlich offenbaren und vertrauen. Wir wollen durch Gottes Hilfe unser Aller Freiheit schützen und erhalten, und unser Vaterland von Allem dem, damit es bisher unterdrückt und beschwert gewesen, getrost erretten. Ihr werdet sehen, Gott wird uns beistehen. So denn Gott mit uns, wer ist wider uns?"

Dieser Ulrich von Hutten war indeß für die Sache der Aufklärung schon bedeutender geworden, als er selbst dafür halten mochte. Schon auf dem Reichstage zu Augsburg hatte er in einer feurigen Rede die Fürsten zum Türkenkriege aufgefordert, darin aber auch noch gesagt: „Noch dringender thut es eigentlich Noth, gegen den Pabst und Clerus zu Felde zu ziehen." Die Tyrannei der Päbste, welche Deutschland schmählich niederhielten und plünderten, während sie selbst in Leichtsinn und Ueppigkeit lebten, war das Hauptziel seiner scharfen, satyrischen Schriften. Er war bei alle seinem ritterlich-abenteuerlichen Sinne ein hochgebildeter Mann und gekrönter Dichter, vertraut mit den Wissenschaften und dem classischen Alterthume. Dabei geistvoll, furchtlos und unermüdet, noch dazu den höheren Ständen angehörend und in den vornehmsten Verbindungen lebend.

Einen solchen Mann, dessen Pfeile so sicher trafen, mußte der Pabst für nicht minder gefährlich halten, als Luther. Er hatte daher den Erzbischof Albrecht von Mainz,

bei dem Ulrich von Hutten sehr beliebt war, und selbst den Kaiser aufgefordert, jenen schmähsüchtigen Poeten und Gegner des Pabstes und der römischen Clerisei ihm zur gebührenden Bestrafung auszuliefern; allein mehr wurde nicht erreicht, als daß Albrecht von Mainz ihn von seinem Hofe entfernen und seine Schriften gegen den Pabst verdammen ließ.

Da hatte nun den wackern Vorkämpfer des Lichts ein tiefer Mißmuth ergriffen, und müde aller jener unfruchtbaren Kämpfe und Welthändel, war er auf das väterliche Gut in den Kreis seiner Familie zurückgekehrt. In dieser Stimmung hatte er auch den Bitten seiner Mutter nachgegeben, sich zu vermählen; doch mit dem ihm eigenen festen Willen nur mit der Erklärung, daß Hedwig Kaiser, die er längst im Stillen liebte, sein eheliches Gemahl werden solle, oder keine Andere.

Da war denn von diesem hilflosen armen Mädchen die bereits erwähnte abschlägige Antwort eingelaufen. Diese mochte wohl im ersten Augenblicke den angesehenen, und von Fürsten und Königen gefeierten Ritter nicht wenig überraschen und verletzen. Doch bald war in ihm das Gefühl zum Bewußtsein gekommen, daß er sein Lebensziel und seine höhere Bestimmung durchaus verfehlt haben würde, wenn er sich in diesen gewaltigen Wirren des großen Kampfes um das Licht, gleich einem unbedeutenden Landjunker zur Ruhe gesetzt hätte, und mit diesem Bewußtsein erlangte sein geistiges Leben einen neuen Aufschwung. Selbst den Fehlschlag seiner Werbung um

Hedwigs Hand mußte er als eine Ausgeburt des papistischen Geistes der Kirche betrachten, und desto glühender wurde sein Haß gegen das Pabstthum und die Clerisei, desto lebhafter sein Freiheitssinn, und desto herrlicher entfaltete sich jede Blüthe seines reichen Geistes. In dieser hochherzigen Stimmung beschloß er sein ganzes Leben dem großen Kampfe zu weihen.

Indem er sich die Gefahren nicht verhehlte, denen er entgegen ging, beschloß er, sich selbst jede Möglichkeit der Rückkehr zur weichlichen Ruhe abzuschneiden. Und mit dem Hochsinne ausgezeichneter Menschen entsagte er dem väterlichen Erbe zu Gunsten eines jüngern Bruders, nahm Abschied für immer von einer zärtlichen Mutter, die ihn beweinte als den verlornen Sohn, ohne seine Größe zu ahnen, und begab sich an das Hoflager des Kaisers Karl V., wo er voraussetzen durfte, bei dem Rufe seiner Tapferkeit und Talente und dem hohen Adel seiner Familie, eine seiner würdige Stellung zu finden, sei es in Kriegsdiensten, oder am Hofe oder im Rathe des Kaisers.

Da er aber nicht aufhörte gegen den Pabst und die hohe Clerisei zu schreiben, und jetzt sogar anfing seine Schriften deutsch drucken zu lassen, damit sie desto mehr in das Volksleben dringen möchten, indem seine frühern Schriften nur in der ihm sehr geläufigen lateinischen Sprache abgefaßt waren; so stieg die Erbitterung des Clerus gegen ihn immer höher. Der Kaiser, der es mit dem Pabste nicht verderben wollte, zudem auch ein streng-gläubiger, von Mönchen erzogener Katholik war, wagte

es nicht, dem verketzerten Freigeiste Schutz und Anstellung zu gewähren, und Meuchelmörder bedrohten sein Leben. Da nahm sich ein trefflicher, aufgeklärter, kraftvoller und hochgestellter Mann seiner an; es war der Ritter und kaiserliche Rath Franz von Sickingen, der jenen höhern Rang eines Reichsgrafen, der ihm angeboten war, verschmähend, stolz auf seinen alten Adel, reich und unabhängig, als das Haupt der deutschen Ritterschaft betrachtet wurde, und im Besitze einer Macht war, die ihn manchem Reichsfürsten gleichstellte. Vor keinem Mächtigen der Erde sich beugend, stand er so hoch in der öffentlichen Achtung, daß Grafen und Ritter es sich zur Ehre schätzten, in seinem Gefolge aufgenommen zu werden.

Diesen Mann hatte Hutten am kaiserlichen Hoflager kennen gelernt. Gleiche Gesinnung und Anerkennung gegenseitiger Geistesgaben hatte beide Männer bald auf das Innigste befreundet. Doch betrachtete sich Hutten gegen ihn immer in der Stellung eines Schützlings gegen seinen hohen Patron, und mit wahrer Begeisterung schilderte er ihn später in Briefen an Erasmus von Rotterdam, einen eben so freigeistigen Gelehrten:

„Er ist ein Mann, dergleichen Deutschland lange Zeit nicht mehr gehabt hat, und er verdient auch durch Dich der Nachwelt empfohlen zu werden. Ich hoffe gewiß, daß Franz von Sickingen unserer Nation große Ehre bringen wird. Nichts bewundern wir an dem Helden des Alterthums, was er nicht nachzuahmen sich bestrebte. Er ist weise, beredt, thatkräftig, und Alles, was er spricht

und thut, ist edel und groß. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden."

Und als er ihn noch näher kennen gelernt hatte, schrieb er an denselben vertrauten Freund, der sein früherer Lehrer gewesen war: „Wahrlich, eine größere Seele gibt es nicht in Deutschland. Ich wollte, daß ich nicht so viel Wohlthaten von ihm empfangen hätte, damit ich desto unbefangener sein Lob ausbreiten könnte."

Und dieses Lob war nicht unverdient. Treffliche Anlagen des Geistes, eine hohe Empfänglichkeit für die bedeutendsten Interessen der Menschheit, eine seltene Gradheit und unbestechliche Redlichkeit des Characters, unterstützt von einer imponirenden Persönlichkeit, machten Franz von Sickingen zu einem der bedeutendsten Charactere seiner Zeit.

Unter solchem Schutze konnte jedoch Ulrich von Hutten nur seines Lebens sicher sein, wenn er das Asyl annahm, das Sickingen ihm anbot.

Sickingen besaß so ausgedehnte Besitzungen, daß sie, zusammengelegt, manches deutsche Fürstenthum an Größe übertroffen haben würden. Seine festen Burgen galten für uneinnehmbar. Eine der festesten war die Ebernburg, wo nach Huttens glänzender Beschreibung: „Streitroß und Waffen gewahrtet, Müssiggang und Feigheit verachtet sind; wo die Männer, im ganzen Sinne des Wortes, als Männer sich zeigen, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt wird; wo für die Gottheit Verehrung, für die Menschen Sorgfalt und Liebe heimisch; wo alle Tugenden

ihren Preis erhalten; wo Habsucht nicht geduldet, Ehrgeiz geächtet, Meineid und Laster weit entfernt sind; wo Männer, von einer Glut der Freiheit erfüllt, verweilen; wo die Leute das gemeine Gold verschmähen und nur nach Großartigem streben; wo die, welche mit Abscheu vor dem Unrechte fliehen, stets nur dem strengen Rechte folgen; wo man Verträge hält, Treue ehrt, den Glauben hegt, die Unschuld schirmt; wo Redlichkeit aufblüht, geschworene Eide gelten. Dieses ist jene Herberge der Gerechtigkeit."

Und in dieser Herberge der Gerechtigkeit fanden jederzeit wegen Freiheit der Glaubensmeinung Verfolgte, als: ein Bucer, Oekolampadius u. A., gastfreie Aufnahme. Hier fand auch Ulrich von Hutten gegen seine Verfolger eine sichere Zufluchtsstätte. Und dort konnten diese freigeistigen Männer unter gegenseitigem Gedankenaustausche für die Sache des Lichts um so thätiger wirken; denn der aufgeklärte Besitzer dieser Burg hielt daselbst eine eigene kleine Buchdruckerei, die, weder von Censur noch irgend einem Preßzwange gedrückt, gleichsam das Asyl war, wohin verfolgte Gedankenfreiheit sich hätte flüchten können. Hierher wurde auch Luther von Sickingen eingeladen, für den Fall, daß er durch die Bannbulle sich gar zu hart gedrängt sehen sollte. Dort hielt sich auch Franz von Sickigen gern auf unter den freigeistigen Männern, die seine mächtig schützende Hand dorthin berufen hatte. Und bei dieser Gelegenheit war es, daß Ulrich von Hutten jenen starken Ritter und Gönner mit Luthers Lehren zu

befreunden wußte, dessen Schriften er im Drange eines bewegten Lebens noch nicht Zeit gehabt hatte zu lesen.

Dieses Bemühen und dessen Erfolge schilderte Ulrich von Hutten in einem spätern Briefe an Martin Luther mit den lebendigsten Farben.

„Der Einzige," schrieb er, „welcher sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit unserer annimmt, ist Franz von Sickingen, und auch diesen hätte man neulich bald zum Wanken gebracht, indem man ihm einige ungeheuere Dinge zeigte, welche Du solltest geschrieben haben. Um die widrigen Eindrücke zu vertilgen, welche man auf Franzens Gemüth gemacht, begann ich ihm Deine Schriften vorzulesen, welche er bis dahin nur kaum gekostet hatte. Er fand bald Geschmack an dieser Lesung, und weil er allmälig ahnete, welch ein Gebäude, und auf welchem Grunde Du es aufgeführt, so fragte er ganz verwunderungsvoll: »Ist denn wirklich Jemand kühn genug, alles Bisherige einzureißen? Und wenn er den Muth hat, besitzt er auch hinreichende Kraft dazu?« Ich aber habe ihn allmälig so begeistert, daß fast kein Abendessen vorübergeht, bei welchem er sich nicht Etwas aus Deinen oder meinen Schriften vorlesen ließe. Als einige seiner Bekannten und Freunde ihn neulich ermahnten, eine so bedenkliche Sache zu verlassen, antwortete er: »Die Sache, welche ich vertheidige, ist nicht bedenklich oder zweifelhaft, sondern die Sache Christi und die Wahrheit. Auch verlangt es das Wohl unsers Vaterlandes, daß Luthers und

Huttens Rathschläge gehört und der wahre Glaube vertheidigt werde.«"

So hatte die Sache der Reformation Luthers wieder neue kräftige Stützen gewonnen, während die Anhänger des Pabstes mit steigendem Eifer und mönchischer Hinterlist zu Werke gingen, um ihn völlig zu stürzen.

Die Universitäten Löwen und Cöln waren größtentheils mit Professoren aus dem Dominikanerorden besetzt, und Dominikaner waren die Vorsteher derselben. So lag es denn ganz im Geiste dieses Ordens, daß von dorther gelehrte Verdammungsurtheile über Luthers Lehre und Angriffe gegen den römischen Stuhl gesprochen wurden. — Darüber triumphirten die Anhänger des Pabstes, und glaubten nun bei so mächtiger Hilfe unter den Gelehrten um so hochfahrender auftreten zu können. Und so erschien denn von Rom aus eine Schrift, deren unerhörte Anmaßungen so frech und lächerlich waren, daß dadurch in der öffentlichen Meinung dem Ansehen des Pabstes mehr geschadet als genützt wurde. Und das Schlimmste war, daß diese Schrift unmittelbar vom Vatican ausging, nämlich von dem im Vertrauen des Pabstes hochstehenden Meister des heiligen Palastes, Silvestro Mazzolini, verfaßt war und daher für eine Maßregel des Erstern selbst gehalten wurde.

Man höre!

Zuerst äußert sich Silvester darüber empört, daß Luther es wage, von ihm, als einem der Mitrichter über Luthers

Lehren und Schriften, an den Pabst und dann sogar von diesem an ein Concilium zu appelliren, indem es über den Pabst keinen Richter gebe. Dieser sei der infallible Entscheider aller kirchlichen Streitfragen, der höchste Richter über alle theologische Zweifel; die päbstliche Herrschaft sei die einzige wahre Monarchie, die fünfte Monarchie, die im Daniel vorkomme; der Pabst sei der Fürst aller geistlichen, der Vater aller weltlichen Fürsten, das Haupt der ganzen Welt, ja, er sei dem Wesen nach die ganze Welt selbst.

Auch in einer andern Schrift erklärte er alle fürstliche Gewalt für eine Subdelegation der päbstlichen. „Der Pabst," sagt er, „ist erhaben über den Kaiser, mehr als das Gold über das Blei; ein Pabst kann Kaiser einsetzen und absetzen, positive Rechte geben und vernichten. Der Kaiser, mit allen Gesetzen, mit allen christlichen Völkern, würde gegen den Willen des Pabstes nicht das Mindeste zu bestimmen vermögen."

Die Beweise für solche Behauptungen waren freilich schwach genug; indeß war das Erscheinen dieser Schriften selbst von einer so hohen Stelle Beweis genug, wohin die Hierarchie strebte und wohin sie geführt haben würde, wenn nicht der kräftige Geist der Reformation in Deutschland sich zeitig entgegengestellt hätte.

Doch fehlte es auch dort nicht an servilen Seelen, die, um äußere Vortheile zu gewinnen, oder sei es auch aus Haß oder Vorurtheil gegen Luther, zur Feder griffen

und mit allem Anscheine einer gründlichen Gelehrsamkeit solche Anmaßungen zu unterstützen suchten.

Unter diesen trat der bedeutendste Gegner Luthers, Johann von Eck, am kräftigsten auf mit einer Schrift: »Ueber das Primat des Pabstes,« womit er schon im Februar desselben Jahrs (1520) zu Stande gekommen war.

Prahlerisch verkündete er im Eingange derselben, daß Luthers Behauptung: „Das Primat des Pabstes sei nicht von göttlichem Rechte," stattlich und klar widerlegt werden solle, wobei dann noch viele andere lesenswerthe Dinge vorgetragen werden würden, die er mit großer Mühe zum Theil aus seltenen Handschriften zusammengetragen, und mit äußerster Wachsamkeit verglichen habe.

„Merke auf, lieber Leser!" rief er aus, „und Du sollst sehen, daß ich mein Wort halte!"

Nun bringt er einen Wust von Gelehrsamkeit und Citaten hervor, und stellt Behauptungen auf, die eine historische Kritik für grundfalsch erklären muß. So z. B. scheuet er sich nicht zu behaupten, Petrus habe sich 25 Jahre lang in Rom aufgehalten, als das rechte Vorbild der Päbste; Kardinäle habe es schon im Jahre 770 gegeben, indem der Kirchenvater Hieronymus selbst nichts Anderes gewesen sei, als ein römischer Kardinal. Er citirt darauf Zeugnisse von Kirchenvätern für jenes göttliche Recht der Päbste, die anerkannt untergeschoben sind, beruft sich auf Decretalen älterer Päbste, die allerdings Vieles beweisen würden, wenn sie nur nicht unecht wären, stützt sich auf einen unechten Canon, und so fort. So waren jene

Ansprüche des Pabstthums einer unbedingten, alle andern umfassenden irdischen Gewalt auf eine wahrhaft gigantische Fiction einer falschen Geschichte, und auf zahllose erdichtete Documente gestützt, welche eine spätere historische Kritik, sogar von Gelehrten der katholischen Kirche selbst, leicht umstoßen mußte.

Doch der damals in Deutschland erwachte freiere Geist griff das ganze, jede Staatsgewalt unmöglich machende, jede Civilisation hemmende, und der geistigen wie leiblichen Freiheit der Menschen verderbliche System der päbstlichen Obergewalt und Unfehlbarkeit mit dem entschiedensten Volksunwillen an, ohne sich lange mit gelehrten Erörterungen historischer Kritik aufzuhalten. Eck aber glaubte damit ein Meisterwerk geschrieben zu haben, wofür er großes Lob und Beförderung zu den höchsten Kirchenwürden zu erlangen hoffte.

Mit dieser Schrift hatte er sich nach Rom begeben, um dort auch persönlich für die Verdammung Luthers zu wirken. Die böse Welt behauptete indeß, Eck sei eigentlich von dem Wechselhause der reichen Fugger in Augsburg nach Rom geschickt, die durch Vermittelung der Zahlungen aller der Gelder, welche der Pabst in Deutschland zu erschleichen und zu erpressen wußte, bisher ein bedeutendes Disconto bezogen hatten, und nun durch das Fortschreiten der freiern Geistesrichtung in diesen Hauptquellen ihrer Reichthümer sich gefährdet glaubten. Wenigstens soviel ist gewiß, daß der Doctor Eck mit diesen Handelsherren im engsten Geldverkehr stand, und es ist eine nicht zu

bezweifelnde Thatsache, daß er zu Bologna in einer öffentlichen Disputation den Wucher vertheidigt hatte.

So wollte er denn in Rom wiedergewinnen, was er seit der Leipziger Disputation in Deutschland verloren hatte, Ehre und Ansehen.

Ueber die Wirksamkeit seines Auftretens in Rom rühmte er selbst in einem Schreiben: „Es ist gut, daß ich nach Rom gekommen bin, sonst hätten wenige von den Kardinälen nur etwas von der Ketzerei Luthers gewußt."

In der That hatten auch diese reichen, üppigen Kirchenfürsten andere Dinge zu bedenken, als das Heil der Kirche. So lange ihnen ihre unermeßlichen Einkünfte ungeschmälert aus der betrogenen Christenheit flossen, kümmerten sie sich nicht um die theologischen Streitigkeiten der Mönche, wofür ihnen der erwachende freie Geist in Deutschland galt, und so war denn allerdings ein Mann von Ecks kräftiger Beredtsamkeit und sophistischer Gelehrsamkeit nothwendig, um das Bedeutsame: „Wachet und seid auf Eurer Hut, so Ihr nicht Alles verlieren wollet, was jetzt Eure Lust und Eure Freude ist!" zuzurufen. — Seine Schrift war ganz dazu geeignet, das Dringende der Gefahr vor Augen zu stellen. Zuerst gewann er damit die Kardinäle Campeggi und Vio, dann durch diese den Pabst selbst für die Ueberzeugung, daß entschieden gegen Luther aufgetreten werden müsse; und der Pabst verordnete eine Commission von sieben Mitgliedern, um die Bannbulle gegen ihn zu berathen, und Johann von Eck, Luthers ärgster Feind, wurde ein Mitglied derselben.

Die Juristen der Curie hatten doch wenigstens noch so viel Gerechtigkeitsgefühl, zu verlangen, daß Luther nicht ungehört verurtheilt werden dürfe.

„Gott selbst," führten sie aus dem alten Testamente an, „hat Kain noch einmal vor sich gerufen." — Aber die Theologen wollten in keine Verzögerung willigen. Endlich vereinigten sich die Streitenden dahin, die aus Luthers Schriften auszuhebenden Sätze ohne Weiteres zu verdammen und ihm noch 60 Tage Zeit zu lassen zu widerrufen.

So kam denn die für den Fall, daß er nicht widerrufen werde, erst in Kraft tretende päbstliche Bannbulle zu Stande. Der Kardinal Anolti war der Verfasser des ersten Entwurfs derselben; doch erlitt dieser noch vielfache Veränderungen. Man fürchtete schon zum Voraus Luthers schlagende Rede und glaubte deshalb die äußerste Vorsicht und Umsicht bei der Abfassung dieses päbstlichen Bannfluchs anwenden zu müssen. Vier Consistorien wurden zu diesem Zwecke gehalten, in welchen jeder Satz einzeln durchgegangen und besprochen wurde. Der Eifer aller Mitwirkenden dabei war so groß, daß der Kardinal Vio sich trotz seiner Krankheit in die Versammlung tragen ließ. Damit noch nicht genug, beschied der Pabst noch die gelehrtesten Theologen Roms auf seinen Landsitz zu Malliano und wohnte ihren Berathungen persönlich bei. Auch Johannn von Eck wurde zugezogen. — So kam denn endlich am 16. Juni (1520) die päbstliche Bulle gegen Luther zu Stande, wurde vom Pabste unterzeichnet und auf der Staatskanzlei mit den großen anhängenden Siegeln

von Wachs in Kapseln versehen, wodurch solche Urkunden den Namen Bulla erhalten haben.

Man sollte meinen, ein so mühsam zu Stande gebrachtes Werk müsse ein Meisterwerk von Gelehrsamkeit und dialectischer Beredtsamkeit gewesen sein. Das war aber nicht der Fall.

Nach einem schwülstigen Eingange wurden einundvierzig Sätze aus den Schriften Luthers ausgehoben und als falsch, verführerisch, anstößig und geradezu ketzerisch bezeichnet. Die seine Lehren verdammenden Decrete der Universitäten Löwen und Köln dagegen wurden als gelehrt, wahr, ja heilig belobt; Christus ward aufgerufen, den Weinberg des Herrn zu beschützen, dessen Verwaltung er bei seiner Auffahrt dem heiligen Petrus anvertraut habe; Petrus selbst wurde aufgefordert, die Sache der römischen Kirche, der Meisterin des Glaubens, in seine heilige Obhut zu nehmen. Luther solle, wenn er binnen 60 Tagen nicht widerrufe, als ein hartnäckiger Ketzer, ein verdorrter Ast von der Christenheit abgehauen werden. Die verdammten Sätze zu lehren und anzunehmen, sei verboten bei Strafe des höchsten Bannes, des Verlustes aller Aemter, Würden und Beneficien, des geweihten Begräbnisses, der Acht und Aberacht u. s. w. Alle Schriften Luthers, in denen sich solche Sätze fänden, sollten verbrannt werden. Luther selbst und seine Anhänger, wo sie sich nicht unterwerfen würden, sollten von jener Frist an als erklärte Ketzer verdammt, allen Weltlichen und Geistlichen der Umgang und die Gemeinschaft mit ihnen verboten werden; jede weltliche und

geistliche Macht sei verpflichtet, ihn und seine Anhänger zu fahen, festzusetzen und auf Verlangen nach Rom zu liefern. Alle Orte, wo sie sich aufhalten würden, wurden mit dem Interdict bedroht. Das Ganze schloß mit Verwünschungen und Flüchen, die Luther und die sich zu ihm hielten, in den Abgrund der Hölle schleudern sollten.

So war denn der Bannstrahl über Luthers Haupt geschleudert, der einst zu Gregors VII. Zeit eine so furchtbare Waffe der päbstlichen Macht war, daß ein deutscher Kaiser, Heinrich IV., von dem päbstlichen Bann getroffen, verlassen von allen Menschen, auf dem Hofe zu Canossa drei Tage im Büßergewande im Schnee stehen mußte, um von der päbstlichen Allgewalt Gnade und Absolution zu erlangen. Jetzt aber waren es andere Zeiten. In der öffentlichen Meinung in Deutschland war bereits das Pabstthum und die Clerisei zu tief gesunken, um noch solche Wirkung durch ein päbstliches Machtwort hervorbringen zu können. Auch hat eine päbstliche Bannbulle nur da Wirksamkeit, wo sie gehörig verkündet ist. Die Verkündigung aber war unter solchen Umständen nicht ohne große Gefahr, Hindernisse und Beschwerden zu bewirken. Zwei fanatische Gegner Luthers hatten dieses große Wagstück übernommen, der Eine, Hieronymus Aleander, für die Gegend der Rheinlande; der Andere, Johann von Eck, im Norden Deutschlands.

Diese Emissaire aber hatten von oben her freie Hand; denn um die Bulle öffentlich anzuschlagen, bedurfte es keiner kaiserlichen oder fürstlichen Erlaubniß. Auch war Eck mit der gefährlichen Vollmacht versehen, überall diejenigen

anzugeben, die er für Anhänger Luthers und seiner Lehre hielt, und dann erstreckte sich die Wirkung des päbstlichen Bannfluchs auch auf diese mit.

So, schwellend von Siegeshoffnungen, reiste Johann von Eck nach Deutschland ab und begann das heillose Werk der Verkündigung der Bulle mit einem Befehl an die Universität Ingolstadt, deren Vorgesetzter er war, Luthers Schriften öffentlich zu verbrennen. Aber die Herren trugen Bedenken, einen Schritt zu wagen, der sie vor den Augen von ganz Deutschland als Dunkelmänner und Ignoranten gebrandmarkt haben würde, und der Doctor Eck mußte seinen Zorn weiter tragen, um Luther Verderben zu bereiten.

Anfangs schienen Ecks Bemühungen mit einigen Erfolgen gekrönt zu sein. In Meißen, Merseburg und Brandenburg wagte man nicht, die Verkündigung und den Anschlag der Bulle zu hindern. Mehrere angesehene Männer, die er der Lutherschen Ketzerei angeklagt hatte, mußten sich eidlich reinigen. In Ingolstadt wurden, auf Ecks Betrieb, Luthers Bücher im October 1520 in den Buchläden versiegelt. Der Churfürst von Mainz, der sich genöthigt gesehen hatte, Hutten von seinem Hoflager zu entlassen, konnte nicht wohl umhin, den Drucker der Schriften Luthers in das Gefängniß zu stecken; in Mainz ließ Aleander die Schriften Luthers verbrennen. Durch diese Erfolge wurde dieser Mönch so übermüthig, daß er sich vernehmen ließ wie Mazzolini: „Der römische Pabst kann

Kaiser und Könige absetzen; er kann zum Kaiser sagen: Du bist ein Gerber; so wird denn auch wohl der Pabst mit einem Paar elenden Grammatikern fertig werden können; auch diesen Herzog Friedrich wird man zu finden wissen."

Desto schlimmer war der Empfang der päbstlichen Emissaire an andern Orten.

In Leipzig erschien Eck mit der Bulle in der Hand. Herzog Georg ließ ihm zwar die üblichen Geschenke reichen, allein die Studenten schlugen an zehn Orten Drohbriefe gegen ihn an, so daß er nicht mehr auszugehen, noch weniger die Bulle anzuschlagen wagte. Dort und an andern Orten sang man Spottlieder auf ihn; viele Bischöfe weigerten sich die Bulle an den Kirchthüren anschlagen zu lassen; die Studenten zu Erfurt umgaben den Doctor Eck, entrissen ihm die Exemplare der Bulle, die er trug, rissen sie entzwei und warfen sie ins Wasser.

Am merkwürdigsten aber war die Wirkung der Bulle in Wittenberg. Wir werden später darauf zurückkommen.

Indeß war Luther so wenig als Miltitz müssig geblieben.

Miltitz wußte, daß Luther im Grunde aufrichtig zum Frieden geneigt war, wenn er auch den Kampf nicht scheute. Luther wünschte in der That nicht, das ganze Pabstthum zu erschüttern, sondern nur die Mißbräuche desselben abgestellt zu sehen. Er war durch die Bulle, die er gelesen hatte, zwar gegen die Curie des Pabstes erbittert, aber er hegte doch immer noch eine bedeutende persönliche Hochach-

tung gegen den Pabst Leo X., und es that ihm wehe, daß dieser sich nicht von der Wahrheit überzeugen lassen wollte. Schon hatte er an den Kaiser Karl V., an den Erzbischof von Mainz und andere Bischöfe in dieser Sache geschrieben, aber theils gar keine, theils abweisende Antworten erhalten. Alle diese Gründe wirkten zusammen mit einer Art von Gewissensbeunruhigung, die Staupitz in seiner bekümmerten Seele zu erregen wußte über das vielfache Unheil und die entsetzlichen Wirren, welche sein Widerspruch gegen päbstliche Gewalt erregt habe, um ihn bei einer letzten Zusammenkunft in Lichtenberg zu bestimmen, noch einen Versuch zur Versöhnung des Pabstes zu unternehmen und eine Art von Entschuldigungsbrief an ihn zu schreiben.

Er nahm die Gelegenheit davon, daß er dem Pabste eine kleine religiöse Schrift übersandte, die den eigentlichen Streitpunkt unberührt ließ. Um die indeß erlassene Bulle nicht berühren zu müssen, wurde dieses dritte Sendschreiben an den Pabst vordatirt, allein eine ziemliche Bitterkeit machte sich doch darin so sehr geltend, daß sich ein günstiger Erfolg davon unmöglich noch erwarten ließ.

„Ich bitte, heiliger Vater Leo," heißt es darin, „Du wolleſt meine Entschuldigung Dir gefallen lassen, und mich gewiß für den halten, der wider Deine Person nie etwas Böses fürgenommen, und der also gesinnt sei, der Dir wünsche und gönne das Allerbeste. In allen Dingen will ich gern Jedermann weichen; das Wort Gottes will ich und mag ich aber nicht verlassen, noch verleugnen. Das

ist aber wahr, ich habe frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennt römischen Hof. Indeß, Du sitzest, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, und gleichwie Daniel unter den Löwen, und wie Ezechiel unter den Scorpionen; was kannst Du Einiger wider so viele Ungeheuer? Und ob Dir schon drei oder vier gelehrte und fromme Kardinäle zufielen, was wäre das unter solchem Haufen? Ihr müßt eher durch Gift umkommen, ehe Ihr fürnehmt, der Sache zu helfen. Das ist die Ursach, warum es mir allzeit ist leid gewesen, Du frommer Leo, daß Du Pabst worden bist in dieser Zeit, der Du wohl würdig wärest, in bessern Zeiten Pabst zu sein."

Dann klagt er bitter über Cajetan, der unbescheiden, unrichtig und ungetreu mit ihm gehandelt; über Eck, der durch Ruhmsucht und Sophisterei das Feuer geschürt habe, und jetzt, da doch die Sache schon so weit gekommen, habe ihn Miltitz bewogen, an den Pabst zu schreiben.

„Also komme ich nun, heiliger Vater," schloß er, „und zu Deinen Füßen liegend bitte ich, wenn es möglich, wollest Deine Hände daran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde sind, und doch Frieden vorgeben, einen Zaum einlegen; daß ich aber sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus, darfs ihm auch Niemand fürnehmen, er wolle denn die Sache in noch größeres Gewirr treiben. Dazu mag ich nicht leiden Regel und Maaß, die Schrift auszulegen, weil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht soll noch muß gefangen sein. — Wo

mir diese zwei Stücke bleiben, so soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Hader feind, will Niemand anregen noch reizen; ich will aber ungereizt sein. Werde ich aber gereizt, will ich, ob Gott will, nicht schriftlos noch sprachlos sein."

Dieser Brief war geschrieben, ehe Luther noch davon Kunde hatte, daß Eck im September mit der Bekanntmachung der Bannbulle an verschiedenen Orten schon den Anfang gemacht hatte. Sobald ihm dieses kund wurde, schrieb er im gerechten Unwillen eine „Appellation von dem Pabst an ein Concilium," mit der Bemerkung auf den Titel: „Zum ersten, als von einer freveln' Gewalt, vermessenen, ungerechten Richtern; zum andern, als von einem versteckten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen; zum dritten, als einen Feind, Widersacher, Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift; zum vierten, als von einem Verräther, Lästerer und Schwächer der heiligen christlichen Kirche und des freien Concils."

In einer andern Schrift: „Von der neuen Eckischen Bullen und Lüge," hatte er sich das Ansehen gegeben, als glaube er nicht daran, daß die Bulle ächt sei. Er nannte sie ein Machwerk Ecks, dem sie ganz gleiche.

Als aber endlich Eck es gewagt hatte, diese Bulle der Universität Wittenberg zuzusenden, mit dem Ansinnen, sie dem Doctor Martinus Luther zu publiciren und zu vollstrecken; als Eck zugleich den Doctor Carlstadt als dessen Anhänger und Genossen angegeben hatte, und nun der

akademische Senat im gerechten Unwillen über solche frevelhafte Angriffe auf die Lehrfreiheit der Universität, Beide zu den Sitzungen zuzog, worin die abweisende Antwort auf Ecks Ansinnen berathen wurde, so erwachte in Luthers Gemüth ein neues, frisches Leben, und an die Stelle früherer Zaghaftigkeit und Unsicherheit trat eine so lebendige Thatkraft und ein so edler Muth, daß er in der Schrift: „Wider die Bullen des Antichrists," jene schonende Maske, als halte er Eck für den Urheber der Bannbulle, abwarf und nun seinem Zorn die Zügel schießen ließ.

„Was wäre es nun Wunder," hieß es darin, „ob Fürsten, Adel und Laien den Pabst, Bischöfe und Mönche zum Lande hinausjagten?"

Auch in andern Schriften beleuchtete er die Bulle. So u. a. schrieb er an Spalatin: „Ich verachte selbige und greife sie allbereit als eine gottlose, lügenhafte und vollkommen Eckische Bulle an. Ihr sehet, daß darin Christus ist verdammet, keine Ursach angeführt, und ich endlich nicht zum Verhör, sondern zu einem Widerruf gerufen werde, daß man greifen muß, sie sein ganz rasend, toll und blind, sehen und denken nichts. Ich will jedoch des Pabstes nicht gedenken, sondern mit ihr, als einer erdichteten und erlogenen Bullen handeln, obwohl ich glaube, sie sei ihre ächte Brut. O, wollte Gott, daß sich Kaiser Carolus als ein Mann erwiese und um Christi willen diese Teufel angriffe. Ich für mich fürchte nichts. Des Herrn Wille geschehe!"

Einen höhern Aufschwung hatte seine Seele gewonnen.

Er fühlte sich nun auf einmal von allen beengenden Rücksichten befreit.

Alle diese Schriften wurden gedruckt, und nie wieder in spätern Zeiten zeigte sich so wie damals, welche ungeheuere Macht die freie Presse hat, wenn sie die Sache des Rechts und der Aufklärung vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung bringt. — Mit jener Bulle hatte der prächtige Pabst diesem einfachen Augustinermönch den Fehdehandschuh hingeworfen, und dieser hatte ihn aufgenommen, vom Pabste und seinem Anhange kühn sich losgesagt, und führte nun vor allem Volke mittelst der freien Presse jenen Vernichtungskrieg gegen das veraltete Pabstthum; und im Volke wurde jede neue Streitschrift Luthers mit Jubel und Theilnahme begrüßt, und einen Grundstein nach dem andern vom päbstlichen Ansehen und vom Bau der römischen Kirche riß er damit nieder.

Doch nicht genug, mit solchen Waffen zu kämpfen. Auch durch eine symbolische Handlung wollte Luther der Welt beweisen, daß die Kraft des reinen Evangeliums höher stehe, als jede angemaßte Autorität der römischen Hierarchie — und darum hielt er sich für berufen, durch einen offenen, nicht wieder rückgängig zu machenden Schritt seine Losfagung vom Pabste und von der Pabstgewalt feierlich und unwiderruflich der Welt zu erklären und den Bruch mit dem Pabstthum gleichsam zu besiegeln.

Es war früh Morgens am 10. December 1520, als am akademischen schwarzen Bret zu Wittenberg ein von

Doctor Martin Luther unterzeichneter Aufruf in lateinischer Sprache zu lesen war, des Inhalts, daß alle Wittenberger Studenten, Doctoren und Professoren, welche der feierlichen Verbrennung der antichristischen Decretalen beiwohnen wollten, sich um 9 Uhr Vormittags vor dem Augustinerkloster einfinden möchten.

Das Gedränge vor diesem Anschlage, den Tausende lesen wollten, war ebenso stark als später vor den Klosterpforten, wo Alles begierig war, das große Ereigniß zu erwarten.

Endlich öffneten sich die Thore des Klosters und in feierlicher Procession trat Martin Luther hervor, begleitet von einer großen Anzahl Doctoren, Magistern und Studenten. — Auf einem Kissen wurde ihm die Bannbulle und andere päbstliche und ihm feindliche Schriften vorgetragen. So kam endlich der Zug unter unermeßlichem Zudrängen einer zahllosen Menschenmenge hinaus vor das Elsterthor. Hier bildete sich ein weiter Kreis von Studenten, hinter welchem das Volk in schweigender Erwartung harrte. Luther selbst, seine nächsten Anhänger und Freunde befanden sich in der Mitte des Kreises. Angesehene Magister richteten die Brandstätte vor. Von allen Seiten trugen Studenten Reisig herbei und bald loderte die helle Flamme mit ihren dunklen Rauchwolken zum Himmel empor.

Nun warfen erst Luthers Freunde das canonische Recht, Emsers und Ecks Schriften, die Summa angelica und andere feindliche Bücher gegen Luther in die Flamme, nach-

dem jeder Titel abgelesen war und die Menge gebrüllt hatte: „Zum Feuer, zum Feuer damit!"

Endlich ergriff der Doctor Martin Luther die gegen ihn erlassene Bannbulle und augenblicklich herrschte das tiefste Schweigen, so daß man jedes Wort deutlich vernehmen konnte. Darauf rief er mit einer Bewegung des Gemüths, welche bezeugte, wie vollkommen er sich des großen Moments einer unwiderruflichen Lossagung von der herrschenden Kirche bewußt war; doch mit einer Kraft der Stimme, welche die Festigkeit seines Willens und die Höhe seines Muths verkündete: „Weil du den Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

Damit warf er die Bannbulle des Pabstes Leo X. in die knisternde Flamme, und schwarzer Dampf wallte empor, als sei es ein Werk des Teufels, das hier vom Feuer verzehrt werde.

Anfänglich war die unermeßliche Menschenmenge von einem unwiderstehlichen Grausen über diese unerhörte That ergriffen. Alle fühlten, daß damit ein unheilbarer Riß in die veraltete Majestät des seit vielen Jahrhunderten für heilig gehaltenen Pabstthums geschehen war, daß ein nie wieder auszugleichender Bruch mit der römischen Kirche geschehen war; und da ergriff Alle das Gefühl der gewonnenen Geistesfreiheit, und mit lautem Jubel und Zuruf wurde Luthers That gebilligt und gut geheißen.

Aber damit war es dem nun zur vollen Kraft des Bewußtseins erwachten kühnen Reformator noch nicht genug.

Von der Brandstelle zurückkehrend setzte er sich nieder und erließ in alle Welt eine sogleich dem Druck übergebene Schrift, wodurch er seinen Schritt und dessen Beweggründe laut verkündete.

„Ich, Martinus Luther genannt," beginnt diese Schrift im feierlichen Tone eines Manifests, „Doctor der heiligen Schrift, Augustiner zu Wittenberg, füge männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rath und Zuthat Montag nach Sanct Nicolai, im Jahr 1520, verbrennt sind die Bücher des Pabstes von Rom und etlicher seiner Jünger. So sich Jemand verwundern sollte, wie ich mir wohl versehe, und fragen würde, aus was Ursach und Befehl ich das gethan habe, der lasse ihm hiemit geantwortet sein. — Zum ersten ist es ein alt herkommender Gebrauch, giftige, böse Bücher zu verbrennen," u. s. w.

Dann werden aus diesen Büchern dreißig Sätze ausgehoben, von welchen er sagt, daß sie darauf hinausliefen, zu behaupten: „Daß der Pabst ein Gott auf Erden, über alle Himmlische, Irdische, Geistliche und Weltliche, und ist Alles sein Eigen; denn Niemand darf sagen: Was thust Du? — Der Artikel sei diesmal genug. Ist aber Jemand des Pabstes Verwandter und lustig *), der unterwinde sich, dieselben zu schützen und zu verfechten, so will ich sie ihm wohl klarer ausstreichen **), und demselben viel

*) D. h. ist Jemand des Pabstes Anhänger und hat Lust zum Kampf, der ꝛc.

**) Soll heißen: auslegen.

mehr bringen. Es sollen diese ein Anfang des Ernstes sein, der ich bisher doch nur gescherzet und gespielet habe mit des Pabstes Sache."

So hatte diese Bannbulle einen belebenden und stärkenden Einfluß auf Luthers Geist und Willenskraft gewonnen. Die Bulle, die ihn zum Geächteten machen sollte, machte ihn zum Geachteten, und wenn ihre Bestimmung dahin ging, ihn zu unterjochen und zu vernichten, so war ihr Erfolg, daß sein Ansehen und sein Einfluß höher stieg als jemals, und er aus den gedrücktesten Verhältnissen vielfältiger Rücksichten als ein wahrhaft freier Mann hervorging, der in der Verfechtung der Wahrheit des Evangeliums eine neue, wunderbare Kraft entwickelte, weil er nichts mehr zu schonen hatte.

„Mein lieber Philippus," sprach er einst zu Melanchthon, der ihn wärnte, nicht allzu dreist aufzutreten, weil doch immer noch der Kaiser und viele der Reichsfürsten gegen ihn seien; „ich verkenne die Gefahren nicht, die mich bedrohen; selbst die Möglichkeit, um dieser Sache willen verbannt, gefangen und getödtet zu werden, stellt sich meiner Seele als sehr nahe und klar vor; allein mein Gemüth ist so festgewurzelt im Bewußtsein: das Recht und die göttliche Wahrheit auf meiner Seite zu haben, daß ich selbst der Todesgefahr zuversichtlich entgegensehe."

Seine Lebens- und Geisteskraft war damals gleichsam erhöht. Mit unermüdlicher Thätigkeit erließ er Schriften auf Schriften, in welchen wahrlich nicht das Angstgeschrei

eines Bedrückten, sondern der begeisterte Muth eines dem Tode geweihten Helden wehete.

Von allen Seiten erhielt er Zuschriften, die geeignet waren, seinen Muth zu erhöhen. So u. a. von einem schwäbischen Ritter, Namens Schaumburg, der ihn ermahnte, wenn er verfolgt werde, nicht nach Böhmen zu gehen, sondern sich nach Schwaben zu wenden, wo hundert mit ihm gleichgesinnte Ritter bereit wären, für ihn das Schwert zu ziehen und seiner großen Sache Gut und Blut zu weihen. — Auch der berühmte Kriegsherr und kaiserliche Rath, Franz von Sickingen, erließ ein Schreiben an ihn, worin er ihn aufforderte, muthig zu beharren, und dringend einlud, in seiner Burg Ebernburg ein Asyl anzunehmen, wo ihn weder weltliche Bosheit noch pfäffischer Trug erreichen könne.

Und so wenig hatten diese großen, ihn persönlich so nahe bedrohenden Bewegungen seine ganze Zeit und Seelenkraft in Anspruch genommen, daß er neben den vielen Schriften, die er damals im Druck erscheinen ließ, und den zahllosen Briefen, die er nach allen Richtungen der Windrose hin an Hohe und Niedere erließ, noch täglich seine Vorlesungen hielt, häufig predigte und mit voller Gemüthsruhe sich für die kleinsten häuslichen und persönlichen Angelegenheiten Anderer interessirte.

So lag ihm auch besonders das Heil der Universität am Herzen. Er stand deshalb mit dem churfürstlichen Rath Spalatin in beständigem Briefwechsel, schlug Veränderungen vor, insbesondere zweckmäßige Abtheilung der

Fächer, machte auf Gelehrte aufmerksam, die man als Lehrer berufen möge, und verwendete sich für Melanchthon um eine von diesem nicht nachgesuchte Gehaltsverbesserung, damit man dieses Juwel der Universität nicht verliere.

Für sich selbst hatte dieser herrliche Mann niemals eine Bitte, obgleich es ihm nicht selten sehr knapp ging. Dabei war er noch so wohlthätig, daß er Alles, was er hatte und erhielt, mit nothleidenden Menschen theilte.

Diesen schönen Zug seiner Humgnität bezeugt das naive und gemüthliche Schreiben an Spalatin aus jener Zeit, worin es heißt: „Ich bitte Dich, daß Du in meinem Namen dankest dem Markus Schart für jene zehn Gulden; aber auf solche Art ein reicher Mann geworden, bin ich am selben Tage ärmer worden, als zuvor, durch das Bedürfniß einiger Menschen, welchen ich borgen muß. Es verdrießt mich an dem Volk Christi, daß so gar keine Liebe mehr da ist, und sie nicht einmal mehr zwanzig Gulden aufbringen können, einander beizuspringen. Ich meine, daß mir besagte Gulden zu dem Zweck geschenkt worden, weil der Herr wollte, daß durch mich Jenen geholfen werde, und doch reichte es nicht einmal. Darum klopfe auch Du beim allergnädigsten Fürsten für die Armuth an. Für mich bin ich durch die Gnade Gottes nicht in Sorgen."

Uebrigens lebte Luther nach wie vor im Augustinerkloster und bei einem höchst geringen Gehalt äußerst genügsam, fast Tag und Nacht mit Studiren und Schreiben beschäftigt. Für seine zahlreichen Vorlesungen und

Schriften nahm er niemals ein Honorar an, denn er hatte das lebendige Bewußtsein, daß er von Gott berufen sei, für das Heil der Menschheit am Werke des Herrn zu arbeiten.

Man glaube aber nicht, daß er darum ein pedantischer Gelehrter war. Seine heiteren, witzigen und immer belehrenden und anregenden Tischreden sind bekannt genug. Ihre derbe Ausdrucksweise gehört einer andern, noch nicht überfeinerten Zeit an, und war die Sprache eines kräftigen Mannes, der jedes Ding beim rechten Namen nennt. — „Ich verliere viel Zeit," schrieb er einst an Spalatin, „durch Gastladungen in der Stadt; ich weiß nicht, welcher Satan mir das anrichtet; abschlagen kann man es nicht, und doch bringt es Schaden."

Gleichwohl war er dabei unter Freunden herzlich fröhlich und heiter, ließ sich das kräftige Merseburger Bier und Meißner Wein trefflich munden und brachte den muntern Trinkspruch auf: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang!" Und als ein Freund von Musik und Gesang stimmte er den begeisterten Rundgesang an, den er selbst mit der Laute begleitete. — Oft war es aber auch ein schönes geistliches Lied, das er selbst gedichtet und componirt hatte, oder ein frommer Psalm Davids, der die ausländige Fröhlichkeit in eine fromme Andacht verwandelte, und kam man dann auf die Wirren der Zeit zu reden, dann sprach er begeistert mit dem Muthe der edelsten Seele: „Mich schreckt jene Verfolgung so gar nicht, daß

ich mein Herz unglaublich, gleich einem Segel, anschwellen fühle, und ich jetzt begreife, warum in der Schrift die Geister mit Winden verglichen werden."

Guideon war leider diesen päbstlichen Angriffen auf Luther nicht ganz fremd geblieben.

Wer jemals menschliche Seelenzustände beobachtet hat, der wird die Erfahrung gemacht haben, daß junge Männer, bei denen das Gemüth kräftiger ist als der kritisch Verstand, durch große Erschütterungen der Seele gar leich von einem Extrem auf das andere hinüber gerissen werden So war es auch Guideon ergangen. Fortwährend in innern Zwiespalt zwischen dem prüfenden Verstande un dem ihm durch Erziehung und Verhältnisse fast zur ander Natur gewordenen kirchlichen Glauben, befand er sich, durc immer neu auftauchende Zweifel, in einem Zustande de beständigen Aufregung. Bald verwünschte er sein Mönch thum, das er für eine drückende Fessel gegen jeden Au schwung geistiger Freiheit hielt; dann erklärte er in stil brütender Verzweiflung sein Leben für ein verlornes, sei Ziel für ein verfehltes, sein Dasein für ein zweckloses un hoffnungsleeres; bald quälte er sich mit Reue, Buße un Kasteiungen über die Sünde der Abtrünnigkeit von d römischen Kirche, die ihm wie ein Ungehorsam gegen sein heilige Mutter erschien.

Zu dieser erhöhten Reizbarkeit seines ganzen Gefühl lebens mochte auch wohl seine unglückliche und hoffnung lose Liebe für Hedwig bedeutend beigetragen haben. W

nigstens hatte dieses Gefühl seine ganze Seele um so tiefer ergriffen, je verschlossener es im Innern glühte. Zudem war sein beschauliches Mönchsleben mit den zahllosen kirchlichen Andachtsübungen und nächtlichen Gebeten mehr als jede andere Lebensweise geeignet, ein solches schwermüthiges Jugendgemüth zu einer Schwärmerei hinzuneigen, die Alles, worauf sie sich warf, mit der Angst des Wahnsinnes umklammern und festhalten mußte. Und so war denn die erschütternde Scene der Hinrichtung und Verbrennung des der Ketzerei angeklagten Vaters seiner geliebten Hedwig mehr als genug, um den Unglücklichen auf eine Weise zu fanatisiren, die fast alle Grenzen der Vernunft und Besonnenheit überstieg.

Sein frommer Sinn konnte es mit der Gerechtigkeit Gottes nicht einigen, daß den Leonhard Kaiser die furchtbare Strafe eines so qualvollen Todes treffen konnte, wenn er nicht ein Verdammter und Abtrünniger gewesen wäre. Das Beispiel von Christus und manchem Märtyrer, den die Kirche heilig gesprochen hatte, konnte ihn von der Meinung, daß Jener seine Strafe als Ketzer verdient habe, nicht abbringen, denn diese waren ja für den damals noch nicht befestigten Glauben, zur Besiegelung des Bundes der Kirche gestorben; Leonhard Kaiser aber hatte diesen Bund zerrissen und war abgefallen vom Pabste und der heiligen Kirche. An diesem Gedanken fortklimmend kam er dann in seinem Grübeln bald dahin, daß diese Verbrennung des Ketzers ein Zeichen der schrecklichen Strafgerichte Gottes

gewesen. Und mit diesem Gedanken vertiefte er sich in die Lesung des alten Testaments der heiligen Schrift.

Ueberall fand er Beweise von dem furchtbaren, unversöhnlichen Zorn des Herrn gegen die, so ihm ungehorsam und abtrünnig geworden waren. Mit Grausen und Entsetzen erfüllten ihn die alten Geschichten von Adams Sündenfall, von der Vertreibung des ersten Elternpaars aus dem Paradiese, von dem Fluche der Erbsünde, von der Sündfluth, dem Verschlingen der Rotte Kora, den Strafgerichten Gottes über Sodom und Gomorra, dem Untergange von Babylon und den trauernden Juden auf den Trümmern von Jerusalem. — Er las die Klagelieder Jeremiä; sie erfüllten sein Herz mit Trauer und sein Auge mit Thränen. Und eine unglückliche, einseitige Richtung seines Scharfsinns, ja eine bis zur fixen Idee sich steigernde Gedankenverwirrung, bezog alle diese Bibelstellen auf Leonhard Kaisers Hinrichtung, der, nach dieser Meinung, so schrecklich getroffen war von dem unversöhnlichen Zorn eines rachsüchtigen Gottes. Nun zweifelte er keinen Augenblick mehr daran, daß die Seele dieses Verdammten unmittelbar zur Hölle gefahren sei, und quälte sich mit entsetzlichen Schreckbildern der Phantasie, daß ihm ähnliche ewige Qualen bevorstehen würden, wenn er nicht zeitig umkehren würde auf die Bahn des Heils.

In dieser Stimmung erhielt er den Ruf nach Rom.

Wie alle kräftigen Gemüther, die auf dem Wege der Reue und Zerknirschung über vermeinte oder wirklich schwere Sünden in den Schooß der heiligen Kirche zurück

geführt wurden, war auch Guideon ein Fanatiker geworden, der sich bald durch die strengsten kirchlichen Kasteiungen den Ruf eines Heiligen erwarb. In seiner trostlosen Stimmung sah er kein anderes Mittel, das ewige Heil zu erwerben, als in der tiefsten Erniedrigung und Demüthigung. Er bettelte für die Kirche barfuß und im zerrissenen Gewande, kroch die heilige Trepppe des Capitols hinauf, machte eine Wallfahrt zum heiligen Grabe von Loretto, indem er, mit dem schweren Kreuz beladen, auf seinen Knieen den heiligen Calvarienberg hinaufrutschte. — War er allein, so las er ascetische Bücher, betete, fastete und geißelte sich, so daß die sonst so kräftige und blühende Jünglingsgestalt bald nur noch einem Schatten von Menschen glich. Die Reizbarkeit seiner Nerven hatte sich so erhöht, daß ihn der Schlaf floh und er nächtliche Visionen hatte, die ihn nicht bezweifeln ließen, daß er mit der heiligen Jungfrau und vielen Heiligen in unmittelbarem Verkehr stehe. Die Dominikaner begriffen gar bald, welche große Erwerbung ihr Orden an einem jungen Mönche gemacht hatte, der auf dem Wege zur Heiligsprechung war, und sie trugen nicht wenig dazu bei, seine Sinne immer mehr zu verwirren und ihn auf eine Weise zu fanatisiren, die ihn geeignet machte — als unwürdiges Werkzeug in der Hand des Herrn — zu einer ungeheuren That erhitzt zu werden, wodurch nach ihrer Meinung die kirchlichen Wirren auf einmal beseitigt werden konnten.

Es galt nichts Geringerem als — der Ermordung Luthers.

Gegen das Ende des Jahres 1520 war Einer nach Wittenberg gekommen, der sich für den Kanzler des verstorbenen Kaisers Maximilian ausgegeben hatte. Aber er selbst sah schon wie ein längst Verstorbener aus, denn eine hohe, gebeugte Gestalt mit einem todesgrauen Antlitz, eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen ließ es kaum ahnen, daß es ein versunkenes Jugendleben war, dessen gespenstische Ueberreste jetzt wie wahnsinnig in die Welt hineinstarrten.

Dieser Mensch oder Geist trug einen weiten, grauen Rock, in der Mitte gegürtet, mit grauem Pelzwerk besetzt, dazu ein schwarzes Sammtbaret, dessen Rand hinten bis in den Nacken herabgeschlagen war, gleichfalls mit Pelz verbrämt. Die Arme steckten in weiten, faltigen Aermeln, und die Hände waren so ineinander geschoben, daß man nichts davon sehen konnte; eine unwillkürliche Bewegung derselben verrieth, daß er dort ein langes, blank geschliffenes Messer verborgen hielt. Als nun eines Abends Luther aus dem Collegio, wo er eine Vorlesung gehalten hatte, in das Kloster zurückkehrte, trat ihm vor der Klosterpforte dieser Mann entgegen und starrte ihn lange an, mit jenem beschriebenen Blick, der es ungewiß ließ, ob es ein Wahnsinniger oder ein vom Gewissen Gefolterter war.

Martin Luther blieb stehen, denn jener Fremde versperrte ihm den Weg, sichtbar nach Worten ringend, aber keines Wortes mächtig. So konnte er offenbar Luthers forschenden Blick nicht ertragen, denn er schlug die Augen nieder und wurde wo möglich noch bleicher.

„Was willst Du?“ fragte Luther nicht ohne eine Anwandlung von Entsetzen; denn es war ihm, als ob längst verklungene Erinnerungen in ihm erwachten und als hätte er den Mann schon irgendwo gesehen; aber er wußte nicht wo.

Der Andere schwieg und starrte ihn an, noch verwirrter als zuvor.

„Hebe Dich weg von meinem Wege,“ sprach Luther, „so Du ein böser Geist bist; denn ich wandle hier auf dem Wege Gottes.“

Aber der Mensch wankte und wich nicht, und sprach mit einem Tone der Stimme, der so hohl aus der Brust wie aus einem Grabe zu tönen schien: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen,“ antwortete Luther. „Wenn Du also ein böser Geist nicht bist, wer bist Du dann?“

„Das Gerücht wird es Euch schon gesagt haben — der Kanzler des verstorbenen Kaisers Maximilian.“

„Was willst Du von mir?“

„Dich allein sprechen. Ich bringe Dir Kunde von dem Todten.“

„So komm!“ sprach Luther und reichte ihm die Hand, doch der Fremde zog keine seiner Hände aus dem verhüllenden Aermel und folgte ihm schweigend auf seine Zelle.

Schon dämmerte der Abend und im Innern der grauen Klostergemäuer war es noch dunkler. Luther hatte Muth gegen Lebende, aber er war nicht ganz frei von einiger Gespensterfurcht, die in jenen Zeiten sehr allgemein und

tief gewurzelt war im Volkswahn. Doch nahm er sich zusammen, als Beide auf der dämmernden Zelle angekommen waren.

„Deinen Eingang segne Gott," sprach er; „so Du ein lebender Mensch bist, so rede jetzt, was willst Du von mir?"

Da zuckte der Fremde zusammen, und bei dieser unwillkürlichen Bewegung der Arme blinkte es wie ein Stahl in seinem zurückfallenden Aermel.

„Was hast Du da?" fragte Luther, ohne Furcht zu zeigen; „das Zeichen Kains steht auf Deiner Stirn geschrieben, Du führst Böses im Sinne."

„Herr!" rief der Andere mit einem seltsamen Ausdruck von Schmerz, „mich wundert, wie Ihr möget so kühn sein und Jedermann so leichtlich die Hand bieten; es könnte Einer ein langes Messer im Aermel haben und Euch durch den Leib stoßen. Bedenkt, ich bin jetzt allein bei Euch."

„Du hast recht," sprach Luther, der jetzt die Gefahr vollkommen erkannte, mit Besonnenheit; „aber Du bedenkst wohl nicht, wie wollte Einer davon kommen, wenn er solches thäte? Er müßte dennoch seinen Leib auch daran setzen und sterben."

„Wenn ich Euch erwürgte," sprach darauf der Fremde mit einem wilden, sinnverwirrten Blick, „und gleich darüber auch umkäme, so machte mich doch der Pabst zum Heiligen und Euch zum Ketzer, den er übergäbe dem Teufel!"

„Unglücklicher — Verlorener — Du bist Guideon!" rief Luther, ihn plötzlich erkennend.

„Du sagst es und redest die Wahrheit!" sprach dieser

mit einem Ausdrucke von Schmerz und Beschämung, der sich durch Worte nicht beschreiben läßt.

„Du bist gekommen, um mich zu ermorden?" fragte Luther.

„Ich vermag es nicht, und darum werde ich ewig verdammt bleiben," heulte dieser und ließ das Messer zu seinen Füßen niederfallen.

„Siehe, Gott ist noch stärker in Dir, als die Macht des Teufels!" rief Luther. „Gott hat Dir den Muth genommen, zu vollbringen, wozu Dich dieser verführte. — Nun gehe hin in Frieden und sündige hinfort nicht wieder. Haben die Predigermönche Dich angestiftet, so sage ihnen: Gott sei stärker als der Pabst und sein Anhang."

Da senkte der junge Mönch sein Haupt auf die Brust, kehrte sich um und ging davon.

Luther aber rief seinen Diener Wolfen und gebot ihm, dem Fremden das Messer nachzutragen, das dieser verloren habe, und ihn zum nächsten Thore zu geleiten, damit ihm kein Unheil widerfahre.

Dieser vollzog kopfschüttelnd was ihm geheißen war, und erst als der rückkehrende Diener berichtete, der seltsame Fremde sei schon weit entfernt von der Stadt, erzählte Luther den Vorfall, der sein Leben in Gefahr gebracht hatte, und sprach:

„Gott hat es nicht gewollt; so bin ich dennoch zu höheren Dingen aufbewahrt und werde getreulich ausharren im Kampfe dieser Zeit. — Und dazu helfe mir Gott, der Herr, in Ewigkeit, Amen.

Sechstes Hauptstück.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

„Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen, ist's aber aus Gott, so werdet Ihr's nicht dämpfen können."
Lucas, Apostelgesch. 5.

Kaiser Karl V. in Cöln. — Guideon vor dem kaiserlichen Beichtvater. — Spanische Inquisition. — Ulrichs von Hutten Freimüthigkeit. — Päbstliche Intriguen. — Des Churfürsten Gesinnungen. — Kaiserliches Edict gegen Luther. — Haltung der Fürsten, dem Kaiser gegenüber. — Neue Bannbulle des Pabstes gegen Luther. — Verhandlungen über ihn. — Seine Erklärung. — Luthers Vorladung nach Worms. — Rede des päbstlichen Legaten gegen Luthers Erscheinen auf dem Reichstage. — Neue Intriguen der Anhänger des Pabstes. — Verhandlungen über die Grundlagen des Verhörs Luthers. — Versuch Glapio's, den Churfürsten umzustimmen. — Opposition gegen das Pabstthum. — Luthers Schrift: an den christlichen Adel deutscher Nation. — Oeffentliche Meinung zu seinen Gunsten. — Dessen Leben in Wittenberg. — Schreiben an Spalatin. — Seine Reise nach Worms. — Sein Einzug daselbst. — Sein Erscheinen auf dem Reichstage. — Am ersten Tage. — Am zweiten Tage. — Guideons Bekehrung. — Luther wird geehrt. — Zahllose Versuche, ihn zum Widerruf zu bewegen. — Seine Abreise von Worms und Rückreise. — Kaiserliche Achtserklärung.

Im December des Jahres 1520 waren die engen und dunklen Gassen der alten heiligen Stadt Cöln am Rhein

mit einer ungeheuren, immer fluthenden Menschenmasse angefüllt, deren bunte Mannigfaltigkeit in der Kleidung ihr fast das Ansehen eines modernen Carnevals gab, bei welchem die wogende Menge sich in mittelalterlichen Costümen aller Art belustigte. Nur schien hier der Zweck ein ernsterer zu sein, die Pracht gediegener; die Gestalten, die nach dem heutigen Geschmack dem dünnen, bewegten Rohre zu gleichen suchen, waren damals übereinstimmend mit dem festen Character jener Zeit, mehr gedrungen, breitschultrig und markig, mit Bärten versehen, welche die Kraft und kriegerische Neigung unserer Altvordern verriethen und ihren stark ausgeprägten, breiten Gesichtern den treuen, festen Ausdruck deutscher Kraft und Kernhaftigkeit gaben. — In solcher Art sah man stolze Spanier mit ihren kurzen, gestickten Sammtmänteln und Wämsern, Diamantagraffen auf den aufgeschlagenen, niedrigen Hüten mit den wallenden Straußfedern; Niederländer mit den drei so verschiedenen Volksphysionomien der Wallonen, Belgier und Holländer; listige Italiener mit dunklen, wie Dolche blitzenden Augen und schwarzem, rund geschnittenem Haar; phantastisch bunt gekleidete, derbe und fest auftretende Deutsche von allen Ständen, vom gemeinen Landsknecht im Wams von Büffelleder an bis zum hohen fürstlichen Herrn hinauf, der, von Edelleuten und einem bewaffneten Dienertroß umgeben, prangend einherzieht durch die von Neugier bewegte Menge. Zwischen allen diesen verschiedenartigen weltlichen Figuren erschienen Geistliche in ungewöhnlicher Anzahl. Man sah dort den Purpur der Kar-

dinäle, das Pallium der Bischöfe, die Seidengewänder, Pelzverbrämungen und Diamantenkreuze der reichen Prälaten, umgeben von rothgekleideten Chorknaben und Kirchendienern, von Kaplänen in schwarzen Seidentalaren; Mönche in braunen, schwarzen, grauen und weißen Kutten, kahlköpfig mit dem schmalen Haarkranz oder mit über den Kopf gezogener Kapuze, mit dem Pönitenzstrick um den Leib, den Rosenkranz am Gürtel, oft auch ein ein Cruzifix in der Hand haltend, das sie den Vorübergehenden zu küssen gaben, um eine Gabe zu empfangen, — und damit hat man ein immer nur noch schwaches Bild von dem bewegten Leben jener Tage in Cöln.

Man denke sich indeß noch hinzu, wie hier und dort der Menschenstrom in Stillstand und Gewirr gerieth durch den prachtvollen Einzug, den entweder ein von hundert Reitern gefolgter Reichsfürst hielt, oder ein Kardinal oder Bischof in einer von Maulthieren getragenen Sänfte, gefolgt von zahllosen Packpferden und Dienern; oder es kamen schwerfällige Rollwagen mit gelehrten Doctoren und Professoren von den aufblühenden Universitäten Deutschlands oder der Niederlande, umgeben von Studenten mit rothen Federn auf den Bareten und langen Raufdegen an der Seite. Eben so belebt war der nah vorüberwogende Rhein von Schiffen aller Formen und Wimpeln aller Farben, neue Gäste bringend oder Zufuhr für die zahllosen Fremden, welche in die alte Stadt eingezogen waren, die sich Rom gleichsetzte, weil sie die Leiber der heiligen drei Könige verwahrt. — Dorthin, zu den mit

Goldplatten und Edelsteinen geschmückten Särgen im prachtvollen Reliquientabernakel des noch immer unvollendeten Riesendoms wogte vor Allem die bewegte Menge, um im Dome des Herrn die Andacht zu verrichten, die heiligen Gebeine zu küssen und ein Meßopfer niederzulegen, zum Dank der glücklichen Vollendung der oft langen und beschwerlichen Reise.

Dazu die eigenthümliche Bauart der altersgrauen Häuser mit den der Straße zugekehrten Giebeldächern, den hohen Schornsteinen und mancherlei laternenartigen Ausbauten, die Heiligenbilder in den Mauernischen, die bunten Gemälde aus dem alten Testamente oder Darstellungen von Heiligenlegenden an der Außenseite der Häuser, die gewaltigen Steinmassen der mit Schießscharten und schmalen, vergitterten Fensteröffnungen der Patrizierhäuser oder der Geschlechter, wie der Stadtadel in Cöln genannt wurde; die Menge von Kirchen, Kapellen und Klöstern, alles durch einander in scheinbar unauflöslichem Gewirr der engen und krummen Straßen — das war gleichsam die Bühne, auf welcher sich diese bunte Menschenmenge bewegte.

Das höchste Leben aber gewann diese Scene an dem Tage, als der neuerwählte junge Kaiser Carl V. seinen Einzug hielt.

Aus den Niederlanden kommend, befand er sich auf dem Zuge nach Aachen, wo er später mit einer bis dahin nie erhörten Pracht gekrönt werden sollte. In Cöln wollte er zuvor einige Zeit rasten, um die Huldigungen und

Glückwünsche der deutschen Reichsfürsten und Vasallen zu empfangen, zugleich aber auch sich über die eigenthümliche Stellung der Parteien in Deutschland näher zu unterrichten; denn der damals erst 20jährige junge Kaiser war eben so vorsichtig und zurückhaltend, ehe er einen Entschluß faßte, als rasch und energisch in der Ausführung. Die Blicke von ganz Deutschland waren auf ihn gerichtet. Wohin er sich neigen würde, der Beherrscher einer halben Welt, da mußte der Sieg seinem Willen folgen. Daran zweifelte Niemand. — Viele Welthändel gab es zu schlichten, Vieles hatten die Reichsstände zu wünschen und zu fordern, besonders Verbesserung des Reichskammergerichts, neue, zeitgemäße Kriminalgesetze u. dgl. m.; allein wichtiger als alles Andere waren die kirchlichen Wirren, der Kampf Luthers und seiner Freunde für das Licht des Evangeliums, die Abstellung der schreienden Mißbräuche der Kirche, die Auflehnung aller Gemüther gegen den Pabst und die Anmaßungen der Hierarchie gegen alle weltliche Gewalt. Es war vorauszusehen, daß der bereits zum Voraus zu Worms angekündigte Reichstag ein sturmbewegter und drangvoller werden würde; denn jetzt schon waren alle Parteien und geistigen Kräfte in Bewegung, um den jungen Kaiser für ihre Interessen zu gewinnen.

So war dieser, abgesehen von der Majestät seines hohen Ranges und dem Glanze seiner wahrhaft kaiserlichen Umgebungen, an sich schon ein Gegenstand der allgemeinsten und auf das Höchste gespannten Erwartung. — Sein Einzug durch die Mitte eines so bewegten Volkslebens war

eine der pompösesten Erscheinungen, die man sich nur denken kann.

Vor dem Zuge her marschirte eine Compagnie spanischer Arcabuseros*), die mit den Kolben ihrer schweren Hakenbüchsen Bahn brechen mußten durch die dichtgedrängten Volksmassen.

Ihnen folgten 24 Trompeter in rothen Damast gekleidet, auf weißen Pferden reitend, an deren silbernen Trompeten Fähnlein hingen, auf welchen das kaiserliche Wappen gestickt war. Dann kamen sechs Reichsherolde, mit dem Doppeladler auf der Brust und Rückenseite ihrer prachtvollen Wappenröcke. An allen Straßenecken hielten sie still und riefen: „Hoch lebe Seine Majestät, der erwählte römische Kaiser Carl V.!“ und ein donnerndes „Hoch!“ vom Volke geschrien, begleitete dann die schmetternde Trompetenfanfare, die den Refrain zu diesem Ausrufe bildete. Indeß rückte langsam der Kern des kaiserlichen Zuges heran, aus spanischen und niederländischen Edlen bestehend, die in prachtvoller Rüstung mit darüber gezogenen Wappenröcken von den reichsten Gold- und Silberstoffen, auf schwer geharnischten Streithengsten reitend, schon durch die Fluth von wallenden Straußfedern auf den hellpolirten und mit Edelsteinen besetzten Helmen, auf eine eben so glanzvolle als würdige Weise das Herannahen der kaiserlichen Majestät verkündeten.

---

*) Söldner zu Fuß.

Endlich erschien der junge Kaiser selbst, einfach in Schwarz gekleidet, hoch zu Roß unter einem Baldachin, den acht spanische Granden, an beiden Seiten gehend, an silbernen Stangen über seinem Haupte emporhielten. Vor der Würde seiner persönlichen Erscheinung wich aller ihn umgebende Glanz zurück. Aller Augen waren auf den bleichen, kaiserlichen Jüngling gerichtet, dessen Zepter sich über drei Welttheile erstreckte, in dessen Reiche die Sonne nie unterging. Sein ganzes Wesen bezeugte, wie sehr er sich seiner großen Aufgabe bewußt war, und die es versuchten, die Richtung seines Willens in Beziehung auf Deutschlands Zukunft zu erkennen, mußten, geschreckt von dem scharf geschlossenen Ernst seiner Lippen, davon abstehen. Nur selten überflog ein leichtes Lächeln seine strengen Züge, wenn er hier und dort wohl den Gruß der edeln Frauen und Jungfrauen, die aus allen Fenstern und von den Altanen der alterthümlichen Häuser mit wehenden Tüchern ihm ein Willkommen zuwinkten, mit gnädigem Kopfneigen erwiderte, während er alle die andern tausendstimmigen Acclamationen des Volks als eine ihm gebührende Huldigung aufnahm. Dafür erkannten aber auch die Damen zuerst, daß er ein trefflicher Reiter war, der mit Anmuth und Leichtigkeit am goldenen Zügel den schäumenden schwarzen Streithengst leitete, und daß seine schlanke, wenn auch etwas schwächliche Gestalt nicht ohne Zierlichkeit und Ebenmaaß und sorgfältig gekleidet war. Und das war vielleicht der einzige Characterzug, der sich in seinem verschlossenen Wesen verrieth, daß er nicht unempfänglich

war für die Gunst der Frauen, obgleich nie eine Einzige über seinen starren Willen nur das Geringste vermocht hat.

Zunächst ging der Zug in die auch unvollendet so ergreifend erhabene Domkirche, und verlor sich in den Säulenwald von einer dem Auge fast unerreichbaren Höhe. Der Kaiser Karl mit seinem Beichtvater begaben sich in die hinter dem Hochaltar belegene Kapelle der heiligen drei Könige, an deren reichgeschmücktem Sarge der Kaiser niederkniete, während sein Beichtvater, der Franziskaner Glapio, ihm die Messe las.

Früher als dieser verließ jener die Kapelle, um sich in das für ihn bereitete Absteigequartier im damaligen Kaufhause, „Grützenich" genannt, zu begeben. Dort in dem großen Saale, wo schon mehrere deutsche Reichstage gehalten waren, und Karls V. Großvater, der ritterliche Kaiser Maximilian I. so manches Banket und Freudenfest gehalten hatte, versammelten sich die Reichsfürsten und Herren, Bischöfe, Prälaten und Gelehrten, die dem jungen Kaiser ihre Aufwartung zu machen wünschten.

Der Grund, weshalb der Beichtvater des Kaisers in der Kapelle der heiligen drei Könige zurückgeblieben war, schien kein anderer zu sein, als einen jungen Mönch in weißer Dominikanerkleidung zu betrachten, der regungslos auf dem Antlitze liegend es zweifelhaft ließ, ob er todt sei oder seine Andacht verrichte auf eine Weise, die eine völlige, fast bewußtlose Hingebung verrathen würde, wie derselben nur ein religiöser Schwärmer fähig ist. Denn als

der Kaiser eintrat, lag er schon so mit dem Antlitze auf dem Fußboden, und nichts bewog ihn, nur den Kopf zu heben, um den Mann zu sehen, dessen Herrschaft sich über die halbe Erde erstreckte und dessen Erscheinen in Cöln so viele Tausende von Menschen in Bewegung gesetzt hatte. Man wollte ihn vertreiben, allein der Kaiser winkte und so ließ man ihn liegen.

Als sich der kaiserliche Beichtvater endlich mit diesem jungen Fanatiker allein sah, schlug er ihn auf die Schulter und fragte: „Wer bist Du?"

„Ein Sünder gegen den heiligen Geist, ein Büßender, der nie Gnade zu hoffen hat von Gott!" versetzte der Betende ohne den Kopf zu heben.

„Wie ist Dein Ordensname?"

„Dominicus."

„Dein früherer?"

„Guideon."

„Ha, ich habe von Dir gehört. Der Ketzermeister Hochstraaten hat Dich mir empfohlen. Du wurdest verwendet, Martinus Luther zu beobachten und zu verfolgen."

„Meine Mission habe ich schlecht erfüllt," sprach der junge Mann und erhob sich, auf den Knieen liegen bleibend, und eine zum Erschrecken bleiche Leidensgestalt starrte aus tiefliegenden Augen den Franziskanermönch an.

„Es wird Dir ergangen sein wie Vielen," entgegnete dieser; „der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach."

„Umgekehrt!" stöhnte der von Seelenqualen bedrängte

junge Mönch; „ich habe im Glauben gezweifelt und darum nahm mir Gott die Kraft, es zu vollbringen.“

„Folge mir, ich habe mit Dir zu reden,“ gebot der Franziskaner; „ich bin Glapio, der Beichtvater des Kaisers.“

Und Guideon folgte ihm durch den großen Saal im Grüzenich, wo die vielen versammelten Fürsten und Herren dem graugekleideten Franziskanermönch mit allen Zeichen der Ehrerbietung auswichen, und sich ehrfurchtsvoll vor ihm verneigten. Aber hinterher hörte man hier und dort die Worte fallen: „Das ist der Graumönch, der im Namen seines Herrn, des Kaisers, Alles regiert. Es ist schmachvoll für tapfere Deutsche, einem Mönche dienen zu müssen, als sei er unser Herr. Der Kaiser muß diesen Bruder Graurock abschaffen, das sei unsere erste Forderung auf dem Reichstage.“

Manche dieser Aeußerungen hatte Pater Glapio mit scharfem Ohr gehört. „Sie irren sich Alle,“ sprach er mit schlauem Lächeln vor sich hin redend, „das Mönchlein wird nicht weichen und die verderben, die ihn verderben wollen.“

Glapio führte Guideon in ein kleines Gemach, das nach seinem Wunsche höchst einfach eingerichtet war; eine Matratze zum Schlafen auf einer Bank, darüber eine härene Decke gebreitet, zwei geflochtene Strohstühle und ein Cruzifix von Silber auf dem kleinen Hausaltar, das war das einfache Geräth der kleinen Zelle, in welcher der ohne Widerrede jetzt einflußreichste Mann in Europa

wohnte, in dessen Händen das Schicksal einer halben Welt lag; denn es war ganz richtig, was mit den Verhältnissen Vertraute einander zuflüsterten, daß der junge Kaiser noch keineswegs der entschlossene Selbstherrscher war, als welcher er später so entschieden auftrat; auf der andern Seite war er aber auch nicht der ohnmächtige Schwächling, wofür ihn Manche hielten, der sich unbedingt der Leitung seines Beichtvaters hingab, denn er befand sich noch geistig und leiblich in der Periode seiner Entwickelung, in welcher er bei allem innern Kraftgefühl entschlossen war, sich mehr beobachtend zu verhalten, und von Männern seines Vertrauens die Kunst zu regieren erst zu erlernen, ehe er sie anwendete. Es war dieses für einen so jungen Monarchen, der das ganze Gewicht seiner großen Aufgabe fühlte, ein sehr ehrenwerther Entschluß, der eben durch die kluge Wahl seiner Vertrauten und die Beharrlichkeit, womit er ihn durchführte, den künftigen Selbstherrscher verrieth.

„Rede, was weißt Du von Luther!" sprach der kaiserliche Beichtvater zu dem jungen Dominikaner.

Dieser bekreuzte sich und entgegnete: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, dieser Augustiner Martin Luther aber ist ein Erzketzer, der an der Infallibilität des Pabstes und der Concilien zweifelt, und an den alten Ueberlieferungen des Kirchengebäudes rüttelt. Er sei zur Hölle verdammt."

„Anathema sit!" sprach der Franziskaner; „indeß

ist es der allerhöchste Wille Seiner Majestät, daß er geschont und die Bannbulle gegen ihn nicht vollstreckt werde."

„Ich erstaune!" rief Guideon; „ein hispanischer König als Beschützer des katholischen Glaubens . . . ."

„Hm hm!" entgegnete Glapio in unbestimmten Ausdrücken; „die Deutschen haben mancherlei Sprüchwörter und verblümte Redensarten, die hier passen möchten, als: »wie Du mir, so ich Dir« und »eine Hand wäscht die andere.« — In diesen Worten liegt die ganze Politik, die der päbstliche Hof zu befolgen haben wird, um seine Zwecke zu erreichen. Nun gehe und melde den wörtlichen Inhalt dieser Unterredung dem Ketzermeister Hochstraaten. Er wird schon Gebrauch davon zu machen wissen. Officiell deutet man dergleichen nicht an."

Guideon ging, ohne den verborgenen Sinn dieser räthselhaften Worte verstanden zu haben. Indeß berichtete er getreulich dem genannten einflußreichen und gelehrten Anhänger des Pabstes den Inhalt der erwähnten Aeußerungen des kaiserlichen Beichtvaters.

„Ei ei!" rief dieser, „daran erkennt man die spanische Unbeugsamkeit, man wird ihm also nachgeben müssen wegen der spanischen Inquisition, um von ihm zu erlangen, daß dieser freche Augustiner dem Scheiterhaufen nicht entgehe."

Weiter erklärte er sich nicht und gab Guideon Auftrag, sogleich auf das Schleunigste nach Rom zu reisen, um dem Ordensgeneral Prierio einen Bericht über diese

Unterredung abzustatten, der dann schon wissen werde, davon vor der rechten Quelle Gebrauch zu machen.

Guideon schüttelte den Kopf. Die unklare Sache wurde ihm dadurch nicht klarer. Er fühlte, daß er für große kirchliche Zwecke verwendet werde, konnte aber nicht ergründen, welche Verhältnisse und Intriguen im Hintergrunde lagen. Das Grübeln darüber machte ihn nur noch tiefsinniger. Der Ketzermeister hatte ihm ein gutes Pferd und einen erfahrenen und des Weges kundigen Ausreiter mitgegeben, und nun begab sich Guideon eiligst auf die Reise nach Rom.

Uebrigens kannte Hochstraaten, in Folge seiner Verbindungen am kaiserlichen und am päbstlichen Hofe, ziemlich genau die hier in Frage liegenden Verhältnisse.

Der junge Kaiser, ein Sohn Ferdinands des Katholischen und Enkel Maximilians I., war am burgundischen Hofe erzogen, in den ausschweifendsten Ideen des Absolutismus der monarchischen Gewalt, die dort herrschten. Aber weder in Spanien noch in Deutschland ließen sich solche Strebungen ohne Intriguen nur einigermaßen verwirklichen. Dort waren es die Cortes der Provinzen, die Antheil an der Regierungsgewalt hatten, in Deutschland die Reichsstände, die bei jeder neuen Kaiserwahl mehr und mehr zur Unabhängigkeit strebten, und der kaiserlichen Macht durch eine neue Wahlcapitulation noch engere Grenzen setzten. Zu den Mitteln, wodurch die spanischen Könige am wirksamsten jede Regung des Unabhängigkeits-

geistes der Cortes unterdrückt hatten, gehörte eins der schändlichsten, die Inquisition. — Da die Stellen der Inquisitoren durch Dominikaner vom Hofe besetzt wurden, und die königlichen Beichtväter Dominikaner waren, so ließen sich jene Glaubensgerichte bei der Ungebundenheit ihrer Formen leicht als eine furchtbare geheime Polizei des Königs verwenden, wodurch Jeder im Stillen aus dem Wege geräumt werden konnte, der es wagte, gegen die absolute Gewalt der Krone nur zu murren, oder eine freisinnige Richtung einzuschlagen. Deshalb vorzüglich war die Inquisition den Spaniern so verhaßt und furchtbar, und die ohnehin schon so mächtigen Cortes von Arragon hatten sich mit den dringendsten Vorstellungen an den Pabst gewendet und darauf angetragen, daß die Inquisition, wenn auch nicht aufgehoben, doch durch die gerichtlichen Formen des gemeinen Rechts in die Grenzen der Gesetzlichkeit zurückgeführt werde. Dieselbe Idee hatte weiter um sich gegriffen; auch die Cortes von Catalonien hatten ähnliche Anträge gemacht; das ganze Ansehen der absoluten Gewalt stand auf dem Spiele, und der Pabst, eifersüchtig auf die Ausbreitung der königlichen Macht, hatte verwilligt was die Stände wünschten, und durch päbstliche Breven der entsetzlichen Willkühr in der Handhabung der Inquisition Maaß und Ziel gesetzt.

König Karl fühlte sich, so jung er auch noch war, dadurch auf das Aeußerste beschränkt, ja, in seiner Souverainetät bedrängt, und auf den Rath seines weisen Ministers, Pater Ximenes, verlangte er vom Pabste die Aufhebung

dieser Breven. Doch vergebens. Erst als seine Bedeutung durch den römisch-deutschen Kaiser gestiegen war, schickte er im Frühjahre d. J. (1520) einen klugen und geistreichen Gesandten nach Rom, um wegen der Aufhebung jener, die Inquisition beschränkenden Breven Unterhandlungen anzuknüpfen, die bereits in vollem Gange waren, als der Kaiser Karl V. in den Niederlanden eintraf.

Um diese Zeit war auch Eck in Rom, und dessen Machinationen gegen Luther waren in voller Bewegung. Daraus erkannte der kaiserliche Gesandte sogleich, daß sich aus der Wichtigkeit, die man dort diesen kirchlichen Streitigkeiten beilegte, und dem Eifer, womit die päbstliche Bulle gegen den kühnen Augustinermönch betrieben wurde, kein geringer Nutzen für die herschsüchtigen Pläne des jungen Monarchen ziehen lasse. Er schrieb daher unterm 20. Mai an den Kaiser: „Ew. Majestät muß nach Deutschland gehen und daselbst einem gewissen Martin Luther einige Gunst angedeihen lassen, der sich am Hofe von Sachsen befindet, und durch die Sachen, die er predigt, dem römischen Hofe Besorgniß einflößt."

Dem schlauen Glapio genügte dieser Wink. Er rieth unbedingt darauf einzugehen, und als endlich der päbstliche Nunzius am kaiserlichen Hofe mit der Bannbulle gegen Luther eintraf, ließ der erste Minister des Kaisers das Wort fallen: „Wir zweifeln nicht, daß der Kaiser sich dem Pabste gefällig erzeigen wird, wenn nur der Pabst ihm gefällig ist und seine Feinde nicht unterstützt."

So stand also Luthers Geschick und der Erfolg der

Reformation, diese große Sache der Humanität und Aufklärung, auf der Spitze der engsten und selbstsüchtigsten Interessen, und einer dem deutschen Wesen völlig fremden Intrigue.

In Spanien wie in Deutschland regte sich im Volke und unter den Großen eine so starke Opposition gegen des Pabstes Macht, die Mißbräuche der römischen Kirche und die Anmaßungen der Hierarchie in weltlichen Dingen, daß der junge Kaiser nur die große Aufgabe der Civilisation, das Licht zu fördern, hätte besser verstehen und, weniger abhängig von selbstsüchtigen Plänen, sich an die Spitze der Bewegung hätte stellen dürfen, um die päbstliche Macht für immer zu brechen. Allein der große Königskrieg in Italien gegen seinen mächtigen Nebenbuhler in der Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone, König Franz I. von Frankreich, stand bevor, und beiden Theilen galt es, den Pabst für sich zu gewinnen, da dessen Gunst oder Ungunst, bei ziemlich gleichen Kräften, leicht den Ausschlag geben konnte. Der Kaiser durfte es also mit dem Pabste nicht ganz verderben, und so ließ sich schon damals voraussehen, daß einige Nachgiebigkeit des Letztern gegen den Erstern diesen zum unversöhnlichen Gegner Luthers machen würde. Noch aber war die Sache so weit nicht gediehen. In Rom fühlte man, daß in Hinsicht der spanischen Inquisition nachgegeben werden müsse, um für das kleinere Opfer den größern Vortheil einer Unterdrückung der geistigfreien Bewegung in Deutschland zu gewinnen; allein wenn einmal die römische Curie die unvermeidliche Nothwendig-

keit nachzugeben einsieht, so geschieht dieses gewiß nur Schritt für Schritt, und nie nur einen Fuß breit über die Grenzen dieser Nothwendigkeit hinaus. So waren denn auch die ersten Concessionen des Pabstes in dieser Angelegenheit noch immer ungenügend gewesen.

Man hatte am päbstlichen Hofe, um den vielgeltenden Beichtvater des Kaisers zu gewinnen, sich endlich entschlossen, den Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, der von der französischen zur östreichischen Seite übergetreten war, zum Kardinal zu ernennen, was der Pabst so lange verweigert hatte, um den König Franz I. nicht zu beleidigen. Allein das genügte nicht. Der junge Kaiser war zu fest in dem einmal angenommenen System, nach der absoluten Gewalt zu streben, um seine Forderungen wegen Aufhebung der Beschränkungen der Inquisition in Spanien aufzugeben. Daher erklärte denn endlich am 21. October 1520 der Pabst dem Großinquisitor von Spanien, daß er die Forderungen der Cortes von Arragon ferner nicht begünstigen, jenen Breven keine weitern Folgen geben und in Sachen der Inquisition, wider den Willen den Kaisers, keine Neuerungen vornehmen wolle. Auch damit war der Kaiser noch nicht zufrieden, und verlangte völlige und förmliche Aufhebung jener Breven, um den Ständen jeden Vorwand zu nehmen, sich gegen die Willkür zu erheben.

Um nun dieser Forderung größern Nachdruck zu geben, wurde dem Pabste von dem schlauen Glapio durch Guideon jener Wink gegeben, woraus sich erkennen ließ, daß es nur

von dem Pabste abhängen werde, Luther und seiner großen Sache die Gunst des Kaisers zu entziehen, und den größten Monarchen der Erde zum hohen Alliirten zu gewinnen, um den kleinen Mönch zu Wittenberg zu verderben.

Man sieht, welche ungeheure Macht der kühne Reformator damals schon besaß als Vertreter der öffentlichen Meinung, bewaffnet mit der Kraft des Wortes und der Schrift, unter dem Schutze der freien Bewegung der Presse, indem die höchsten geistlichen und weltlichen Gewalten sich vereinigen mußten, um ihm mit einiger Hoffnung auf Erfolg den Krieg zu machen.

Da sich der Pabst bis jetzt noch nicht dem Verlangen des jungen Kaisers wegen der spanischen Inquisition völlig gefügt hatte, so lag es in der Politik desselben, noch den Schein anzunehmen, als ob er der freigeistigen Richtung in Deutschland nicht abhold sei, und dies war der Grund, weshalb er Jeden zur Privataudienz ließ, der im Rufe der freien geistigen Bewegung stand.

Einer der Ersten, der in diesem Sinne vorgelassen wurde, und freimüthig in einer lateinischen Rede an den Kaiser die Sache der geistigen Freiheit vertheidigte, war Ulrich von Hutten, der dem Kaiser Karl V. schon durch die Gunst seines Großvaters, des Kaisers Maximilian I. hinreichend empfohlen war.

Er war von vielen der aufgeklärten Fürsten und Herren zum Sprecher erwählt, und dieses dem Kaiser verkündend,

benutzte er die Gelegenheit, ihm mit der Kraft der Ueberzeugung die Wünsche der öffentlichen Meinung vorzutragen.

„Wir wünschen Dir," sprach er unter Anderm, „die Weisheit Salomonis und Daniels, die in gleicher Jugend von Gott erleuchtet worden; denn selbst die Gegner der freien Bewegung haben den Zustand der Dinge so arg gefunden, daß der jüngste Tag kommen müßte, wenn sie nicht durch eine durchgreifende Reform geändert würden. Und wahrlich, alle Stände sind gebrechlich; zuvoran die Geistlichen vom Obersten bis auf den Niedersten; von der Ferse bis zum Scheitel ist nichts Gesundes an ihnen, wie es in den Sprüchwörtern Salomonis heißt. — Wir aber, die wir die volle Bedeutung des uns aufgehenden Lichts der Aufklärung erkennen, wünschen, daß Du, o großer Cäsar, den Graumönch, Deinen Beichtvater, entlassen mögest, der sich öffentlich berühmen soll, daß er das Reich beherrsche. — Mögest Du mit dem Rathe der weltlichen Churfürsten und Fürsten das Reich regieren, nicht jenen Schreiber und Finanzer, sondern den Adel, der jetzt seine Kinder studiren läßt, zu den Geschäften brauchen; einen Erasmus von Rotterdam und andere aufgeklärte Männer in Deinen Rath ziehen, und den Mißbräuchen des römischen Hofes, sowie der Bettelmönche in Deutschland ein Ende zu machen. Dann wirst Du die Stimme der deutschen Nation für Dich haben, Pabst und Kardinäle nicht mehr brauchen, ihnen vielmehr nach Deinem Gefallen die Confirmation geben oder versagen; dann werden die starken Deutschen auf sein mit Leib und Gut, und mit

Dir ziehen gen Rom, und ganz Italien Dir unterthänig machen, dann wirst Du ein gewaltiger König sein. — Wirst Du erst Gottes Handel ausrichten, so wird auch Gott Deinen Handel ausrichten."

„Ich aber," rief er mit steigendem Feuer fortfahrend, „will Tag und Nacht Dir dienen ohne Lohn; manchen stolzen Helden will ich Dir aufwecken, Du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an Deinem Gebote."

Der Kaiser antwortete in den gnädigsten Ausdrücken, doch so unbestimmt und zweideutig, daß man seine wahre Absicht nicht errathen konnte. Er liebte sinnreiche Antworten, die sich ein Jeder nach seinen Wünschen deuten konnte, ohne daß er selbst sich dadurch zu irgend Etwas verpflichtet hatte.

Darauf wurden die beiden päbstlichen Gesandten, Marino Caraccioli und Hieronymus Aleander, zur Audienz eingeführt. Auf ihr Andringen, die päbstliche Bannbulle gegen Luther in allen Punkten vollziehen zu lassen, gab Karl V. die merkwürdige Antwort: „Ich will erst meinen Vater, den Churfürsten von Sachsen, um seine Meinung fragen, ehe ich mich entscheide."

Der junge Kaiser hatte diese Antwort wohl weniger aus Pietät und Dankbarkeit für den weisen Fürsten gegeben, dem er vorzüglich seine Erhebung zur Kaiserwürde verdankte, und von dem es abgehangen hätte, selbst Kaiser zu werden, wenn er nicht sein stilles Wirken in Sachsen dem unruhevollen Kaiserthrone vorgezogen hätte; sondern

in klugberechnender Politik, um einerseits den Pabst wegen der spanischen Inquisition zur Nachgiebigkeit zu bewegen durch die Besorgniß, daß er sich Luthers Sache zuwenden würde, andererseits, es mit dem mächtigsten Fürsten Deutschlands nicht zu verderben.

Nun galt es für die päbstlichen Gesandten, Letztern gegen Luther einzunehmen und ihn zu Gewaltschritten gegen denselben zu verleiten. Die Legaten begaben sich daher zunächst in die Wohnung des Churfürsten und baten um eine Privataudienz. Aber der Churfürst ließ sie nicht vor sich, sondern schickte Spalatin in das Audienzzimmer, um sie zu befragen, was ihr Begehr sei.

Darauf hielt erst Caraccioli, dann Aleander eine lange lateinische Rede, deren kurzer Inhalt kein anderer war, als: der Churfürst möge dafür sorgen, daß die Bulle vollzogen und die Bücher des Doctor Martinus Luther verbrannt würden; ferner: er möge Luther strafen oder gefänglich einziehen und dem Pabste überschicken.

Der Churfürst aber ließ ihnen sagen: „Er habe sich in keinem Falle eines solchen Ansinnens von Seiten des Pabstes versehen. Er sei sehr ungehalten darüber, daß der Pabst trotz seiner Bitten, die Sache in Deutschland verhören zu lassen, doch das Urtheil in Rom gefällt habe, und zwar allein auf Anhalten eines persönlich gereizten Widersachers. Es sei schmählich von Euch — sind die Worte Seiner Churfürstlichen Gnaden — daß Ihr Euch unterstanden habt, die Bulle in Seinen Landen verbreiten zu lassen, die nicht ausgeführt werden kann, ohne das

ganze Land in Aufruhr zu bringen und Seine Universität Wittenberg zu vernichten. Er erfahre mit Erstaunen, wie Eck während seiner Abwesenheit aus dem Churfürstenthume sich erlaubt, der päbstlichen Bulle zuwider auch andere Personen außer Luther als Ketzer anzuzeigen. Seine Churfürstl. Gnaden — schloß Spalatin, der den Gesandten diese Antwort überbrachte — hat das Seinige gethan, die Sache beizulegen, indem er Luther dem Legaten in Augsburg und Miltitz zur Verhandlung gestellt hat; Martinus aber ist durch seine Gegner herausgefordert, er hat den Streit gar nicht wieder aufnehmen wollen; hat sich jederzeit bereitwillig gezeigt, sobald ihn Jemand eines Bessern belehre, wolle er sich als gehorsamer Sohn der Kirche bezeigen. Ich wiederhole ausdrücklich das Verlangen Seiner Churfürstlichen Gnaden — fuhr er fort — daß Martinus nur vor gelehrten, gleichen und frommen Richtern, an einem ungefährlichen Orte verhört werden müsse, von der Bulle aber will Seine Churfürstliche Gnaden nichts wissen. Uebrigens wird Seine Gnaden sich mit gelehrten Männern über die Sache besprechen, um gewiß zu sein, daß sie weder Luther noch dem Pabste Unrecht thue."

Der bedeutendste unter den damals in Cöln anwesenden Gelehrten war der berühmte Erasmus von Rotterdam, ein Mann, der sehr entschieden sich zu der Sache der geistigen Freiheit hinneigte, jedoch in seinen Aeußerungen darüber ebenso vorsichtig als zurückhaltend war. An diesen wendeten sich die päbstlichen Gesandten, indem sie ihm

große Belohnung versprachen, wenn er der Sache Luthers entgegenwirken wolle.

Erasmus zog die Achseln in die Höhe, drückte den Kopf zwischen die Schultern, blinzelte mit den Augen und antwortete sehr unbestimmt und zweideutig: „Wir sind dem heiligen Vater viel Dank schuldig für die hohe Bedeutung, die er auf unsere geringe Meinung in dieser Sache legt, und werden gewiß unserer Ueberzeugung gemäß reden und handeln."

Als ihn nun der Churfürst vor sich beschieden hatte, und durch Spalatin fragen ließ, ob er dafür halte, daß Doctor Martinus Luther bisher in seiner Lehre, Predigten und Schriften geirrt habe? — da schnalzte der gelehrte Rotterdamus nach seiner Gewohnheit mit der Zunge, ehe er eine Antwort gab, und der Churfürst von Sachsen zog die Augenbrauen in die Höhe, und starrte ihn an mit dem durchdringenden Blicke, womit er in der Seele des Gefragten lesen zu wollen schien, so oft ihm eine Sache besonders am Herzen lag.

Nach einer Pause hob Rotterdamus an zu reden und sagte nach seiner Art und Weise in verblümter Rede seine Meinung: „Luther hat in zwei Stücken Unrecht gethan; erstlich, daß er des Pabstes Krone, und zum Andern, daß er der Mönche Bäuche angegriffen hat."

Diese Erklärung genügte dem edlen deutschen Fürsten, um sich vor dem Richterstuhle seines Gewissens für gerechtfertigt zu halten, wenn er fest beschloß, Luthers große Sache nicht fallen zu lassen, sich dabei jedoch soviel als

möglich passiv und scheinbar unparteiisch zu verhalten, um nicht Veranlassung zu einem Religionskriege zu geben.

Die römischen Intriguen gegen Luther begleiteten den jungen Kaiser von Cöln nach Aachen zu der glänzenden Kaiserkrönung, und von da nach Worms, wo er schon im Dezember desselben Jahres ankam.

Die päbstlichen Legaten und andere hohe Kirchenfürsten verließen sein Hoflager keine Stunde, und besonders drängten sie sich an den kaiserlichen Beichtvater, den Franziskaner Glapio, der seine eigene Politik verfolgte und nicht unbedingt dem päbstlichen Interesse ergeben war. Die Reichsfürsten mit ihrem zahlreichen Gefolge an Edelleuten, Gelehrten und Dienern fanden sich nach und nach ein; unter diesen auch als einer der bedeutendsten Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen.

Die alte freie Reichsstadt Worms hat manchen Reichstag erlebt, aber nie einen glänzendern und bedeutungsvollern, als dieser war, worauf über Luther und seine neue Lehre abgeurtelt werden sollte.

Es war der erste Reichstag des jungen Kaisers, an den sich die höchsten Erwartungen und die lebhaftesten Interessen von allen Seiten knüpften.

Deshalb war aber auch kein Reichstag so zahlreich beschickt worden, wie dieser. Kein deutscher Churfürst und kein Bischof fehlte. Alle Fürsten mit ihrem zahlreichen Gefolge, die Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, die Grafen und Herren des unmittelbaren, reichsfreien hohen

Adels, die Reichsritterschaft und Ordensritter der Johanniter und des deutschen Ordens, die Deputirten der vielen Reichsstädte, die mit alle dem soliden Reichthume angesehener Patrizierfamilien auftraten, gelehrte Doctoren von allen Universitäten, die den lebhaftesten wissenschaftlichen Antheil an Luthers großem Kampfe gegen den Pabst und Kaiser nahmen, bildeten ein so bewegtes Gemälde und buntes Getümmel auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen der alten, damals kaum 900 Häuser haltenden Stadt, daß man kaum begreift, wie diese stets wachsende und wogende Menschenmasse mit einer Unzahl von Dienern, Rossen und Saumthieren dort nur das nothdürftige Unterkommen gefunden haben konnte. Dazu noch die päbstlichen Legaten Aleander und Caraccioli mit einer Menge von Kaplänen und Abbates, Dienern und Chorknaben, nebst den mancherlei geheimen Agenten, die zu dieser Legation gehörten, und dann die Alles an Glanz und Reichthum überstrahlende Umgebung des jungen Kaisers Karl V., der erst in Aachen mit einer Pracht gekrönt worden war, welche gleichzeitige Chronisten nicht glänzend genug beschreiben können.

War auch der Kaiser dort schon, wie gesagt, im Dezember 1520 angekommen, so wurde doch der Reichstag erst am 28. Januar des folgenden Jahres, als dem Gedächtnißtage Karls des Großen, förmlich eröffnet. Der junge Kaiser war von der hohen Bedeutung dieses seines ersten Reichstags, unter so großen geistigen Bewegungen, völlig durchdrungen.

In der ersten feierlichen Sitzung sprach er in einer lateinischen Anrede an die Stände die große Idee aus, daß mit dem heiligen römischen Reiche keine Monarchie zu vergleichen sei, indem diesem Reiche einst die ganze Welt gehorcht habe. Es sei ein Reich gewesen, das Gott selbst geehrt, gewürdigt und hinter sich verlassen habe. Leider sei es jetzt kaum ein Schatten mehr davon. „Ich hoffe aber — schloß er — es mit Hilfe der Königreiche, großmächtigen Lande und Verbindungen, die mir Gott verliehen, wieder zu der alten Glorie zu erheben."

Diese gewaltige Idee hatte sich auch aller Stände bemächtigt, und es beweist, wie bedeutend man die von Luther ausgegangene geistige Bewegung im Allgemeinen gehalten haben müsse, da seine Sache noch neben so großen politischen Beziehungen, die auf diesem Reichstage verhandelt wurden, diese allgemeine und unermeßliche Theilnahme fand, die sich später bei seinem Einzuge so lebhaft aussprach.

Und nun begann das Spiel der Intriguen aufs Neue. Es handelte sich zunächst darum, ob überhaupt Luther gewürdigt werden solle, auf diesen Reichstag vorgeladen zu werden?

Von päbstlicher Seite erkannte man, daß ihm dadurch eine zu große Wichtigkeit beigelegt werde — ein Umstand, der bei der in Deutschland erwachten geistigen Freisinnigkeit und dem Drange nach Abstellung der Mißbräuche des Pabstthums sehr gefährlich werden konnte. Es war daher

die höchste Zeit, den Kaiser unbedingt für die päbstlichen Interessen gegen Luther und die von ihm veranlaßte geistige Bewegung zu gewinnen. Und dazu war auf der einen Seite der letzte Schritt der Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Kaisers, in Hinsicht der Aufhebung aller Beschränkungen der spanischen Inquisition nothwendig, und dann, daß der Kaiser bewogen werde, Luther als einen vom Pabste schon verdammten Ketzer, ohne Zulassung auf dem Reichstage, durch ein kaiserliches Edict in die Reichsacht zu erklären. Um dieses zu bewirken, war eine neue, und zwar jetzt unbedingt verdammende Bannbulle gegen Luther nöthig. Auch dafür war gesorgt.

Es war im Februar (1521), als der Kaiser ein großes Turnier hatte ansagen lassen. Schon war die Tribüne des Turnierplatzes mit reichen Teppichen behängt, da erfolgte plötzlich vom Hofe der Befehl, diesen festlichen Schmuck herunterzunehmen und das Turnier absagen zu lassen. Statt dessen wurden die angesehensten der deutschen Fürsten in die kaiserliche Hofburg beschieden, mit der Bedeutung, daß ihnen Se. Majestät die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe.

Es war nämlich an diesem Tage dem Kaiser von den Legaten das päbstliche Breve überreicht worden, wodurch seinem Verlangen wegen der spanischen Inquisition vollkommen genügt wurde. Alle die frühern Breven, wodurch die despotische Willkür dieses furchtbaren Glaubensgerichts beschränkt worden war, hatte der Pabst nun aufgehoben und damit dem Kaiser die Macht in die Hände gegeben,

in Spanien jede Regung des Freiheitsgefühls, selbst jedes geschichtlich begründete Recht der alten Cortes zu unterdrücken.

Zugleich hatte der Pabst, um von dieser Nachgiebigkeit den möglichsten Nutzen zu ziehen, an den Kaiser geschrieben: „Jetzt kannst Du zeigen, daß Dir die Einheit der Kirche am Herzen liegt, wie den alten Kaisern. Vergeblich würdest Du mit dem Schwerte gerüstet sein, wenn Du es nicht, wie gegen die Ungläubigen, so gegen die Ketzer, und noch viel schlimmer als gegen die Ungläubigen brauchen wolltest."

Den ersten lebhaften Eindruck, den diese päbstlichen Breven auf den jungen Kaiser machen mußten, verstanden die päbstlichen Legaten sogleich mit pfäffischer Schlauheit zu benutzen, um ein Edict von ihm zu erschleichen, das Luther völlig verderben mußte, wenn es ihm nicht gelang, Gehör auf dem Reichstage zu erhalten.

Sie hatten ihm vorgestellt, daß er die Sache Luthers, da dieser ja doch schon von dem Pabste wegen seiner Ketzerei verdammt sei, ohne sie vor den Reichstag zu bringen, durch ein kaiserliches Edict abmachen möge.

Im ersten Augenblick der Ueberraschung war der junge Kaiser dazu bereit. Er ließ in seiner Kanzlei ein solches Edict in den schärfsten Ausdrücken abfassen, dessen kaum verständlicher Styl nebenbei beweist, über welche Barbarismen der Sprache Luthers herrlicher, kräftiger Styl in seinen Briefen und seiner Bibelübersetzung zu siegen hatte.

„Und dann," heißt es in diesem Edict u. A., „der

gedachte Martin Luther, alles das, so möglichen gewesen ist, offenkundig gebredigt, geschrieben und ausgebraitet und jetzt am jüngsten etlich Articul, so in viel Orten in Behmen gehalten werden, und die von heiligen Concilien für kätzerisch erkannt und erklärt seyn, angenommen und ine darum die pabstlich Heiligkeit für offenbaren Ketzer, wie obstet, erklärt und verdammt hat und deshalb inen weiter zu hören, nit rat noch gebürlich ist" ꝛc.

Dieses Edict ließ er den bei ihm versammelten Fürsten vorlesen und erklärte darauf: „Wenn Ihr bessern Rath wißt, so sagt es an. Wir wollen Eure Meinung vernehmen."

Ueberrascht und bedenklich sahen sich einander die Fürsten an. Darauf nahm zuerst der Churfürst von Sachsen das Wort und sprach: „Die Sache ist wichtiger, als man glaubt. Sie betrifft die Wohlfahrt des gesammten Reichs und kann daher Kaiserliche Majestät ohne Zustimmung der Stände darin nichts beschließen."

Die andern Fürsten stimmten ihm bei; und Kaiser Karl V. fühlte zum ersten Male mit Betroffenheit, daß seine kaiserliche Macht in Deutschland eine sehr beschränkte sei. Er fügte sich daher in das Unvermeidliche, und in der Meinung, dadurch Luther ganz in seine Gewalt zu bekommen und sein Verderben, wenn auch langsamer, doch sicherer herbeizuführen, rief er aus: „Nun wohl, man lasse ihn noch auf diesem Reichstage erscheinen und hier widerrufen oder sein Verdammniß empfangen!"

„Er ist schon von Seiner Heiligkeit dem Pabste ver-

dammt worden," entgegnete der Legat Aleander mit der Entschiedenheit eines Mannes, der im Namen des unfehlbaren Pabstes redet, „und das genügt schon, um ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Um diese Absicht zu erreichen, dürfen Ew. Majestät nur befehlen, daß die Bannbulle überall angeschlagen und vollstreckt werde."

Schon im Januar d. J. hatten Hutten und Sickingen erkannt, daß ihre Hoffnungen, die sie auf den jungen Kaiser gesetzt hatten, getäuscht waren, und von dieser Zeit an läßt sich annehmen, daß dieser entschlossen war, Luther und alle seine Anhänger zu verderben. Nur Beichtväter und höhere Geistliche schienen jetzt am kaiserlichen Hofe zu herrschen. Um desto unangenehmer fühlte er sich gebunden in einer Sache, die lediglich seine Privatpolitik betraf, wie er dafür hielt. Deshalb entschied er scharf und genau zwischen seiner unbegrenztern landesherrlichen Macht in seinen Erblanden und seiner beschränktern als Kaiser. Und in diesem Sinne gab er die Antwort, die zugleich zeigt, wie sehr er persönlich gegen Luther eingenommen war:

„In meinen Erblanden werde ich unbedingt diese Befehle erlassen; aber rücksichtlich der Reichslande möge sich Martin Luther vor dem Reichstage selbst stellen und verantworten."

Darauf wendete er sich gegen den Churfürsten mit der Frage: „Ihr werdet ihn doch sistiren, Herr Churfürst, wenn er nach Worms vorgeladen wird?"

„Das werde ich ihm überlassen müssen," antwortete der Churfürst kurz und bestimmt, „ob er es gerathen fin-

den wird, zu erscheinen. Jedoch nach dem, was neuerlich vorgefallen ist, kann ich ihm nicht rathen, sich in die Gefahr zu begeben, das Geschick von Johann Huß theilen zu müssen."

„Wie so?" fragte der Kaiser. „Allerdings ist er vom Pabste als Ketzer verdammt, aber nicht unbedingt. Der Bannstrahl kann noch abgewendet werden, wenn er widerruft."

„Zu spät," versetzte Jener in tiefster Indignation, die sich auf den starken Zügen seines großen und vollen Angesichts deutlich ausprägte. „Dieser Eck und seine Genossen haben wahrlich nicht gesäumt. In vielen Städten des Reichs sind Luthers Bücher bereits öffentlich verbrannt; und damit ihm der Muth fehle, auf dem Reichstage zu erscheinen, ist bereits die Bannbulle erneuet und unbedingt erlassen."

„Was ist das?" fragte Karl V. und sah den päbstlichen Abgeordneten Aleander scharf an. „Davon weiß ich nichts."

„So eben wollte ich im Auftrage Seiner Heiligkeit Ew. Majestät diese neue Bannbulle gegen den verdammten Ketzer überreichen, als ich von Seiner Gnaden, dem Herrn Churfürsten unterbrochen wurde." Damit legte er eine Ausfertigung dieser Bulle vor den Kaiser auf den Tisch.

„Leset!" gebot dieser, und der anwesende Minister des Kaisers, — übergab sie einem Secretair, der sie vorlas.

Es hieß darin mit den stärksten Ausdrücken des römi-

schen Curialstyls: „Martin Luther und Alle, die ihm anhangen, und wenn sie noch so hoch ständen und ansehnsehnlich wären, sollen, als sei ihr Name hiemit genannt, für verdammte und verfluchte Leute erklärt werden, die des ewigen Fluchs und Interdicts schuldig. Sie und ihre Abkömmlinge sollen aller Würden, Ehren und Güter verlustig, des Lasters der beleidigten Majestät theilhaftig erklärt werden. Es sollen an allen Orten, wo diese schreckliche Ketzerei sich eingenistet, alle Priester binnen drei Tagen Luther und seine Anhänger für Ketzer, Verbannte und Verfluchte erklären und an Sonn- und Festtagen mit der Kreuzesfahne, Läutung der Glocken, Anzündung und Auslöschung, auch Hinwerfung der Lichter auf die Erde, den Bann publiciren und unerschrocken gegen die Ketzer predigen. Die Erzbischöfe, Bischöfe und andern Prälaten sollen sich zu einer Mauer aufwerfen und nicht schweigen wie stumme Hunde, die nicht bellen können, sondern unaufhörlich schreien u. s. w."

„Genug!" rief der Kaiser; „so wie die Sachen jetzt stehen, ist dieser Bannfluch zu voreilig und wird der Pabst damit seine Sache nicht besser machen. — Wie gesagt, in meinen Erblanden soll sie angeschlagen werden, ob auch im übrigen Reiche, mag der Reichstag entscheiden."

„Ich aber habe bereits an Luther schreiben lassen, ob er sich stellen will?" entgegnete der Churfürst, „und erwarte täglich seine Antwort."

„Und Wir," rief Aleander feierlich, „als Legat des heiligen Vaters, protestiren solenniter gegen jede Vorla-

dung des einmal unwiderruflich verdammten Ketzers, indem ein Geächteter und Verfluchter kein Recht mehr hat, vor Kaiser und Reich zu reden, keine Gnade mehr zu hoffen vor Gott und Menschen und reif ist zum Scheiterhaufen, damit die Flamme ihn als ein Aergerniß der Welt verzehre."

„Wir hoffen," sprach der Kaiser mit Hoheit und einem bittern Lächeln seines scharf geschlossenen Mundes, „man wird Uns das Recht nicht abstreiten wollen, gerecht zu sein und auch den Geringsten Unserer Unterthanen nicht ungehört zu verdammen."

„Aber halten Kaiserliche Majestät zu Gnaden," entgegnete Hieronymus Aleander mit unterdrücktem Groll und nicht ohne Schüchternheit, „es wird dadurch der Sache dieses Mönchleins eine größere Wichtigkeit beigelegt, als dieselbe werth ist."

„Nun dann wundert mich," rief der Churfürst, „daß der Pabst es nicht überhaupt unter seiner Würde hält, sich in diese mönchische Streitigkeit einzumischen."

„Aber ganz Deutschland ist dadurch bewegt," entgegnete der Kaiser; „und darum gehört die Sache vor den Reichstag. Dabei bleibt es."

Ueberhaupt machte man sich mit Luther viel zu schaffen. — „Der Mönch," schrieb damals der Frankfurter Gesandte: „macht viel Arbeit; ein Theil möchte ihn ans Kreuz schlagen, und ich fürchte, er wird ihnen schwerlich entrinnen; nur ist zu besorgen, daß er am dritten Tag wieder aufersteht."

Martin Luther antwortete mit frommer und muthvoller Begeisterung auf die humane Anfrage Spalatins im Auftrage des Churfürsten, was er davon halte:

„Wenn ich berufen werde, will ich, so viel an mir ist, mich eher krank hinführen lassen, falls ich nicht gesund kommen könnte, denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, so mich der Kaiser berufe: wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, wie es scheint, so ist die Sache Gott zu befehlen, der lebet und herrschet noch, welcher die drei Männer im feurigen Ofen erhalten. Will er mich aber nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf eine gar schlechte Sache, wenn er gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach, Jedermanns Aergerniß und Vieler Untergang getödtet worden."

Weiter schrieb er, man dürfe auf keine Gefahr sehen und das Evangelium nicht sinken lassen, man dürfe sich nicht scheuen, zu bekennen was man lehre, und sein Blut dafür zu vergießen. Der Psalm lehre, daß Allen wohl sei, die auf den Herrn und seinen Gesalbten vertrauen. Wir könnten nicht wissen, ob unser Leben oder Tod dem Evangelio und gemeinen Wohlstand mehr oder weniger Gefahr zuwachsen möge u. s. w.

Er schloß mit den schönen, glaubensstarken Worten: „Wenn es aber ja sein soll, daß ich nicht nur den Hohenpriestern, sondern auch den Heiden soll überantwortet werden, so geschehe des Herrn Wille. Hier habt Ihr meinen Rath und Meinung. Versehet Euch zu mir Alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen

werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen aber viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket; denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und Vieler Seligkeit thun."

Der Churfürst befand sich schon in Worms, als er diese feste Erklärung Luthers erhielt. Gleichzeitig empfing er aber auch ein Schreiben vom Kaiser, des Inhalts, daß er den Mönch Martinus, falls er sich des Widerrufs weigern, gar zu Hause lassen, wenn er sich aber dazu verstände, doch nur bis Frankfurt a. M. reisen lassen solle, um dort weitere Verhaltungsbefehle zu empfangen; denn ihm sei von seinem Beichtvater Glapio erst die ganze Wichtigkeit und Bedeutung des päbstlichen Bannes erklärt, und so halte er es mit seinem Gewissen nicht für vereinbar, den einmal unwiderruflich Verdammten nochmals zu verhören.

„Die Römlinge haben gesiegt!" rief der Churfürst und warf das kaiserliche Schreiben auf den Tisch; „aber der Sieg wird hoffentlich von kurzer Dauer sein. — Der Kaiser ist wider Uns; aber wenn Gott für uns ist, was vermöchten menschliche Widersacher?"

Und dieser erste Sieg des Pabstes sollte in der That auch nicht von langer Dauer sein. Karl V. hatte noch nicht die Festigkeit seiner späteren Jahre gewonnen. Er schwankte noch hin und her zwischen den Wünschen der einander widerstrebenden Parteien. Er wollte es mit dem Pabste nicht verderben und doch auch den Wünschen der

Reichsstände — besonders des Churfürsten Friedrich von Sachsen — nicht entgegen sein, und so erfolgte denn wirklich Luthers Vorladung nach Worms von Seiten des Kaisers in so glimpflichen Ausdrücken, daß Luther keinen Augenblick Bedenken trug, derselben zu genügen.

Ehe es aber dahin kam, war noch viel Kampf gewesen auf dem Reichstage, der schon seinen Anfang genommen hatte. Der päbstliche Legat Aleander hatte Alles angewendet, um die Sache mit der letzten Bannbulle auf sich beruhen zu lassen. Der Pabst betrachtete die von ihm abgeurtelte Sache damit als abgethan. Bei einer nochmaligen Erörterung derselben konnte das päbstliche Ansehen nur verlieren, nie gewinnen. In einer dreistündigen lateinischen Rede schilderte er Luthers Ketzereien so groß, daß wohl 10,000 Ketzer ihretwegen verbrannt zu werden verdienten. — „Luther ist theilhaftig," rief er, „der Ketzereien des Wikleff und Huß, er lehret, der Christ sei der Obrigkeit zu gehorchen nicht verbunden; er leugnet das Fegefeuer und sündiget damit gegen die unterirdischen Geister, indem er herabsetzend und unehrerbietig von den Engeln geschrieben. Er sündigt gegen den Clerus, weil er alle Christen für Priester ausgegeben, gegen die Heiligen, gegen die Welt, gegen die Concilien, namentlich gegen das von Constanz."

Alsdann widerlegte er den Einwurf, man dürfe Luthers Bücher nicht verbrennen, weil viel Gutes darin stehe, und fuhr fort: „Rede mir Keiner von seinem reinen und frommen Lebenswandel, es ist damit eine Teufelslarve und

weiter nichts, wie man sie oft bei den ärgsten Ketzern findet."

Kräftig widersetzte er sich der Ansicht, man müsse Luther mit freiem Geleite kommen lassen und ihn hören. — „Dieser Luther," rief er, „ist so verstockt, daß er sich von Niemandem, selbst nicht von einem Engel zurechtweisen lassen würde. Und was könnte es helfen, wenn ihn der Kaiser citirte? Ist er doch schon von Seiner Heiligkeit mit Zusicherung freien Geleites citirt gewesen und nicht erschienen, und hat sich erdreistet, an ein Concilium zu appelliren. Darum bitte und beschwöre ich Kaiserliche Majestät, sich nicht selbst diesen Schimpf anzuthun. Die Sache gehört nicht vor Sie. Dem Laien gebührt nicht, darüber zu urtheilen, ja die Geistlichen selbst dürfen nicht ohne päbstliche Erlaubniß sich mit Ketzern in Disputation einlassen. Möge man doch das Aergerniß und den Vorwurf vermeiden: die Christen disputirten über ihren Glauben, und gerade die Deutschen, die man vor Andern für fromm hält. Ich bitte, daß Luthers Bücher zu verbrennen durch ein öffentliches Edict geboten werde, daß man verbiete, sie zu drucken, neu aufzulegen und zu verbreiten. Wo nicht, so werden der Kaiser und die Bischöfe zu Mainz, Cöln und Lüttich den Schimpf davon haben, weil sie die Bücher verbrennen lassen und nicht ein Gleiches in ganz Deutschland geschieht."

Diese fanatische Rede machte nicht die beabsichtigte Wirkung. Selbst die anerkannten Anhänger des päbstlichen Systems zeigten sich so lau dafür, daß Aleander B

stechungen anwenden zu müssen geglaubt hatte. Zu diesem Zwecke waren ihm große Summen von Rom her zugewiesen. Auch der andere päbstliche Legat, Marino Caraccioli, suchte für gleiche Zwecke zu wirken. Ueberhaupt entwickelte der römische Hof seit dem Eintritt des Kaisers in die deutschen Reichslande einen Eifer und eine Regsamkeit, welche bewiesen, daß er jetzt die ganze Größe und Wichtigkeit der Angriffe Luthers begriffen hatte.

Die Stände machten den Kaiser darauf aufmerksam, was es bei dem gemeinen Manne, in welchem mancherlei Phantasien und Wünsche durch Luthers Predigten geweckt worden, für Eindruck hervorbringen würde, wenn man Luther durch scharfe Mandate verurtheile, ohne ihn auch nur aufgefordert zu haben. Und aus diesem Grunde hatten die Stände darauf gedrungen, daß man Luther unter sicherem Geleite kommen lassen und verhören möge.

Eine andere Frage war es, auf welche Grundlage dieses Verhör anzustellen sei. Die Stände unterschieden zweierlei Angriffe Luthers: den einen gegen die kirchliche Verfassung und den Pabst, den andern wider die Lehre vom Glauben, „den sie, ihre Väter und Vorfahren bisher gehalten." — In dieser Hinsicht wurde zum Voraus entschieden, wenn er jene erstern Angriffe nicht widerrufe, so wolle man glimpflich mit ihm verfahren; denn gegen die Mängel der kirchlichen Verfassung waren von allen Seiten die kräftigsten Beschwerden eingegangen. Wenn er aber bei den Angriffen auf den althergebrachten Glauben beharre,

so solle der päbstliche Bann überall in Vollzug gesetzt werden.

Die Lage Luthers war also eine hochgefährliche; denn von seiner muthvollen Festigkeit ließ sich ein Widerruf in keiner Hinsicht erwarten, und das Beispiel von Johann Huß ließ besorgen, daß man auch jetzt noch einem verdammten Ketzer Wort zu halten und kaiserliches Geleit zu achten sich nicht für verbunden halten werde.

In der That hatte aber auch Martin Luther, seitdem ihn die päbstliche Bannbulle von allen Fesseln irgend einer schonenden Rücksicht frei gemacht hatte, in seinen zahlreichen Schriften und Predigten den Pabst und das römische Kirchenwesen mit einer Kraft und Heftigkeit angegriffen, die nur zu einem Vernichtungskrieg von beiden Seiten führen konnte.

Eine der stärksten dieser Schriften führte den Titel: „Von der babylonischen Gefangenschaft des Pabstes." — Der feine und schlaue Beichtvater des Kaisers sah ein, daß bei der Stimmung der Reichsstände Luther zu einem allgemeinen Widerruf nicht zu bewegen sein werde, und glaubte daher schon viel gewonnen zu haben, wenn man ihn dahin bringen könne, eine dieser Schriften zu widerrufen, indem dadurch sein ganzer Angriff gegen das Pabstthum nothwendig an Vertrauen und Festigkeit verlieren müsse. Er erklärte daher, es werde genügen am Widerruf dieser einen Schrift: von der babylonischen Gefangenschaft ꝛc. und begab sich in die Wohnung des Churfürsten, um die-

sen zu bewegen, auf Luther seinen Einfluß dahin wirken zu lassen, daß er wenigstens diese Schrift widerrufe. Allein der Churfürst verwilligte ihm keine Audienz, sondern ließ ihn durch seinen gelehrten Kanzler Brück (unter dem Namen Pontanus bekannt) fragen, was in seinem Begehr stehe.

„In der That, ich habe mich von Herzen sehr hoch erfreut," begann Glapio mit der schlauen Feinheit, die ihm eigen war, „da ich die ersten Schriften Luthers gesehen, weil ich bemerkt, daß in seinem Herzen ein neues und edles Gewächs aufgehe, welches schon Zweige geschossen und zu erwünschten und der Kirche erbaulichen Früchten Hoffnung gemacht. Erst das Buch von der babylonischen Gefangenschaft hat mir einen sehr widrigen Eindruck gemacht und ich habe darin Luthers Lehre nicht erkennen können; wenn es aber ja das seine ist, so muß er durch die Bulle zu so großem Zorn und Unwillen gebracht worden sein; doch ist nichts so böse, es leidet ein Mittel. Die Nothwendigkeit einer Reformation gebe ich gern zu, meine auch, der Bann Luthers, der mehr seiner Hartnäckigkeit, als seiner Person gilt, würde sich leicht aufheben lassen, wenn er nur dieses eine Buch widerrufen würde."

Der Churfürst aber ließ ihm erklären, daß er nicht gesonnen sei, sich in die Sache Luthers zu mischen und von demselben „keine Commission" dazu erhalten habe.

Auch andere Vermittelungsvorschläge wurden von päbstlicher Seite gemacht, von den Ständen aber zurückgewie-

sen, und so blieb es denn nicht zu umgehen, daß Luther vorgeladen, und wenn er erschien, in voller Reichsversammlung verhört wurde. Dieses Mittel aber war bei seiner bekannten furchtlosen Freimüthigkeit um so gefährlicher, je kräftiger die zusammengestellten 101 Beschwerden deutscher Nation gegen die Mißbräuche des Kirchenwesens lauteten, welche von Seiten verschiedener Reichsstände aufgestellt und dem Kaiser zur Abhilfe vorgelegt waren.

Es wurde darin auf das Lebhafteste die Verwaltung Leos X. getadelt. Es ist in dieser Schrift der Reichsstände von nichts als von den überschwenglichen, boshaften Erfindungen, schalkhaften Betrügereien, die am römischen Hofe in Schwung gekommen, die Rede: die Praxis desselben wird geradezu der Simonie angeklagt.

Auch diese bedeutende Opposition gegen das Pabstthum darf als Luthers Werk betrachtet werden, wenigstens waren sie kaum mehr als der Widerhall seiner Klagen über die Anmaßungen und Gelderpressungen des römischen Hofes, die in seinen neuern Schriften, namentlich in seinem herrlichen Sendschreiben »An den christlichen Adel deutscher Nation« laut geworden waren.

In dem Begleitschreiben dieser trefflichen Schrift vergleicht er sich sehr launig und gemüthlich mit einem Hofnarren, der das Recht habe, hohen Häuptern die Wahrheit zu sagen; doch die Schrift selbst beginnt er mit heiligem Ernst und demüthiger Würde: „Es ist nichts aus Fürwitz oder Frevel geschehen, daß ich einiger, armer Mensch mich unterstanden, für Euren hohen Würden zu reden,

Die Noth und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland drückt, hat mich jetzt gezwungen, zu schreien und rufen, ob Gott Jemand den Geist geben wolle, die Hand zu reichen der elenden Nation."

Dann ermahnt er, die Sache weniger auf eigene Kraft, als auf Gott vertrauend anzufangen, und erklärt bildlich: „Drei Mauern haben die Romanisten um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützet, daß sie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit gräulich gefallen ist. — Zum ersten haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern wiederum die geistliche sei über die weltliche. — Zum andern setzen sie, es gebühre Niemand, die Schrift auszulegen, denn dem Pabst; zum dritten erdichten sie, es möge Niemand ein Concilium errichten, denn der Pabst."

Nachdem er dann mit schlagender Beredsamkeit dieses päbstliche Bollwerk niedergerissen, auf das Zeugniß der Schrift und der Geschichte sich stützend, zeichnet er mit kräftigen Zügen den zusammenzuberufenden Concilien die Hauptgegenstände ihrer Thätigkeit vor. Diese sind: „Einschränkung der weltlichen Pracht und Hoffarth des Pabstes, Herabsetzung der Kardinäle, die eine Plage für Deutschland sind, weil ihre Dotationen alle Kirchengüter in Deutschland aussaugen, Ermäßigung des päbstlichen Hofhalts, Abschaffung der ursprünglich zum Türkenkriege erhobenen, nachher schändlich vergeudeten und verschleuderten Annaten, des Mißbrauchs, daß der Pabst die Pfründen vergebe, wie: der Palliengelder, der Bischofseide, wo-

durch die Bischöfe in sklavische Abhängigkeit von Rom versetzt würden, der erblichen Pfründen, der Simonie, der unwürdigen Kunstgriffe von Reservationen bei Eiden *) u. s. w.; des Pfründenhandels und Verkaufs von Dispensationen jeder Art, der sogar durch Wucherer betrieben werde **), sowie noch anderer schädlicher Mißbräuche und Praktiken, welche die habsüchtigen Römer gegen die von ihnen verachteten »vollen« und »tollen« Deutschen ausübten."

Dann macht er die zweckmäßigsten Vorschläge zu einer durchgreifenden Abstellung dieser schreienden Mißbräuche und fährt fort mit den kräftigen Worten: „Sie nehmen Geld und machen unrecht Gut, lösen auf die Eide, Gelübde und Bund, zerreißen und lernen zerreißen Treue und Glauben, unter einander zugesagt; sprechen: der Pabst hab's Gewalt. Das heißt sie der böse Geist reden, und verkaufen uns so teuflische Lehre, nehmen Geld darum, daß sie uns Sünden lehren und zur Hölle führen."

Dann kommt er auf Johann Huß zu reden, tadelt den Geleitsbruch und sagt: „Geleit halten hat Gott geboten; das sollte man halten, obgleich die Welt sollt' untergehen, schweige denn einen Ketzer los werden. So sollt man die Ketzer mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden, wie die alten Väter gethan haben. Wenn e

*) D. h. daß, wenn man anders denke als man schwöre, sei man zu dem, was man gedacht, und nicht, was man wörtlich geschworen, durch den Eid verbunden.

**) Durch die Fugger in Augsburg.

Kunst wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doctoren auf Erden."

Darauf klagt er wieder über die Päbste: Der Pabst und die Seinigen mögen sich nicht rühmen, daß sie deutscher Nation haben groß Gutes gethan mit Verleihen dieses römischen Reichs. Sie haben unsere Einfältigkeit mißbraucht; da wir vermeint, Herr zu werden, sind wir der Allerlistigsten Knechte geworden; haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthums, aber den Schatz, Gewalt, Freiheit und Recht hat der Pabst. So frißt der Pabst den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen. — So helfe uns Gott, daß wir auch dem Namen, Titel und Wappen Folge thun und unsere Freiheit erretten, die Römer einmal sehen lassen, was wir durch sie von Gott empfangen haben. Es folgt nicht, daß der Pabst sollt' über den Kaiser sein, darum, daß er ihn krönt und macht. Darum laßt den deutschen Kaiser recht frei Kaiser sein, und nicht seine Gewalt noch Schwert niederdrücken."

Dann ging Luther auch auf die weltlichen Mißbräuche des Volks und Adels über und zeigte dadurch, wie sehr ihm Deutschlands Wohlfahrt am Herzen lag, und daß die edelsten Beweggründe, nicht Haß und Neid gegen den Pabst und die hohe Clerisei, seine Schritte leiteten.

Religiosität und Vaterlandsliebe vereinigten sich bei ihm mit der feurigsten Rednergabe, für das Wohl der Menschheit zu wirken. Sein Auge, auf das Höchste gerichtet, ließ sich auch das Kleinste nicht entgehen. Die

Ehre Gottes, die ihn beseelte, entflammte seinen Muth. In den höchsten Kreisen der Gesellschaft fand er Anklang, wie bei dem Geringsten im Volke. Nur nicht der, den die Stände des Reichs berufen hatten, Deutschlands Würde und Ehre zu vertreten, war damit zu gewinnen. In kalt berechnender Politik war der junge Kaiser Luthers entschiedenster Gegner geworden. Nur das Eine war anzunehmen: hätte Luther sich darauf beschränkt, die kirchliche Verwaltung des Pabstes und dessen Uebergriffe in die weltliche Staatsgewalt anzufechten, so würde er nicht nur alle Reichsstände, sondern auch selbst den Kaiser auf seiner Seite gehabt haben; denn jene hatten durch die bereits erwähnten Beschwerden, die an Huttens schärfste Schriften erinnerten, ihre Gesinnungen in dieser Beziehung an den Tag gelegt, und Glapio hatte seinem kaiserlichen Beichtsohne die Züchtigung des Himmels angekündigt, wenn er die Kirche nicht reformire. Allein Luther wollte den Glauben reformiren und das Licht des Evangeliums herstellen, gereinigt von aller menschlichen Zuthat. Und das machte seine Lage gefährlich. Wahrlich, die Sachen auf dem Reichstage zu Worms standen so, daß ein hoher, gottbegeisterter Muth dazu gehörte, wenn Luther es wagte, sich allein den höchsten Gewalten der geistlichen und der weltlichen Macht entgegenzustellen.

Allein seine Worte waren nicht die eines Mannes, der sich zu verbergen trachtet in feiger Angst; es sind die beschwörenden Sprüche eines mächtig ergriffenen, über jede äußere Rücksicht erhabenen Geistes, die auf das rege Volks-

gefühl ebenso begeisternd einwirkten. Jede seiner Schriften ging schnell wie ein Lauffeuer durchs ganze Reich; überall verbreitet, überall in edler Absicht nachgedruckt und verkauft, wirkten sie auf Volk und Fürsten mit der Macht der Wahrheit, und nie sind wohl einem einzigen Manne solche Sympathien und theilnehmende Wünsche und Blicke so allgemein und begeistert gefolgt, als diesem Augustinermönch von Wittenberg, als er den höchsten Autoritäten der Erde und des Himmels in seinem einfachen Mönchsgewande, mit der Bibel in der Hand, so groß, so ruhig und fest und Gott vertrauend entgegentrat.

Martin Luther befand sich indeß in Wittenberg in einer freudigfesten Erwartung seiner Vorladung nach Worms. Er besorgte ruhig seine täglichen Geschäfte, predigte, hielt akademische Vorlesungen, schrieb zahllose Briefe und ließ kräftig begeisterte Schriften durch den Druck in alle Welt hineingehen. Diese Schriften und Reden waren das treueste Abbild eines gesunden Gemüths. Die herzliche und kräftige Sprache derselben fand überall Anklang. Seine Gemüthlichkeit, selbst im Zorn, die Treuherzigkeit, auch im bittersten Groll, gaben seinen Worten etwas so wunderbar Einschmeichelndes, daß selbst sein Schelten und Strafpredigen nicht unangenehm in die Ohren fiel.

Dabei war er selbst in dieser Periode der höchsten Spannung seines Geschicks immer der heitere, biedere und zuverlässige Freund, der durch geistreiche und muntere Tischreden, wenn auch in der derben, kräftigen Ausdrucks-

weise seiner Zeit, die geselligen Freuden erhöhte. Er liebte sein Poculum hilaritatis *) so gut als jeder Andere, wurde nicht selten zu Gast geladen. Das Kleinste wie das Größte war ihm nicht fremd. Während er Gevatterschaften annahm, Frieden zwischen Eheleuten stiftete, für Arme und Hilfsbedürftige bat, seinem Freunde Melanchthon eine Zulage verschaffte, verbesserte er den Lehrplan der Universität, wirkte für seinen Orden, und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, Deutschlands Zustände zu verbessern, die Ausartung des Pabstthums zu bekämpfen und das Licht des gereinigten Evangeliums zu verbreiten.

In dieser Zeit ging ein vorläufiges Schreiben des Churfürsten an ihn ein, daß er sich bereit halten möge, nach Worms zu reisen; man habe zwar von ihm, dem Churfürsten, verlangt, daß er Luther stellen möge; allein er habe solches abgelehnt, da er nur eine Vorladung von Kaiser und Reich für sicherstellend halte.

Mit so vieler, fast zärtlicher Sorgfalt war der Churfürst um die Sicherstellung seines lieben, aufgeklärten Lehrers an der Universität Wittenberg bemüht, und Luther sagte nochmals mit freudigem Muthe zu, auf dem Reichstage zu Worms zu erscheinen und sich dermaßen zu verantworten, „daß Männiglich in der Wahrheit erfahren soll — lauteten seine Worte — daß ich bisher nichts aus frevelm, unbedächtigem, untergeordnetem Willen und um zeitlicher und weltlicher Ehre und Nutzung willen, sondern

*) Becher der Fröhlichkeit.

Alles, was ich geschrieben, meinem Gewissen, Eid und Pflicht nach als ein armer Lehrer der heiligen Schrift, Gott zum Lobe, zu Heil und Seligkeit der gemeinen Christenheit, der ganzen deutschen Nation zu Gut, zu Ausrottung der fährlichen Mißbräuche und Aberglauben, und zu einer Ledigung der ganzen heiligen Christenheit aus so viel unendlichen, unzähligen, unchristlichen und verdammlichen tyrannischen Verkleinerung und Beschwerung und Gotteslästerung fürgewandt und gethan habe."

Als ihm nun endlich Spalatin die Nachricht gegeben hatte, daß seine Vorladung auf den Reichstag beschlossen sei, und ihm zugleich die Artikel mittheilte, deren Widerruf man verlangte, schien mit der Größe der Gefahr auch sein Muth zu wachsen; denn freudigfest antwortete er diesem vertrautesten der Räthe seines Churfürsten: „Ich habe die Artikel, lieber Spalatin, so ich widerrufen soll und Anderes mehr, so mir fürgeschrieben ist, danach ich mich zu richten und zu halten, empfangen. Aber gedenke nur nicht, daß ich etwas widerrufen werde, weil ich sehe und merke, daß die Papisten keinen andern Grund und Behelf wider mich haben, daß sie darauf fußen, denn daß ich wider der Kirchen (die sie ihnen erdichten und träumen) Mißbräuche und Ceremonien geschrieben habe. Will derohalben Kaiser Carol antworten: So ich allein des Widerrufs halben erscheinen soll, wolle ich nicht kommen; sintemal es eben das Ansehen hätte, als wäre ich bereits draußen gewesen und nun wieder hereinkommen; denn ich könnte auch hier widerrufen, wenn es allein darum

zu thun wäre. Will aber Kaiserliche Majestät mich über das fordern, daß ich soll umbracht werden, und von wegen dieser meiner Antwort mich für einen Reichsfeind halten, will ich mich erbieten zu kommen. Denn ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Wort in Gefahr stehen zu lassen, sondern es bekennen bis in den Tod, sofern mir Christus gnädig ist und beistehet. Ich bin aber gewiß, daß sie nicht eher ruhen werden, bis sie mich hingerichtet haben. Gern wollte ich, wenn es bei mir stände, daß Niemand sich an meinem Blute vergriffe, denn allein die Papisten. Des Herrn Wille geschehe. Indeß rathe, wem zu rathen ist, daß er sich nicht theilhaftig mache des schändlichen Raths der Boshaftigen."

So hatte Luther die Größe der Gefahr, die sein Leben bedrohte, wenn er nach Worms ging, allerdings richtig erkannt; aber nichts konnte seinen Muth erschüttern oder seinen Entschluß, nicht zu widerrufen, wankend machen. Nur das Eine bekümmerte ihn, daß er vielleicht, wie Huß, durch Wortbruch des Kaisers zum Scheiterhaufen geführt werden könne; dem Pabste hätte er gern die Schmach einer solchen Handlung gegönnt, nur nicht dem Kaiser, den er sich als Vertreter seines gesammten deutschen Vaterlandes so groß und erhaben dachte; aber auch darüber sollte er beruhigt werden durch den Ton der Milde, worin das kaiserliche Vorladungsschreiben abgefaßt war.

Er war darin, im starken Gegensatz gegen den scharfen Ton der päbstlichen Bannbulle, angeredet: „Ehrsamer,

Lieber, Andächtiger," und Widerruf wurde nicht von ihm gefordert, sondern es hieß auf das Glimpflichste: „Wir haben beschlossen, Wir und des heiligen römischen Reichs Stände, der Lehre und Bücher halben, so von Dir ausgegangen, von Dir Erkundigung zu empfahen." — Freies Geleite war ihm dabei zugesichert und der kaiserliche Geleitsbrief war beigefügt. Zu noch mehrerer Sicherheit hatten auch der Herzog Georg von Sachsen und der Churfürst Friedrich ihm einen zweiten Geleitsbrief zufertigen lassen. Zudem war ein kaiserlicher Herold, Kaspar Sturm, in Wittenberg eingetroffen, um ihm persönlich sicheres Geleit zu geben; der Magistrat der Stadt, dem der Churfürst den Doctor Martinus Luther noch besonders empfohlen hatte, stellte ihm einen Wagen zur Reise, und Herzog Georg gab ihm Reisegeld. So fuhr er ab, von den Segenswünschen seiner Freunde begleitet.

Luthers Reise nach Worms glich mehr einem Siegeszuge, als dem eines vom Pabste in den Bann gethanen und von ihm mit dem Fluche beladenen Ketzers.

Am 24. März 1521 hatte Luther durch den kaiserlichen Herold Kaspar Sturm die Vorladung und den Geleitsbrief empfangen. Am Dienstage, den zweiten April, trat er seine Reise an. An seiner Seite in dem schwerfälligen, von drei starken Pferden gezogenen Rollwagen saß ein stattlicher Mann im geistlichen Ornat, mit einem vollen, freundlichen und stark gerötheten Antlitz. Das war

sein biederer und gelehrter Freund, der Domherr von Amsdorf, der ihn in der Noth und Gefahr nicht verlassen wollte. Ihm gegenüber sah man einen großen magern Mann sitzen, mit feinen, geistreichen Gesichtszügen, etwas bleich, doch fest und mit ruhigem Selbstbewußtsein sich umschauend, dieser war der in seiner Zeit berühmte Advokat Hieronymus Schurf, der sich Luther als Rechtsbeistand vor dem Reichstage freundlich angeboten hatte und in dieser Eigenschaft die Reise mitmachte. Auch ein anderer Freund, etwas kleiner und voller von Gestalt, der besonnene und gelehrte Peter Suavenius, saß ihm gegenüber. Voraus ritt der schon genannte kaiserliche Herold, eine breitschultrige, kernige Gestalt von gesetzter Würde der Haltung, mit dem kaiserlichen Doppeladler auf dem Brust- und Rückenschilde seines Wappenrocks. — Einige Hundert Studenten zu Pferde gaben ihrem muthigen Lehrer das Geleit bis zum ersten Ruheort und brachten ihm dort in jugendlicher Begeisterung ein weithin schallendes Vivat!

In Luthers Busen hob sich freudige Begeisterung. Er dankte seinen Schülern für ihre Liebe und beschwor sie, festzuhalten an seiner Lehre, damit das Licht des Evangeliums nicht erlösche, wenn auch sein Lebenslicht erlöschen sollte.

Mit heißen Thränen nahmen die Jünglinge von ihm Abschied und Hunderte drängten sich herbei, um die Hand oder nur den Chorrock des geliebten Lehrers zu küssen, und dieser segnete sie mit Thränen im Auge.

Am Ende des ersten Abends erreichten Luther und

seine Begleiter Leipzig. Hier war sein Empfang kühler als an andern Orten, denn die Bulle war dort angeschlagen und die Eifersucht dieser Universität gegen Wittenberg war groß.

Am folgenden Tage wurde in Naumburg übernachtet. Dort übersandte ihm ein frommer Priester, der sich mit Vorliebe auf die Sammlung von Alterthümern gelegt hatte, das Bildniß des im Jahre 1498 als Ketzer verbrannten christlich frommen Pater Savanarola, und ließ ihn dabei vermahnen, er wolle bei der erkannten Wahrheit mit breitem Fuß aushalten; denn sein Gott werde wieder mit ihm sein und fest bei ihm stehen und halten.

So erweckend und erfreulich ihm auch solche Beweise von theilnehmender Aufmunterung gleichgesinnter Männer waren, so bedurfte es doch dessen nicht; denn Luthers Entschluß, für die Sache der Wahrheit und des Lichts sein Leben zu wagen, konnte nichts erschüttern. — Als ihm ein zu besorgter Freund prophezeite, er werde eben wie Huß zu Pulver verbrannt werden, gab er die feste und muthvolle Antwort: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen.“

Noch mehr: um ihn zu schrecken, hatte man an mehrern Orten das auf Vorstellung der Stände nicht ausge-

fertigte kaiserliche Mandat, wonach Luthers Schriften ausgeliefert und verbrannt werden sollten, öffentlich an den Kirchthüren angeschlagen. Es lag darin eigentlich schon die Verdammung seiner Lehre ausgesprochen. Selbst der ehrliche Herold des Kaisers, Kaspar Sturm, dem seine Sicherheit auf die Seele gebunden war, war darüber betroffen und fragte seinen geehrten Schutzbefohlenen: „Herr Doctor, wollt Ihr fortziehen?"

„Ja, mit Gott," antwortete dieser freudigfest; „unangesehen, daß man mich in den Bann gethan und das in allen Städten publicirt, will ich doch fortziehen und mich an kaiserliches Geleit halten."

Dann kamen sie nach Weimar. Hier hielt Luther vor dem Herzog Johann von Sachsen in der Schloßkirche eine Predigt, die ungeheuern Beifall fand, und der Herzog schenkte ihm noch ein sogenanntes Viaticum, einen Zehrpfennig auf die Reise. Dort wurde ein Rasttag gehalten, sodann am 5. April die Reise nach Erfurt fortgesetzt.

Hier war der Empfang des kühnen Reformators eben so herzlich als glänzend. Der Rector der Universität, Crotus, der zuvor von Luthers Ankunft Kenntniß erhalten hatte, war ihm mit einigen Vierzig angesehenen Einwohnern zwei Meilen weit zu Pferde entgegen gezogen. Unter diesen befanden sich die berühmten Gelehrten Erban Hesse, Euridicus Codrus und Johannes Draco. Viele Bürger und Studenten hatten sich ihnen zu Fuße angeschlossen. Der Rector der Universität empfing ihn mit

einer wohlgesetzten lateinischen Bewillkommnungsrede, worauf Luther in seiner kräftigen und feurigen Weise aus dem Stegreife antwortete. Ein jubelndes Vivat beschloß diese erhebende Scene.

In Erfurt schien die ganze Bevölkerung auf den Straßen zu sein, um den berühmten Mann zu sehen. Alle Fenster waren mit Frauen und Jungfrauen besetzt, die ihm Blumenkränze zuwarfen und mit weißen Tüchern ihre Grüße zuwehten. Diese allgemeine Liebe und Theilnahme gewährte dem kühnen Mann ein erhebendes Gefühl.

„Volksstimme ist Gottesstimme." Mit diesen Worten umarmte ihn ein alter vielgeprüfter Freund, Johann Lange, der Prior im Augustinerkloster war, wo er gastlich empfangen wurde.

Am nächsten Tage, Sonntags Quasimodogeniti, den 7. April, wurde dort abermals Rasttag gehalten; aber Luthers feuriger Geist kannte keine Ruhe. Er hielt in der Augustinerkirche eine Predigt, die solchen Zulauf fand, daß, nachdem die ganze Kirche gedrängt voll war, noch Hunderte vor den Thüren stehen bleiben mußten, und selbst an die Kirchenfenster Leitern angesetzt wurden, um ihn zu hören.

Dort, in Erfurt, schlossen sich noch mehrere seiner Freunde und Bewunderer ihm an, die ihn bis nach Worms begleiten wollten. Unter Andern die Doctoren der Theologie, Sturz und Justus Jonas.

Seine Reise wurde dadurch um Vieles angenehmer.

Belehrende und erweckende Gespräche verkürzten die langen Tagesstunden bei dem langsamen Fortrücken auf den damals fast noch ungebahnten Heerstraßen. So ging die Reise langsam aber ohne Unfall weiter über Reinhardsbrunn, Gotha und Eisenach. Hier aber wurde Luthers Reise durch einen plötzlichen Krankheitsanfall unterbrochen, dessen Heftigkeit seine Freunde in die höchste Bestürzung versetzte.

In der That wurde sein Zustand höchst gefahrvoll. Luther verlor das Bewußtsein; Alles schien verloren zu sein. Da sandte der Himmel eine einfache Naturhilfe von bewunderungswürdiger Kraft. Nachdem Luther einige Krüge des heilsamen Reinhardsbrunner Wassers ausgetrunken hatte, erfolgte sichtbare Besserung, und zwar so schnell und kräftig, daß er schon nach einigen Tagen seine Reise fortsetzen konnte.

So erreichte er denn über Hirschfeld, Grünberg und Friedberg reisend, am 14. April Frankfurt am Main. Noch manche Stunde litt er indeß am heftigsten Kopfschmerze, als Folge der kaum überstandenen Krankheit. Doch wurde sein Muth dadurch nicht gebeugt. Er betete nur täglich zu Gott, daß er ihn nicht abrufen möge von dieser Welt, bevor er vor dem Kaiser und Reich sein festes Wort gesprochen.

In diesem Sinne schrieb er an seinen Freund und Gönner Spalatin: „Wir kommen, mein Spalatin, obgleich der Satan mit mehr als einer Krankheit mich zu hindern gesucht, denn den ganzen Weg von Eisenach bis

hieher bin ich unpaß gewesen, und auch jetzt noch, auf eine mir zuvor unbekannte Weise. Ich sehe auch, daß das Mandat Caroli mir zum Schrecken ist verbreitet worden. Aber Christus lebt noch, derohalben wollen wir hinein in Worms, zu Trotz allen höllischen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. — Mache also die Herberge zurecht."

Am folgenden Tage erreichte er Oppenheim. In dieser Stadt fand er eine freundliche Einladung von einem der bedeutendsten und einflußreichsten der aufgeklärten Männer jener Zeit, dem kaiserlichen Rath und Feldhauptmann Franz von Sickingen. Dieser hielt sich damals auf seiner nicht weit von der Straße nach Worms seitwärts liegenden Burg, Ebernburg auf. Dort hatte, wie wir wissen, Ulrich von Hutten und so manche andere des Glaubens willen Verfolgte, ein gastfreies Asyl gefunden. Auch befand sich dort eine kleine Buchdruckerei, und so hätte Luther, wenn sein Leben auf dem Reichstage bedrohet war, nicht leicht einen passendern, angenehmern und sicherern Zufluchtsort finden können als dort. Allein was ihn bedenklich machte, von dieser Einladung Gebrauch zu machen, war die Mittheilung der Nachricht, daß der kaiserliche Beichtvater Pater Glapio von Worms her unerwartet dort eingetroffen sei, und ihn, Martin Luther, zu sprechen wünsche, um wo möglich sich mit ihm zu verständigen, ehe er auf dem Reichstage erscheinen werde.

In der That hatte Glapio noch dieses letzte Mittel versucht, das dem päbstlichen Stuhle bei der ungünstigen

Stimmung der Reichsstände so unangenehme Erscheinen Luthers zu Worms zu verhindern. Er war daher in keiner andern Absicht nach Ebernburg gereiset, als um Sickingen zu überzeugen, daß Luther dort vor Kaiser und Reich die höchste Gefahr drohe, und entweder ihn zum Widerrufe in Güte zu bewegen, oder Sickingen dahin zu bringen, ihn in guter Absicht zurückzuhalten, bis es zu spät sein würde, noch auf dem Reichstage zu erscheinen. Um dieser Einladung noch mehr Gewicht zu verschaffen, hatte Sickingen den berühmten Kanzler des Churfürsten von Sachsen, Bucer, bewogen, Luther die Gefahren, die seiner in Worms warteten, lebendig zu schildern und ihn zu warnen, sich denselben nicht auszusetzen. Allein der muthige Luther durchschaute das ganze pfäffische Getriebe, wodurch diese Einladung veranlaßt war, und antwortete: „Nicht nach der Ebernburg, sondern nach Worms bin ich beschieden, und dort werde ich zu sprechen sein."

Selbst der gütige Churfürst scheint für seine Sicherheit bedeutend besorgt gewesen zu sein; denn wenn auch kaiserliches Geleit ihm gehalten wurde, wer konnte ihn sicher stellen gegen Hinterlist und Meuchelmörder der Päbstlichen. Wenigstens zu Oppenheim erhielt Luther noch einen expressen Boten von Spalatin, dem gelehrten Vertrauten des Churfürsten, mit der dringenden Warnung, daß er nicht nach Worms kommen möge.

Da rief er in edlem Zorn und in hoher Begeisterung die ewig denkwürdigen Worte aus, die den ganzen Mann und seinen unbeugsam bleibenden Muth bezeichnen:

„Huß ist verbrannt worden, aber nicht „die Wahrheit mit ihm. — Und wenn so „viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel „auf den Dächern, so wollte ich doch hin„ein!"

Ueber diese seine damalige hochbegeisterte Stimmung äußerte sich Luther noch kurz vor seinem Tode in seiner naiven und treuherzigen Weise: „Denn ich war unerschrocken und fürchtete mich nicht. Gott kann einen wohl so tolle machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre."

Welche Gefühle mochten den Doctor Martin Luther bewegt haben, als er nun endlich die alte Reichsstadt Worms am linken Ufer des Rheins vor sich liegen, als er diesen Vater Rhein sah, den altdeutsche Dichter Deutschlands Weinstrom nannten, in seiner majestätischen Ruhe zwischen grünen Weinbergen dahin rollend, diese romantischen Berge, die sogar den Weintrinkern heilig sind durch den köstlich milden und duftenden Rheinwein, der von dem Kloster, auf dessen Kirchhofe er wächst, den frommen Namen »Liebfrauenmilch« erhalten hat. Es war ein schöner, sonnenheller Morgen des 16. Aprils, als er, ergriffen von der großen Bedeutung des Anblicks, einer Stadt zuzog, in welcher sein Urtheil über Leben und Tod, sowie Sieg oder Verdammniß der ihm noch mehr am Herzen liegenden Lehre des reinen Evangeliums entschieden werden sollte. Hier war es, wo er, durchschauert von diesem großen Momente, seinen Blick zum Himmel, seine

Gedanken zu Gott erhob und nach einigen Accorden, die er auf seiner Laute griff, das von ihm einst in höchster Erdennoth gedichtete, gottvertrauende Lied sang:

„Eine feste Burg ist unser Gott!" u. s. f.

Seine zahlreichen Begleiter stimmten ein, einige mit festem Vertrauen, andere bewegt durch vorahnende Besorgnisse.

So in die blaue Morgenluft hinabsingend, wand sich der fromme Reisezug die geschlängelte Straße von den grünen Bergen herunter und erreichte endlich das schöne Rheinthal, in welchem der deutsche Strom dem deutschen Manne als ein Sinnbild der Kraft gelten konnte.

Hier empfingen ihn viele Herren vom sächsischen Adel, und viele andere Hofleute des Churfürsten von Sachsen, die ihm von Worms aus entgegen gegangen waren. Sie begrüßten den muthigen Mann mit einer an Bewunderung grenzenden Ehrfurcht; denn Niemand in Worms hatte geglaubt, daß Luther in Person dort erscheinen werde, weil Hussens Beispiel in noch zu frischem Andenken war, um nicht auch den Muthigsten abzuschrecken. Die ihm entgegen gegangen waren, schienen sich eine Ehre daraus zu machen, ihn in Worms einzuführen.

Es war gerade 10 Uhr, die Stunde, in der nach alter, einfacher Lebensweise Alles beim Mittagsessen saß, als der Thürmer auf dem Domthurme in die Trompete stieß und damit Luthers Herannahen verkündete, eine Ehre, die sonst nur hohen fürstlichen Personen zu widerfahren pflegte.

Nun eilte Alles an die Fenster, und eine unermeßliche

Volksmenge füllte die wegen der Mittagszeit fast leer gewesenen Straßen; alle Welt wollte den Mönch Doctor Martin sehen, der sich wie ein Daniel in die Löwengrube wagte.

Da saß er nun auf dem offenen Rollwagen in seiner schwarzen Augustinerkutte, einfach, ernst und bescheiden, der Mann, der mit den höchsten Mächten der Erde den großen, gefahrvollen Kampf aufgenommen hatte, und dem die Blicke einer theilnehmenden, bewegten, und fast verwunderten Menge folgten. Kaum bemerkte man die angesehenen Männer seiner Begleitung. Neben ihm im Wagen und ihm gegenüber saßen ein Bruder Augustiner, der schon genannte Domherr Nikolaus Amsdorf, und einer vom dänischen Adel, Nikolaus Suavenius. Vor dem Wagen her ritt der kaiserliche Herold, mit dem Doppeladler im Wappen auf dem Brust- und Rückenstücke des Wappenrockes, und sein Knecht. Dem Wagen folgten der gelehrte Licentiat Justus Jonas von Nordhausen mit seinem Famulus, und noch andere seiner früher genannten Freunde, auch die vom sächsischen Adel und Hofe, die ihm entgegen gegangen waren, und eine zahllose theilnehmende oder neugierige Menschenmenge, die sich ihm angeschlossen hatte.

So ging der Reisezug Luthers im Fortrücken sich vergrößernd, von mehr als 2000 Menschen begleitet, nach dem deutschen Ordenshause, nicht weit von dem Gasthause zum Schwan, wo der Churfürst Ludwig von der Pfalz sein Quartier hatte. Dort im Ordenshause hatte Spalatin für den Doctor Martin Luther eine kleine Wohnung ein-

richten lassen. In demselben Hause logirten die sächsischen Ritter und Räthe Friedrich von Thunau und Philipp von Feilitsch. Auch der kaiserliche Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim wohnte daselbst.

Als nun der Wagen vor diesem Hause hielt und Martin Luther sich von seinem Sitze erhob und die ihn begleitende Menge übersah, und überall theilnehmende Blicke und Beweise von Achtung wahrnahm, da ergriff aufs Neue ihn der höhere Muth einer gottvertrauenden Zuversicht, und er sprach mit einem Blicke nach Oben und gefalteten Händen: „Gott wird mit mir sein!"

Bald sollte er aber noch mehr ermuthigende Beweise von achtungsvoller Theilnahme empfangen. Noch am Tage seiner Ankunft gegen Abend erhielt er vielen Zuspruch von Grafen und Herren vom Adel, geistlichen und weltlichen Standes, die seinen unerschrockenen Muth belobten und seine heitere Ruhe in so großer Gefahr bewunderten. Diese Besuche dauerten bis spät in die Nacht hinein.

Seine Seele war so erregt und bewegt, daß er nicht schlafen konnte. Er trat hinaus auf den Altan nach dem Garten zu, und erhob seine Gefühle zu dem Uebersinnlichen durch Betrachtung des gestirnten Himmels. Nun wurde es immer stiller und friedlicher in seinem Gemüthe, und er schlug die Laute und sang dazu ein geistliches Lied.

Am folgenden Morgen erschien der schon genannte kaiserliche Reichsmarschall, Graf Ulrich von Pappenheim,

um ihn im Namen des Kaisers feierlich vorzuladen, Nachmittags Punkt 4 Uhr vor der deutschen Reichsversammlung zu erscheinen.

So kam denn die verhängnißvolle Stunde immer näher. Sein Herz pochte stärker, als die Zahl der Glockenschläge auf dem Domthurme die nahende Stunde verkündigte. Nur sein starker Wille gab ihm Muth und entschlossene Festigkeit; denn wie sehr es in ihm zagte aus menschlicher Schwachheit, wie sehr er des Beistandes und der Stärkung von Oben bedurfte, ergibt sich aus dem schönen Gebete, das er kurz vor seinem bedeutungsvollen Auftreten auf dem Reichstage, eingeschlossen in seiner Zelle, sprach. — Dieses Gebet ist ein Monolog, in welchem sich der bewegte Seelenzustand dieses Mannes am deutlichsten ausspricht.

„Allmächtiger," sprach er kniend mit gefalteten Händen, „ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperren sie den Leuten die Mäuler auf, wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Wie ziehet sie so bald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Höllen zu, da die Gottlosen hingehören. Und siehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist, und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist es mit mir

aus; die Glocke ist schon gegossen, und das Urtheil schon gefällt."

Und nun von der Angst menschlicher Schwachheit ergriffen, rief er aus: „Ach Gott, ach Gott! O du mein Gott, du mein Gott! Stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Thue du es, du mußt es thun, du allein!"

„Es ist doch nicht meine, sondern deine Sache," fuhr er ruhiger werdend und Vertrauen gewinnend fort; „habe ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen, und mit diesen großen Herrn der Welt nichts zu thun, wollte ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist, stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket Alles, was Fleisch ist und Fleisch schmecket."

Und sein Gemüth wurde aufs Neue wieder von Angst ergriffen. „O Gott, o Gott! höreſt du nicht, mein Gott? Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein; hast du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß, ei so walt' es Gott; denn ich mein Leben lang nicht wider solche große Herren gedacht zu sein, habe es mir auch nicht vorgenommen; ei Gott, so stehe mir bei im Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung

deines heiligen Geistes.“ Und damit ließ er den Kopf sinken und verlor sich in Gedanken.

Dann aber fuhr er nach einer Pause fort mit erhöhter Stimme: „Herr, wo bleibst du? Du mein Gott, wo bist du? Komm' komm', ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen wie ein Lämmlein, denn gerecht ist die Sache und dein, so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen. Und wenn sie noch voller Teufel wär', und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort mir gut ist, und ist auch nur um den Leib zu thun, die Seele ist dein und gehöret dir zu, und bleibet auch bei dir ewig. Gott helfe mir!“ Amen.

Es war überhaupt eine Eigenthümlichkeit Luthers, daß er, im Geiste seiner Zeit fest glaubend an die Existenz und Einwirkung des Teufels auf menschliche Dinge, diesem auch seine Anwandlung von menschlicher Schwachheit und Furcht zuschrieb, und dann die volle Kraft seines festen Willens aufbot, um diese Einwirkung des Teufels zu überwinden, was ihm auch meistens gelang.

Kaum war sein Gebet geendigt, so klopfte man an eine verschlossene Thüre. Luther öffnete. Es war 4 Uhr Nachmittags und der kaiserliche Herold Kaspar Sturm, in amtlichen Wappenrocke, trat ein mit dem weißen Stabe

in der Hand und forderte ihn auf im Namen des Kaisers, sogleich vor dem Reichstage zu erscheinen.

Luther war bereit und folgte getrosten Muthes.

Jetzt war die Theilnahme der bewegten Menge wo möglich noch größer als Tages zuvor. Alle Straßen, die von dem Ordenshause nach dem alten Bischofshofe führten, wo der Reichstag seine Sitzungen hielt, waren durch eine dicht gedrängte Menschenmasse so gesperrt, daß es unmöglich war hindurchzudringen. Wollten auch die Nächststehenden ausweichen, so wurden sie doch von den Fernstehenden, die den kühnen Mönch sehen wollten, gehindert und gedrängt. Der vorausschreitende Herold hielt es daher für gerathen, einen Umweg zu machen, indem sie durch Häuser und Gärten den Bischofshof zu erreichen suchten. Indeß auch hier entgingen sie nicht völlig der andrängenden Neugier; denn die fluthenden Menschen hatten kaum diesen Umweg bemerkt, so drängten sie um so mehr dem Platze vor dem Bischofshofe zu, und dort waren die Dächer der Häuser abgedeckt und mit Menschen besetzt, alle Fenster ausgehoben und Kopf an Kopf gedrückt, so daß das Ganze wie eine Mauer von Köpfen erschien, durch welche die Hellebarden der kaiserlichen Leibwache nur mit Mühe eine Gasse brechen konnten, durch die Luther und sein Führer nebst den Freunden, die sich ihm angeschlossen hatten, endlich den Ort ihrer Bestimmung erreichten.

Vor dem Versammlungssaale der Reichsstände hatte der alte deutsche Degen Georg von Frundsberg die Ehren

wache. Als nun Luther grüßend an ihm vorüberging, klopfte er ihm auf die Schulter und sprach in seiner treuherzigen Weise: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost! Gott wird Dich nicht verlassen!“

So getröstet und gestärkt durch kräftigen, redlichen Zuspruch, betrat endlich Luther den großen Versammlungssaal.

Fast wurden seine Augen geblendet und seine Sinne verwirrt von der Großartigkeit der Versammlung, die ihn hier erwartete. Nach dem Berichte eines Augenzeugen sollen sich im Saale, und vor den offenen Thüren und Fenstern an 5000 Menschen befunden haben; Welsche Deutsche, Niederländer und Spanier, alles gemischt. Auf einer Erhöhung an mit Tuch behangenen Tischen sah man 6 geistliche und weltliche Churfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten nebst vielen andern Fürsten, Grafen, Edelleuten, reichsstädtischen Abgeordneten und fremden Gesandten; in der Mitte unter einem Thronhimmel der junge Kaiser Karl V., neben ihm sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, hinter ihm ein glänzender Hofstaat von hohen Beamten, Ministern, Geistlichen und Edelleuten. Diese Versammlung war ebenso imponirend durch die Anzahl, als durch das Ansehen und den hohen

Rang der Anwesenden, die Würde ihrer Haltung und den Glanz ihrer Erscheinung.

Luthers Eintreten in diese Versammlung erregte eine allgemeine Bewegung. Jeder wollte ihn sehen diesen Mönch, der es wagte, sich allein den höchsten Autoritäten des Reichs und der Kirche gegenüber zu stellen. Viele drückten laut ihre Verwunderung darüber aus. Andere winkten ihm zu und sprachen ermuthigende Worte. Endlich beruhigte sich die Bewegung, die sein Eintritt veranlaßt hatte, und der Reichsmarschall Graf Pappenheim nahm das Wort für den Kaiser, und forderte Luther auf, vor allen Dingen nicht anders zu reden, er werde denn gefragt.

Der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, wendete das Haupt gegen den kaiserlichen Beichtvater Glapio, indem er erwartete, daß dieser das Wort nehmen werde, um die Unterhandlungen zu leiten. Allein der Churtrierſche Official Johann von Eck, der aber mit dem Ingolstadtschen Kanzler nicht zu verwechseln ist, hatte den Auftrag dazu erhalten, trat vor und richtete im Namen des Kaisers nach einer kurzen ermahnenden Anrede zwei Fragen an Doctor Martinus Luther: 1) Ob er diese Bücher, die vor ihm niedergelegt waren, als die seinigen erkennen, und 2) ob er Alles, was darin verdammt sei, widerrufen wolle?

Schon war Luther, im feurigen Drange, die Wahrheit offen zu bekennen, bereit, die erste Frage zu bejahen, als sein erwählter Rechtsbeistand, Doctor Schurf, ihn

zurückhielt und sogleich rief: „Man zeige die Bücher mit Namen an!“

Nachdem der Doctor Eck diesem Verlangen entsprochen hatte, indem er die Titel dieser Schriften aus einem zu Basel gedruckten Exemplare ablas, nahm Luther das Wort. Zu Anfang hob er leise und schüchtern an zu reden; dann aber sammelte er sich und sprach volltönend und kräftig, wenn auch noch immer bescheiden in der Ausdrucksweise und Haltung. Auf die erste Frage gab er mit lauter und fester Stimme eine bejahende Antwort, und bekannte sich damit freimüthig zum Verfasser aller dieser Werke.

„Was aber die zweite Frage betrifft,“ erklärte er, „weil dieses eine Frage vom Glauben und der Seele Seligkeit ist und Gottes Wort belangt, welches der höchste Schatz im Himmel und auf Erden ist und wir billig allzeit in allen Ehren halten sollen, so wäre es vermessentlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen, sintemal ich weniger denn die Sache erfordert, oder mehr, denn es der Wahrheit gemäß wäre, unbesonnen oder unbedacht zugeben und für gewiß sagen könnte; welches Beides mich in das Urtheil bringen würde, welches Christus gefällt, da er sagt: Wer mich vor den Menschen verleugnen wird, den will ich vor meinem himmlischen Vater auch verleugnen. Derohalben bitte ich von kaiserlicher Majestät aufs Allerunterthänigste und Demüthigste Bedenkzeit, auf daß ich ohne Nachtheil Gottes Worts und ohne Gefahr meiner Seele Seligkeit, auf die vorgelegten Fragstücke richtig antworten möge.“

Nach einer kurzen Berathschlagung der Fürsten und des Kaisers untereinander, gab Doctor Eck auf Befehl des Letztern an Luther die Antwort: „Du hast zwar hinreichende Zeit gehabt, über den Grund der Vorladung nachzudenken, und es steht Dir eigentlich nimmer zu, einen Aufschub Deiner Antwort nachzusuchen, doch will Dir kaiserliche Majestät in allerhöchster Milde noch einen Tag zum Nachdenken verwilligen und befiehlt Dir, daß Du morgen um dieselbe Zeit Dich stellest und Deinen Vorsatz nicht schriftlich, sondern mündlich zu erkennen gebest."

Mit diesem Bescheide wurde er entlassen, und ein allgemeines Gesumme, wie in einem Bienenkorbe, entstand in dieser großen Versammlung; denn Jeder theilte seinen Nachbaren mit gedämpfter Stimme seine Bemerkungen über Luthers Benehmen mit. Einige lobten seine Vorsichtigkeit; doch die Meisten sahen in der Bitte um Aufschub einen Beweis von Furchtsamkeit und Unentschlossenheit und meinten, er werde nicht den Muth haben sich zu stellen.

Dieser Meinung war auch der junge Kaiser; denn spöttelnd bemerkte er gegen einige Nahestehende: „Wahrlich, dieses Mönchlein wird mich nicht zum Ketzer machen können."

Indem darauf Luther sich zum Abgehen wendete und die Menschenmenge vor dem Haupteingange sich theilte, schlug ihn Jemand auf die Schulter, und eine gedämpfte Stimme sprach in einem fast flehenden Tone des Be-

schwörens: „Bekehre Dich, bekehre Dich! Um Deiner Seele Seligkeit willen, widerrufe!“

„Ich werde nicht widerrufen,“ entgegnete Luther; und indem er sich umsah, erblickte er das bleiche, abgemagerte Antlitz eines jungen Dominikaners, der ihn aus tiefliegenden Augen wie wahnsinnig anstarrte. Es war Guideon.

„Bekehre Du selber Dich, Unglücklicher!“ fuhr er fort, „oder Deine Seele ist und bleibt verdammt und verloren.“

„Gott ist ein unversöhnlicher Rächer und schrecklicher Richter!“ sprach dieser mit der tiefen Grabesstimme, die das innere Entsetzen, das ihn durchschauerte, verrieth.

„Du irrst und frevelst zugleich, indem Du so redest,“ versetzte Luther; „folge mir, junger Bruder, ich werde versuchen Dich zu belehren und zu retten.“

Unter beifälligem Zurufe begleitete ihn die Menge. Er vernahm eine Stimme, die ihm zurief: „Selig ist der Leib, der Dich getragen hat!“

Und Guideon folgte ihm schweigend mit niedergesenktem Haupte in seine Herberge.

„Und weißt Du nicht,“ redete Luther den Gebeugten an, der ihm auf seine Zelle gefolgt war, „daß Gott der Allerbarmer ist, dessen Milde und Gnade gegen die reumüthigen und gebesserten Sünder unerschöpflich, daß Jesus Christus für die Sünden der Menschen am Kreuze gestorben? Und nun sage, was hast Du verbrochen, das Dir nicht sollte vergeben werden können? Die Mordgedanken gegen mich habe ich Dir vergeben, und Gott

wird sie Dir auch vergeben haben, denn Du wareſt im Wahnſinne des Fanatismus und aufgehetzt von den Päbſtlern."

„O mein Vater!" rief Guideon mit gerungenen Händen aus, „ich bin der Sünde des heiligen Geiſtes ſchuldig, weil ich gezweifelt habe am Glauben."

„Glaubſt Du an Gott und Jeſum Chriſtum?"

„Ja, ich glaube."

„Nun dann beruhige Dich. Dann kannſt Du ſelig werden; denn Jeſus ſagt (Joh. 5, 24): »Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommet nicht ins Gericht, ſondern iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.«"

„Aber ich habe gezweifelt an der Unfehlbarkeit des Pabſtes und den Beſchlüſſen der Concilien," ſprach Guideon mit geſenktem Kopfe und faſt zaghafter Stimme; „alſo bin ich ein Ketzer worden und als ſolcher ewig zur Hölle verdammt."

„Dann müßte ich ein noch viel ärgerer Ketzer ſein," lachte Luther, „und noch drei Tage über die Ewigkeit hinaus verdammt ſein."

„Das ſeid Ihr auch, Vater!" ſprach der junge Dominikaner; „und das iſt eben meine zweite und ſchrecklichſte Sünde, daß ich Euch, obwohl Ihr von dem Pabſte in den Bann gethan ſeid, bewundere und liebe. Ich habe mich dadurch ſchon Eurer eigenen Ketzerei und Verdammniß

theilhaftig gemacht, und das beunruhigt noch mehr mein Gewissen."

Nun gab sich Luther unendliche Mühe, ihn mit Gründen der Geschichte und Vernunft zu überzeugen, daß Alles, was er bekämpfe, auf Menschensatzung, hierarchische Anmaßungen, theologische Spitzfindigkeit und Irrlehre hinauslaufe; allein Guideon schüttelte traurig den Kopf.

„Alles, was Ihr mir da sagt," warf er ein, „habe ich mir hundertmal selbst gesagt. Allein auch Eure Lehre ist Menschenwerk, und ich weiß darum nicht, was ich glauben oder nicht glauben soll."

„Ich will Dir eine einfache Regel dafür sagen: Glaube, was Christus geglaubt hat, und glaube nicht, was er nicht gelehrt und geglaubt hat. Und so wirst Du ein wahrer Christ sein; denn was er gesprochen, ist Gottes Wort, und seinen Ueberlieferungen im heiligen Evangelium kannst Du unbedingt vertrauen. Nun gehe und erkenne an meinem Beispiele, daß Gott mit denen ist, die festhalten am reinen Evangelium."

Am folgenden Tage, um dieselbe Zeit, holte der Herold Kaspar Sturm den Doctor Martin Luther abermals in die Reichsversammlung ab. Aber heute war der Zudrang der Volksmenge, um ihn zu sehen, so unermeßlich, daß sie zwei Stunden Zeit gebrauchten, um bis zum Bischofshofe durchzudringen, wo bekanntlich der Reichstag seine Sitzungen hielt.

So erschien Luther denn erst um 6 Uhr Abends vor

der hohen Versammlung. Weil es schon dunkel geworden war, erleuchteten angezündete Windlichter die geräumige Halle. Das Balkenwerk der Decke, mit seinen grotesken Stukaturen und den runden Pfeilern, die zu Trägern dienten, bildeten tiefe Schattenpartien. Flackernde Lichtstreifen flogen über die Versammlung hin, die so zahlreich war, daß in den dichtgedrängten Massen die Fürsten und Herren kaum Platz finden konnten zum Sitzen. Furchtlos und im Glauben gestärkt trat Martin Luther heute vor die Schranken. Er trug das heilige Buch der Bibel in einer lateinischen Uebersetzung in der Hand. An seiner Seite stand sein Rechtsbeistand, Nicolaus Schurf, dessen kluge Blicke über die Versammlung dahinstreiften. Die andern Freunde aus Wittenberg und Erfurt standen weiter zurück.

Als die erste Bewegung, die durch sein Eintreten bei dem Bestreben Aller, ihn zu sehen, veranlaßt war, sich gelegt hatte, erhob sich der triersche Orator und Official Johann von Eck, der gestern das Wort geführt hatte, vor der Versammlung und sprach mit lauter nnd vernehmlicher Stimme:

„Gestern Abend hat kaiserliche Majestät Dir, Martin Luther, diese Stunde ernennet, sintemalen Du die Bücher, so wir gestern erzählet, für die Deinen öffentlich erkannt und angenommen hast. Weil Du aber auf die Frage, ob Du etliche von denselben für nichtig gehalten, oder Alles, dazu Du Dich bekenneſt, für recht und billig halten wolleſt, Bedenkzeit gebeten haſt, welche nun aus

ist; wohlan, so gieb endliche Antwort auf der kaiserlichen Majestät Suchen, welcher milde Güte Du in der erlangten Bedenkzeit erfahren hast: willst Du Deine anerkannten Bücher allzumal vertheidigen oder Etwas widerrufen?"

Dieses sprach der Official lateinisch und deutsch, damit es Allen verständlich sei. Nun aber war Alles auf Luthers Antwort gespannt. Man suchte sie aus seiner Haltung und seinen Blicken zum Voraus zu lesen. Diese aber waren bescheiden und demüthig, und denselben Character trug auch der Anfang seiner Rede. Und so glaubten denn Viele, er werde nicht den Muth haben, vor der Majestät einer solchen Versammlung zu beharren, sondern werde widerrufen.

Hierauf hub Luther an zu reden, und zwar, wie ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Aufs Allerunterthänigste und Demüthigste, schrie nicht sehr, noch heftig, sondern redete fein sittig, züchtig und bescheiden, doch mit großer christlicher Freudigkeit und Beständigkeit, und also, daß die Widersacher wünschten und begehrten, er hätte verzagter und kleinmüthiger geredet, als die sich mehr versehen und gehofft hatten, nachdem er Bedenkzeit gebeten, er werde widerrufen haben."

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser," begann er, „durchlauchtigste Fürsten, gnädigste und gnädige Herren! Auf den Termin und Bedenkzeit, mir des gestrigen Abends angestellt und ernannt, erscheine ich als der Gehorsame, und bitte durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. kaiserliche Majestät und Gnaden geruhen, als ich

hoffe, die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit gnädig anzuhören."

Dann bat er demüthig um Verzeihung, wenn er irgend Jemandem wegen seiner »Unerfahrung entweder seine gebührenden Titel nicht geben würde, oder aber mit einigen Geberden und Weise gegen höfliche Sitte handle,« da er nicht an fürstlichen Höfen erzogen, sondern in »Mönchswinkeln« aufkommen und erwachsen sei.

„Auf die eine Frage — fuhr er fort — habe er gestern schon Antwort gegeben, daß er die ihm vorgelegten Bücher für die seinigen anerkenne. Was aber die andere Frage betreffe, so bitte er, kaiserliche Majestät wolle fleißig Aufachten haben, daß seine Bücher nicht alle einerlei Art seien."

Und nun erhob sich seine Stimme. Er sprach stark und fest, und mit jedem Worte schien sein Selbstvertrauen und seine sich aufrichtende Gestalt zu wachsen.

Er theilte seine Werke ein in Bücher der christlichen Lehre, Schriften wider die Mißbräuche zu Rom, und in theologische Streitschriften.

„Die Ersteren widerrufen zu müssen," sagte er, „würde unerhört sein, da selbst die päbstliche Bulle viel Gutes darin erkennt. Diese könnte ich nicht widerrufen, ohne der christlichen Wahrheit abzusagen."

„Der zweite Theil meiner Schriften," fuhr er fort, „ist gegen das Pabstthum, seine Einrichtungen und Satzungen gerichtet, als wider die, so mit ihren bösen Lehren und Exempeln die christliche Welt an Leib und Seele

verwüstet haben; denn das kann Niemand leugnen, daß dadurch die Gewissen der Christgläubigen aufs Allerinnigste gefangen, beschwert, gemartert und gepeinigt, auch Habe und Gut der hochberühmten deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlunden und ersäuft werde. Widerrufe ich diese Schriften, so würde ich nur diese Tyrannei stärken und bestätigen und der Gottlosigkeit und Bosheit Thür und Thor öffnen."

„Mein lieber Gott!" rief er aus im edelsten Unwillen, „welch' ein großer Schandfleck von Bosheit und Tyrannei würde ich sein, wollte ich Solches widerrufen."

„Die dritte Art meiner Bücher," sprach er weiter, „ist, so ich wider einige Privatpersonen geschrieben habe, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu vertheidigen und die gottselige Lehre, so ich vertheidigt, zu verfälschen und unterdrücken. Darin habe ich nun wohl mich zuweilen heftiger erwiesen, als es meines Amtes geziemte; dieselbigen kann ich aber auch nicht widerrufen, damit ich nicht Ursache gebe, forthin allerlei gottloses Wesen zu vertheidigen, und neue Greuel und Wüthen anzurichten. Doch weil ich ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein nicht anders helfen noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er vor dem Hohenpriester Hannas, um seine Lehre gefragt, einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: »Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei.« So nun der Herr selbst sich nicht geweigert hat, anzuhören

Gezeugniß gegen seine Lehre, auch von dem allerschnödesten Knecht, wie vielmehr sollen die, die nichts Anderes vermögen, denn irren wie ich, begehen und erwarten, ob mir Jemand Zeugniß wollte geben wider meine Lehre."

„Und so," rief er, „fordere ich denn Alle und Jede, Höchste und Niedrigste auf, mich aus evangelischen und prophetischen Schriften meines Irrthums zu überweisen. Und so ich überwiesen werde, will ich bereit sein, alle Irrthümer zu widerrufen, und wollte ich dann selbst der Erste sein, meine Bücher ins Feuer zu werfen."

Dann warnte er vor dem Unheil, das aus leichtsinnigem und ungöttlichem Handeln in dieser Sache hervorgehen könne, und schloß mit der bescheidenen Erklärung und Bitte: „Ich sage das nicht darum, daß so großen Häuptern meine Lehre und Unterweisung von Nöthen sei, sondern daß ich meinem deutschen Heimathlande meinen Dienst nicht habe sollen und wollen entziehen. Und hiemit Ew. kaiserliche Majestät und Gnaden ich mich unterthänigst befehle, in Demuth bittend, sie wollen durch meiner Abgünstigen üble Meinung mich nicht verunglimpfen und in Ungnade bringen lassen."

Diese Rede machte viel Eindruck unter den deutschen Fürsten. Sie sahen sich einander bedeutsam an. Aber da der Kaiser, obleich sein Großvater ein Kaiser von echtem deutschen Schrot und Korn gewesen war, die deutsche Sprache nicht liebte, auch ihrer nicht vollkommen mächtig war, so bemerkten Einige, er möge doch seine Rede lateinisch wiederholen.

„Obwohl ich," erzählte Luther selbst später diesen Vorfall in seiner naiven Weise, „sehr schwitzte und mir des Getümmels wegen sehr heiß war, zumal ich unter Fürsten stand, so war ich doch dazu bereit. Doch sagte Herr Friedrich von Thunau zu mir: »Könnt Ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor.« Aber ich wiederholte alle meine Worte lateinisch, und das gefiel Herzog Friedrich, dem Churfürsten, überaus wohl."

Mit dieser ausführlichen Antwort waren indeß der Kaiser und andere Reichsstände keineswegs zufrieden.

Der trierische Orator fiel ihm mit Heftigkeit in die Rede: „Du hast nicht zur Sache geredet," rief er ihm zu; „zum Disputiren über das, was in den Kirchenversammlungen, hauptsächlich zu Constanz verdammt worden, ist hier nicht der Ort; es wird von Dir eine kurze, deutliche, nicht auf Schrauben oder Hörner gestellte Antwort begehret, ob Du widerrufen willst oder nicht? Doch erinnere ich Dich: Hätte Arius Einiges zurückgenommen, so würden nicht auch seine guten Bücher vernichtet worden sein. Auch bei Dir würde man Mittel finden, Deine Bücher nicht alle zu verbrennen, wenn Du nur das widerrufest, was von dem Concilium zu Costnitz verdammt worden ist, und was Du Deinem Urtheile zum Trotze wieder aufgenommen hast."

Nun erhob sich Luther, das letzte entscheidende Wort zu reden. Sein ganzes Wesen war gleichsam erhöhet und veredelt. Seine Augen leuchteten, seine breite Brust hob

sich, kühn und stolz, fest und ruhig blickte er umher und sprach dann:

„Weil denn Kaiserl. Majestät, Churfürstl. und Fürstl. Gnaden eine schlechte, einfältige und richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, (denn ich glaube weder dem Pabste noch den Concilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie sich oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind,) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführet sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Dieses kräftige Wort war von einer allgemein erschütternden Wirkung. Selbst der junge Kaiser fühlte sich davon ergriffen. Er wendete sich gegen einige Umstehende und sprach: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muthe!" Diese Aeußerung war um so mehr ein Beweis von der Kraft seiner Rede, als sein erstes bescheidenes und demuthsvolles Auftreten die entgegengesetzte Wirkung auf das jugendliche Gemüth des Kaisers hervorgebracht hatte.

Ein junger Mönch aus seinen nächsten Umgebungen

starrte ihn an und rief mit gedämpftem Tone der Stimme: „Aus dem hat Gott geredet; er hat meine Zweifel überwunden, meine Seele gerettet!“

Es war Guideon, der ihm im Gedränge die Hand drückte, dann lächelte wie ein Beseligter und unter der Menge verschwand.

Doch der Official glaubte die bedenkliche Anfechtung Luthers gegen die Unfehlbarkeit der Concilien nicht ohne Antwort lassen zu dürfen. Er wendete sich noch einmal gegen Luther mit den zornigen Worten: „Du willst wieder rege machen, was zu Constanz verdammt worden ist. Es geziemt sich aber in keinem Wege davon zu disputiren, was die Concilien einmal beschlossen haben; darum sollst Du kurz mit Ja oder Nein antworten, ob Du all das Deine für christlich und katholisch wollest ausgeben, oder Etwas davon widerufen.“

Luther aber würdigte ihn keiner Antwort, sondern wendete sich an den Kaiser mit der Bitte: „Kaiserliche Majestät wolle nicht in mich dringen lassen, Etwas wider mein Gewissen vorzunehmen. Mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen; ich wüßte ja doch keine andere Antwort zu geben, als die schon vorgebrachte, und kann nicht widerrufen, ich wäre denn aus Gottes Wort eines Bessern überwiesen. Auch kann ich mich nicht mit den Concilien genügen, welche oft geirrt und sich widersprochen haben.“

„Man kann es nicht beweisen,“ rief der Official kurz und abweisend, „daß die Concilien sich geirrt haben.“

„Man kann es wohl beweisen," entgegnete Luther fest und entschieden; „und ich bin bereit es zu beweisen."

„Führt ihn ab," rief der Official leidenschaftlich aus; „Seine Majestät der Kaiser und die Stände werden wissen, wie mit einem überführten Ketzer zu verfahren ist."

Auf einen Wink des Kaisers nahmen ihn zwei bewaffnete Landsknechte in die Mitte und führten ihn fort.

Da erhob sich ein allgemeines Getümmel. „Führt man ihn als Gefangenen fort?" riefen mehrere Edelleute.

„Nein, Ihr Herren, sie begleiten mich nur," entgegnete Luther mit ruhiger Würde, nur um die Gemüther zu beruhigen, damit seinetwegen kein Aufstand entstehe; denn er selbst war zweifelhaft, ob man nicht Verrath an ihm üben wolle und ihn ins Gefängniß führe. Darum erklärte er mit lauter Stimme: „Denn ich vertraue auf Gott und kaiserlich freies Geleit."

So führte man ihn zurück in seine Herberge.

Luthers Gefühl war ein erhebendes. Drohungen konnten ihn nicht mehr schrecken. Die allgemeine Theilnahme, deren Odem er um sich wehen fühlte, hatte ihn erst recht befestigt. Sein Gefühl war, wie er im Hinausgehen zu einem seiner Freunde sagte: „Hätte ich tausend Köpfe, so wollte ich sie mir eher einen nach dem andern abschlagen lassen, als daß ich einen Widerruf thäte."

Hundert kleine Züge beweisen die allgemein begeisterte Theilnahme, die ein Mann von seiner Kraft des Willens in einer so thatkräftigen und gemüthreichen Zeit findet

mußte. Da gab es noch keine jener tausend politischen Bedenklichkeiten und haarfeinen diplomatischen Umsichten und Rücksichten, welche heute aus dem öffentlichen Leben jede Regung des Gefühls verbannen. Selbst Gegner Luthers wurden durch die Würde und Entschlossenheit seines Benehmens für ihn gewonnen.

Noch an demselben Abende, als Luther auf dem Reichstage sich so tapfer gehalten hatte, schickte ihm der alte Herzog Erich von Braunschweig zwei Kannen von dem damals berühmten Eimbecker Bier, damit er sich auf die Anstrengung erquicken könne. Der Doctor Luther fragte, was für ein Fürst seiner also in Gnaden gedacht habe, und als man ihm sagte, daß es der eben erwähnte katholische Herr sei, der selbst aus dieser Kanne getrunken habe, zum Beweise, daß er sich nichts Uebles dabei zu versehen habe, sprach Luther mit tiefer Bewegung: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke Seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe.“ Diese Worte gereichten auch wirklich später dem Herzoge in seinem letzten Stündlein zum bedeutenden Troste; denn anstatt, als er auf dem Sterbebette lag, nach einem Priester zu senden, um ihm die letzte Oelung zu geben, verlangte er von seinem neben dem Bette stehenden Edelknaben, Franz von Kramm, den Trost des Evangeliums.

An demselben Abend erhielt Luther auch die Besuche von Fürsten und andern hohen Personen geistlichen und weltlichen Standes, die ihm ihren Beifall über sein mannhaftes Benehmen zu erkennen gaben.

Unter diesen befand sich auch der junge Landgraf von Hessen, der bis dahin noch nicht auf seiner Seite gewesen war. Nachdem er in den Hof geritten, stieg er zu Luther hinauf in die Zelle, offenbar nur aus Neugier. Er war noch sehr jung und gerieth sichtlich in Verlegenheit, als er nun dem kühnen Mönche gegenüber stand, der sich gegen Kaiser und Reich so tapfer gesetzt hatte. „Wie geht's, lieber Herr Doctor?" sprach er in dieser Befangenheit. „Gnädigster Herr, ich hoffe, es soll Alles gut werden," antwortete Luther. „Ich höre, Herr Doctor," sprach Jener, „Ihr lehret, daß, wenn ein Mann alt wird, dann die Frau das Recht habe, sich einen andern und jüngern Mann zu nehmen." Luther merkte bald, daß ihm seine Hofleute solche Dinge eingeblasen hatten, um ihn abzuhalten, sich der neuen Lehre zuzuwenden, und entgegnete lachend: „Ach mein gnädiger Herr! Ew. Fürstliche Gnaden sollt' nicht also reden." Da schämte sich der junge Fürst, reichte ihm die Hand und sprach: „Habt Ihr recht, Herr Doctor, so helf' Euch Gott."

Auch der edle Churfürst von Sachsen war sehr erfreut über Luthers Benehmen auf dem Reichstage, denn er hatte gefürchtet, daß er am zweiten Tage widerrufen werde. Luthers Ehre und die der Universität Wittenberg lag ihm aber am Herzen, wie seine eigene. Indeß wollte er es doch auch nicht geradezu mit dem Kaiser verderben, und war für Luthers persönliche Sicherheit nicht wenig besorgt. In dieser Stimmung schickte er zu seinem Hofprediger und fürstlichen Rath Spalatin, der in demselben Johanniter

hause wohnte, wo der Doctor Martin Luther seine Herberge gefunden hatte, und ließ ihm sagen, er wolle ihn sogleich sprechen. Als nun Spalatin am fürstlichen Hoflager ankam, erhob sich gerade der Churfürst von der Tafel und wusch sich die Hände in einem silbernen Becken. Kaum erblickte er seinen Vertrauten, so gab er ihm einen Wink, ihm mit in sein Kabinet zu folgen. Als nun Beide allein waren, rief er ihm zu: „O wie schön hat Pater Martinus vor dem Kaiser und den Ständen geredet! Er ist genug oder zu viel herzhaft gewesen! Denn" fuhr er nach einer Pause etwas kleinmüthig fort, „ich habe Doctor Martinum gewißlich lieb, und es würde mir großes Leid widerfahren, so ihm Ungutes widerführe." Damit entließ er Spalatin, und dieser begab sich augenblicklich zu Luther, um ihm die Aeußerungen seines Fürsten mitzutheilen.

Mit welchem regen Interesse überhaupt dieser Fürst die geistigen Bewegungen Luthers verfolgte, und mit welcher Besorgniß er die gegen ihn gerichteten Bewegungen beobachtete, beweisen so manche seiner brieflichen Aeußerungen aus jener Zeit.

Schon ehe es zur Vorladung gekommen war, schrieb er an seinen Bruder Johannes u. A.: „Ich vernehme, daß man täglich wider Luther rathschlagt, damit derselbe vom Pabst und Kaiser in Bann und Acht gethan würde, und sucht man auf alle Art ihm beizukommen — das thun, die in rothen Hüten prangen und die Römlinge mit ihrem Anhange." — Später: „Martini Sache ist noch

in dem neulich beschriebenen Zustande; ich hoffe aber, die Wahrheit wird durch Gottes Gnade an den Tag kommen."

Nach diesem letzten Verhör aber stieg des Churfürsten Besorgniß mit jeder Stunde höher, und er hatte Grund dazu; denn der Kaiser, von den römischen Geistlichen aufgeregt, schickte schon am folgenden Tage in den Reichsrath einen eigenhändig geschriebenen Zettel, des Inhalts: „Meine Vorfahren haben sich stets theils zur christlichen Religion bekannt, theils der römischen Kirche gehorcht, da nun Luther sie bekämpft und beharrlich auf seiner Meinung bleibt, so fordert meine Pflicht, daß ich in die Fußtapfen meiner Vorfahren trete, die christliche Religion schütze und zugleich der römischen Kirche Hilfe bringe. Ich werde daher Luther und dessen Anhänger in die Acht erklären, und mich daneben auch anderer Mittel bedienen, welche zu Löschung dieses Brandes geeignet sind; jedoch das ihm ertheilte freie Geleit halten, damit er frei und unbeschädigt nach Haus zurückkehren könne."

Wenn nun auch dieser Beschluß im kaiserlichen Reichsrathe nicht durchging, indem man Seiner Majestät nicht rathen könne, ohne Zustimmung der Stände die Acht über Luther zu verhängen, so ließ sich doch nicht verkennen, daß Luther durch die Intriguen der Romanisten in große Gefahr gebracht werde. Der Churfürst schrieb in dieser Beziehung am Tage nach Luthers Verhör vor der Reichsversammlung an seinen jüngern Bruder Johann: „Wenn es bei mir stünde, so wäre ich willig, Martino in rechtmäßigen Dingen beizustehen. Ew. Liebden glauben mir

daß ich dermaßen und von dergleichen deshalben angerennt werde, daß Sie Ihre Wunder hören werden. Es scheint, man gehe mit nichts Anderem um, als ihn ins Elend zu verjagen. Wer auf einige Weise sich merken läßt, daß er ihm gut sei, der wird für einen Ketzer gehalten. Gott wende es zum Besten, der auch die gerechte Sache wahrlich nicht verlassen wird. Wie er entlassen worden, will ich nächstens schreiben."

In einem Schreiben desselben Fürsten vom 5. Mai hatten sich seine Besorgnisse wegen Luthers Sicherheit noch bedeutend gesteigert. — „Martini Sache steht so," schrieb er, „er muß ins Elend, dawider ist kein Mittel, doch stehet der Ausgang bei Gott. Wenn ich mit Gottes Hilfe zu Ew. Liebden komme, werde ich Wunder erzählen. Ew. Liebden glaube, daß nicht nur Hannas und Caiphas, sondern auch Pilatus und Herodes Luthero widerstreben."

Zu den Stimmen, welche der römische Clerus gegen Luther auf hundert Wegen aufregte, kam auch noch der Uebermuth der vornehmen Spanier im Gefolge des Kaisers, von denen man wohl hier und da gesehen hatte, daß sie Luthers oder Huttens Schriften in den Koth geworfen und in fanatischer Wuth mit Füßen getreten hatten. Sie sprachen es jetzt laut aus, der Mönch sei aberwitzig. — Selbst ein übrigens unparteiischer Venetianer äußerte hochmüthig: „Luther hat sich weder sehr gelehrt gezeigt, noch besonders klug, noch auch tadellos in seinem Leben. Er hat den Erwartungen nicht entsprochen, die man von ihm gehegt."

Indeß hatte der Kaiser, auf den Rath einiger Stände, eingewilligt, daß das Geleite für Luther noch um einige Tage verlängert werde, damit man unterdeß noch Unterhandlungen mit ihm anknüpfen könne, um ihn in Güte zum Widerruf zu bewegen.

Nun entwickelte der päbstliche Hof eine andere Macht, die ihm stets zu Gebote stand, wo auf geradem Wege nichts auszurichten ist, die der Heuchelei und Intrigue. Man suchte auf der einen Seite den Kaiser und die Reichsstände zu bewegen, Martin Luther, als einem überführten Ketzer, kaiserliches Geleite nicht zu halten; auf der andern Seite Luther zu verleiten, durch einigen Widerruf sein eignes Ansehn zu erschüttern und das so schwer verletzte der Kirche wieder festzustellen.

Der Erste, der sich mit auffallender Geflissenheit an Luther drängte, um sich der römischen Curie gefällig zu erweisen, war der Canonicus und Meßpriester Löffler, der, nach der Sitte der Gelehrten seiner Zeit, seinen Namen in das Lateinische: Cochlearius verwandelt hatte. Er war ein bleicher, magerer Mönch, der mit einer grinsenden Freundlichkeit eine große Geschmeidigkeit und Gewandtheit im Reden verband. — Dieser Mensch kam zu Luther, als er gerade mit einigen angesehenen Freunden am Mittagstische saß, und erbot sich unter vielen Freundschaftsversicherungen mit ihm zu disputiren, nur möge er zuvor erst dem kaiserlichen Geleite entsagen. Eben wollte Luther ihm antworten, daß er sich durch so grob gelegte Fallen nicht blenden lassen werde; da sprang einer der vorneh-

men Tischgenossen Luthers auf — der Ritter Vollrath von Watzdorf — eine breite, gedrungene Gestalt, packte den pfäffischen Schleicher ins Genick und warf ihn schel-tend zur Thür hinaus und die Treppe hinunter. Dieser so unsanft abgeführte Heuchler hatte indeß später die Unver-schämtheit, in einer besondern Schrift sich zu rühmen, er habe in Worms Luther durch seine Vorstellungen zu Thrä-nen gerührt. Luther wurde darüber so aufgebracht, daß r ihn in einer Gegenschrift nach seiner derben Ausdrucks-weise: „R . . zlöffel nannte."

Mehrere Andere seines Gelichters versuchten es auf ähn-liche Weise und wurden nicht viel glimpflicher abgefertigt. Endlich übernahm es der Churfürst von Trier persönlich, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Der Churfürst und Erzbischof von Trier, Reinhard, n wohlbeleibter Herr, mit vollem, rothglühendem Antlitz, ar im gewohnten Wohlleben zu behaglich bequem, um ch viel mit geistiger Anstrengung zu befassen. Er hatte shalb noch den Churfürsten Joachim von Brandenburg, n Herzog Georg von Sachsen und mehrere Grafen und ichsstädtische Gesandten zu seiner Assistenz eingeladen, und uther, der es mit dem Churfürsten allein zu thun zu haben aubte, wurde nicht wenig überrascht, als man ihn plötz-h in eine so vornehme und angesehene Versammlung hrte.

Der badensche Kanzler, Dr. Vehus, ein gelehrter und redter Mann, hatte es übernommen, das Wort zu füh-

ren. Er richtete an ihn die dringendsten und beweglichsten Ermahnungen zum Widerruf, mit Hinweisung auf das traurige Schicksal, was ihm bevorstehen würde, wenn er hartnäckig auf seiner ketzerischen Meinung beharre.

„Ich erkenne es mit Dank," entgegnete Luther mit dem demüthigen Ausdruck einer bescheidenen Festigkeit, „daß so große Fürsten und Herren mich, den geringen Mann, ihrer Ermahnung würdigen; allein ich wollte lieber mein Leben lassen, als von den klaren Buchstaben des göttlichen Wortes weichen. Ich muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen, besonders wenn sich gegen die das Evangelium und die lautere Predigt desselben setzen. Hätten die Vorsteher der christlichen Kirche ihre Schuldigkeit gethan, wie sie ihnen von Christus und den Aposteln vorgeschrieben worden, so läge jetzt dieses harte und unerträgliche Joch nicht auf den Gewissen der Menschen. Ich will nicht allzumal hartnäckig sein, nur soll man mir das Evangelium predigen lassen. Das ist mein Wunsch und meine Bitte."

Betroffen sahen sich die Fürsten und Herren einander an; denn sie hatten von der Beredtsamkeit dieses Doctor Vehus und ihrer eignen Gegenwart, die jedem Andern imponirt haben würde, eine ganz andere Wirkung erwartet. Man ließ ihn endlich in ein Vorzimmer treten, und die geistlichen und weltlichen Herren berathschlagten unter einander über seine Worte.

Darauf trat der Kanzler Vehus vertraulich zu ihm und versuchte es, ihm zuzureden, er möge seine Meinung

och dem Urtheile des Kaisers und der Fürsten unterwer-
:n. Allein Luther entgegnete: „Mein lieber Doctor!
:eber Gottes Wort kann ich keinen Menschen erkennen
nd richten lassen. Ich stelle Euch selbst anheim, wenn
:r Kaiser über meine Sache sollt' ein Richter sein, was
ürde nicht geschehen? Wie könnte ich mich schützen oder
ndhaben, wenn ich die heilige Schrift hätt' aus der
aust gegeben? Der Kaiser hat der Bischöfe zu viel, die
ich auch bereits verdammt haben."

Nun ließ man ihn wieder eintreten, nachdem der
anzler den Fürsten berichtet hatte, was Luther geantwor-
habe. Und der Churfürst Joachim von Brandenburg
hm das Wort.

„Herr Doctor," sprach er in seiner gewinnenden Weise,
Ihr saget wohl also, Ihr wisset Euch nicht weisen zu
sen, denn mit und durch die heilige Schrift?"

„Ja," erwiderte Luther, „oder durch vernünftige
ründe."

Nun gab ihm der Churfürst von Trier einen Wink,
n in sein Kabinet zu folgen, und schwerfällig, wie sein
ng war vom vielen Fett, wankte er vorauf. — Doch
ch einer Weile kam er, von Luther gefolgt, kopfschüt-
nd zurück; denn er hatte ebenso wenig ausgerichtet.

Doch dabei ließ man es noch nicht bewenden, Luther
n Widerruf zu bewegen. — ein Beweis, wie viel Werth
n von Seiten der Päbstlichen auf eine gütliche Bei-
ung dieser kirchlichen Wirren legte, und wie wenig sie

der früher Alles niederschmetternden Macht des Bannstrah
vertrauten.

Am folgenden Tage fanden sich der Doctor Vehu
und Doctor Peutinger aus Augsburg bei Luther ein, ur
suchten ihn in Gegenwart einiger Räthe, welche der Chu
fürst von Sachsen zu dieser Unterredung geschickt hatt
zu bewegen, daß er sich dem Kaiser und den Reichsstä
den ohne alle Bedingung unterwerfen möge. Und
ihm Luther kräftig antwortete, so kam es zu einer förm
lichen Disputation über seine Lehren, die vom Vormitta
bis spät am Nachmittag dauerte. Luther kam imm
darauf zurück, er wolle Alles gern thun, leiden und zufri
den sein, wenn sie nur nach und aus der heiligen Schri
handelten und dieselbe wollten Meisterin und Richter
sein lassen.

Da machte man ihm den Vorschlag, er möge do
wenigstens das Erkenntniß auf eine allgemeine Kirche
versammlung stellen.

„Damit bin ich einverstanden," entgegnete Luthe
„doch nur unter der Bedingung, daß die aus mein
Schriften ausgezogenen Artikel vor der allgemeinen Kirche
versammlung den Aussprüchen der heiligen Schrift gem
beleuchtet und beurtheilt, folglich auch das Gegentheil a
ihr erwiesen werden solle." Da nun Luther zu einer w
tern Nachgiebigkeit nicht zu bewegen war, so vereinigt
sich darüber beide Theile. Als hierauf der Churfü
von Trier von dieser scheinbaren Nachgiebigkeit Luthe
Nachricht erhalten hatte, ließ er ihn noch einmal zu ei

Privataudienz vor sich entbieten, und forderte ihn auf, ich darüber zu erklären, wie dem großen und gefährlichen Uebel abgeholfen werden könne? — „Ich wüßte keinen bessern Rath," entgegnete Luther, „als das Wort Gamiels Apostelgesch. 5, 38. 39.): »Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen, ist es aber aus Gott, so werdet Ihr es nicht dämpfen.«"

„Könnte man denn nicht wenigstens etwas thun," entgegnete der Churfürst, betroffen über diese Antwort, „mit Widerrufung einiger Artikel?"

„Gnädiger Herr," versetzte Luther, „wenn es nur die nicht sind, die zu Constanz verdammt worden."

„Die sind es eben!" rief der Churfürst.

„In diesem Falle, gnädiger Herr," antwortete Luther mit bescheidener Festigkeit, „kann ich nicht weichen, es gehe mir wie Gott will."

Dann richtete er noch die Bitte an den Churfürsten, er möge doch bei dem Kaiser für ihn die Erlaubniß auswirken, abreisen zu dürfen. „Ich bin nun schon zehn Tage in Worms," schloß er, „und Ihr seht wohl, gnädiger Herr, es ist mit mir nichts auszurichten."

Verstimmt darüber, versprach der Churfürst noch heute dieserhalb mit dem Kaiser zu reden. Und damit wurde Luther entlassen.

Unmittelbar darauf begab sich Doctor Martin Luther zu dem sächsischen Ritter Johann von Minkwitz, der sehr

krank darnieder lag. Auch der churfürstlich sächsische Rat und Hofprediger Spalatin war dort anwesend. Nachder nun Luther den Kranken mit geistlichem Zuspruch un Trost erquickt hatte, sagte er: daß er Abschied nehme wolle, denn er werde morgen abreisen von Worms.

„Herr Doctor, Ihr seid ein guter Mann!" rief ihr Spalatin zu, indem er ihn an der Kappe zupfte, „da Ihr saget, Ihr werdet morgen weggehen, habt Ihr doc keinen redlichen Abschied."

„Ihr werdet sehen," entgegnete Luther mit Festigkei „ich werde morgen weggehen;" und so begab er sich i seine Herberge zurück.

Diese besorgliche Warnung Spalatins war übriger nicht ohne Grund. Denn vor dem förmlichen Beginn d Sitzung der Reichsversammlung standen die Fürsten un Herren um den Kaiser gruppirt im Reichssaale, und Lu thers Angelegenheit wurde lebhaft besprochen.

„Und soll der freche Ketzer ohne Strafe ausgehen?" rief der Churfürst von Brandenburg, damals noch e eifriger Anhänger des Pabstthums. „Ich dächte, eine Solchen brauchte man das Wort des freien Geleites nic zu halten." — Mehrere der umstehenden Fürsten von d katholischen Partei stimmten ihm bei, während Ande widersprachen. Da entschied endlich Karl V. in seine strengen Rechtsgefühl, das ihm auch bei aller Neigun zur Intrigue seine Feinde zugestehen müssen: „Ich ma nicht gleich meinem Vorgänger Sigismun erröthen. Was man zusagt, muß man halten.

Diesen ehrenwerthen Gesinnungen traten die meisten der Anwesenden bei, und der Kaiser fügte noch hinzu: „Wenn Treue und Glauben nirgends mehr gelitten würden, so sollten sie doch an fürstlichen Höfen ihre Zufluchtsstätte finden."

Solche ächt kaiserliche Gesinnung begeisterte die deutschen Fürsten, und selbst solche, die Luther persönlich abgeneigt waren.

Der treffliche Churfürst am Rhein, Pfalzgraf Ludwig, erklärte: „Ich will als redlicher Deutscher meine Handschrift und Siegel nicht brechen lassen; denn es ist zur Zeit noch unvergessen, wie man dem Johann Huß nicht Wort gehalten, weshalb auch alle diejenigen, welche darin gewilligt, nachmals wenig Glück gehabt haben."

Diese Erklärung zog sich der Churfürst von Brandenburg persönlich an, es kam darüber mit gedämpften Stimmen zum heftigsten Wortwechsel, Beide zogen die Messer, und es würde ein Unglück geschehen sein, wenn nicht das Dazwischentreten der übrigen Fürsten die Streitenden fast mit Gewalt getrennt hätte. Der Kaiser hatte sich, nachdem er das letzte ehrenwerthe Wort gesprochen hatte, in ein anderes Gemach zurückgezogen, um einem der päbstlichen Legaten in dieser Angelegenheit noch eine Privataudienz zu gewähren.

Der Herzog Georg aber, so wenig er Luther geneigt war, sprach doch im ehrenwerthen Rechtsgefühl: „Die deutschen Fürsten würden diese Schande, daß man das sichere Geleite sollte brechen, zumal auf dem ersten Reichs-

tage des Kaisers, nimmermehr zulassen, und würde solches mit der altdeutschen Redlichkeit nicht übereinkommen. Was man verspricht, muß man halten."

Uebrigens waren die Bemühungen der Päbstlichen, es dahin zu bringen, daß Luther das freie Geleite nicht gehalten werde, bereits ins Volk gedrungen und hatten hier die deutsche Redlichkeit aufs Aeußerste empört. Ueberall in den Weinstuben wurde darüber heftig gesprochen, und Hunderte deutscher Ritter und Kriegsleute traten zusammen, um im Nothfalle Luther mit Gewalt der Waffen zu schützen. Ueberall fand man Drohbriefe und Pasquille angeschlagen. Selbst in den kaiserlichen Zimmern fand sich ein Zettel mit den Worten: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." — Am Rathhause war ein Anschlag zu lesen, der den Herren Romanisten und besonders dem Erzbischof von Mainz die Feindschaft von 400 verbundenen Rittern verkündete, weil man Ehre und göttlich Recht unterdrücke. „Wir sind dagegen verschworen," schloß diese Schrift, „Luther nicht zu verlassen. Schlecht schreib' ich," waren die letzten Worte, „doch einen großen Schaden mein' ich: mit 8000 Mann Kriegsvolk: Bundschuh, Bundschuh" — so bezeichnete der Soldatenwitz die Landsknechte, womit hiedurch den Feinden Luthers gedroht wurde.

Selbst der edle Sickingen, der doch als Rath und Feldobrister in des Kaisers Dienst getreten war, war empört über diese Treulosigkeit. Ulrich von Hutten schrieb darüber an einen Freund: „Franz hat feierlich geschworen,

daß er für die Sache der Wahrheit Alles wagen und thun wolle. Du weißt, daß eine solche Verheißung aus solchem Munde so unverbrüchlich wie ein Götterspruch ist."

Eine Stunde nach jener Versammlung der Fürsten traten in Luthers Zelle zwei angesehene Herren ein, die sich als Beauftragte von kaiserlicher Majestät bei ihm ankündigten. Der Eine war der uns schon bekannte Churtrierische Official, der Andere aber der Geheimschreiber des Kaisers. Sie erschienen mit einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten vom kaiserlichen Hofe, die alle neugierig sein mochten, den muthigen Mönch, der, ganz allein stehend, dem Pabste und dem Kaiser und Reich Trotz geboten hatte, noch einmal in der Nähe zu sehen. Dadurch aber erhielt die Mission jener Beiden das Ansehn einer Gesandtschaft der einen politischen Macht an die andere, und es sprach sich in dieser diplomatischen Form unwillkürlich die große Bedeutung aus, die selbst der Kaiser diesem Wittenberger Mönche beizulegen sich gezwungen sah.

„Doctor Martine!" redete ihn der Official an; „weil Ihr durch die Ermahnungen des Kaisers und der Fürsten Euch nicht habt erweichen lassen, so wird nun der Kaiser thun, was seines Amtes ist, und befiehlt Euch daher, von Worms abzuziehen und innerhalb der nächsten 21 Tage, während welcher das sichere Geleit dauert, Euch in Euren Gewahrsam zu begeben, aber unterwegs weder mit Predigen, noch auf sonstige Weise das Volk aufzuregen."

„Wie es dem Herrn gefällt," entgegnete Luther mit

dem Blick der frommen Weihe auf diese Anrede, „so ist es geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeiet.“

Dann setzte er hinzu: „Daß römisch-kaiserliche Majestät, Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs mich so gnädiglich gehört, mir auch das Geleit so gnädiglich gehalten, dafür danke ich auf das Demüthigste und Treulichste; denn ich habe nichts Anderes darin begehrt, als daß eine neue Reformation aus heiliger Schrift, darum ich so fleißig gebetet, vorgenommen werde. Sonst wollte ich um Kaiserlicher Majestät und des Reichs Ehre und Schande willen gern Alles leiden, Leben und Tod, Ehre und Schande, und mir gar nichts vorbehalten, denn allein das einige Wort Gottes, dasselbige frei zu bekennen und zu bezeugen. — Endlich will ich mich kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reiche aufs Allerdemüthigste befohlen und unterworfen haben.“

Am folgenden Morgen, den 26. April, nahm Martin Luther bei vielen seiner hohen und angesehenen Freunde und Gönner persönlichen Abschied, wollte sich auch bei seinem gnädigsten Landesherrn, dem Churfürsten Friedrich von Sachsen beurlauben. Doch dieser war zu bewegt und zu sehr in Sorgen um Luthers Sicherheit, denn er traute den päbstlichen Pfaffen das Aergste zu. Auch mochte er wohl andere Gründe haben, Luther nicht vorzulassen; denn er war in Rücksicht auf den Kaiser und den Pabst sehr vorsichtig in seinem äußern Benehmen, um desto kräftiger im Stillen für seinen frommen, muthigen Schützling handeln zu können.

In dieser Absicht traf er mit zwei tapfern Rittern seines Hofes, den Herren Philipp von Feilitsch und Friedrich von Thun, eine geheime Verabredung, die damals Niemandem weiter kund wurde. Und als er Morgens 10 Uhr vom Fenster seiner Herberge herab seinen lieben Doctor Martinus, vor der Pforte des nahen Johanniter-Ordenshauses, den Wittenberger Rollwagen besteigen sah, und viele angesehene Herren und Freunde ihm das Geleit gaben, alle Straßen und Fenster mit Menschen gefüllt waren, die Frauen und Jungfrauen mit Zähren im Auge ihm mit weißen Tüchern ein Lebewohl zuwinkten; da traten auch dem edlen Fürsten Friedrich dem Weisen, ohne dessen klugen, besonnenen Schutz die große Kirchenverbesserung gar nicht möglich gewesen wäre, Thränen in das schöne, kluge und ruhig klare Auge, und vom Fenster zurücktretend, sprach er voll Begeisterung zu seinen umstehenden Vertrauten und Hofleuten: „Gott hat in Wahrheit auf dem Reichstage den Doctor Martinus so erhöhet, daß er viel mehr Zuseher und Aufseher gehabt, als alle Fürsten und Herren. Gott wende es zum Besten, der auch die gerechte Sache wahrlich nicht verlassen wird."

Nach Luthers Abzuge vom Reichstage zu Worms wuchs die Gefahr für seine persönliche Sicherheit mit jeder Stunde. Von den Fürsten waren schon mehrere abgereist, die ihm günstig gewesen waren; unter diesen der Einzige,

dessen Ansehen, hohe Bildung und edle Gesinnung als ein wahrer Schutzgeist Luthers und seiner Reformation betrachtet werden konnte, der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Inzwischen wurde bekannt, daß der Kaiser Karl V. schon am 8. Mai 1521 einen Allianzvertrag mit dem Pabste geschlossen hatte. Im 16. Artikel desselben hatte der Kaiser versprochen: „Weil sich Einige erhoben, die von dem katholischen Glauben abweichen und den apostolischen Stuhl böslich verlästern, so wollen Wir gegen diese Unsere ganze Macht gebrauchen, sie zu verfolgen, und alles Unrecht, das dem apostolischen Stuhle zugefügt wird, rächen, gleich als geschehe es Uns selber."

War auch dieses Schutz- und Trutzbündniß eigentlich nur gegen Franz I., den jungen und galanten König von Frankreich gerichtet, so hatten doch der Pabst und seine Agenten es schlau zu benutzen gewußt, um den Kaiser, dessen Gewissen ohnehin jeder Glaubensfreiheit abgeneigt war, völlig gegen Luther und die von ihm beabsichtigte Kirchenreformation einzunehmen.

Davon wußten die schlauen Legaten des Pabstes einen Gebrauch zu machen, der, nach menschlichen Berechnungen, Luther unausbleiblich ins Verderben führen mußte.

Während zu einem großen Schlage Alles vorbereitet wurde, schwieg man so lange über Luthers Angelegenheiten, bis die Fürsten, die dem Plane entgegen gewesen sein würden, abgereist waren. Alle Geschäfte schienen beendigt, Luthers Sache abgethan zu sein. Man sprach nicht mehr

davon. Da begab sich am 25. Mai der Kaiser auf das Rathhaus, um die vom Reichstage gefaßten Beschlüsse »über Regiment, Gericht und Matricul« durch seine Unterschrift zu vollziehen. — Hier bat er die noch anwesenden Fürsten, noch drei Tage zu bleiben, um noch einige »ungeschiedene« Sachen zu Ende zu bringen. Als nun die Anwesenden dieses zugesagt hatten und der Kaiser in den bischöflichen Palast, wo er residirte, zurückkehrte, gaben sie ihm, nach alter Sitte, persönlich das Geleit. Unter diesen Fürsten befanden sich, nach der Abreise des Churfürsten von Sachsen, noch die vier übrigen Churfürsten. Sie folgten dem Kaiser bis in die innern Gemächer seines Hoflagers. Hier aber wurden sie von den päbstlichen Nuntien schon erwartet, um, wie Aleander erklärte, ihnen wichtige Eröffnungen von Seiten Seiner Heiligkeit zu machen. Es waren nämlich auf Aleanders Antrag für die der Kirche treu gebliebenen Fürsten päbstliche Breven eingegangen, wodurch ihre Gesinnungen zum Heil der Kirche auf die schmeichelhafteste Weise gelobt und sie ermahnt wurden, darin ferner zu beharren. Diese Breves hatten die Legaten mit großer Schlauheit bis zu dem jetzigen entscheidenden Augenblicke zurückgehalten, und bei dieser Gelegenheit wurden sie den Fürsten übergeben. Noch waren diese, durchdrungen von der tiefsten Ehrerbietung, mit dem Lesen derselben beschäftigt, als der Legat Hieronymus Aleander auch dem jungen Kaiser ein noch viel schmeichelhafter abgefaßtes Breve überreichte.

Diese Eindrücke der geschmeichelten Eitelkeit und des

aufs Höchste entflammten Fanatismus benutzte der Kaiser, ohne Zweifel nach vorheriger Verabredung mit den Papisten, um den noch anwesenden ständischen Mitgliedern eine Eröffnung zu machen, welche er ebenfalls bis dahin aufgespart hatte, nämlich, daß er in der Sache Luthers, auf den Grund eines alten Beschlusses der Stände, ein Edict habe abfassen lassen, welches er ihnen hiermit zur Genehmigung und Vollziehung vorlege.

Es war damit kein anderer früherer Beschluß gemeint, als jener Entwurf einer Achtserklärung, der in der kaiserlichen Kanzlei ausgefertigt und im Februar 1521 den Ständen vorgelegt, von diesen aber nicht genehmigt war. Gleichwohl erklärte jetzt der Churfürst von Brandenburg, Joachim I., in seiner fanatischen Aufregung, daß die Meinung der Stände damals allerdings dahin gegangen sei, Luther für den Fall, daß er nicht widerrufen würde, zu verdammen. Dieser Erklärung stimmten die übrigen Fürsten bei, und Aleander beeilte sich, darüber sogleich einen urkundlichen Act aufzunehmen.

Dadurch sollte nun das kaiserliche Verdammungsurtheil eine Art von legaler Form erlangen; indeß blieb es doch immer, staatsrechtlich betrachtet, ungiltig, da es weder im Sitzungssaal des Reichstages, noch in voller Versammlung der Stände, sondern erst nach dem Abschluß der Reichsmatrikel nur von einigen ständischen Mitgliedern durch Ueberraschung und unwahre Voraussetzung erschlichen war. Dagegen war es doch immer einer der bedeutend-

sten Angriffe, welcher Luthers Freiheit oder Leben in die höchste Gefahr versetzte.

Das Edict war so scharf und entschieden wie möglich abgefaßt. Luther wird darin als ein von der Kirche abgehauenes Glied mit allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht und Aberacht erklärt. Seine und seiner Anhänger Schriften wurden verboten. „Niemand solle sie kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben und drucken, noch abschreiben und drucken lassen, sondern vielmehr mit Feuer verbrennen und in alle Wege gänzlich abthun, vernichten und vertilgen. Alles bei Vermeidung des Bannes und kaiserlicher Acht und Aberacht."

Dieses fulminante Edict hatte der päbstliche Legat selbst aufgesetzt und seinen lange verhaltenen Grimm darin gegen Luther ausgegossen; aber zugleich war er klug genug gewesen, zu erkennen, daß ohne die bisherige völlige Freiheit der Presse die große geistige Bewegung der Reformation gar nicht möglich gewesen wäre, und damit die freie Entwickelung des Menschengeistes für alle Zukunft gehemmt, das Licht des von den Flecken päbstlicher Hierarchie gereinigten Evangelii Christi für alle Zeiten verdunkelt bleibe; damit die Willkür nicht ferner durch die Waffen des Verstandes und freien Wortes bekämpft werden könne, damit endlich der im Finstern schleichende Geist des Mönchthums, das tückische Gift des Aberglaubens, die Seelenverkäuferei des Ablasses, die gewissenlose Habsucht, die Herrschsucht der Hierarchie, die heuchlerische Ueppigkeit einer reichen und schwelgerischen Geistlichkeit, mit einem Worte, die Unter-

jochung jeder Freiheit des menschlichen Geistes, so recht ungestört betrieben werden könne, hatte er sich eine Hilfsmacht herbeigeholt, die, in achtbare Grenzen eingeschränkt, heilsam sein würde, aber gemißbraucht als wahrhaft geistesmörderisch erscheint — die Censur aller deutschen Druckschriften.

Er forderte in dem von ihm entworfenen Edict, daß ohne Erlaubniß der Bischöfe oder der Universitäten für alle Zukunft in Deutschland nichts gedruckt werden solle.

Es war das erste deutsche Censuredict, das der großen Bewegung der Presse nach kaum hundertjährigem Bestehen feindselig entgegentrat.

Wie es damit eigentlich gemeint war, hatte Aleander selbst verrathen, indem er, nachdem alle die überraschten Fürsten dieses kaiserliche Edict angenommen und den darüber aufgestellten Act unterzeichnet hatten, in stolzem Uebermuthe sich äußerte: „Wenn gleich Ihr Deutschen das römische Joch abwerfen wollt, so wollen wir doch machen, daß Ihr Euch unter einander selbst aufreiben und in Eurem eigenen Blute ersticken sollt."

Aleander sah voraus, daß dieses Edict von den übrigen Fürsten, die es nicht mit vollzogen hatten, Widerspruch erfahren werde. Er hatte damit in seinem boshaften Wahne gemeint, die Brandfackel der Zwietracht in das ohnehin schon so geistig bewegte und aufgeregte Deutschland hineinzuschleudern, und konnte er auch kaum hoffen, daß die über Luther ausgesprochene Reichsacht und die Censur aller Druckschriften allgemeine Befolgung finden

werde, so war doch eben schon durch die damit entzündete Zwietracht viel gewonnen für das Pabstthum. Allein auch diese Erfolge sollten ihm verkümmert werden; denn schon zu sehr hatte die allgemeine Aufklärung in Deutschland feste Wurzel geschlagen, um sich noch durch Machtsprüche hemmen zu lassen. So wenig wie der einst so mächtige Bannstrahl des Pabstes und die dreifache Verfluchung Luthers durch päbstliche Bullen jetzt noch von den Fürsten und von dem Volke beachtet wurde, ebenso wenig konnte die kaiserliche Reichsacht mehr den Geächteten zum minder Geachteten machen, und der damalige Kardinal Medicis, nachmaliger Pabst Clemens VII., klagte nicht ohne Grund: „Jenes Edict kam in Vergessenheit, ehe noch die Dinte, womit es geschrieben, trocken worden war."

Aber noch einen andern teuflischen Zweck hatte dieses Edict. Konnte es nicht zu einer allgemeinen Geltung und Anerkennung gebracht werden, so war es doch möglich, damit irgend einen der erhitzten Fanatiker zum Meuchelmord gegen den von der Kirche verfluchten Ketzer aufzuregen, sobald nur die Meinung verbreitet werden konnte, daß gegen Luther die Reichsacht und Aberacht vom Kaiser und den Ständen auf dem Reichstage rechtsgiltig erlassen sei; denn ein Geächteter war vogelfrei, wer ihn tödtete, blieb straflos; und war er zugleich in den päbstlichen Bann gelegt, so war die Ermordung eines so geächteten Ketzers ein verdienstliches Werk, das eine Stufe im Himmel erwerben konnte, nach der Lehre der Pfaffen.

Heinrich IV. hatte später seinen Ravaillac gefunden; sollte Luther, der in Frieden seines Weges zog, vertrauend auf Gott und seines Kaisers Geleitsbrief, nicht auch seinen von Pfaffenwuth und Glaubenswahn erhitzten Mörder finden können?

Um mindestens diesen Erfolg zu bereiten, beging der päbstliche Legat noch dazu das Verbrechen einer Fälschung, indem er das Edict, das am 25. Mai erst erlassen war, vom 8. desselben Monats datirte, als noch alle Reichsstände in Worms versammelt waren. Und so groß war der Eifer dieses fanatischen Priesters, daß er sogleich zwei Ausfertigungen desselben, die eine in lateinischer, die andere in deutscher Sprache, machen ließ und sie am folgenden Morgen schon dem Kaiser zur Unterschrift vorlegte, als dieser sich — denn es war Sonntag — in der Kirche befand. Und der Kaiser unterzeichnete diese ungesetzliche und ungerechte, selbst im Datum verfälschte Achtserklärung während der Messe, indem er glaubte, mit dieser schlechten, verbrecherischen Handlung dem höchsten Wesen, dem er seine Devotion bezeugte, einen Dienst zu erweisen.

Heimtückisch lachend ging Aleander davon und sorgte für die schleunigste Verbreitung dieses schmählichen Edicts.

Aber Luther damit zu schaden gelang ihm nicht. Der allgemeine Unwille deutscher Rechtlichkeit erhob sich dagegen; keine Hand bewaffnete sich, ihn zu tödten, Fürsten und Völker bewiesen ihm ihre Achtung und Ehrerbietung, und selbst die so illegal angeordnete Büchercensur konnte damals noch nicht wirklich ins Leben treten; sonst hätte

wahrlich der freigeistige Ulrich von Hutten nicht drucken lassen dürfen, was er an seinen Freund, den berühmten Willibald Pirkheimer, Rathsherrn in Nürnberg, schrieb: „Welch einen Jammer hat jegliches deutsche Herz über den elenden Ausgang dieses Reichstages empfunden! Daß Luther nicht widerrufen, das ist genug gewesen, den Mann Gottes aufs Höchste zu verdammen. Liebster Gott, wo will das noch hinaus? Ich glaube gänzlich, daß man zu diesen Zeiten sehen werde, ob Deutschland Fürsten habe, oder ob es von schöngekleideten Bildsäulen regiert werde; denn die Geistlichen beschließen über Luther nichts, als was alle Gottlosigkeit und Bubenstücke übertrifft. Ich habe über seinen letzten Brief an mich das Weinen nicht lassen können, weil er mir geschrieben, wie unbillig und übel man mit ihm verfahren. Darunter auch dieses war, daß er endlich seinen Abschied bekommen, mit dem Verbot, unterweges das Wort Gottes nicht zu predigen. O gräuliche Büberei, o Bosheit, die einen unversöhnlichen Zorn Gottes verdient, das Wort Gottes zu fesseln, einem evangelischen Lehrer den Mund zu verstopfen! Sehet die christlichen Fürsten! Was werden die Auswärtigen dazu sagen? Ich schäme mich meines Vaterlandes!“

Siebentes Hauptstück.

Luther auf der Wartburg.

„Eine feste Burg ist unser Gott!"
Luthers Lied.

Die Nonnen im Kloster zu Nimtsch. — Der neue Prediger des Lichts. — Guideon gewinnt an Aufklärung und geistiger Freiheit. — Fortsetzung der Heimreise Luthers. — Sie wird zum Triumphzug. — Seine Gefangennehmung. — Luthers Leben auf der Wartburg als Junker Jürgen. — Seine brieflichen Aeußerungen darüber. — Sein Unwohlsein und trübe Stimmung. — Teufeleien. — Luthers Spaziergänge. — Auf der Jagd. — Seine Thätigkeit. — Seine Schriften und Briefe. — Er erklärt die Klostergelübde für auflöslich, die Priesterehe für zulässig, die Privatmessen für mißbräuchlich. — Sein kräftiges Schreiben an den Erzbischof zu Mainz. — Dessen demüthige Antwort. — Luthers Sehnsucht nach Wittenberg. — Seine Reise nach Jena. — Die drei Dominikaner. — Guideon zerreißt sein Mönchsgelübde. — Luther wird erkannt und verfolgt. — Luther unter seinen Freunden in Wittenberg. — Bibelübersetzung. — Seine Rückkehr nach der Wartburg.

Im Kloster Nimtsch bei Grimma saß Frau Ursula, die neue Priorin, im Gefühl ihrer Würde auf einem mit weichen Kissen belegten Lehnsessel. Zwei junge Nonnen standen an ihrer Seite mit langen Wedeln aus Pfauenfedern gemacht, um ihr die lästigen Fliegen zu verscheuchen, die in der warmen Augustsonne durch das geöffnete

Fenster hereinschwirrten. Eine dritte lag vor der Gewaltigen zur Pönitenz auf den Knieen und las mit einer weinerlichen, von der Anstrengung fast erschöpften Stimme die Legende der heiligen Elisabeth. Ueber dieser Beschäftigung war die gestrenge Beherrscherin des Klosters, die früher als Novizmeisterin sehr gefürchtet gewesene Schwester Ursula, eingeschlafen, und kaum hatten diese Wandlung die jungen Nonnen bemerkt, so fingen sie untereinander an zu flüstern, und während die Vorleserin im leiernden Tone des Vorlesens anhob zu reden: „Das ist nicht mehr auszuhalten hier im Kloster, seitdem dieser alte Drache regiert. Ich wollte zehn Jahre meines Lebens darum geben, wäre ich weit weg von hier, im schönen Salzburg. O, wachte sie doch niemals wieder auf und läge fest in tiefer Gruft, diese schreckliche Papistin! — O, käme doch Einer und wollte uns erlösen von der strengen Regel, die diese Schreckliche eingeführt hat."

„Hast Du Martin Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft des Pabstes gelesen, Schwester Hedwig?" fragte Katharina von Bora die Knieende.

„O Gott, nein," seufzte diese im Tone des Vorlesens; „aber ein schwerer Traum hat mich geängstigt; Martinus sei, vom Reichstage zu Worms zurückkehrend, in die babylonische Gefangenschaft des Pabstes gerathen."

„Wenn es nur nicht wahr ist," entgegnete jene sichtbar geängstigt; „Deine Träume sind Visionen, die immer in Erfüllung gehen, und dieser Doctor Luther, dessen schöne Bücher meine Brüder mir zustecken, ist der Heilige meiner

Seele; ich könnte mich todtgrämen, so ihm Uebles widerführe."

„Wer weiß?" versetzte Hedwig und legte den Finger auf den Mund, denn eben knarrte das Pförtlein der Zelle, die Schwester Pförtnerin trat ein, rasselnd mit dem großen Schlüsselbunde an ihrer Seite, und die gestrenge Oberin erwachte. Die knieende Hedwig las weiter.

„Schweig, abtrünnige Tochter!" gebot die Priorin, und fragte die Pförtnerin, unwillig über die Störung ihrer Mittagsruhe: „Nun, was giebt es schon wieder?"

Diese aber überreichte ihr mit äußerster Demuth einige Briefschaften, und berichtete, daß ein junger Predigermönch unten vor der Pforte harre und Einlaß begehre, indem er wünsche, nächsten Sonntag, als den 8. post Trinitatis, in der Klosterkirche zu predigen. Damit man erkenne, wer er sei, wolle er diese Briefschaften vorlegen.

„Der Bruder ist sehr kühn, um solche Gunst zu bitten, die schon älteren terminirenden Mönchen abgeschlagen ist; doch laßt sehen."

Damit nahm sie die auf Pergament geschriebenen Briefe und erkannte den einen sogleich für ein päbstliches Breve in lateinischer Sprache, das sie ehrfurchtsvoll an die Lippen drückte und zu lesen versuchte; allein die hohe Oberin war dieser Sprache nicht mächtig, und auf weitere Umfrage zeigte es sich, zu nicht geringer Verwunderung der Nonnen, daß Leonhard Kaisers Töchterlein die Einzige im Kloster war, die diese Sprache lesen und verstehen konnte. Sie erhielt daher Auftrag, das Breve zu über-

setzen. Dies geschah, und zu nicht geringer Verwunderung der Nonnen, aber noch größerer Erbauung der Priorin, wurde darin einem Pater Dominikus vom Dominikanerorden gestattet, aller Orten in Städten, Dörfern und Klöstern zu predigen, zugleich wurden alle Obern der Mönchs- und Frauenklöster Deutschlands angewiesen, ihm sowohl den Beichtstuhl als das Innere ihrer Pforten zu öffnen, damit er dort die strauchelnden und wankenden Seelenschäflein aufsuchen und sie von den Verirrungen der neuen Lehre zurückführen könne auf die rechte Bahn des heiligen apostolischen Stuhls; sintemalen Bruder Dominikus durch die Gnade Gottes vom heiligen Geiste durchdrungen sei, und als ein wahrer Prediger in der Wüste, als ein Bischof unter Heiden die umsichgreifende Pest des ketzerischen Lutherthums heilen werde, wo er den Giftstoff dazu finde, in welcher Hinsicht jede Dispensation, selbst von der strengsten Ordensregel, die zu solchen Zwecken für diensam erachtet werden würde, ertheilt und gestattet wurde.

Beigefügt war der offene Brief des Ketzermeisters Hochstraaten, worin insbesondere allen Oberinnen der Frauenklöster empfohlen wurde, diesem Bruder Dominikus den Zutritt zu allen Nonnen und selbst alleinige Zwiesprach mit denselben, ohne Aufsicht einer ältern Schwester zu gestatten, da er sich bereits um die Ausrottung der Lutherschen Lehre sehr verdient gemacht habe und eines so frommen, gottseligen und tugendhaften Wandels sei, daß eine Gefahr dabei nicht zu besorgen sein werde u. dgl. m.

„Der Herr ist groß, der Herr ist gnädig!" rief die

Priorin; „wo die Noth am höchsten steht, ist seine Hilfe am nächsten; der Name des Herrn sei gelobt, Amen! — Er möge kommen, dieser rettende Engel. Ihr Beide aber — so wendete sie sich gegen Katharina von Bora und Hedwig Kaiser — sollet hinabgehen in den Klostergarten und dort in sittiger Demuth den neuen Propheten empfangen und anhören, zuvor jedoch vor dem Bilde der heiligen Maria den Rosenkranz beten, auf daß die Barmherzigkeit Gottes Euch beistehe und der heilige Geist Euch erleuchte."

Die beiden Nonnen warfen sogleich ihre Schleier über die zarten, engelschönen Gesichter, denn sie fühlten, wie sie erglühten, und nun eilten sie, dem Gebot der strengen Oberin zu genügen, um alsdann noch einige Augenblicke zu gewinnen, sich gegenseits ihre Bemerkungen darüber mitzutheilen. — Die dritte Nonne aber wurde von der Priorin in ihre Clausur verwiesen, wo sie fast sterben wollte vor Neugier, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihre Schwestern von dem höchst wichtigen Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Der ganze Convent war darüber außer sich. Nicht blos die Neugier hatte ihren Antheil an der allgemeinen Bewegung, sondern auch die Empörung der Gemüther darüber, daß die ohnehin schon viel zu gestrenge Oberin an diesem Dominikaner gleichsam noch eine Hilfe gewonnen habe, um jede geistige Freiheit zu unterdrücken; denn der Umstand, daß Katharina von Bora von ihrem in Wittenberg studirenden Bruder Luthers Schriften gegen das Pabstthum auf heimlichen Wegen mitgetheilt erhielt, und daß dieser brieflich in hochbegeisterter

Stimmung Luthers Leben und Treiben und die Mißbräuche des Pabstthums schilderte, die Bannbulle als ein Blendwerk des Teufels darstellte, und deren feierliche Verbrennung durch Luther rühmte, hatte die so leicht erregbaren Gemüther der übrigens von der profanen Welt streng abgeschlossenen Nonnen auf das Aeußerste bewegt und mit Leib und Seele für die neue Lehre gewonnen.

Unter den jüngern Nonnen ward eine Vertraute nach der andern in den Kreis der Mitwissenden gezogen, und da Jede, was sie wußte, vor der strengen Oberin geheim hielt, so konnte diese gegen den eintretenden jungen Mönch nur im Allgemeinen über den schlechten Geist des ganzen Nonnenconvents klagen, und daß die Schlimmsten und Verführerinnen desselben jene beiden jungen Schwestern seien, von denen die Eine die Tochter eines zu Passau verbrannten Ketzers sei, die Andere sich dadurch verdächtig gemacht habe, daß ein Brief ihres Bruders voll der abscheulichsten ketzerischen Grundsätze aufgefangen worden. Diese beiden Schwestern wolle sie also zunächst damit seiner väterlichen Sorgfalt empfehlen; denn würden erst diese beiden Verirrten in den Schafstall des Herrn zurückgeführt sein, so würden die Andern von selbst folgen.

Zum Glück war die Priorin eine von den Frauen, die durch ihre gebietende Stellung die Gewohnheit angenommen haben, nur sich selbst reden zu hören und keinen Andern zu Worte kommen zu lassen. Und so hätte es dem jungen Mönche sogar an Gelegenheit gefehlt, mit offener Wahrheitsliebe entgegengesetzte Glaubensmeinungen

zu enthüllen; auch benutzte er wohl absichtlich die Redseligkeit der Oberin, womit diese über die Pest der Neuerung und Abtrünnigkeit von der römisch-katholischen Kirche klagte, um nicht durch unzeitige Enthüllung die Absichten, weshalb er ins Kloster gekommen war, selbst zu vereiteln. — So hatte er denn noch kein Wort gesprochen, als die Priorin ihm schon die Erlaubniß ertheilt hatte, am nächsten Sonntage in der Klosterkirche zu predigen, und ihn ersucht hatte, sich sofort in den Klostergarten zu begeben, um den beiden jungen Schwestern, die er dort treffen werde, recht ordentlich ins Gewissen zu reden. In ihrem Glaubenseifer hatte sie gar nicht bemerkt, daß der junge Dominikanermönch zu den schönsten Männern seiner Zeit gehörte, daß also eine vorsichtige Oberin geglaubt haben würde — wie das bekannte Volkssprichwort sagt — „einen Bock zum Gärtner zu bestellen."

Dagegen war den am eng vergitterten Fenster des Kreuzganges des Kloster lauschenden Nonnen derselbe gefährliche Umstand keineswegs entgangen. „Wie schön er ist," seufzte die Eine; „ein Engel," die Andere; „sein Mund zum Küssen" — „sein großes, dunkles Auge voll Feuer und Seele" — „seine hohe Gestalt" — „Gott, welch ein Mann!" — „wer so schön ist, hat auch ein gutes Herz!" — „Ein Engel ist er, den Gott gesandt hat uns zu retten" — „ja, er wird uns retten, er muß uns retten von dieser strengen Oberin." — So durcheinander redend zerstreuten sich die Nonnen und begaben sich in ihre Zellen. Hier und da gruppirten sich Vertraute und

flüsterten über die Schönheit des jungen Mönchs, wehklagten über ihre Abgeschiedenheit von der Welt, über die abscheuliche Strenge der Klosterzucht, die nicht mehr auszuhalten sei, seitdem der Teufel im Zorn diese Schwester Ursula, die strenge Novizmeisterin, zur Oberin gemacht habe. Andere suchten die Einsamkeit, um den Spielen einer aufgeregten Phantasie desto ungestörter Raum geben zu können; Alle aber, junge und alte Schwestern, die den schönen Mönch gesehen hatten, waren in ihn verliebt und beneideten die beiden sündigen Schwestern, Katharina und Hedwig, um das Glück, von ihm bekehrt zu werden. Die ihn noch nicht gesehen hatten, konnten kaum ihre Neugier beschwichtigen bis auf den Sonntag, wo sie ihn als Prediger auf der Kanzel sehen würden. In derselben Spannung befanden sich die beiden jungen Schwestern, die da Arm in Arm wandelten zwischen den hohen, geheimnißvollen Taxushecken im Klostergarten. Nur waren ihre Besinnungen edler und weniger vom Geiste der niedrigen Neugier oder Verliebtheit der übrigen Nonnen durchdrungen.

„Und wenn er es wäre! Gott, welche Verirrung!" seufzte Hedwig; „wenn der unglückliche Wahn gegen diesen herrlichen Mann, der mich nur in krankhafter Verstimmung eines überreizten Nervenlebens ergriffen hatte, die ganze reflectirende Seele dieses Mannes durchdrungen hätte! Zwar scheiden uns kirchliche Gelübde, die keine Macht der Erde und des Himmels brechen könnte, aber nur, wie immer, jede leibliche Vereinigung unmöglich machen. Eine Seeleneinigung, ein geistiges Zusammenleben in einer

großen Idee, ein Wiederfinden in einer schönern Welt, wo keine irdischen Verhältnisse mehr scheiden — das war ja bis hieher mein einziger Trost im Erdenleben, meine Freude, meine Hoffnung, und das schöne Spiel der Phantasie — was ist es nun damit — wie leer und arm mein Leben, wie hoffnungslos und verkümmert!"

Und weinend lehnte sie sich an Katharinas schwesterlich fühlendes Herz und diese sprach ihr freundlich zu:

„Wie kannst Du Dich nur grämen, geliebte Seele! Ist er wirklich, wie jenes Breve bezeugt, ein blindes Werkzeug des päbstlichen Fanatismus gegen Luther und sein lichtvolles Werk, so ist er dieser Thränen nicht werth und ich möchte selbst ihn nicht sehen, um mir das schöne Bild von ihm nicht zu zerstören, das Du mir von ihm gemalt hast, als Du noch glaubtest, daß er, wenn auch mit innerem Zwiespalt, doch wandle auf dem Wege der Aufklärung."

„Das ist es eben, holde Schwester," entgegnete Hedwig, „daß Du die Liebe nicht kennst und daher auch nicht fähig bist, meine Gefühle zu beurtheilen; denn welcher größern Schmerz gäbe es wohl im Leben, als die Täuschungen im Character eines geliebten Wesens; den Schmerz einen Unwürdigen lieben zu müssen und die in der seinigen verwachsene Seele nicht losreißen zu können von ihm. Es ist noch viel schlimmer, als wären Zwillingsgeschwister an einander gewachsen und der Eine von ihnen gestorben und der Andere müßte sich durchs Leben schleppen mit seiner verwesenden Leiche."

„Gräßliches Bild!“

„Ja wohl, gräßlich; aber schrecklicher noch ist es, einen Mann lieben zu müssen, der, wie dieser Guideon — wenn er es ist, den wir hier erwarten sollen — dieser Jüngling mit dem einst so großen und edlen Herzen, mit der klaren, frommen, Gott ergebenen Seele, nun so versunken ist im finstern Pabstthume, das sich mit dem Blute meines edlen Vaters befleckte, und nun darauf hinarbeitet, auch diesen großen, herrlichen Martin Luther auf den Scheiterhaufen zu bringen. Daß er sich dazu als Werkzeug gebrauchen läßt, das ist für meine Seele ein Schmerz der Täuschungen, der nie erlöschen wird.“

„Du sagtest eben,“ entgegnete Katharina von Bora mit niedergeschlagenen Blicken, „daß ich nicht wisse, was Liebe sei? Und doch weißt Du, daß ich diesen Martin Luther liebe, ohne ihn jemals persönlich gesehen zu haben. Seine Größe und Kraft mit so vieler rein menschlicher Milde vereinigt, seine geistige Klarheit und sein Gott vertrauender Muth — wer könnte Empfänglichkeit haben für das Licht Gottes, ohne den zu lieben, der es uns sendet?“

„Du irrest, liebe Schwester, indem Du Dich selbst täuschest,“ entgegnete Hedwig; „das ist nicht Liebe, das ist Bewunderung und Verehrung; aber es ist die tiefste, heiligste Quelle der höchsten, reinsten Liebe, die gewiß in Deinem Herzen erblühen würde, wenn Du jemals das Ideal Deines Lebens in der Wirklichkeit sehen solltest.“

„Still, man kommt!“ flüsterte Katharina, und ließ

den Schleier über das Gesicht fallen. Hedwig folgte ihrem Beispiele.

Es war die Priorin, die den beiden jungen Schwestern den schönen, jungen Mönch zuführte und vorstellte, und Hedwig erkannte auf den ersten Blick Guideon. Mit der redseligen Ermahnung an Jene, den Lehren des Bruder Dominicus ein aufmerksames Ohr zu schenken, ließ sie die Drei allein und Guideon nahm das Wort. Er ahnete, mit wem er sprach; doch konnte er sie unter dem dichten Nonnenschleier noch nicht erkennen.

Hedwig und Guideon waren in einer Bewegung des Gemüthes, die keine Feder beschreibt. Alle Kraft der Seelen boten sie auf, um nicht zu verrathen, was sie fühlten. Hedwig rang mit einer Ohnmacht und Guideon konnte sich kaum aufrecht erhalten. Doch sprach er gehalten und gemessen: „Ehrwürdige Schwestern! die Schriften, wodurch ich mich hier eingeführt habe, waren mir ertheilt in den Tagen meines fanatischen Wahns. Ich mußte sie vorzeigen, um Eingang hier zu finden, wo wie ich höre, die neue Lehre unsers großen Reformators bereits eingedrungen ist in die stillen Zellen einiger frommen Schwestern. Ich folge daher nur einem höhern Berufe, wenn ich mich der Waffen bediene, welche die Feinde der Aufklärung selbst mir in die Hände gegeben haben, um das Licht des reinen Evangeliums zu verbreiten; denn wisset, ich bin von meinem Wahne geheilt, bin Luthers Bewunderer und Freund geworden."

„O, dann auch der unsrige," rief Katharina vo

Bora, den Schleier lüftend; „und dann ist und bleibt diese meine geliebte Schwester, die von gleichem Wahne genesen ist, Eure Freundin!"

Damit hatte sie Hedwigs erröthendes Antlitz enthüllt, und mit dem Ausrufe: „Meine Hedwig!" drückte Guideon ihre beiden Hände an sein Herz.

Beide fühlten jedoch im nächsten Augenblicke, daß sie sich der ihr ganzes Jugendleben durchdringenden Leidenschaft nicht hingeben durften, ohne an Gelübden untreu zu werden, die sie noch für unauflöslich hielten. In diesem Gefühle ließ Guideon ihre Hände los und Beide standen schweigend, mit gesenkten Blicken einander gegenüber. Diese Pause voll der peinlichsten Befangenheit unterbrach Katharina mit der Frage: Ob es wahr sei, daß Martin Luther, dessen kühnes Auftreten auf dem Reichstage zu Worms sie aus den Mittheilungen ihres Bruders schon kannte, spurlos verschwunden und gar in die Hände seiner Feinde gefallen sei?

„Wir müssen auf das Schrecklichste uns gefaßt machen," entgegnete Guideon mit Traurigkeit. „Ich habe das Glück gehabt, ihn von Worms aus auf seiner Heimreise begleiten zu dürfen. Hochstraaten selbst, den ich noch nicht gesprochen hatte, seitdem Luthers gewaltiger Geist mir den Wahn benommen hatte, als sei im Pabstthume allein alles Heil der Seele zu finden, hatte mir den Auftrag dazu gegeben, ihn zu beobachten und über sein Thun und Treiben zu berichten. So spiele ich freilich die traurige Rolle, Diejenigen betrügen zu müssen, welche die Welt

betrügen mit ihren Lügen; allein ich habe noch nicht die Kraft und Klarheit im neuen Lichte gewonnen, um offen gegen den Pabst und den Orden aufzutreten, und das war der Hauptgrund, weshalb ich mich an Luther anschloß, daß er durch seine belehrenden Reden und Schriften mich immer mehr befestige in der Erkenntniß der ewigen, göttlichen Wahrheit, die er im unverfälschten Geiste Jesu Christi lehrt. Gegen diesen großen Reformator habe ich aber weder falsch noch hinterlistig gehandelt. Ich habe ihm gesagt, welchen Auftrag ich hätte. »Nun dann gehe mit mir und beobachte mich — entgegnete er — wer recht thut, hat Niemand zu scheuen, und es soll mir sogar lieb sein, wenn Du den Papisten jedes meiner Worte berichtest; denn ich habe mein Leben daran gesetzt, ihnen die Wahrheit zu sagen und die Welt über die römische Glaubenstyrannei aufzuklären.«

„Und nun nahm er mich liebreich bei der Hand. Da ich erst in Oppenheim zu ihm getroffen war, so mußte ich mich ihm gegenüber in den Rollwagen setzen, und seine belehrenden Gespräche vollendeten, was sein von Gott begeisterter Muth in Worms begonnen hatte; ich überzeugte mich, daß das Streben der päbstlichen Hierarchie seit sechs Jahrhunderten auf nichts Anderes gerichtet war, als auch die weltliche Oberherrschaft zu gewinnen, in allen Staaten einen der weltlichen Macht nicht unterworfenen Kirchenstaat zu bilden, und unter dem Scheine des göttlichen Rechts, das sowohl historisch wie nach der Kritik der Vernunft unbegründet ist, jeder Einheit der weltlichen

Staatsgewalt feindselig entgegenzutreten, jede Fürstenmacht zu brechen und jeden Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu hemmen. Mag die geistige Richtung, welche die Hierarchie in frühern Jahrhunderten genommen, damals ein nothwendiges Uebel gewesen sein, um die Rohheit der jugendlich-kräftigen Menschheit zu bekämpfen und die Anfänge der Civilisation zu entwickeln; so ist doch jetzt schon das Pabstthum durch die starre Consequenz, womit es in seiner Ausartung jenes Streben nach Alleinherrschaft verfolgt, der ärgste Feind jeder weltlichen Regierung sowie der Menschheit selbst, deren geistiger Entwickelung es hemmend entgegentritt; und wahrlich, je mehr die Welt aufgeklärt wird, je mehr der Organismus der Staaten sich ordnen wird, um so entschiedener und verderblicher wird dem Volks- und Staatsleben das starre Pabstthum entgegentreten. Der menschliche Geist ist nicht geschaffen, auf dem Standpunkte der vorigen Jahrhunderte stehen zu bleiben; das Pabstthum aber kann nicht bestehen ohne Stillstand der Ideen. Und hat es einst keine Macht mehr, der Aufklärung wie der Staatsgewalt offen mit Erfolg entgegenzutreten, so wird dieses heimlich geschehen, auf eine Weise, die um so gefährlicher wirkt, je schonender vielleicht eine der Hierarchie für Schwäche geltende Humanität und Toleranz solchen heimtückischen Angriffen des römischen Hochpriesterthums entgegentritt."

Die beiden jungen Nonnen hörten schweigend diese Herzensergießung des Neubekehrten an. Obwohl sie die ganze Wichtigkeit und Bedeutung der ausgesprochenen

gewitterschweren Gedanken weder erkennen noch fühlen mochten, so verfolgten sie doch mit großem Interesse eine Ansicht, die Luthers Größe und Verdienst um so höher stellen mußte, je bedeutender die Gefahr der Unterjochung aller weltlichen Staatsgewalt, sowie der Unterdrückung aller Aufklärung war, wenn Luther derselben nicht so entschieden, kraftvoll und erfolgreich als Reformator entgegengetreten wäre. In der That schien auch der junge Mönch mehr dem innern Drange, sich auszusprechen über das neue Licht, das ihm aufgegangen war und seine Seele bewegte, zu folgen, als hier ein Verständniß zu bewirken. Und um so lieber ließ er sich darauf ein, Luthers weitere Reise und sein räthselhaftes Verschwinden zum Gegenstand seiner ferneren Mittheilungen zu machen. Und dabei fand er die aufmerksamsten und bewegtesten Zuhörerinnen.

„Am ersten Tage seiner Heimreise — erzählte Guideon — war Doctor Martin Luther nach Oppenheim gekommen. Hier erst holte ihn der kaiserliche Herold Kaspar Sturm wieder ein, der von Worms einige Stunden später ausgeritten, als Luther in seinem Wittenberger Rollwagen abgefahren war. Da ich von dort aus abwechselnd in demselben Wagen mit ihm oder in einem folgenden fuhr, so hatte ich Gelegenheit zu sehen, mit welcher begeisterten Bewunderung überall das Volk, und mit welcher Ehrerbietung Personen vom höchsten Adel den vom Pabste in den Bann gethanen und vom Kaiser geächteten Mann empfingen. So tief ist schon in Deutschland das Ansehen jener Verfinsterungspartei gesunken, daß der einst so ge-

fürchtete Bannstrahl, vor welchem Kaiser und Könige gezittert hatten, nicht mehr zünden wollte.

„Am zweiten Tage seiner Reise erreichten wir Frankfurt am Main und am dritten — Friedberg. Hier schrieb Luther drei Briefe: einen an den Kaiser, einen andern fast gleichlautenden an die Reichsstände, und einen dritten an seinen alten Freund Lucas Kranach, den berühmten Maler zu Wittenberg*). In diesem freundschaftlichen Briefe ließ er seinen ganzen gemüthlichen Humor spielen und gab Andeutungen, die vermuthen lassen, daß ein späteres Ereigniß nicht ohne sein Vorwissen geschah."

Er schrieb nämlich: „Meinen Dienst, lieber Gevatter Lucas! Ich segne und befehle Euch Gott! Ich lasse mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo? Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rath nicht verachten bis zu seiner Zeit. — Man hat sich meiner Zukunft zu Worms nicht versehen, und wie mir das Geleit ist gehalten, wißt Ihr Alle wohl aus dem Verbote, das mir ist entgegen gekommen."

Ueber die Erfolge des Reichstages spöttelte er fast in

*) Lucas Kranach war ihm durch seine satyrischen Holzschnitte befreundet worden, die er unter dem Titel: „Passional Christi und des Antichrists" herausgab, welche das edle, einfache Leben Christi dem eitlen Gepränge und den Thorheiten des Pabstes gegenüberstellte. Melanchthon fertigte dazu die Unterschriften. Auch verdanken wir ihm die besten und ähnlichsten Bilonisse Luthers und seiner nachmaligen Gattin, Katharina von Bora. D. V.

gutmüthiger Laune: „Ich meinte, kaiserliche Majestät sollte ein fünfzig Doctor haben versammelt und den Mönch endlich überwunden, so ist denn nicht mehr hier versammelt, denn soviel: Sind die Bücher Dein? — Ja. — Willst Du sie widerrufen oder nicht? — Nein. — So hebe Dich! O wir blinden Deutschen, wie kindlich handeln wir und lassen uns so jämmerlich von den Romanisten äffen und narren!"

Dann fuhr er gemüthlich heiter fort: „Sagt meiner Gevatterin, Eurem lieben Weibe, meinen Gruß, und daß sie sich dieweil wohl gehabe. Es müssen die Juden einmal singen: Jo, jo, jo, der Ostertag wird uns auch kommen, so wollen wir dann singen: Alleluja!"

Und nun bezeichnet er geheimnißvoll die Dinge die da kommen sollten, ohne mehr als nöthig war, um Vertrauen und Hoffnung rege zu erhalten: „Es muß eine kleine Zeit geschwiegen werden; ein wenig sehet ihr mich nicht, und aber ein wenig, so sehet ihr mich, spricht Christus. Ich hoffe, es soll jetzt auch so gehen. Doch Gottes Wille, als der allerbeste, geschehe hierinnen, wie im Himmel und auf Erden. Amen."

Dann erinnerte er sich mit der ihm eigenen liebenswürdigen Herzlichkeit seiner Freunde und die ihm Gutes gethan: „Grüßet mir Meister Christian und sein Weib; wollet auch dem Rathe meinen Dank sagen für die Fuhre. Ist Euch der Licentiat Feldkirch nicht genugsam, möget Ihr Herrn Amsdorf zum Predigen ersuchen, er wird's gern thun. Ade, hiemit allesammt Gott befohlen, der

Herr behüte Euer aller Verstand und Glauben in Christo für den römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang."

An den Kaiser und die Reichsstände hatte er in dem demüthigen Tone der schuldigen Unterwürfigkeit geschrieben; indem er für Schutz und Geleit dankte, wiederholte er seine frühere Erklärung, daß er nicht widerrufen könne, falls er nicht aus der heiligen Schrift widerlegt werde, und daß er sich zu diesem Zwecke vor unverdächtigen, gelehrten, freien und unparteischen Richtern überall stellen wolle, wobei er betheuerte, daß die Wohlfahrt des Reichs und der deutschen Nation ihm am Herzen liege.

Mit diesen beiden Schreiben, die er in einem Briefe an Spalatin, mit der Bitte um Besorgung derselben, einschloß, ließ er den kaiserlichen Herold am 29. April nach Worms zurückgehen, da er nun sich dem Hessischen nahete, wo er kaiserliches Geleit nicht mehr bedurfte, indem er vom Landgrafen von Hessen einen besondern Geleitsbrief hatte.

„Auch gegen mich," erzählte Guideon, „äußerte er sich über die Vorgänge zu Worms mit seiner gewohnten Freimüthigkeit: »Welchen Spott haben sie da eingelegt; ich hoffete, es würden mich daselbst Bischöfe und Doctoren recht versucht haben; so war die Meinung nur, ich sollte widerrufen. Gott gab Gnade, daß nicht alle Fürsten und Stände in solchen Fürhalt willigten, ich hätte mich sonst deutschen Landen zu Tode geschämt, daß es von päbstlichen Tyrannen sich so gar gröblich äffen ließ und narren.«*)

*) So sprach sich auch Luther später in seiner Vorrede zum 37. Psalm aus.

„Grünberg war die erste hessische Stadt, wo Luther auf seiner Rückreise von Worms übernachtete. Den folgenden Tag, den 30. April, langte er zu Hirschfeld an. Dort wurde er von dem gefürsteten Abt Crato, der einer der Reichsstände war, auf das Feierlichste und Ehrerbietigste empfangen. Der Abt hatte ihm seinen Kanzler schon auf eine Meile weit entgegen geschickt, und ließ ihn und seine Begleiter aufs Beste bewirthen. Bei Tafel bat er Luther dringend, in seinem Kloster eine Predigt zu halten. Anfänglich schützte Luther das Verbot des Kaisers vor, doch als der Abt dringender wurde, so gab er endlich nach mit den Worten: »Ich habe mir ja ohnehin vorbehalten, frei und öffentlich zu reden, und so kann und soll kaiserliches Mandat mir den Mund nicht verbieten.«

„Bei seinen ungemeinen Geistesgaben bedurfte es weiter keiner Vorbereitung, und am folgenden Tage frühmorgens 5 Uhr hielt er eine kräftige Predigt in der Klosterkirche, die allgemeine Begeisterung erregte, und der Sache des gereinigten Christenglaubens viele Anhänger aus dem Volke zuführte.

„Noch an demselben Tage reisete er weiter, und erreichte das Städtchen Berka an der thüringischen Grenze, wo das Stift Hirschfeld (oder Hersfeld) einige Gerechtigkeiten hatte, weshalb er und seine Begleiter auch dort auf Kosten und Befehl des Abts mit einem köstlichen Abendessen bewirthet wurden.

„Als er nun am folgenden Tage der Stadt Eisenach sich näherte, kamen ihm viele Bewohner derselben ent-

gegen und führten ihn wie im Triumphe ein in ihre Stadt.

„Einen Tag rastete er dort. Seine bisherigen Gefährten nahmen von ihm Abschied und fuhren in ihre Heimath zurück. Nur der Prediger Amsdorf und ich blieben bei ihm.

„Von Eisenach nahm Luther nicht den gewöhnlichen nächsten Weg über Gotha nach Erfurt, sondern wendete sich nach Möhra, dem freundlichen Dörfchen im Thüringschen, wo seine lieben Eltern vor seiner Geburt gewohnt hatten und noch jetzt einige seiner Verwandten wohnten. Unter diesen befand sich auch seine Großmutter und seines Vaters Bruder, die den gelehrten Doctor mit eben soviel Ehrerbietung als Liebe aufnahmen.

„Dort traf er auch seinen jüngern Bruder Jakob, einen Bergmann, den er in vielen Jahren, seit dessen Kindheit, nicht gesehen hatte und erst nicht wieder erkannte. Dann umarmte er ihn und freute sich des Wiedersehens mit der ihm eigenen herzlichen Gemüthlichkeit, darauf küßte er seiner lieben Großmutter, einer ehrwürdigen Greisin, die Hand, und diese segnete den berühmten Enkel — eine rührende Scene, kein Auge blieb trocken. — Am folgenden Tage schied er von ihnen mit bewegter Seele, und bestellte tausend herzliche Grüße an seine lieben Eltern und jüngeren Geschwister.

„Sein Bruder Jacob mußte sich ihm gegenüber setzen, und er ließ fast die ganze Reise hindurch dessen Hand nicht aus der seinigen, indem er ihn zärtlich anblickte.

„Es war am 4. Mai, als Luther von Möhra wieder abfuhr, und sich über Altenstein nach Waltershausen wendete, einem freundlichen Städtchen im thüringer Walde, nicht weit von Gotha.

„In der dortigen Gegend, nicht weit von der Stadt, ereignete sich ein Vorfall, der alle seine Begleiter mit dem größten Schreck erfüllte. Es war tief im dunkelsten und einsamsten Theile des uralten Eichenwaldes, als aus dem Gebüsche zwei schwer bewaffnete Reiter hervorsprengten, die, um nicht erkannt zu werden, alte eiserne Helme trugen mit niedergeklappten Visiren. Der Eine derselben fiel den Pferden in die Zügel, der Andere ritt an die Wagenthür, die er öffnete, und rief mit einer dumpfen, offenbar verstellten Stimme: »Martine! steige aus und reite mit uns, so Dir Dein Leben lieb ist.«

„Luthers Bruder, Jakob, war dadurch so in Furcht gejagt, daß er, ohne von dem muthigen Geiste des kühnen Reformators das Geringste zu besitzen, auf der andern Seite aus dem Wagen sprang und ohne Weiteres davon lief. Luther sah ihm wehmüthig nach und sagte dann: »Jener folgt seiner Natur, und ich der meinigen, und darum werde ich getrost Eurem Willen folgen; denn ich erkenne darin den Willen Gottes und ein Gebot der Vorsehung.«

„Amsdorf und ich sahen einander betroffen an. Wir beiden Mönche hatten nicht übel Lust gehabt, uns diesem gewaltsamen Angriffe zu widersetzen; aber wir waren unbewaffnet, und ein Blick auf Luthers heitere Ruhe brachte uns zum Schweigen. Er reichte Jedem von uns die Hand,

dankte für freundliches Geleit und ermahnte uns, keine Sorge um ihn zu haben, denn ohne des Herrn Willen falle kein Sperling vom Dache.

„Mit derselben heitern Ruhe bestieg dann der berühmte Doctor den frommen Klepper, den in einiger Entfernung am Saume eines dicht verwachsenen Unterholzes ein reisiger Knecht als Handpferd hielt; grüßte noch einmal freundlich gegen uns herüber, und bald waren sie verschwunden in der Richtung hin, wo das thüringsche Dorf Broterode liegt."

„Dann ist er verloren!" rief Katharina in Schmerz ausbrechend; „meine Ahnungen und Hedwigs Träume gehen in Erfüllung. Die Welt nahet ihrem Untergange, das Böse siegt, das Edle geht zu Grunde."

„Und wenn er verloren wäre," sprach Guideon, „so wird der Saame nicht verloren sein, den er ausgestreut hat; denn es ist die Saat der Aufklärung und die Quelle des Lichts."

Am folgenden Sonntage hielt er in der Klosterkirche eine Predigt im Geiste Luthers und der Reformation, welche die Priorin aufs Höchste erzürnte, aber die Nonnen auf das Aeußerste begeisterte. Von da an herrschte viel Zwietracht im Kloster zu Nimtsch, denn die Oberin und einige alte Betschwestern waren die eifrigsten Papistinnen; dagegen alle jüngern Nonnen die wärmsten Anhängerinnen Luthers und seiner Lehre.

Man kann sich vorstellen, zu welchen Reibungen und Mißhelligkeiten dieser Umstand Veranlassung gab. Die Oberin quälte die armen Nonnen von Luthers Partei mit

Pönitenzen und Bußübungen, und diese beschwerten sich darüber bei dem Bischofe, welcher strenge Visitationen anordnete und die Strafen, die die Priorin befohlen hatte, durch die härtesten Fastengebote noch erhöhte. Besonders hart traf der Zorn der Kirchenobern die arme Katharina von Bora und Hedwig, und es fehlte nicht viel, daß der Letztern der Prozeß gemacht wurde, in welchem Falle das Schreckliche, lebendig eingemauert zu werden — denn die Kirche vergießt kein Blut — keine ganz unerhörte Strafe im Innern der Klöster war. Dazu kamen die Spöttereien, Klatschereien und Aufhetzereien der ältern Nonnen, welche ihnen das Leben bis zur Unerträglichkeit verbitterten, und eine verdoppelte Wachsamkeit machte ihnen für lange Zeit jeden Briefwechsel und jede Verbindung nach Außen hin eben so unmöglich, als die Flucht.

Wer kennt nicht jene alte, ehrwürdige deutsche Burg, die sich, auf hohem Berge thronend, aus der Mitte der gesegneten Fluren des so schönen, und durch seine Sagenkreise und alten Burgruinen so romantischen thüringer Landes erhebt? Es ist die Wartburg, die einst Ludwig der Springer erbaute, wo die alten Meistersänger den romantisch-wilden Sängerkrieg führten, wo der fromme Ludwig und die heilige Elisabeth hauseten, und noch heute im hohen Söller das kleine Gemach mit dem weltberühmten Dintenflecke gezeigt wird, das damals den größten Mann seines Jahrhunderts, den kühnsten Streiter für Wahrheit und Licht, den Doctor Martinus Luther verwahrte.

Es war am 4. Mai 1521, spät Abends um 11 Uhr, als unten aus dem Thale ein Hifthorn erschallte. Gleich darauf gab oben von der Burgzinne der Thurmwart die Antwort, und mühsam klommen drei Männer in ritterlicher Kleidung und ein Reiterknecht den damals noch bewaldeten Burgberg hinauf, Jeder ein ermüdetes Roß am Zügel führend.

Der Eine von ihnen hatte ein geschorenes Kinn, und weil es ihm warm geworden war, hatte er den alten Eisenhelm und das Schwert über den Sattelknopf seines Gauls gehängt, und da sah man, daß aus dem Ritterkragen ein bis auf den Haarkranz kahl geschorenes Mönchshaupt herausschaute, mit einem Antlitze von breiter Form, mit starken, bieder-derben Zügen und kleinen, graubraunen Augen, die gar klug und entschlossen blinzelten. Jetzt aber, da er oben angekommen war auf der baumleeren kleinen Fläche vor dem Thore der Burg, blieb er stehen, um zu verschnaufen, und die Zügel seines Rößleins dem Knechte überlassend, faltete er die Hände und blickte hinauf gegen das funkelnde Sternenzelt, wo wir die Wohnung der Seligen suchen, und sprach mit tiefer Bewegung: „Bis hieher hat uns Gott geführt. Unsern Eingang segne der Herr, und unsern Ausgang gleichermaßen."

Während im Innern des Thores die Ketten rasselten und draußen die Zugbrücke niederfiel, und oben in den wenigen Fenstern des alten Ritterhauses, welche die hohe Mauer überragten, Windlichter hin- und herirrten, trat die breite, mackige Gestalt eines geharnischten Ritters —

einer von denen, die ihn hieher geführt hatten — zu ihm heran, schlug das Visir auf, und ein volles, bärtiges Antlitz mit treuherzigen Augen blickte ihn an.

„Seid hoch willkommen, gelahrter Herr Doctor, in meiner Behausung. Vor Euren Feinden, den Päbstlern und den Kaiserlichen, seid Ihr nun geborgen, und ehe sie an Euch kämen, müßten sie über meine Leiche hinwegschreiten."

„Nun aber, guter Herr," sprach Martin Luther, der sich in seiner Verkleidung als Ritter sehr unbehaglich vorkam, „wer seid Ihr, wie heißt diese Burg, und habt Ihr auf Seiner Gnaden, unsers Herrn Churfürsten Geheiß so gehandelt, oder auf andern Antrieb?"

„Nun, meinen ehrlichen Namen kann und mag ich nicht verleugnen," sprach der Ritter, indem er mit einem behaglichen Selbstbewußtsein den breiten Bart über die Brust strich; „denn es ist keine Schelmenthat, einen Ehrenmann, wie Euch, gerettet zu haben, und der seid Ihr, wenn auch ein Gebannter und Geächteter — was Gott an Euren Feinden strafen wird. — Ich bin Hans von Berlepsch, Schloßhauptmann hier auf der Wartburg, und dieser unser guter Freund — auf den andern Ritter deutend, der schlanker und höher gewachsen und jünger war, als Jener — ist ein Herr von Antorf. Wir Beiden allein sind die Wissenden, denn Churfürstl. Gnaden will nicht wissen, ob Ihr hieher gebracht seid oder nach Antorf, um mit gutem Gewissen sagen zu können, er wisse nicht, wo Ihr Euch aufhaltet. Nun aber setzt Euren Helm

auf, und damit die Leute im Schlosse nicht merken, daß es ein hochgelahrter Doctor ist, oder gar ein Mönchlein, das wir bringen, gestattet, daß man Euch fortan den Junker Jürgen heißen dürfe, und haltet Euch hübsch zu Haus, denn die Päbstlichen gehen umher wie ein brüllender Leu und suchen, wen sie verschlingen möchten."

Nach diesen Worten schüttelte er ihm die Hand, und nachdem er ihn über die Zugbrücke und durch das dunkle Thor in den innern Schloßhof geführt hatte, sprach er nochmals laut: „Nun seid herzlich willkommen auf der Wartburg; laßt es Euch hier gefallen, Junker Jürgen, schlecht und recht, wie es ein deutsches Gemüth und ein wohlgefüllter Keller zu geben vermag."

Darauf führte ihn der Schloßhauptmann in die große Halle des Ritterhauses, und stellte ihn mit großem Ernste und mit vieler Würde der sich dort sammelnden Dienerschaft des Hauses vor, und den Leuten nannte er den Fremden, von dem er nicht wußte, ob er Gefangener oder Gast war, den Junker Georg oder Jürgen nach damaliger Aussprache.

Oben im alten Ritterhause der Wartburg zeigt man noch ein hochbelegenes Zimmer, dessen eines Fenster jetzt vermauert, das andere mit Eisenstangen vergittert ist. Das war vormals nicht der Fall, denn die kleinen Schiebfenster mit den in Blei gefaßten runden, grünen Glasscheiben durfte man nur öffnen, und die reichste, herrlichste Natur quoll gleichsam herein aus einer über alle Beschreibung reichen und wonnevollen Landschaft.

Hier saß Martin Luther am folgenden Morgen bald nach Sonnenaufgang, in einem mit Pelz verbrämten ritterlichen Hausrocke, die tief in den Nacken hinabgehende geschlitzte Sammetmütze auf dem Haupte tragend, um die den Mönch verrathende Tonsur zu verbergen.

Er hatte eben sein Morgengebet vollendet, und in der tiefsten Bewegung des Gemüthes, die ihm selbst noch nicht zur Klarheit gekommen war, saß er lange träumerisch da und schauete hinaus auf die weit geöffnete Landschaft, welche das Purpurlicht des Morgenhimmels vergoldete. Die weißen Nebel wichen immer weiter zurück und ein freundliches Dörfchen nach dem andern tauchte herauf. Es wurde immer sonnenheller und friedlicher in seinem Gemüthe; da auf einmal zerriß eine der rosenfarbenen Wolken, die noch bis dahin den fernen, duftigen Horizont verhüllt hatten, und die ihm so wohl bekannten Thürme von Eisenach wurden sichtbar.

Welche Gefühle ihn dabei durchdrangen, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Die Jahre seiner zartesten Jugend rollten sich vor seiner Seele auf, sein drangvolles Schülerleben zu Eisenach, das Choralsingen vor den Häusern auf der Straße, seine mütterliche Pflegerin, die gute Frau Cotta, und der ihm ewig unvergeßliche Jugendfreund, der treue, feinfühlende Alexius, dessen schreckliches Ende, indem er im einsamen Walde an seiner Seite vom Blitze erschlagen wurde, seinem ganzen Leben die geistliche ascetische Richtung gegeben hatte — das Alles wogte in ihm wie ein wallendes Meer unter dem Azurblau eines süd-

lichen Himmels, über welchem die Gebilde einer zarten Fata-Morgana schweben, reich und duftig, wie aus einer längst verklungenen poetischen Mährchenwelt. Und dann rankte sich die Erinnerung aus der Vergangenheit immer näher heran in die verhängnißvolle Gegenwart, und mit dem Bewußtsein der Größe der Gefahr erwachte, als sein erstes Gefühl auf der Wartburg, Dank für seine Rettung und Erhebung zur Andacht. Und da griff er zur Laute, seinem Lieblingsinstrumente, das man die Aufmerksamkeit gehabt hatte aus seinem Rollwagen mitzunehmen, als er gerettet wurde, schlug einige Accorde an und sang mit seiner schönen, volltönenden Stimme in die frische Morgenluft hinaus das herrliche, gottvertrauende Dank- und Loblied:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen."

Und da kam wieder trübe über seine Seele der alte Teufelsglaube, indem er alles Böse, was über ihn und die Welt gekommen war, dem bösen Feinde der Menschheit zuschrieb, und er fuhr fort zu singen:

„Der alte böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen."

Und im Gefühle menschlicher Ohnmacht gegen den bösen Geist der Hölle, sang er weiter:

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren."

Doch sich stärkend und erhebend durch Vertrauen auf den Welterlöser, fuhr er fort:

„Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst Du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth —
Und ist kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten."

Und nun gestärkt durch den Glauben an unsern Erlöser und Weltheiland, sang er mit dem freudigen Muthe und kräftigen Willen, der ihn bisher durch das bewegte Leben geleitet hatte:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt'n uns gar verschlingen;
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen ꝛc."

Und endlich schloß er im tiefsten Dankgefühl gegen Gott:

„Preis, Lob und Ehr' dem höchsten Gott,
Dem Vater aller Gnaden,
Der uns aus Lieb' gegeben hat
Sein'n Sohn für unsern Schaden;
Dem Tröster, heil'gen Geist,
Von Sünden er uns reißt,
Zum Reiche Gottes heischt,
Den Weg zum Himmel weis't,
Der helf' uns fröhlich, Amen!"

Durch die Töne seiner Laute und den kräftigen Gesang nach der von ihm selbst componirten einfach schönen Weise, waren die in der Nähe schlafenden jungen Diener geweckt, denen die Sorge für seine Pflege und Bedienung anvertraut war. Erschreckend, als hätten sie schon

viel versäumt an der ihnen obliegenden Pflicht, eilten sie die schmale, steinerne Wendeltreppe hinab in das Kellergeschoß, und schon nach wenigen Minuten traten sie wieder ein in das kleine, freundliche Gemach des Junker Jürgen, vor dem die sonst so kecken Knaben großen Respect hatten, ohne zu wissen warum.

Es waren zwei blondgelockte Edelknaben mit feinen und zarten Gesichtszügen. Kindlich offenes Vertrauen und deutsche Treue und Ehrlichkeit las man in ihren blauen Augen und von der klaren, offenen Stirn. Der Eine brachte in einer großen zinnernen Kanne das duftende Warmbier zum Frühtrunk, und der Andere gutes Brot, Butter und Schinken zum kräftigen Morgenimbiß.

Sie grüßten mit einem: „Gelobt sei Gott!" und setzten Frühtrunk und Imbiß auf den schweren Eichentisch, der an der Fensterwand stand. Dann wollten sie sich entfernen, aber Luther hielt jeden derselben bei der Hand zurück und redete sie freundlich an, nach ihren Namen und Herkommen fragend. Sie waren Beide Söhne sächsischer Edelleute, die Luther, als ihm gewogen und seinen Lehren zugethan, wohl kannte, und er sagte ihnen: „Euer Dienste bedarf ich nicht, lieben Kinder, denn ich bin wohl gewohnt, mich selbst zu bedienen. Statt dessen aber seid fromm und leset fleißig im Evangelium Sanct Johannis, und Ihr werdet dem Herrn besser dienen als so Ihr mir dienen würdet, der ich selbst nur ein unwürdiger Knecht vor dem Herrn bin. Nun aber gehet hinab zu Eurem gnädigen Herrn Schloßhauptmann und saget ihm,

er möge sich wegen des Junker Jürgen nicht so viel Ungelegenheit und Umstände machen; er wisse selbst, wie ihm bis dahin Seelenspeise genüget habe, und wie er an leibliche Ueppigkeit und Pflege des Bauches nicht gewöhnt sei."

Die Knaben gingen hinab und bald darauf erschien der Schloßhauptmann von Berlepsch und setzte Luther mit freundlichem Ungestüm zur Rede wegen seiner Abwehr jeder anständigen Bewirthung. „Ihr seid mir auf die Seele gebunden, Herr Doctor," sprach er, „und so liegt mir ob, für Eures Leibes Pflege und Nothdurft zu sorgen."

„Schafft mir nur Bücher, Feder, Dinte und Papier, so viel ich bedarf," sprach Luther darauf mit dankbarem Handschlag, „und Ihr werdet Euch mehr als genügend verdient um mich und die Welt gemacht haben."

„Solches wird gewißlich geschehen," entgegnete der würdige Ritter, „und Ihr dürft nur aufschreiben, was Ihr an Büchern bedürft, und ich werde sie Euch durch einen sichern Boten von Wittenberg holen lassen; aber verrathet Euren Aufenthalt nicht, denn Ihr würdet Alle verderben, so es bekannt wäre, daß Ihr hier hauset."

„Ei, lieber Herr," sprach nun Luther oder Junker Jürgen, wie wir ihn jetzt nennen müssen, unwillig werdend: „Ich wollte lieber um der Ehre des göttlichen Wortes willen und sowohl Anderer als meiner eigenen Bekräftigung wegen auf glühenden Kohlen liegen, als allein halblebend und leider fast todt stinken!" — Und so schrieb er auch später an Melanchthon.

Ueberhaupt fühlte er sich an jedem Tage unglücklich

in seiner neuen Lage. Daß man ihn gastfrei hielt und täglich köstlich bewirthete, auch mit Wein und gutem Merseburger Bier versah, konnte ihm, wenn er auch den Freuden der Tafel nicht abgeneigt war, doch nicht trösten über seine thatenlose Einsamkeit. Bitter klagte er darüber, daß man ihn im Essen und Trinken zu gut halte, in einem Briefe an Spalatin: „Ich sitze hier den ganzen Tag da, müßig und trunken u. s. w." — Aber was er müßig nannte, erklärt sich aus den nachfolgenden Worten: „Ich lese die hebräische und griechische Bibel;" eine Beschäftigung, die nicht alle seine Geisteskräfte in Anspruch nahm, galt ihm schon für Müßiggang. In demselben Sinne schrieb er ein ander Mal wieder: „Ich bin der müßigste und geschäftigste Mensch; ich lerne Hebräisch, Griechisch und schreibe ohne Unterlaß." — Auch das „trunken sein" darf man nicht wörtlich verstehen; es sollte bedeuten, daß man ihn über die Maaßen wohl verpflege, wodurch der Geist in Schlaffheit und Thatlosigkeit versinken könne, und in der That war die ungewohnte, beständig sitzende Lebensart bei einer zu kräftigen Leibesnahrung, die er bei der Genügsamkeit seines frühern klösterlichen Lebens nicht gewohnt war, wohl geeignet, jene Unterleibskrankheit auszubilden, welche die Seele mit hypochondrischen Vorstellungen quält.

Getrennt von seinen Freunden, mit welchen er sonst alles Vorkommende zu besprechen pflegte, blieb ihm nichts übrig, als ein Briefwechsel mit ihnen, der, freilich etwas umständlich, nur durch Spalatins Hand gehen durfte,

damit man den Ort seines Aufenthaltes nicht errathe. In diesen Briefen legte er seine Gefühle und seine Verstimmung nieder, woraus sich wenig Freude über seine Rettung, aber eine große Sehnsucht, die Rolle eines Märtyrers zu spielen, ergab. Seine Aufregung während der Ereignisse zu Worms war zu lebhaft begeistert gewesen, um es nicht schwer zu empfinden, daß er sich in seiner jetzigen, so plötzlichen Abgeschlossenheit und Einsamkeit zu einer Thatlosigkeit verurtheilt sah, unter welcher er, mit quälendem Unmuth, fürchten mußte, für die Sache des Lichts und der Wahrheit nicht genug gethan zu haben.

„Ich fürchte sehr und werde geplagt in meinem Gewissen," schrieb er eines Tages an Spalatin, und auf ähnliche Weise pflegte er sich auch gegen den Schloßhauptmann zu äußern, „darum, daß ich, auf Deinen und der Freunde Rath weichend, in Worms meinen Geist gedämpft habe und jenen Götzen nicht den Elias gezeigt. Sie sollten etwas Anderes zu thun bekommen, wenn ich wieder vor ihnen stände."

„Oft," äußerte er auf solche Weise, „hat mich meine Demuth und Ehrerbietung gereut, daß ich mein Bekenntniß vor den Tyrannen nicht kräftiger abgelegt."

Und an seinen Freund Melanchthon schrieb er: „Bete st Du nicht für mich, daß meine Flucht, die ich ungern zuließ, zu größerer Verherrlichung Gottes ausschlage? und ich wünsche gar sehr zu erfahren, wie sie Dir gefalle. Ich besorge, es möchte scheinen, als verließe ich das Schlacht

feld; doch war kein Ausweg, den Rathenden und Zuredenden zu widerstehen. Ich wünsche mir nichts Besseres, als der Wuth meiner Feinde mit verhängten Zügeln mich entgegenzuwerfen."

Doch bald nahmen seine Unterleibsbeschwerden so überhand, daß seine Stimmung in der Einsamkeit seines jetzigen Aufenthalts immer düsterer wurde, und es kein Wunder wäre, wenn sein Glaube an den Teufel, dieser Wahn von der Existenz und Einwirkung eines bösen Geistes, den er von seiner Kindheit her aus dem Volksleben in die Gelehrtenstube mit herüber genommen hatte, den er mit den weisesten Männern seiner Zeit wie mit dem Volksglauben seines Jahrhunderts theilte, sich mit der krankhaften Verstimmung seiner Nerven und seines Seelenzustandes bis zu der Lebhaftigkeit wahrer Visionen gesteigert hätte. Mag auch der Dintenfleck an der Wand der Lutherszelle auf der Wartburg, den man noch heute zeigt, zehnmal neuerlich aufgefrischt sein; so ist doch nichts lächerlicher, als entweder das ganze, auf einer Sage seit Menschengedenken beruhende Factum, daß Luther einst mit dem Dintenfaß nach dem Teufel geworfen habe, um sich seiner Anfechtungen zu erwehren, zu leugnen, oder es mit pedantischer Kritik für eine Fliege zu halten, die ihn beim Schreiben belästigt und dann sich an die Wand gesetzt habe, dort aber im Aerger von ihm für den Teufel gehalten sei. — Warum sollte es nicht möglich sein, daß seine erhitzte Einbildungskraft am Ende wirklich geglaubt habe, den Teufel leibhaftig vor sich zu sehen? denn daß

er viel Anfechtungen von ihm gehabt zu haben vermeint, ergiebt sich aus mehrern seiner Briefe.

So schrieb er u. A. an Nicolaus Gerbel: „Glaubet mir nur, daß ich in dieser müßigen Einsamkeit tausend Teufeln vorgeworfen bin. Soviel leichter ist es, gegen den eingefleischten Teufel, d. i. wider den Menschen, als wider die bösen Geister unter dem Himmel zu streiten. Ich falle oft; aber die Rechte des Höchsten hält mich wieder." — Man sieht hieraus, daß er nach der gelehrten Dämonologie seiner Zeit unterschied den Teufel, der uns ins Fleisch gegeben ist, von der unsichtbaren Person des bösen Geistes, die er als die Wurzel alles Uebels in der Welt und die Quelle jedes bösen Willens betrachtete. Er glaubte aber auch, daß der Mensch gegen solche Anfechtungen kämpfen könne und müsse. Er hatte dabei die gewaltige Ermahnung Pauli an die Epheser (6, 12.) vor Augen, mit deren Uebersetzung er eben beschäftigt war, als er am St. Margarethentage des J. 1521 an Philipp Melanchthon schrieb: „Es beschämt und peinigt mich Eure treffliche Meinung von mir, da ich hier ganz unempfindlich und hart im Müßiggange liege, und leider wenig für die Kirche Gottes bete, gar nicht seufze, ja durch das große Feuer meines ungezähmten Fleisches entbrenne. Kurz, der ich brünstig sein sollte im Geiste, bin brünstig im Fleische, in Faulheit, Müßiggang und Schlafsucht. Und weiß ich nicht, ob sich Gott von mir gewandt, weil Ihr nicht für mich betet. Es sind nun acht Tage, daß ich nicht schreibe

und nicht bete, noch studire, theils von Versuchungen des Fleisches, theils durch anderes Aergerniß geplagt."

Auch an seinen Freund und Gönner Spalatin schrieb er um Martini desselben Jahres über solche Versuchungen: „Denn es ist nicht Ein Satan bei mir oder vielmehr wider mich, der ich allein bin, aber bisweilen nicht allein bin."

Seine Krankheit des Leibes und der Seele war immer noch im Zunehmen. „Es bewirthet mich der hiesige Hauswirth," schrieb er darüber am 10. Juni desselben Jahres an Spalatin, „weit besser, als ich werth bin. Die Krankheit ist aber noch nicht von mir gewichen, hat vielmehr zugenommen, daß ich fast an der Genesung zweifle. Der Herr sucht mich so heim, daß ich immer etwas Kreuz habe. Hochgelobet! Amen!"

So klagte er auch am Abend des St. Petritages über seine Krankheit, die ihn in Banden halte und welche noch zu etwas Aergerem ausbrechen möchte, wenn ihn Gott nach seiner Wahrheit schlagen wolle. Und am andern Tage nach Mariä Geburt beschreibt er seinem Freunde sein Uebel, welches seine Nächte schlaflos mache, und fügt hinzu: „Das schreibe ich nicht, daß Ihr Mitleiden habet, sondern Euch mit mir freuet und betet, daß ich würdig werde, brünstig im Geist zu sein. Denn es ist Zeit, aus aller Macht wider den Satan zu beten. Ich bin noch faul und schläfrig zum Beten und zum Widerstehen, daß ich mir selbst mißfalle und eine Last bin: vielleicht weil ich allein bin und Ihr mir nicht helfet. Ach! las-

set uns beten und wachen, daß wir nicht in Anfechtung fallen!"

Luthers Gemüths- und Körperleiden auf der hohen Wartburg wurden von der Art, daß sie dem ehrlichen Schloßhauptmann keine geringen Besorgnisse einflößten. Es war ihm zwar höhern Orts verboten, seinen verehrten Schützling aus dem Schlosse zu führen, denn sein Verschwinden hatte ungeheures Aufsehen gemacht, und die römische Partei setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um ihn aufzufinden, und es war doch immer möglich, daß Meuchelmörder und Wegelagerer im nahen Walde auf der Lauer lagen; allein eben dieses ewige Stillsitzen mußte die Unterleibsbeschwerden des gelehrten Doctors noch erhöhen, und so übernahm er es denn auf seine Verantwortung, den kranken, bleichen Mann auf die Sommerseite des hohen Schloßberges zu führen, wo im kurzen Grase, unter niedrigem Gebüsch die rothen Pünktchen der schönsten Walderdbeeren schimmerten. Hier bückte er sich einigemal, solchen Nectar zu pflücken, und verglich es mit dem Sammeln des Manna von den Israeliten in der Wüste. — Bald aber stieg ihm bei dieser Beschäftigung das Blut zum Kopf, und er setzte sich an eine Stelle, von der aus man die wundervollste Aussicht auf das offen vor ihm daliegende Land genoß. Und die freundlichen Pagen stiegen umher und brachten ihm Erdbeeren in hohlen Blättern. — Am Saume des Waldes patrouillirten bewaffnete Knechte, um für seine persönliche Sicherheit zu wachen; der biedere Schloßhauptmann aber ging hinein, um persönlich

einen guten Labetrunk aus seinem Schloßkeller zu holen, und kehrte mit diesem und einem grünen Pokal zurück.

Indeß war Martin Luther, der da saß in der ihm ungewohnten ritterlichen Kleidung, nicht erheitert durch den Genuß der schönen, klaren Morgenluft und den Hinblick auf das freundliche, fruchtbare Thüringer Land. Seine trüben Augen suchten die Gegend, wo sein geliebtes Wittenberg lag, und an diesen Blick, der immer schwermüthiger wurde, knüpfte sich eine Menge trüber Gedanken, verbunden mit einem so sehnsuchtsvollen Heimweh, daß unvermerkt sich Thränen zwischen die Wimpern des sonst so seelenstarken Mannes drängten.

Diese Bewegung des Gemüths hinderte ihn aber nicht, mit dem Zartgefühl edler Seelen sich Sorge darüber zu machen, daß er doch wohl seinen gütigen Wirth allzuviel belästige durch die lange Dauer seines Aufenthalts. Denn als dieser mit der alten versiegelten Flasche des trefflichsten Rheinweins zurückgekehrt war, und ihm nun der belebende Duft des herrlichen Tranks im grünen Pokal entgegenwallte; da sprach er, ehe er trank: „Mein lieber Herr! Macht's auch nichts aus, wo ich sein mag; wenn ich nur Euch nicht beschwerlich falle; denn ich wollte nicht, daß irgend wer durch mich belästigt würde."

„O lieber Doctor!" rief der joviale Schloßhauptmann und ergriff mit biederer Treuherzigkeit seine Hand; „macht Euch doch darüber keine Sorgen; wer Euch beköstigt, wird dadurch nicht ärmer; zudem erhaltet Ihr ja mehr nicht, als des Leibes Nothdurft fordert."

*

„Und etwas darüber," entgegnete Luther, nachdem er an das Glas seines Pflegers und Freundes angestoßen und getrunken hatte; „und darum glaube ich ganz und gar, daß ich hier lebe auf unsers gnädigsten Churfürsten Kosten und Rechnung; sonst bliebe ich nicht eine Stunde länger hier, wo ich wüßte, daß ich Euer Gut aufzehrte, wiewohl Ihr mir gern und freudig Alles leistet."

„Das weiß Gott, vom Herzen!" rief der Schloßhauptmann feurig aus.

„Denn," fuhr Luther fort, „soll Jemandes Hab und Gut durchgebracht werden, so mag es am ehsten der Fürsten Gut sein; aber so ist meine Gesinnung, daß ich fürchte überlästig zu werden, auch wo ich vielleicht nicht überlästig bin, und auch diese Besorgniß muß ein wohlgesinntes Gemüth haben."

In dieser Art schrieb er auch später an Spalatin, und fügte die Bitte hinzu: „Du wirst wohl thun, mir darüber sichere Auskunft zu geben, denn von diesem freigebigen Manne kann ich nichts erfahren, als daß er mich aus einem fürstlichen Beutel unterhalte."

Da meinte der ehrliche Schloßhauptmann, dem immer trübsinnigen Junker Jürgen einmal ein ächt adliches Vergnügen zu verschaffen. Und am nächsten Dienstage ließ er auf den Feldern unter der Wartburg ein großes Treibjagen mit aufgestellten Netzen veranstalten. Aber dem Doctor Martinus, der auf eine Anhöhe gestellt wurde, wo er die ganze Jagd übersehen konnte, machte die Sache — wie er selbst in einem Briefe an seinen Freund Spalatin

schilderte — keinen erheiternden Eindruck. Er spöttelte darüber in seiner gutmüthigen Ironie: „Ich bin zwei Tage auf der Jagd gewesen, um auch jenes bittersüße Vergnügen der Helden kennen zu lernen. Wir haben gefangen zwei Hasen und einige Rebhühner; fürwahr, eine gar passende Beschäftigung für müßige Menschen!"

So machte er sich auch zwischen den Netzen und Hunden gar seltsame theologische Gedanken. — „So viel Lustbarkeit auch," sprach er zu seinem Begleiter, dem Schloßhauptmann, „mir dieses Schauspiel verschafft, so mengt doch das dahinter verborgene Mysterium Mitleid und Schmerz darunter. Denn was Anderes bedeutet dieses Bild, als daß der Teufel hinterlistig durch seine Gottlosen, Meister und Hunde, das ist: die Bischöfe und Theologen, nachjagt den unschuldigen Thierchen? Nur gar zu sehr tritt vor meine Seele das betrübte Mysterium von den einfältigen und gläubigen Seelen."

Da brachten die Jäger ein eingefangenes Häschen, und zeigten es Luther, daß er Freude haben möge an der Jagd. Dann aber wollten sie es nach Gewohnheit todtschlagen, damit es als Braten zugerichtet werden könne. Da wurde sein Mitleid rege, und er bat, daß man dem armen Thierchen das Leben lassen und es ihm schenken möge. Und nun erhielt er es und steckte es in den weiten Aermel seines Mantels, wobei jedoch, da er weiter ging, die Läufe des Hasen herabhingen. Da aber schnupperten die Hunde an ihm herum, und ehe er es merkte, hatten sie dem armen Häschen einen der langen Hinterläufe abgebissen, und

dadurch wüthender geworden, schnappte einer der größten dieser Jagdrüden zu und biß es durch den Rockärmel hindurch todt.

„Ja, so wüthen der Pabst und der Satan," rief er aus, indem er das todte Thierchen auf die Erde fallen ließ; „daß sie auch die von mir geretteten Seelen wieder verderben und meine Mühe vereiteln!"

„Ich bin satt dieser Jagd," sprach er dann zu dem Schloßhauptmann, „und schmeckt mir die andere Art süßer, wo mit Wurfspießen und Pfeilen Bären, Wölfe, Eber, Füchse und andere gottlose Lehrer erlegt werden."

Und so redend stieg er krank und mühsam den hohen Berg der Wartburg wieder hinauf, um sich dort in seiner Zelle hinter seine lieben Bücher an den Schreibtisch zu setzen, wo ihm eigentlich doch am wohlsten war.

Die glücklichsten Stunden, die er dort genoß, waren, wenn er sich bei der ungeheuern, raschen Thatkraft, die ihm eigen war, mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigte. Dann vergaß er Alles um sich her, und seine Gedanken hingen träumerisch an dem ewigen Lichte des gereinigten Evangeliums. Doch dann gedachte er wieder des trostlosen Zustandes der Kirche, des Kleinmuths und der Zaghaftigkeit so Vieler, die durch Aufklärung und Gelehrsamkeit berufen gewesen waren, am großen Werke zu helfen, und nun schwiegen, weil der sichtbare Führer und Vorkämpfer fehlte, und sie nicht den Muth hatten, sich allein gegen den Pabst und den Kaiser aufzulehnen.

„Ich sitze hier den ganzen Tag," schrieb er in der

Anwandlung einer solchen Bekümmerniß an Melanchthon, „stelle mir die Gestalt der Kirche vor Augen und spreche aus dem 39. Psalm: »Warum willst du Menschen umsonst geschaffen haben?« Herr Gott! welch ein schrecklicher Spiegel göttlichen Zornes ist das verdammte Reich des römischen Antichrists, und ich verfluche meine Herzenshärtigkeit, daß ich nicht ganz in Thränen zerfließe und meine Augen nicht Thränenquellen sind, zu beweinen die Erschlagenen meines Volkes; aber da ist Niemand, der sich aufmache und Gott halte, der sich zur Mauer mache für das Haus Israel in diesen letzten Tagen des göttlichen Zorns. Darum harre Du, als Diener des Wortes, indessen aus, und befestige die Mauern und Thürme Jerusalems, bis sie auch Dich anfahen. Du kennst Deine Berufung und Deine Gaben. Ich bitte einzig und allein für Dich, wenn anders, woran ich nicht zweifle, mein Gebet etwas vermag. Thue Du das Gleiche für mich; so wollen wir gemeinschaftlich jene Last tragen. Wir stehen allein noch auf dem Plan; Dich werden sie nach mir suchen."

Bei allen diesen zahllosen Gemüthsstörungen war doch seine Thätigkeit so ungeheuer, so unglaublich, daß auch nicht ein Tag vergangen sein kann, an welchem seine Krankheit ihn gehindert hätte, mit einer Kraft, einem Feuer und einer Schnelligkeit zu arbeiten, welche ihm nicht leicht einer der Begabtesten unter den Gesunden nachahmen wird.

Die wichtigsten Schriften und Briefe gingen in dieser

Zeit aus seiner Feder hervor, und dadurch litt weder sein Studium der griechischen und hebräischen Sprache, noch die Uebersetzung der heiligen Schrift, eine Arbeit, welche die ganze Lebenszeit eines andern Menschen in Anspruch genommen haben würde.

Sein kräftiger, freudiger Geist überwand alle Hindernisse und Störungen. Er konnte scherzen über seine hohe Wohnung, die er bald sein Pathmos, bald seine Wüstung oder auch Region der Vögel nannte. Fast täglich hielt er seinen Hausgenossen und den vertrauten Freunden seines Wirths eine kräftige, erbauliche Predigt, und schrieb unermüdet an seine Freunde und gegen seine Feinde.

Auf der Höhe seiner einsamen Burg war sein Geist freier geworden, und kräftiger, rücksichtsloser die Sprache, worin er sich ausdrückte.

Dort schrieb er das Büchlein von der Beichte, worin er gegen den Mißbrauch der Ohrenbeichte protestirte, das er dem Herrn Franz von Sickingen widmete; ferner eine Kirchenpostille oder Erklärung der Epistel, welche er sein liebstes Buch nannte; die Erklärung des 22. Psalm; eine Anweisung zum Taufen und mehrere Schriften gegen das Pabstthum; ferner eine scherzhafte Abfertigung der Pariser Theologen, die er in seiner kräftigen Sprache „Pariser Esel" nannte; dann gegen Ambrosius Katharinus: „die Offenbarung des Antichrists." Auch die Emser Theologen bestritt er in vier derben Schriften, und viele andere, deren Titel aufzuführen hier zu weitläufig sein würde.

Neue Gegenstände kamen gerade nicht zur Sprache;

aber die bereits aufgeregten Streitfragen wurden weiter ausgeführt und besprochen.

Von dem Tone, wie er sich aussprach in seinem Unwillen, nur einige Proben.

Die Pariser Theologen, auf die er so viel Vertrauen gesetzt hatte, hatten ihm Unrecht gegeben in der Sache der Leipziger Disputation gegen Eck und Carlstadt, und zwar in einer groben, unartigen Sprache. — „Ich sehe wohl," sagte Luther darauf in seiner Nachrede zu ihren Beschlüssen, „ich muß mit der Bauernaxt über die groben Blöcke kommen und sie waldrechten. Ich will mit den Buben unverworren sein, die ihren Herrn verlassen in Nöthen, nicht um Gottes willen."

Die berüchtigte Bulle des Pabstes: „Coena Domini", worin der Bannfluch gegen alle Ketzer ausgesprochen ist, von welcher Luther treffend sagte: „Alle Buchstaben wüthen und toben wider christliche Liebe, Hoffnung und Glauben," parodirte er in der scherzhaften Form eines Neujahrsglückwunsches an den Pabst, unter dem Titel: „Wider den falschen geistlichen Stand des Pabstes und der Bischöfe." — „Wohlan, weil es gilt, die Hörner aufrichten und mit lauter Gewalt fahren, muß ich meine Hörner auch aufsetzen und meinen Kopf für meinen Herrn wagen." — Ernsthafter schloß er jedoch: „Meine Lehre unterwerfe ich von nun an keinem Richterstuhle mehr, denn sie ist Gottes und nicht mein." — Mit den stärksten Ausdrücken eiferte er gegen die geistlichen Großen. Die Bischöfe schilderte er als habgierige, rohe, unwissende, sittenlose Ver-

führer und Lüstlinge mit den schärfsten Worten, und bricht endlich aus: „Nun höret zu, Ihr Bischöfe, ja Ihr Teufelslarven: Doctor Luther will Euch auch eine Bulle und Reformation lesen, die Euch nicht wohl lauten wird u. s. w.“ — Er sprach ihnen nach den Worten der Schrift alle Befugniß ab, weltliche Herren zu sein: „Wer hat die Bischöfe zu Fürsten gemacht?“ sprach er; „Christus hat ihnen verboten, sie sollen nicht Fürsten sein, da er sie von den Fürsten sondert und sagt: Die weltlichen Fürsten sind Herren ꝛc. Ihr nicht also!“

Ja, in seinem Eifer, die Kirche zu reformiren, ging er noch weiter in weltliche Verhältnisse hinein, als es in unsern Tagen je ein Liberaler gewagt hat. Um den Einwurf zu beseitigen, die Bisthümer und hohen Kirchenpfründen seien nothwendig, um die jüngern Söhne fürstlicher und adlicher Häuser zu versorgen, schrieb er: „Warum thut man nicht, was im Volk Israel geschah, da nur Einer immer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas und ließ sie den Andern im Volk gleich sein; müssen denn Alle Fürsten und edel bleiben, die als Fürsten und edel geboren sind? Was schadete es, ein Fürst nähme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines ziemlichen Bürgers Gut? Es wird doch die Länge nicht tragen, eitel Adel mit Adel heirathen.“

Eine andere Richtung seiner Thätigkeit bestand in einer lebhaften Correspondenz mit seinen Wittenberger Freunden. Dort hatte seine Lehre schon so kräftig Wurzel geschlagen und so eifrige Anhänger gefunden, daß auch die Entfer-

nung des herrlichen Meisters die Fortschritte derselben nicht aufhalten konnte. Allein seine vertrautesten Freunde wagten am wenigsten etwas ohne seinen Rath zu thun, während Andere rascher zugriffen und umstürzten, als er selbst billigen konnte.

Dadurch entstand nun viel Noth und Verlegenheit für den Churfürsten, Melanchthon und andere Gleichgesinnte, und diese konnten sich nicht anders helfen, als daß sie immer fort und fort ihre Zuflucht zu dem Verbannten auf der Wartburg nahmen.

Es ist rührend zu lesen, mit welcher liebenswürdigen Bescheidenheit und zugleich unverkennbarem Heimweh sich Luther gegen die Vorstellung, daß er unentbehrlich sei, verwahrte, und zugleich den Muth seiner Freunde aufzurichten und die Sache des Lichts zu fördern suchte.

So schrieb er an Melanchthon: „Ihr herrschet ohne mich, und ich sehe nicht ein, warum Ihr so gar heftig meiner begehret, oder warum Ihr meiner Dienste gar benöthigt seid? Mir scheint, Du machst Dir darüber unnöthige Gedanken, da es doch besser steht, wenn ich fern, als wenn ich bei Euch bin. Du liest, Amsdorf liest, Jonas liest. Ich beschwöre Euch, wollt Ihr denn, daß Euch allein das Reich Gottes verkündigt werde? Soll das Evangelium nicht auch zu Andern kommen? Ich sage Dir, obwohl ich gar gern bei Euch wäre, würde ich doch nicht darüber murren, weil Ihr ja schon reich seid, nach Erfurt oder Cöln oder sonst wohin zu gehen, wo mich der Herr zum Dienst des Wortes brauchen wollte. Ach Gott,

wie groß ist überall die Ernte und keine Arbeiter! Ihr aber Alle seid Arbeiter. Nicht auf uns, sondern auf unsere Brüder, die überall zerstreut sind, lasset uns sehen, damit wir nicht uns selbst leben, d. h. dem Teufel, sondern in Christo.

Noch über viele andere Angelegenheiten wurde Luther zu Rathe gezogen, und nie erscheint er milder, weiser und ehrwürdiger, als in seinen Antworten auf solche Anfragen. Er zeigte dabei eine gewissenhafte und redliche Erwägung aller Umstände, einen so sichern praktischen Blick fern von aller Schwindelei, die er ernstlich widerrieth, und gab sein Gutachten mit so verständiger Milde und Rücksicht auf die Ueberzeugung eines Jeden, selbst auf die Vorurtheile der Schwachen.

Hier war es auch, auf der Höhe dieser einsamen Burg, wo sich fern vom Weltgetümmel alle seine Ansichten freier entwickeln konnten, wo ihm Veranlassung gegeben wurde, über zwei der wichtigsten Fragen für das kirchliche Leben der Geistlichen nachzudenken: über die Aufhebung der erzwungenen Ehelosigkeit der Priester und die Lösbarkeit der kirchlichen Gelübde.

Ueber beide Fragen kam er jedoch damals noch nicht zum völligen Selbstbewußtsein und zur vollständigsten Klarheit. Es war fast mehr das Ahnen des Richtigen und Wahren, als das bestimmte Erkennen desselben.

Die Veranlassung war folgende:

Mehrere Priester hatten die Zeit der kirchlichen Wirren und die Auflockerung aller Bande der Anhänglichkeit an

das Pabstthum benutzt, um sich, dem römischen Cölibatgesetz zum Trotz, zu verheirathen. Unter diesen befanden sich der Probst zu Lemberg und der Pfarrer zu Hirschfeld, die darüber viel Anfeindungen zu erdulden hatten. Es war dringend nothwendig, darüber ins Klare zu kommen, denn schon wurde dafür und dawider viel gestritten und verhandelt.

Unter denen, die sich für die Abschaffung des Cölibats erhoben, befand sich auch jener Doctor Carlstadt, der mit ungezügeltem Eifer in der Sache der Reformation Alles überstürzen wollte, und dadurch mehr verdarb als gut machte. Er hatte zwar versucht, das Cölibat mit Gründen der heiligen Schrift zu bekämpfen; allein für Luthers durchdringenden Geist viel zu unklar und ungenügend. Er schrieb darüber u. A. an Spalatin: „Die Sache, die er unternimmt, ist wichtig und sein Versuch gar löblich, aber ich wünschte auch einen vorzüglich geschickten und glücklichen Verfechter dazu. Wir, die wir das Schauspiel der Welt sind, müssen uns sonderlich angelegen sein lassen, daß unser Wort untadelhaft sei. Was ist gefährlicher, als einen großen Schwarm zum Heirathen aufrufen, bei so unzuverlässiger und zweifelhafter Schrift, daß sie nachher von unablässiger Pein der Gewissen und schlimmer als jetzt gequält werden! Auch ich wollte gern, daß die Ehelosigkeit frei würde, wie das Evangelium verlangt; aber wie ich das zu Wege bringe, weiß ich selbst noch nicht.“

Ohne Lösung der Gelübde war die Einführung der Priesterehe nicht möglich. Vom Pabste war keine Lösung

derselben zu erwarten, und daß derjenige, der sie freiwillig geschworen hatte, sie selbst lösen könne, widerstrebte seinem ehrlichen Gemüthe. Alle Gründe, die Melanchthon u. A. dafür aufstellten, schienen ihm noch ungenügend und eitle Dialectik, womit man redlichen Mannes Wort und Gottesschwur lösen zu können vermeine. Doch hatte seine innere Stimme sich schon gegen diese erzwungene Ehelosigkeit entschieden.

Indem er dem Rechtsgelehrten Gerbel Glück wünschte zu seiner Verheirathung, sprach er seine damaligen Ansichten über den Ehestand und das Priestercölibat aus.

„Dulde getrost," schrieb er vom Ehestande, „was diese von Gott eingesetzte Lebensweise Schlimmes mit sich bringt, und sei Deinem Gott gefällig. Der unglückselige Cölibat von Jünglingen und Jungfrauen offenbart mir täglich so Gräuliches, daß nichts meinem Ohr verhaßter tönt, als der Name einer Nonne, eines Mönchs oder eines Priesters, und mir der Ehestand auch in großer Dürftigkeit wie ein Paradies dünkt."

Für seine Person dagegen war er noch weit entfernt von dem Gedanken, aus dem ehelosen Leben zu treten, und verwahrte sich ausdrücklich gegen alle solche Zumuthungen.

Man sieht daraus, wie ungerecht der Vorwurf seiner Feinde war, daß er, nur um heirathen zu können, die ganze Ordnung des Kirchenwesens umgestürzt habe.

Er fühlte ganz richtig, daß das Cölibat, auf einem freiwillig abgelegten Klostergelübde beruhend, nicht aufge-

hoben werden könne, wenn nicht diese Gelübde selbst lösbar seien. Und nun schrieb er zur Untersuchung dieser letztern Frage ein Büchlein unter dem Titel: »Schlußreden von den Gelübden und geistlichen Leben des Klosters, ein Bedenken und Unterricht von den Klöstern und allerlei geistlichen Gelübden.« In der anziehenden Zueignung dieser Schrift: »An seinen lieben Vater Hans Luther zu Mansfeld« beginnt er die Grundlage seiner ganzen jetzigen Ansicht voraufzustellen: „Und daß ich damit anfahe, will ich Euch nicht bergen, daß Euer Sohn nun so weit gekommen ist, daß er nun deß ganz gewiß ist, daß nichts heiliger, nichts fürnehmer, nichts geistlicher zu halten sei, denn das Gebot und Wort Gottes."

Mit rührender Pietät fährt er fort: „Es geht jetzt fast in das 16. Jahr meiner Möncherei, darein ich mich ohne Euer Wissen und Willen begeben. Dennoch zuletzt habt Ihr gewichen und Euren Willen Gott heim gegeben, aber dennoch nicht weggelegt Eure Furcht und Sorge um mich. Denn ich denke noch allzuwohl, da es wieder unter uns gut war und da ich Euch sagte, daß ich mit erschrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen wäre; und gleich daselbst sagtet Ihr: »Gott gebe, daß es nicht Betrug und teuflisch Gespenst sei.« Das Wort, gleich als hätte es Gott durch Euren Mund geredet, durchdrang und senkte sich bald in den Grund meiner Seele. Aber ich verstopfete und versperrte mein Herz soviel ich konnte, wider Euch und Eure Worte. Dazu redet Ihr noch ein ander Wort, daß ich mein Lebenlang kaum von einem Menschen

ein Wort gehört habe, das kräftiger mir eingegangen und behaftet; denn dieß waren Eure Worte: »Ei, hast Du nicht auch gehört, daß man Eltern soll gehorsam sein?« — Eigentlich war mein Gelübde nicht eine Schlehe werth, denn ich zog mich damit aus dem Willen und der Gewalt der Eltern, die mir von Gott geboten war. Nun wohlan! Wollt Ihr mich noch aus der Möncherei reißen? Denn Ihr seid ja noch Vater, so bin ich Sohn, und alle Gelübde sind gewiß nichts! Aber damit Ihr nicht dürft rühmen, ist Euch Gott zuvorgekommen, und hat mich selbst herausgenommen; denn was thut's dazu, ob ich Kappe oder Platten trage oder ablege? Mein Gewissen ist frei und erlöset, das denn die höchste und größte vollkommene Freiheit ist. Darum bin ich nun ein Mönch, und doch nicht Mönch, und eine neue Creatur, nicht des Pabstes, sondern Christi. Der mich aus der Möncherei genommen, hat mehr Recht über mich als Euer Recht ist; derselbe hat mich gesetzt nicht in losen, erdichteten, gleißnerischen Gottesdienst der Möncherei, sondern in einen wahrhaften Gottesdienst, dem weichen soll der Eltern Gewalt."

So sprach Luther in dieser Vorrede den Grundgedanken aus, daß ein Gelübde nichtig sei, wenn es höhere Pflichten und Gebote Gottes verletze.

Darauf fortbauend, untersuchte er in der Schrift selbst, was wahrhafte Gelübde seien und was unechte? Als unechte werden solche bezeichnet, die nicht in Gottes Wort begründet sind, was auch die echten Mönche anerkannt haben. Die drei Hauptgelübde (der Ordensgeistlichen) —

sagt er — sind lauter Dichtung und Trug: der Gehorsam, statt allen Menschen dienstfertig zu sein, wird nur dem Prior geleistet; die Armuth hat eine Menge Güter und Schätze an sich gebracht, und die Keuschheit ist zum Spott worden durch menschliche Schwachheit. Die Gelübde sind ohne das Wort Gottes wider den Glauben, wider die christliche Freiheit, die Liebe und die Vernunft. Was der Vernunft, die doch schwach und blöde, zuwider ist, das muß noch vielmehr der göttlichen Wahrheit zuwider sein. Die Mönche selbst halten einige Gelübde für beweglich und dispensabel, andere für unbeweglich und indispensabel, ohne für diese Unterscheidung einen giltigen Grund anführen zu können. Daraus folgt: „So besteht dieser Beschluß, daß Klostergelübde nicht sollen und können ewig sein, darum sind alle Gelübde zeitlich und nicht ewig, darum mag man sie lassen und verändern."

Es ist rührend zu sehen, wie sich Luther nun erst als Familienglied betrachtete, nachdem er die unnatürlichen Bande zerrissen hatte, die ihn bis dahin fern davon gehalten hatten. Das ist eben der Fluch des Cölibatgesetzes jenes herrschsüchtigen Pabstes Gregors VII., und das ist der faule Fleck aller Möncherei und Ordensgelübde, daß dadurch die heiligsten Bande der Natur zerrissen, alles Familienleben zerstört wird, und der Pabst sich den unbedingten Gehorsam einer Armee von Priestern in fremden Staaten sichert, welche, indem sie von der Kanzel und im Beichtstuhle die Gewissen der Menschen beherrschen,

dort eine höhere Macht und Herrschaft begründen, als jede weltliche Regierungsgewalt jemals gewinnen kann. Wehe dem Lande, worin zahlreiche Klöster und ehelose Priester das monarchische Prinzip der Regierung tiefer untergraben, als es das tollste Demagogenthum nur immer vermag. Der ehelose Priester will herrschen im Staate durch die Gewissensbeherrschung der Familie mit einem Herzen, das weder dem Staate noch einer Familie angehört. Sein König ist ihm nichts, als der natürliche Feind seines Herrn, des Pabstes, der seit Jahrhunderten nach Alleinherrschaft strebte. Um dem Pabste zu dienen, wird er ungehorsam dem Gesetze, unter dessen Schutze er lebt, und beraubt den Monarchen der Herzen, die ihm gehuldigt haben. Mit der Aufhebung des Priestercölibats und der Auflöslichkeit der Mönchsgelübde hat jede Möglichkeit weltlicher Uebergriffe der päbstlichen Hierarchie ein Ende. Und daher war dieser Angriff Luthers auf das Cölibat und das Mönchsgelübde einer der zerstörendsten Schläge, die er nur immer gegen die weltliche Herrschsucht der Päbste führen konnte. Ohne das Priestercölibat würden auch die heutigen kirchlichen Wirren, wegen der gemischten Ehen, nicht möglich gewesen sein.

Aber noch von einer andern Seite sollte der geächtete und gebannte Luther von seiner hohen Wartburg herab dem Pabstthum einen empfindlichen Schlag beibringen. Durch zahllose Seelenmessen, welche die Gläubigen tüchtig bezahlen mußten, hatte die zahlreiche Priesterschaft die Mittel gewonnen, sich den ehelosen Stand durch ein üppiges,

schwelgerisches Leben angenehm und erträglich zu machen, und von den reichen Einkünften der Meßopfer strömten fort und fort die bedeutendsten Summen, unter den verschiedensten Benennungen und Vorwänden nach Rom. Auch diesem Mark- und Blutzapfen wollte der freie Geist, hoch aus der Region der Vögel, ein Ende machen.

Zuerst eiferte er gegen das mißbräuchliche Wesen der Privatmessen.

„Auf dem Schlosse hier," schrieb er an Spalatin, „ist ein Priesterlein, der täglich Messe hält, ich sorge, mit großem Götzendienste, wo nicht noch Schlimmeres dazu kommt. Wenn doch diese und alle Privatmessen wenigstens vermindert würden, dafern sie nicht auf einmal ganz könnten abgeschafft werden. Das Unrecht an der Messe ist, daß sie Privatmesse ist, da doch ihr Name auf Versammlung und Gemeinschaft hinweiset."

Schon hatten auf Luthers Veranlassung die aufgeklärten Augustiner in Wittenberg die Winkelmesse aufgegeben, und freudig bewegt darüber, widmete er ihnen sein »über den Mißbrauch der Messen« geschriebenes Buch.

„Man kann für keinen Andern Messe halten," heißt es dort in Beziehung auf die Todten- oder Seelenmessen. „Ein Jeglicher muß seinen Glauben zu der Verheißung haben, daß er in seinem Herzen dafür halte, es werde ihm widerfahren, wie Gott verheißen oder versprochen hat, welches keinem Andern geschehen kann. Ich kann nicht für Dich glauben, also Du auch für mich nicht."

Und wie er nun einmal das Messelesen verworfen hatte, da meinte er denn auch, in dem kindlichen Wahne seiner Zeit befangen, nur darum habe er vom Teufel so viele Anfechtungen erdulden müssen, weil er 15 Jahre lang Messe gehalten.

In diese Zeit fiel auch der Versuch des Erzbischofs Albrecht von Mainz, Luthers Abwesenheit zu benutzen, um in Halle aufs Neue den Ablaß predigen zu lassen, und den einträglichen Handel mit solchen Sündenbriefen wieder zu beginnen. Da erließ Luther an ihn einen gewaltigen Strafbrief, worin die kräftigsten Wahrheiten in der freimüthigsten Sprache vorkommen, in einem Tone, der nach Luthers sonstiger Weise und für damalige Zeiten noch für bescheiden gelten konnte.

Es heißt darin unter Anderm: „Es hat Ew. Churfürstl. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, und damit frei und öffentlich bekannt, wie alle ungeschickte Tadel durch den Tetzel geschehen, nicht sein allein, sondern des Bischofs von Mainz Muthwill gewesen. Es denkt vielleicht Ew. Churfürstl. Gnaden, ich sei nun von dem Plan, will nun für mir sicher sein und durch kaiserliche Majestät den Mönch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehen. Aber noch soll Ew. Churfürstl. Gnaden wissen, daß ich will thun was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten, schweige denn Ungelahrte, Päbste, Kardinäle und Bischöfe. — Ist derohalb an Ew. Churfürstl. Gnaden meine unterthänigste Bitte,

Ew. Churfürstl. Gnaden wollten das arme Volk unverführt und unberaubt lassen."

Sodann erinnert er ihn, welch ein „gräulich Feuer aus dem kleinen, verachteten Fünklein worden ist, da alle Welt so sicher dafür war und meinete, der einige arme Bettler wäre dem Pabst zu gering und nehme unmöglich Ding für.

„Noch hat Gott das Urtheil getroffen, dem Pabst mit all den Seinen übrig genug zu schaffen gegeben, wider und über alle Welt Meinung das Spiel dahin geführt, daß dem Pabst schwerlich wieder zu bringen ist. Wird auch täglich ärger mit ihm, daß man Gottes Werk hereingreifen mag. Derselbige Gott lebt noch, da zweifle nur Niemand an; kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenn auch viel Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sonder Lust, die hohen Cedern zu brechen und die hochmüthigen, verstockten Pharaones zu demüthigen. Ew. Churfürstl. Gnaden denken nur nicht, daß Luther todt ist. Er wird auf Gott, der den Pabst gedemüthigt hat, so frei und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfahen, deß sich nicht viel versehen.

„Darum sei Ew. Churfürstl. Gnaden redlich und schriftlich angesagt: wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich Ew. Churfürstl. Gnaden wie den Pabst öffentlich antasten und aller Welt anzeigen, welch ein Unterschied sei zwischen einem Wolf und einem Bischof. Danach mag sich Ew. Churfürstl. Gnaden wohl zu wissen und halten."

Auch benutzte er diese Gelegenheit, den Erzbischof und Churfürsten zu ermahnen, die Priesterehen nicht zu hindern.

„Zum Andern," sagte er, „bitte ich Ew. Churfürstl. Gnaden, wollten sich enthalten und die Priester mit Frieden lassen, die sich, Unkeuschheit zu meiden, in den ehelichen Stand begeben haben oder wollen, nicht sie berauben das ihnen Gott gegeben hat. Was hilft doch Euch Bischöfe, daß Ihr so frech mit Gewalt fahret und die Herzen über Euch erbittert. Wisset Ihr nicht, Ihr armen Leute, daß Frevel und Tyrannei nicht mag lange bestehen? Wie eilet Ihr zu Eurem Unfall, als die Unsinnigen, der Euch selbst zu früh kommen wird! Ew. Churfürstl. Gnaden sehe darauf: wird Solches nicht abgestellt, wird ein Geschrei aus dem Evangelio sich erheben und sagen, wie fein es den Bischöfen anstünde, daß sie ihre Balken zuvor aus den Augen rissen und billig wäre, daß die Bischöfe zuerst ihre H.... von sich trieben, ehe sie fromme Ehemänner von ihren Eheweibern scheideten.

„Ich bitte, Ew. Churfürstl. Gnaden wollten sich selbst behüten, mir Gunst und Raum lassen zu schweigen. Mir ist nicht Lieb noch Lust in Ew. Churfürstl. Gnaden Schande und Unehre; aber doch, wo nicht Aufhören ist, Gott zu schänden und seine Wahrheit zu unehren, bin ich und alle Christen schuldig, an Gottes Ehre zu halten, obgleich denn alle Welt, schweige denn ein armer Kardinal, darob müßte zu Schanden werden."

Hierauf bittet er den Churfürsten, binnen 14 Tagen zu

antworten, widrigenfalls sein Büchlein »wider den Abgott zu Halle« ausgehen würde.

Was würde wohl heutiges Tages einem armen Gelehrten geschehen, der aus hohem Dachkämmerlein in diesem Tone und mit solchen Ermahnungen und Drohungen an einen weltlichen oder geistlichen Fürsten schreiben wollte? Festung oder Tollhaus wäre das Wenigste, was ihn träfe; damals aber, als es noch keine Liberalen, keine Demagogen und keine Constitutionsspielereien gab, als man Revolutionen kaum dem Namen nach kannte, da gab es eine noch höhere Macht als alle geistliche und weltliche Herrschaft — das war die der öffentlichen Meinung; und diese wendete sich dahin, wo das Licht der ewigen Wahrheit leuchtete, wo die Kraft der Wahrheit sich erhob, und mit der Macht des göttlichen Wortes alle geistliche Tyrannei und pfäffische Habsucht zu Boden geschlagen wurde. Und dieser Macht der Wahrheit beugte sich auch der mächtigste aller geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands. Die Antwort, die der Churfürst von Mainz dem gebannten und geächteten Mönche zugehen ließ, der aus seinem unbekannten Verstecke so kräftige Worte — zündend wie ein Blitz des Himmels und erschütternd wie der Donner des unsichtbaren Gottes — gegen ihn geschleudert hatte, war, merkwürdig genug, ein Muster von Demuth und Unterwürfigkeit.

„Lieber Herr Doctor!" entgegnete der mächtige Churfürst, Kardinal und Erzbischof dem Gebannten, „ich habe Euren Brief empfangen und gelesen, und zu Gnaden und allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die

Ursache sei längst abgestellt, so Euch zum Schreiben bewegt hat. Und will mich, ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen Geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet, darum ich auch treulich bitten und bitten lassen will. Denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich bin nöthig der Gnade Gottes; wie ich denn ein armer sündiger Mensch bin, der sündigt und irret, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist, und sowohl ein unnützer st..kender K.th bin als irgend ein Anderer, wo nicht mehr. — — Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden; hoffe, der barmherzige, gütige Gott werde hierin fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, seines Willens in dem und Anderem zu leben."

Was könnte schlagender beweisen, welche gefürchtete Macht bereits Luthers Wort gewonnen hatte, zu welcher Ohnmacht dagegen die Bannflüche des Pabstes bereits herabgesunken waren, wie vollständig damals bereits der Sieg Luthers über das Pabstthum erfochten gewesen sein mußte, als diese demüthige Sprache des mächtigen Kirchenfürsten gegen die gewaltigen Strafreden, Drohworte und Ermahnungen eines vom Pabste in den Bann gethanen, vom Kaiser in die Reichsacht erklärten Mönchs, von dem Niemand wußte, wo er sich aufhielt; der unsichtbar, wie ein gewaltiges, unbeugsames Geschick, die geistige Welt regierte, dem Pabste und dem Kaiser trotzte, und Fürsten und Kardinäle wie Schulbuben behandeln durfte!

Welche ungeheuere Bewegung der Geister, welche große, erhabene, nie wiederkehrende Zeit!

Sollen wir ihre Früchte uns wieder rauben lassen?

Unter solchen Beschäftigungen übermannte den Doctor Martin Luther auf der Höhe seiner Wartburg nicht selten die Sehnsucht nach seinen Freunden. „Ach, wenn ich doch in Wittenberg wäre!" seufzte er oft. Es war ihm so einsam geworden auf der Wartburg, daß er vor Weh und Leid sich oft nicht zu lassen wußte. Es gab so viel zu ordnen und zu berathen in der großen Angelegenheit, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte, und schriftlich, zumal auf so weiten Umwegen, ließ es sich gar schlecht disputiren, und auf viele seiner stärksten Zuschriften blieben die Antworten aus, so daß er nicht wußte, ob sie an Ort und Stelle gelangt wären, und das beunruhigte ihn; mehr jedoch noch eine gewisse Lauheit und Furchtsamkeit, die er bei seinen Wittenberger Freunden zu bemerken glaubte. Keine Vorstellung mehr vermochte ihn auf der Wartburg zurückzuhalten. „Bin ich denn Gefangener? — rief er — daß man mich nicht einmal ausreiten lassen will, damit ich mit eigenen Augen sehe, wie sich das Licht in der Welt verbreitet, oder wo es Noth thut, mit der Macht des Wortes schlage die Feinde und Dunkelmänner, die es hemmen wollen."

Da endlich nahm es der Schloßhauptmann auf seine eigene Kappe, daß er ihm ein Pferd gab und einen klugen und verschwiegenen Knecht zu seiner Begleitung; und nun

machte Luther als Junker Jürgen öfter Ausritte nach Eisenach, Gotha, Jena und Erfurt.

Ueberall erkannte er, wie Noth es that, daß er wieder persönlich auftrete und die zaghaften Gemüther kräftige. Seine Schriften hatten überall in ganz Thüringen und Sachsen gezündet und das Licht verbreitet; aber es fehlte der Muth und die Kraft, gegen die Anhänger des Pabstes offen die Meinung eines Mannes zu vertreten, von dem Niemand wußte, wo er sich aufhielt. Und die es thaten, gingen wieder zu weit und machten ihm dadurch neue Sorgen.

Um seine Rolle als ein fremder, unbedeutender Junker fest zu halten und sein verdecktes Spiel nicht zu verrathen, mußte er überall glimpflich auftreten und schweigen, wo er gern mit dem Schwerte des Wortes drein geschlagen hätte.

Eines Tages, als schon die Sonne im Westen sich senkte und es flammte am Himmel wie mit Purpur und Sonnengold angehaucht, und die östlichen Berggelände im warmen Abendlicht ruhten, die westlichen im tiefen Schatten dämmerten, da hielt Martin Luther auf seinem treuen Rößlein am Saume der Waldeshöhe, von welcher sich die Landstraße hinabzog in die Tiefe eines breiten, fruchtbaren Thalkessels. In der Mitte desselben ruhte still, wie ein Bild, eine mittelgroße Stadt, von deren hohen Giebeldächern der weiße abendliche Rauch kerzengrade aufstieg. Darüber hinaus ragten die hohen und spitzigen Kirchthürme empor, und gaben der von hohen bewaldeten Bergen

umgebenen Landschaft etwas abendlich Feierliches, das ganz wundersam die Seele bewegte.

Der Doctor Luther hielt an und überließ sich einige Augenblicke Gefühlen, die keine Worte beschreiben möchten.

„Herr!" unterbrach ihn endlich der Reitersmann, „es wird Abend und wir haben noch weit hinunter bis Jena. Die Nacht aber ist keines Menschen Freund, am wenigsten aber der Eurige; denn der böse Feind ist wach und der gute Engel schläft."

„Hast recht, treuer Konrad!" entgegnete Luther aus seiner Träumerei erwachend, und fing an mit den bestiefelten Beinen zu baumeln, um den etwas trägen Rothschimmel zum Weitergehen anzutreiben; „mit Sinnen und Träumen ist nichts gemacht, und darum wollen wir eilen, mit dem Worte drein zu schlagen, wo es Noth thut."

„Junker Jürgen!" ermahnte der alte Knecht, „vertrauet diesmal der Erfahrung des Alters und der scharfen Beobachtung des treuen Knechts. Daß die Päbstler und Römlinge dem berühmten und hochgelahrten Doctor Martin nachspüren und ihn spießen, braten oder hängen, oder lebendig einmauern lassen würden, so sie ihn hätten, ist gewißlich wahr, denn ich habe es von vielen verständigen Leuten gehört, die Euch wohlwollen; so Ihr aber in jeder Herberge über die Bücher herfallet statt über die Schüsseln, und Euch um die langen Degen an der Wand und um die Knebelspieße in der Ecke nicht kümmert; so Ihr nicht trinkt wie ein Junker, und flucht wie ein frommer Landsknecht, so möchten sie Euch schwerlich für den echten und

rechten Junker Jürgen halten und bald Verdacht schöpfen, daß Ihr der Rechte seid, den sie suchen."

„Wenn es des Herrn Wille wäre und der Sache helfen könnte," sprach Luther, „so würde ich mich nicht verbergen und verstecken, und wenn tausend Tode mich treffen sollten; ich hätte doch das ewige Leben um des Wortes Gottes willen, das ich verkünde. Da es aber nach seinem höchsten Willen noch nicht an der Zeit ist, hervorzutreten und offen zu reden, so mögest Du mich warnen, so ich Gefahr laufen sollte, zu verrathen, wer eigentlich in dieser junkerlichen Löwenhaut stecket."

Und mit diesen Worten setzte er sein rothgesprenkeltes Rößlein in Bewegung und ritt langsam von der Waldanhöhe hinab der fernen Stadt zu, und Meister Konrad, der treue Reitersmann, mit Wehr und Waffen wohl gerüstet, folgte ihm.

Zu derselben Zeit, oder noch etwas später gegen den Abend hin, saßen viele und mancherlei Gäste in der großen Trinkstube der dazumal viel bekannten Herberge zum Bären, außerhalb eines der Thore von Jena.

Die weiten, dämmernden Räume dieses Gemachs waren durch drei gemauerte dicke Pfeiler unterbrochen, welche das niedrige, schwere Gebälk der Decke trugen.

So tief auch die Dämmerung dort bereits herrschte, so unterschied man doch außer mehreren einzeln sitzenden Personen zwei Gruppen, die einiger Aufmerksamkeit werth waren. — Die Eine, aus drei Mönchen bestehend, deren weißwollene Dominikanerkutten sie als dem Orden an-

gehörig verrieth, der zu den unversöhnlichsten Feinden der freigeistigen Augustiner, und besonders jenes Wittenberger Mönchleins gehörte, welcher es wagte, dem Pabste und dem Kaiser, wie den Aussprüchen der Sorbonne zu Paris zu trotzen. Sie gehörten dem Orden an, welcher Spanien seine Inquisitoren, dem Kaiser seine Beichtväter, dem Pabste die Rathgeber und Häscher, und Deutschland die grausamen Ketzermeister lieferte, dem Orden, der, obwohl die Kirche kein Blut trinken darf, doch schon viele Tausend unglückliche Schlachtopfer des Glaubenswahns dem Scheiterhaufen überliefert hatte, dem Orden, der jener Zeit zugleich die Tiger und die Jesuiten ersetzte.

Zwei derselben waren bereits ältere Männer, glatt geschoren und kahlköpfig bis auf den schmalen Haarkranz, der ihre mönchische Tonsur umgab. Der Eine war eine hohe, magere, schon etwas gebeugte Gestalt, aber von stolzer, gebietender Haltung, dessen straffanliegende, gelblich gebräunte Haut und die großen, dunklen, tief unter der Stirnhöhle liegenden Augen graue, buschige Brauen überschatteten. Dabei verrieth ein römisch-edles Profil eben sowohl seine höhere Bedeutung im Orden, als auch seine italienische oder wallonische Abkunft. Der Andere, eine kleinere, rundbäuchige, vollwangige, echt behagliche Mönchsfigur, mit kleinen, fast zugeschwollenen Augen, die aber listig funkelten, war gegen jenen so submiß und immer einstimmend in dessen Meinungsäußerung, daß man leicht auf ein sehr untergeordnetes Verhältniß desselben gegen den Andern schließen durfte. Der Dritte war eine schöne,

schlanke Jugendgestalt, dessen edlen Gesichtsformen mit den großen dunklen Augen man allerdings auch die italienische Abstammung ansehen konnte; indeß lag doch viel deutsche Gemüthstiefe in seinen sinnenden Blicken, und bei der befangenen Zurückhaltung, womit er sprach, verrieth sich das Schwärmerische, Leidende seiner Seele aus der etwas dunkeln Farbenlosigkeit seiner Wangen, und einem gewissen stillbegeisterten und doch irren und unklaren Ausdruck seiner Blicke.

Ihre Unterredung führten sie mit gedämpfter Stimme lateinisch, theils weil es die Sprache der Gelehrten und Mönche war, theils auch wohl, um von einer andern Gesellschaft, die mehr den verschiedenen bürgerlichen Ständen anzugehören schien, nicht verstanden zu werden.

Diese Männer saßen um einen schweren Eichentisch unter den schmalen, tief durch die Mauer gehenden Fensteröffnungen des Gemachs, durch welche einzelne Streiflichter auf ihre zum Theil grotesken, breitschultrigen und oft bärtigen Gestalten fiel. Diese Gruppe, die in ihrem ganzen Wesen viel derbe Gemüthlichkeit verrieth, hatte große hölzerne Schleifkannen mit schäumendem Merseburger Bier vor sich stehen. Während des lebhaften Disputirens wurde daraus mancher lange Zug gethan, der mit sichtlichem Behagen nie enden zu wollen schien.

„Er lebt." — „Er lebt nicht." — „Er ist frei." — „Er ist gefangen!" — hörte man durcheinander reden.

„Die Achtserklärung des Kaisers gilt," schrie ein dünnleibiger Schneider; „denn der Kaiser ist unser Ober-

herr!" — „Sie gilt nicht," entgegnete mit einem donnernden Faustschlage auf die Eichentafel ein alter Vorsteher der Bäckerzunft, vollwangig und dickbäuchig, mit weißem, eingepuderten Gesicht und Haar, — „so habe ich mir von einem gelahrten Doctor der Rechte sagen lassen; denn die Stände des Reichs haben sie nicht genehmigt." — „Aber er ist vom Pabst in den Bann gethan und als Ketzer und Irrlehrer verflucht!" schrie der spindeldürre Schneider, und stützte sich mit beiden Händen, vorgebeugt und langhalsig auf den Tisch. — „Daß der Teufe Dich durch ein Nadelöhr jage, verdammter Ziegenbock!" schrie ihn ein kirchrother Fleischermeister mit grauen, glotzenden Augen an; „die Bannbulle ist hier nicht angeschlagen, und so hat sie für Jena keine Kraft." — „Streitet doch nicht um des Kaisers Bart, ehe Ihr ihn beim Schopf habt!" lachte ein dünnleibiger Weber mit eingedrückter Brust, von einem hektischen Husten unterbrochen; „der Doctor Martin Luther — he — der Teufelsbraten und Hexenmeister, vor welchem Kaiser und Reich Nasen und Mäuler aufgesperrt haben, ist verschwunden — ist todt. Der Pabst hat Zauberer darum befragt, seinen Aufenthalt zu erforschen, und Mönche und italische Banditen sollen aller Herren Länder durchziehen, um ihn aufzusuchen und todt und lebendig an das nächste Ketzergericht abzuliefern."

„Ob etwas daran ist an seiner Entführung, oder ob sie es den Päbstlichen nur aus Haß nachreden?" fragte ein bedachtsamer Bürger, der bis dahin ruhig sein

Krüglein getrunken und kein Wort zu all dem Gerede und Gekläff gesagt hatte.

Da wendete sich gegen ihn ein freundlicher Mann im rothen Mantel mit hohem Spitzhute, Kinn- und Knebelbart, Spitzenkragen und Gnadenkette über dem schwarzen Sammtrock, der bis dahin wenig bemerkt, in der Nähe dieser Gesellschaft gesessen hatte, und aufstehend sprach er mit bescheidener Würde: „So Ihr es mir vergönnt, liebe Herren und Meister, daß ich auch mein Wort drein gebe, kann ich Euch sagen, wie mir am Freitage vor Pfingsten für gewiß berichtet worden, daß man Martin Luther so verrätherisch gefangen hätte: denn da ihm des Kaisers Karol Herold mit dem kaiserlichen Geleit war zugegeben, dem ward vertraut; aber sobald ihn der Herold brachte bei Eisenach in ein unfreundlich Ort, sagte er, er bedürfe sein nicht mehr und ritt von ihm. Alsbald waren 10 Pferde da, die führten verrätherlich den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geiste erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger des wahren christlichen Glaubens, und lebt er noch, oder haben sie ihn gemördert, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche Pabstthum, das da strebt wider Christus Freilassung mit seiner großen Beschwerung, das unser Blut und Schweiß also beraubt und ausgezogen, und so schändlich vom müßiggehenden Volk der Pfaffen lästerlich verzehret wird."

Der treuherzige Redner, der in seinem Wesen viel reichsstädtische Biederkeit und geniale Begeisterung hatte,

war einige Male durch den Ausruf: „Schändlich! — Entsetzlich!“ unterbrochen.

„Das ist mir aber noch absonderlich das Schwerste bei Luthers Gefangennehmung,“ fuhr er fort, „daß uns Gott vielleicht noch unter der blinden und falschen Lehre des Pabstes will lassen bleiben, die durch die Menschen, die sie Kirchenväter nennen, erdicht und aufgesetzt ist, dadurch uns das göttliche Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird, oder für gar nichts gehalten.“

„Herr, wer seid Ihr, daß Ihr so schön redet!“ rief einer der Bürger, seine Hand ergreifend. „Ja, saget an, wer Ihr seid,“ schrien Andere, „damit wir wissen, was wir von Eurem Worte zu halten haben.“

„So das Wort nicht für sich überzeugend redet,“ entgegnete der Fremde, „so wird es der Name allein nicht thun; darum aber lasset uns für ihn beten, lieben Meister und Freunde! Für diesen Mann, der da klarer geschrieben hat, denn Keiner seit 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist wiederum Einem gebest, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammele, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen, als: Türken, Heiden, Calacuten, zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen.“

„Aber Herr!“ fuhr er mit frommen, begeisterten Blicken fort, „du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben muß und vom

Tode erstehen, und darnach gen Himmel fahren, daß es auch also gleichförmig ergehet seinem Nachfolger Martino Luthero, den der Pabst mit seinem Gelde, verräthlich, wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquicken; und wie du darnach, mein Herr, verhängst, daß Jerusalem zerstört ward, also wirst du auch diese eigene, angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören. Ach Herr, gieb uns darnach das neugezierte Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon Apokalypsis schreibt, das heilig-klare Evangelium, das nicht mit menschlicher Lehre verdunkelt sei. Darum sehe ein Jeder, der da Martin Luthers Bücher liest, wie seine Lehre so klar und durchsichtig ist, so er das heilige Evangelium führt; darum sind sie in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen, es wäre denn, daß man seine Widerpart, die allezeit der Wahrheit widerfochten, ins Feuer würfe mit allen ihren Opinionen, die aus Menschen Götter machen wollen."

Und da diese Rede von den Bürgern mit frommer Aufregung angehört wurde, fuhr er fort mit einer von Wehmuth fast erstickten Stimme: „O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar fürtragen! Ach Gott, was hätte er uns noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! O, Ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und ihn bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende. Siehe, was vermag der Ungerechten Tyrannei, der Weltlichen Gewalt, die Macht der Finsterniß? O Erasme von Rotterdam, wo willst

du bleiben? Höre, du Ritter Christi, reit' hervor neben den Herrn Christus, beschütz' die Wahrheit, erlange die Märtyrerkrone! Aber wo wird er bleiben? Luther ist todt! — Luther ist von den Päbstlichen gemördert! — Beweinet ihn — er ist todt!"

Ein tiefes Schweigen folgte dieser Rede. Der Fremde hüllte sich in seinen Mantel und ging hinaus. Nach wenigen Minuten sah man ihn, von mehreren Dienern begleitet, vorüberreiten, und der feiste Wirth trat an den Tisch der Bürger und sprach: „Wißt Ihr, Meister, wer das war? Der Herr hat große Ehren gebracht über mein Haus; es war ein hochberühmter Nürnberger Maler, der nach den Niederlanden ziehet."

„Sein Name?" riefen Mehrere ungeduldig.

„Albrecht Dürer."*)

„Albrecht Dürer? Gott segne ihn, den frommen Maler!" riefen die Bürger, setzten sich wieder auf ihre Bänke, tranken schweigend aus ihren Krügen, und manche Thräne eines deutschen Biedermannes fiel in den starken deutschen Gerstentrank. Sie waren so bewegt die braven Bürger von Jena, daß sie nicht Worte hatten für ihre fromme, wehmuthsvolle Trauer um den großen Luther,

*) Diese ganze Klage um Luthers Verlust ist wörtlich aus Albrecht Dürers Tagebuch über seine Reise in die Niederlande genommen, und diese absichtslose Herzensergießung eines Nichttheologen beweiset, wie tief damals schon Luthers Werth und Bedeutung in das deutsche Gemüth und Volksleben eingedrungen war. D. V.

dessen Werth und Bedeutung sie nie so erkannt gehabt hatten, als jetzt aus der Rede des frommen, berühmten Meisters der edlen Malerkunst.

Aber es war noch Einer unter den Anwesenden, der noch tiefer von diesen herrlichen, gemüthreichen Worten und frommen Gefühlen durchdrungen war.

Dieser war der jüngere unter den drei Dominikanermönchen, der in der Mitte der beiden ältern Patres am Pfeilertischchen saß.

Der dickleibige und vollwangige Wirth, in seinem schwerfälligen Phlegma, hatte sie mit einer besondern Devotion bedient, soviel verriethen auf den ersten Blick die silbernen Prunkgefäße von reicher getriebener Arbeit, worin er ihnen den alten Rheinwein credenzt hatte, dessen Arom ihre nächsten Umgebungen mit köstlichem, belebendem Duft erfüllte; allein ihre Stimmung war zu ernst, um für heute daran Genuß finden zu können. Nur der kleine runde Dominikaner mit dem vollwangigen, fast jovialen Antlitz that bisweilen einen Desperationszug aus dem Becher, um eine gewisse Aengstlichkeit über die Stimmung und Aeußerung der Bürger herabzuspielen in den immer durstigen Schlund. Der ältere, hagere Mönch, mit dem stolzen strengen Wesen, sah aus, als hätte er gern mit Feuer und Schwert drein geschlagen, doch schien es ihm nicht gerathen, dergleichen jetzt zu wagen. Dagegen hatte diese Scene auf den jüngern der Mönche einen so begeisternden, so exaltirenden Eindruck gemacht, daß er Mühe hatte, unter

dem gewohnten Drucke der Obedienz die bewegteste Aufregung aller seiner Seelenkräfte zu verbergen.

Jetzt erst, nachdem eine Pause eingetreten war, begann der lange Dominikaner sich gegen den jungen Mönch auszusprechen über den wichtigen Gegenstand seiner Mission, die ihn, wie sich bald zeigen sollte, weither von Cöln in diese Gegend geführt hatte.

Ein langbärtiger, breitschultriger Junker mit der Eisenhaube, im eisernen Brustharnische über dem Ledergoller, schlaffhängende Reiterstiefel mit großen Sporen und Stulpen, den langen Raufdegen mit großem Stichblatte im Wehrgehänge tragend, und in der Eisenfaust den kurzen, mit Nägeln am Schafte beschlagenen Knebelspieß, der so eben eingetreten war und sich hinter einen Weinkrug auf die Ofenbank niedergelassen hatte, wurde von den Mönchen kaum beachtet. Der lange Dominikaner warf ihm einen verächtlichen Blick über die Achseln zu, und da er sah, daß es nichts weiter war, als ein dummer Landjunker, wie er meinte, der kein Wort Lateinisch verstehe, so setzte er, unbekümmert um diesen Zeugen, seine lateinisch begonnene Rede fort.

„Siehe," sprach er, gegen den jungen Mönch gewendet, „so hast Du das Vertrauen des heiligen Vaters und der Kirche getäuscht, daß Du, anstatt gehorsam Deinen Obern, den gebannten und verfluchten Erzketzer aufzusuchen und zu verfolgen, mit schändlichem Mißbrauche der päbstlichen Breven und meiner Empfehlungsschreiben,

in die Frauenklöster dringest und dort die unschuldigen Seelenschäflein verführest."

„Hochwürdiger Pater Ketzermeister!" rief der junge Mönch entrüstet.

„Nun, nun," entgegnete Jener mit ironischem Lächeln, „wir meinen es hier nicht fleischlich, sondern geistig, durch Ausbreitung der verdammten Lehre Luthers; indeß wollen wir es nicht untersuchen, wie weit Du in Amoribus vorgeschritten sein magst; thut auch gar nichts zur Sache, denn kleine Carnalia können vergeben werden, nicht aber die schweren Spiritualia, deren Du Dich schuldig gemacht. Daß Du für Letztere als abtrünniger, ungehorsamer Mönch die Strafe des Einmauerns, als heilloser Ketzer aber die des Scheiterhaufens vollkommen verdient hast, wird Dir nicht fremd geblieben sein, da Du die Statuten unsers Ordens kennest. Um desto größer ist die Huld und Gnade Seiner Heiligkeit, wenn er Dir aus höchster Machtvollkommenheit des Statthalters Christi für diese Verbrechen Dispens ertheilt, und dem reumüthig Zurückkehrenden den Gnadenschooß der heiligen Kirche öffnet. Und nicht genug, Dir damit den Weg des Heils wieder aufgeschlossen zu haben, hat Dich der Pabst aus persönlichen hohen Rücksichten zu den höchsten Würden zu befördern geruhet. Ich habe daher Auftrag, Dir zu verkünden, daß Dich das heilige Consistorium, noch unbekannt mit Deinem Verbrechen, bei der letzten Creation zum Kardinal erhoben hat."

„Zum Kardinal?" rief der junge Mönch außer sich.

„Ja, Ew. Eminenz," sprach der lange braune Mönch aufstehend, mit einer so seltsam schauerlichen Devotion, daß man kaum wußte, ob es ein grimmiger Ernst oder eine höhnende, ungeheure Ironie damit war. „Aber — fuhr er fort — damit versteht es sich von selbst, daß Du sogleich mit uns nach Rom zurückkehrest und Dich dem heiligen Vater zu Füßen werfest; des Abschwörens Deiner Irrthümer bedarf es nicht, da solche Deine Sünden von Seiner Heiligkeit ignorirt, und durch die Gnade der Kirche eo ipso getilgt worden. Gott sei mit Dir."

„Zum Kardinal creirt?" rief der junge Mann ganz außer sich und schlug die Hände über den Kopf zusammen. „Du scherzest wohl, hochwürdiger Vater!"

„Hast Du jemals gehört, daß der Ketzermeister Hochstraaten gescherzt hat?" fragte dieser mit einer höhnenden Ueberhebung. „Oder meinst Du, daß, um mit einem Abtrünnigen Scherz zu treiben, ein Mann von meiner Bedeutung in der Kirche die weite Reise von Cöln hierher machen würde, um Dich aufzusuchen und mit Lügen zu unterhalten?"

„Wenn Du Ernst machst, Hochwürdigster!" rief der junge Dominikaner aus, mit dem Blicke des Entsetzens, „so gilt es einen Scheiterhaufen zu errichten. Eingeweihet in die Grundsätze unsers Ordens, weiß ich, daß man in majorem Dei gloriam List gebrauchen dürfe, wo mit Gewalt nichts zu erreichen steht. Du selbst hast mir den Köder der Creation zum Kardinal hingeworfen, damit ich anbeiße und wie ein Fisch an der Angel zappelnd, in den

Kerker der Inquisition gesperrt werde. — Oh! so dumm bin ich nicht; bedenke, daß ich ein schlechter Zögling der Dominikaner sein würde, ließe ich mich durch solche Vorspiegelung, die nur ein Wahnsinniger glauben könnte, ins Netz locken."

„Wohl gesprochen, Eminenz!" rief der kleinere der Mönche mit heiserem Lachen und that einen großen Zug aus dem Weinbecher; „für das Wohl des neuen Kardinals — wie er mit einer seltsam quirlichen Verneigung hinzufügte — geredet, wie es einem klugen Bruder des heiligen Dominikus geziemt, und mit einer Sagacität und Schlauheit gezweifelt, die ihn würdig macht, die höchsten Ehren und Würden der Kirche zu empfangen. Ha — Du wärest nicht der erste Nepot des Pabstes aus dem Haule Medici, der den heiligen Stuhl bestiegen und den Fischerring nebst der dreifachen Krone des Pontificats empfangen hätte. — Darum aber mußt Du mit nach Rom, Bruder Dominice! — he, he — da trinkt man den ächten Falerner des Vater Horaz und die feurigen Lacrymä Christi von der Höhe des monte Vesuvio!"

Der junge Mönch war wie sinnverworren. Er wußte nicht, ob er wache oder träume, wahnsinnig sei oder seines Verstandes mächtig. In dieser Stimmung faßte er nur einzelne Gedanken aus dem großen Phantasiestücke auf, das man ihm vorgehalten hatte.

„Aus dem Hause Medici?" rief er im Tone des Ungläubigen.

„Ja," sprach der Ketzermeister Hochstraaten — der war

der hohe Mönch — mit langsamer Betonung und ernstem Nachdruck; „denn Du bist Kind der Liebe einer Colonna und einer der nächsten Nepoten des Pabstes, und dieser ist, wie Du weißt, ein Medici; auf sein Verlangen hat Dich der jetzt regierende Herzog dieses Hauses als Sohn adoptirt — hier lege ich Dir Ungläubigen die Adoptionsurkunde vor."

Damit zog auf seinen Wink der kleinere Mönch zwei mit Siegeln behangene Pergamentrollen aus der spitzen Kappe seines Ordensgewandes und rollte die eine auf vor den Blicken des bis an die Grenzen des Wahnsinns erstaunten jungen Mönchs; „und hier —" indem er die andere Urkunde aufrollte . . . . . .

„Das päbstliche Breve," unterbrach ihn der Ketzermeister mit Bedeutung und Würde, „welches Deine Creation zum Kardinal enthält. — Wirst Du nun glauben und den heiligen Willen des Pabstes verehren?" Damit hielt er dem jungen Mönche das päbstliche Schreiben zum Küssen vor die Lippen.

„Gestattet mir wenigstens einige Tage Bedenkzeit," bat der Betroffene. „Soll ich würdig das Geschenk empfangen, so dürfen weltliche Vortheile mich nicht blenden. Ihr wißt und scheltet mich darüber, daß mein Geist vom Lutherthum befangen und angesteckt ist; so muß ich doch wenigstens mit mir selbst darüber zu Rathe gehen und sehen, ob und wie ich es von mir abthun möchte und könnte. So ich es aber nicht kann, werden alle die ho-

hen Würden und Vocationen mich nicht locken; das sei Euch zuvor gesagt."

„Woran hängst Du denn noch mit Deinem Aberwitz, Unglücklicher!" sprach der Ketzermeister. „Der, an dem Du hangest, ist gefangen und, wo nicht getödtet, doch in der Gewalt des Pabstes und so festgesetzt, daß er den Hahn nicht wieder krähen hören wird. Luther ist todt, sage ich Dir, und seine Irrlehre hat der Wind verweht."

„Luther ist nicht todt und seine Lehre wird ewiglich bestehen, denn sie stammt von Gott," sprach der bis dahin unbeachtet gebliebene Junker aufstehend, und schien, wie ein zürnender Gott, nicht übel Lust zu haben, den frevelnden Predigermönchen tüchtig den Text zu lesen.

„Was ist das?" fragte Hochstraaten, ihn starr anblickend, befremdet von der Stimme, die ihm bekannt zu sein schien. „Wer seid Ihr, der sich hier so unberufen einmischt und eine Sprache der Gelehrten und Mönche versteht, die Euch Kriegsleuten sonst fremd zu sein pflegt."

„Herr, die Rosse schlagen sich im Stalle!" rief ein alter Reitersmann, besorglich hinzutretend und den Junker ängstlich am Aermel zupfend.

„Dir aber," fuhr dieser, unbekümmert darum und ohne des Dominikaners Frage zu beantworten, fort: „sage ich, laß Dich nicht irren durch höllisches Blendwerk; der Teufel bedient sich allerlei Gestalt, um unschuldige Seelen zu verlocken. Erinnere Dich, wie er den Herrn auf die Tempelzinne von Zion geführt und gesprochen: siehe hier alle Reiche der Welt, sie sollen Dein sein, so Du mich

anbetest; aber der Herr und Weltheiland sprach: Apage Satanas! — hebe dich, Versucher! — und das Blendwerk verschwand."

„Wer bist Du?" donnerte Hochstraaten ihn noch einmal an.

„Du kennst mich und ich kenne Dich; Du bist der Teufel."

„Herr, die Pferde im Stalle," rief der Knecht mit steigender Unruhe, bemüht, ihn am Aermel fortzuziehen; „sie schlagen sich einander todt!"

„Sogleich," entgegnete der Junker und wendete sich noch einmal zu dem jungen Mönch, den er sogleich erkannt hatte: „Laß Dich mit Lügen nicht bewirthen, Guideon; und ehe Du Dich entscheidest, lies mit Aufmerksamkeit des Doctor Luthers Schrift von der Ungültigkeit der kirchlichen Gelübde, und glaube nicht, daß Dein Mönchsrock Dich hindern wird, Deinem Herzen zu genügen. Du wirst mich verstanden haben — in Wittenberg sehen wir uns wieder."

Damit ging der Junker rasch zur Thür hinaus und Hochstraaten rief erstaunt: „War das nicht Martinus Luther — so war es der Teufel!"

Der junge Dominikus aber sprach erbleichend in sich hinein: „Ja bei Gott, das war Martinus Luther — ich habe seine Schrift gelesen und könnte meine Gelübde lösen — den sendet mir der Herr zur Hilfe, daß ich mich nicht blenden lasse vom höllischen Glanz — — o Gott! o Hedwig!"

Träumerisch sank er auf den hölzernen Schemel zurück, ohne zu wagen, den wunderlichsüßen Gedanken, der ihn in diesem Augenblicke durchschwirrte, weiter auszudenken.

Wenige Minuten später ritt aber auch schon Martin Luther mit dem treuen Knechte unter dem Fenster vorüber. Denn denen in Jena war nicht allzu viel zu trauen.

„Da reitet er hin!“ rief Hochstraaten der andern Trinkgesellschaft zu.

„Wer?“

„Der Gebannte, der Ketzer, der Geächtete, Doctor Martin Luther!“ rief Jener. „Im Namen der Kirche und des Pabstes, Ihr gewappneten Männer, verfolgt den Verfluchten!“

„Luther? Luther!“ schrieen die Bürger durcheinander aufspringend. „Wo ist er? Wo ist er? Daß wir seine Hände küssen! Bei ihm ist das Licht, bei ihm die Wahrheit. Ihr aber, Henkersknechte, hebet Euch hinweg, wenn Ihr nicht geschlagen sein wollt.“

„Ich bin keiner der Ihrigen mehr!“ schrie Guideon, wild aufspringend, in das Getümmel hinein, und während die beiden andern Mönche, von der tobenden Menge gedrängt, zur Thür hinausstürzten, zerriß er von oben bis unten sein weißes Gewand und erschien in dem schwarztuchenen Studentenrock mit geschlitzten und gepufften Aermeln, wie es damals Sitte war — in der Kleidung, die er sich in den Tagen seines Zweifelns heimlich angeschafft hatte und unter seinem Mönchsrocke trug.

„Hiermit zerreiße ich,“ rief er dabei, „das letzte Band

des Gehorsams gegen den Orden, entsage dem Pabstthum, fluche der Irrlehre der Päbste und Concilien, verachte ihre Kardinals- und Fürstenhüte als Lockungen des Teufels und weihe mich dem Lichte des Evangeliums und der heiligen Schrift. Amen!"

Die Bürger umringten ihn und nahmen den Neubekehrten in ihren Schutz. Das that aber auch Noth, denn beim Rathe zu Jena hatte der Pabst noch vielen Anhang. Hochstraaten und sein Gefährte hatten glücklich das Dominikanerkloster erreicht. Und von hier aus veranstalteten sie sogleich, daß die Bannbulle gegen Luther und das kaiserliche Edict, wodurch er in die Acht erklärt war, an die Kirchthüren angeschlagen wurde. Fanatische Banden rotteten sich bald zusammen und Häscher des Raths durchzogen die Stadt, um den abtrünnigen Mönch zu suchen, und andere bewaffnete Ausreiter wurden vom Rathe aus den Thoren der Stadt geschickt, um auf Luther zu fahnden; während dessen Schriften auf dem Markte verbrannt wurden. Die Aufregung darüber in Jena war ungeheuer. Parteien bildeten sich für und wider und das Toben der Menge währte die ganze Nacht.

Indeß hatten die klugen und verständigen Beschützer des jungen abtrünnigen Mönchs diesen in der Dunkelheit der Nacht aus einem Ausfallpförtlein durch die Stadtmauer in Sicherheit gebracht, und am folgenden Tage, mit Reisegeld versehen, wanderte der junge Mann — der sich von jetzt an, zum erstenmale in seinem Leben, frei, begeistert und glücklich fühlte — durch den schönen Wald,

der die umgebenden Höhen bekränzte, in der Richtung nach Wittenberg hin.

Einige Tage später saß Luther in seiner hochgelegenen Zelle im Ritterhause auf der Wartburg. Er war sehr mißmüthig von seiner Reise zurückgekehrt und arbeitete an der Uebersetzung des neuen Testamentes, die fast vollendet vor ihm lag. Da legte er die Feder nieder und gedachte sehnsuchtsvoll seiner Freunde in Wittenberg, und es war ihm sehr schmerzlich, daß er auf mehrere wichtige Briefe keine Antwort empfangen hatte, und unwillkürlich seufzte er halb laut auf: „Ach, wer zu Wittenberg wäre!"

Und im Winkel des Gemachs regte es sich zwischen den alten Folianten, wovon der kleinere der Pagen, ein blondgelocktes, rothwangiges Büblein, in aller Stille ein Stübchen um sich her erbaut hatte, und mit dem Engelstimmchen, das Luther so gern hören mochte, antwortete er kindlich dreist: „Ei Herr, so ziehet hin nach Wittenberg; es ist Gottes Stimme, die Euch ruft."

„Du sagst es," entgegnete Luther freundlich; „aber Kinder und Narren reden die Wahrheit, und darum werde ich thun, wie Du sagest."

Nun eilte der Knabe hinunter zum Schloßherrn und dann in den Stall zu dem alten Ausreiter, um zu verkünden, was der gelehrte und schwermüthige Junker Georg so eben gesprochen. Beide aber entgegneten nichts, schüttelten die Köpfe und zuckten die Achseln. Als aber Luther darüber mit dem Schloßhauptmann sprach, entgegnete die-

fer: „Herr, Ihr seid nicht Gefangener auf der Wartburg, und wenn Gott ruft, muß menschliche Stimme schweigen.“

Zur Reise war der gelehrte Junker mit seinen wenigen und einfachen Bedürfnissen bald gerüstet, und schon am folgenden Tage — es war winterlich kalt, schon gegen Ende Novembers — trat Martin Luther in derselben ritterlichen Verkleidung, mit lang gewachsenem Bart und ungeschorenem Haupthaar, seine Reise nach Wittenberg an. Abermals war jener alte Ausreiter sein treuer und verschwiegener Geleitsmann. Dort aber, in der lebhaften Universitätsstadt Wittenberg war bald darauf eine stille, aber große Herzensfreude. In dem Hause des Stadtpredigers Nicolaus von Amsdorf war der theure, verehrte Gast eingekehrt. Von einem Vertrauten zum andern ging die Kunde: „Doctor Martinus ist da.“ Der blasse, geistreiche Philippus Melanchthon war der Erste, der ihn in die Arme schloß. Beide Freunde hatten Thränen in den Augen. Am Abend zu Tische sammelten sich die andern Freunde, die der redliche Amsdorf im Stillen eingeladen hatte, um den seltsam verwandelten Luther, den erst Niemand kannte mit dem Bart und Ritterwams. Hier drückte ihm Justus Jonas die Hand, da erinnerte ihn Hieronymus Schurf an den Reichstag zu Worms, da sprach der gelehrte Johann Dolz von der Nothwendigkeit, das Messelesen im ganzen Lande abzuschaffen; dagegen erklärte der wackere Johann Bayer, Professor und Bürgermeister zu Wittenberg: „Der Churfürst, unser gnädiger Herr, ist allezeit bereit, wie es einem christlichen Fürsten

geziemt, das zu fördern, was dem heiligen Glauben zur Stärke und dem göttlichen Worte zur Ehre gereicht; doch solle man sich vor Uebereilungen hüten, und warten, bis auch Andere die Wahrheit erkennen, damit die Veränderung desto nachdrücklicher vor sich gehe."

„Das ist schon der Fall!" rief ein kleiner lebhafter Mann mit braunem, gefurchtem Antlitz, der in diesem Augenblicke mehr hereingestürzt als geschritten kam. „Bei Gott, es geht Alles zu langsam!" schrie er mit seiner heisern, krächzenden Stimme; „gleichwie unser Herr und Heiland die Wechsler und Zöllner mit der Geißel aus dem Tempel gejagt, so wollen auch wir die Tempel reinigen von allen Pfaffen, Meßgewändern und Bildern, und dazu wolle Gott uns helfen! — Aber wo ist unser Doctor Martinus — wo ist Martin Luther — unser großer Kämpfer für das Licht und die Wahrheit?"

Mit dieser Frage sich umdrehend wie ein Quirl, stand der kleine Doctor Carlstadt vor dem großen Reformator, ohne ihn zu kennen. Erst als Luther ihn anredete: „Die Sache ist wohl gut, aber das Eilen ist zu schnell;" rief er, die Arme ausbreitend, in lateinischer Sprache: „Bist Du es, Held von Jericho? O, sei willkommen unter den Philistern; schlag' drein mit dem Eselskinnbacken, damit Alles besser werde!"

Doch Luther suchte ihn mit ernster Ermahnung zu beruhigen, und Carlstadt versprach, nicht vorschnell zu handeln, wenn man ihn nicht zur Gegenwehr zwingen werde.

Es wurde über diesen Gegenstand noch viel geredet;

da setzten sich die Freunde des Lichts zusammen um den Tisch und die silbernen Becher mit Wein gingen von Hand zu Hand.

Es kam die Rede auf Priester-Cölibat und Gelübde, und Carlstadt erklärte, daß er heirathen werde trotz seiner priesterlichen Weihen, und fragte Luther, was er davon halte.

„Es ist besser heirathen als Brunst leiden," entgegnete dieser in der kräftigen Weise seiner Tischgespräche, die für jene Zeiten nichts Unziemliches hatte.

„Ei, wer sagt Euch denn," rief Carlstadt, „daß ich es darum thue? Meine Braut heißt Anna von Mochau, ist eines Edelmannes Tochter, ein feines, zierliches Mägdlein; aber ich will verdammt sein, wenn ich in sie verliebt bin und es nicht thue aus Trotz gegen den Pabst und zum Umsturz des unnatürlichen Cölibatgesetzes der Päbste. Und damit es wie ein Wetter dreinfahre — seht hier diese Druckschrift, die ich in alle Welt versendet habe; wodurch ich alle Fürsten und Herren zu meiner Hochzeit einlade, und erkläre: Bin ich erst damit im Reinen, so will ich alle Pfaffen, groß und klein, mit Worten und mit der That vornehmen und angreifen, wenn sie wollten Köchinnen halten und doch nicht in ehelichen Stand treten."

„Es wäre besser, Du thätest solches aus innerem Beruf," entgegnete Luther, „und um der Liebe willen, als aus Trotz und geistlichem Hochmuth, was zu keinem guten Ziel und Ende führt."

„Wenn sie aber uns trotzen mit ihrer Tyrannei!" entgegnete Carlstadt lebhaft. „Da haben zwei Pfarrer hier

in der Gegend, die sich zur Wittenberger Schule halten, der Jacob Seidler auf der Glashütte und Pastor Bernhardi von Kemberg, sich von den Pflichten des Cölibats losgesprochen und in den Stand der Ehe begeben — aber was geschah von römischer Tyrannei? sie wurden vom Erzbischof von Mainz und Magdeburg zur Verantwortung gezogen, und erklärten laut, die Päbste und Synoden hätten nie das Recht gehabt, die Kirche mit einer Satzung zu beschweren, die Leib und Seele gefährde. Seidler, der im Gebiet des Herzogs Georg wohnte, wurde der geistlichen Gewalt ausgeliefert und starb im Gefängnisse — das ist doch bei Gott arg genug!"

„Um so schöner ist es," entgegnete der Bürgermeister Johann Bayer, „von unserm gnädigsten Churfürsten und Herrn, daß er den andern, den Pfarrer Bernhardi, auszuliefern verweigert hat, mit den Worten: »Ich will mich nicht zum Schergen dieses Erzbischofs von Magdeburg gebrauchen lassen.«"

„Wenn alle Fürsten so antworteten," bemerkte Luther, „würde das Cölibat bald untergehen."

„Aber was sagt unser Doctor Martinus," rief Carlstadt feurig dazwischen, „zu den neuen Ablaßkrämereien in Halle, die dort noch immer ungescheut getrieben werden. Dazu schweigen, heißt den Frevel billigen; Ihr habt aber darüber geschwiegen, wie über die Verhandlungen wegen Abschaffung der Privatmessen. O Luther, großer Luther, bist Du eingeschlafen auf Deinem Pathmos?"

„Und habe ich nicht geredet und geschrieben?" rief

Luther; „seid Ihr so fremd in meinen Schriften, daß Euch die wider den Abgott in Halle und über den Unfug der Messen fremd geblieben?"

„Welche Schrift? welche Schrift?" fragten Alle; und bei näherer Umfrage zeigte es sich, daß der gute, besorgte Spalatin diese und mehrere andere in den stärksten Ausdrücken abgefaßten Briefe und Schriften Luthers zurückbehalten hatte, anstatt sie zum Druck zu befördern. Da entbrannte er im edelsten Zorn, erhob sich vom Tisch und schrieb sogleich an Spalatin, dem er in ehrerbietigen Ausdrücken, doch im Tone der tiefsten Kränkung Vorwürfe darüber machte, daß er aus Menschenfurcht die göttliche Wahrheit unterdrücke.

„Ich habe an Dich," schrieb er, „nebst Briefen, Schriften geschickt von Gelübden, Messen und gegen den Mainzer Tyrannen; welches Alles, wie ich hoffte, sollt' eingehändigt werden denen, für die es gehörte; nun aber, da ich es ganz anders finde, muß ich mir allerhand Gedanken machen. Denn ich fürchte, sie möchten entweder auf dem Wege aufgefangen oder sonst durch den Boten verloren gegangen sein. So ich aber wüßte, daß sie an Dich gelangt sein und bei Dir gefangen liegen, würde mich jetzt nichts in der Welt mehr verdrießen, da ich dabei besonders beabsichtigt habe, daß es sobald als möglich herauskäme. Wenn Du es nun bei Dir hast, so mach', daß Du Deiner Bescheidenheit und Klugheit, um welcher willen Du mir verdächtig bist, ein Ziel setzest, denn wider den Strom kannst Du bei mir nicht rudern. Ich will, daß

herausgegeben werde, was ich geschrieben habe, wo nicht in Wittenberg, doch sonst. Sind aber die Exemplare verloren oder hast Du sie zurückbehalten, so wird mein Geist erbittert werden, daß ich im Verlauf der Zeit mich nur viel heftiger hierüber herauslasse. Denn wer todte Papiere vertilgt, kann darum den Geist nicht dämpfen."

Und dann zeigte er ihm an, daß er nach Wittenberg gekommen sei und unter den süßesten Ergötzlichkeiten mit seinen Freunden diesen einzigen Wermuth gefunden habe, nämlich, daß Keiner von den Büchern oder Briefchen etwas gesehen oder gehört habe.

„Du wirst selbst urtheilen," schloß er, „wie schmerzlich wehe mir dies gethan hat. Es gefällt mir Alles sehr wohl, was ich sehe und höre. Der Herr stärke den Geist derer, die uns wohl wollen. Das Weitere ein ander Mal. Dem durchlauchtigsten Fürsten empfiehl mich. Vor ihm wolle meine Reise nach Wittenberg geheim halten; aus welchen Gründen, wirst Du selbst einsehen. Lebe wohl! — Wittenberg, bei meinem Philippus, in Amsdorfs Hause."

Dadurch, daß er sich ausgesprochen hatte, mehr beruhigt, kehrte er zu der Gesellschaft zurück und hörte mit steigendem Antheil die verschiedenen Nachrichten von der großen Ausbreitung seiner Lehre und der Ohnmacht seiner Feinde.

Da erzählte der Eine, das Wormser Edict sei zwar überall in Deutschland verbreitet und der Pabst habe den

Bischöfen bei Strafe des Bannes geboten, Keinen zu absolviren, der der Lehre Luthers anhänge; allein das Edict habe gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt, die man beabsichtigt, und Luther überall Freunde statt Feinde gewonnen.

„Ja, das ist wahr!" rief Nicolaus Schurf; „der Kaiser Carolus, der jetzt Deutschland verlassen, glaubte selbst so wenig an die Kraft und Wirkung seiner Achtserklärung und der päbstlichen Bannbulle, daß man ihm das ironische Lächeln angesehen, wenn er bei so einem Feuer, worin man ihm zu Ehren Luthers Schriften verbrannt hat, vorüber geritten ist. — Denn nirgend in Deutschland, als wo der Kaiser persönlich gegenwärtig gewesen, hat man solches so leicht gewagt."

„Auch hat ja der gelehrte Zasius in die Welt hinein geschrieben und es drucken lassen," bemerkte Amsdorf: »je mehr man Luthers Lehre einschränkt, desto mehr breitet sie sich aus«, und selbst in Freiberg, wo doch die päbstliche Partei die mächtigste war, hat es der Churfürst von Mainz nicht gewagt, den Minoriten die Erlaubniß zu geben, gegen Luthers Lehre zu predigen."

„Und was hat das nichtige Censuredict geholfen?" jubelte der fromme, begeisterte Justus Jonas; „sind nicht eine Menge Flugschriften seitdem gegen den Pabst und dessen Anhang erschienen? Hat nicht der herrliche, freigeistige Ulrich von Hutten es gewagt, mit seines Namens Unterschrift geradezu den Nuntius des Pabstes, jenen elenden Aleander, den feilen Verfasser des Wormser Edicts,

anzugreifen? »Glaubst Du denn,« fragte er ihn in jener weitverbreiteten Schrift, »mit einem einzigen Edictchen, das Du einem jungen Fürsten listig abgepreßt, Religion und Freiheit zu unterdrücken? — gleich, als vermöchte ein kaiserlicher Befehl etwas gegen das unwandelbare Wort Gottes?«"

„Auf der andern Seite," ergänzte der treffliche Philipp Melanchthon mit seiner sanften, herzgewinnenden Stimme, „hat das hier in Wittenberg angebrochene Licht der evangelischen Wahrheit seine göttlichen Strahlen über mehrere Städte Sachsens verbreitet und ist selbst in die entferntesten Länder gedrungen. Wie herrlich hat sich Zwickau hervorgethan, wo der treffliche Gelehrte Friedericus Mycomius (Mekum) und Nicolaus Hausmann wirken? — Und Freiburg, Halberstadt und vorzüglich Erfurt — welche herrliche, kühne Männer haben dort die Bahn gebrochen!"

„Zu Erfurt die beiden berühmten Professoren Erban Hesse und Joachim Camerarius," ergänzte Luther mit stiller Begeisterung; „o, ich kenne und liebe diese Träger des Lichts und der evangelischen Wahrheit!"

„Auch Euridicus Codrus!" rief der ehrenfeste Hieronymus Schurf, „und die gelehrten Franziskaner Dr. Joh. Culsamer, Aegidius Mechler und Konrad Kling."

„Selbst einige von den Predigermönchen, was mich Wunder nimmt," ergänzte Luther; „die Patres Zeltner, Anton Musa und Johann Rötelstein, und die Augustiner Nicolaus Fabri und Andere sind auf unserer Seite."

So wurden noch Viele genannt, die aufgestanden waren, das neue Licht zu verbreiten, selbst in den Orden, die dem Pabstthume am eifrigsten anhingen, und viele Städte in Baiern — namentlich Nördlingen, wo der Rath einen evangelischen Prediger von Luther begehrt hatte — in Böhmen, in Pommern, in Friesland, in Dänemark, am Rhein, besonders zu Straßburg, in den Niederlanden, namentlich zu Antwerpen, in Brügge und Bremen und an andern Orten, war durch ausgezeichnete Männer der Geist des Evangeliums erwacht und das Ansehn des Pabstes gesunken.

„Ja wahrlich, Gott hat Großes gethan durch geringe Werkzeuge!" rief Luther aus; „und" fügte er mit liebenswürdiger Bescheidenheit hinzu, indem er seinem Freunde Philipp Melanchthon über Tisch die Hand reichte, „das verdankt die Welt nächst Gott besonders Deinen Schriften, lieber Philippus, die ich darum auch lieber auf dem Platze sehe, als die meinen. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Schriften viel stürmisch und kriegerisch sind; ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und biedergrobe Mahldrechte der Bahn brechen und zurichten. Du aber, Philippus, fährst fein säuberlich und still daher, haueſt und pflanzeſt, säeſt und begießeſt mit Lust, nachdem Gott Dir seine Gaben reichlich gegeben hat.

„Soll ich aber einen Fehler haben," fuhr er fort, „so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit

zu heftig herausstoße, als daß ich irgend einmal heuchle und die Wahrheit inne behielte."

„Und denselben Fehler tadelst Du an mir!" rief Carlstadt voll Feuer; „darum sage ich immer, es geht Alles zu langsam; es muß alles Pabstthum überstürzt werden, wenn das neue Licht glänzen soll."

„Du aber übertreibst es," sprach Luther, „und schadest der guten Sache mehr als daß Du nützest. Darum lobe ich die Schriften unseres sanftmüthigen Philippi. — O! welch ein Schatz sollt' es aller Welt gewesen sein vor zwanzig Jahren, wo man ein solches Büchlein hätte haben mögen, als Dein neuestes Werk: »der Entwurf der evangelischen Glaubenslehre«; dieses Buch, das bei den Gelehrten großen Ruf gewinnen wird, denn die Universitäten können es als trefflichen Leitfaden bei den Vorlesungen über Glaubenslehre benutzen." *)

Melanchthon dankte mit Bescheidenheit für das hohe Lob, das nicht ihm gebühre, sondern Gott, dessen geringes Werkzeug er sei, und brachte die Rede auf die Uebersetzung

*) Bekanntlich war dieses Werk, das von eben so großer Gelehrsamkeit als ächt religiösem Sinn und geschmackvoller Darstellungsgabe Melanchthons zeugt, und selbst bei den Gegnern Luthers die ehrenvollste Anerkennung gefunden hatte, die Frucht seiner verschiedenen Vorlesungen über den Brief Pauli an die Römer. Es enthielt die in demselben liegenden Hauptsätze der christlichen Lehre in logischer Ordnung. Luther stellte es fast der heiligen Schrift gleich, und in Wahrheit enthielt diese Schrift die wissenschaftliche Begründung seiner eignen Lehre und erwarb dieser viele Anhänger unter den Gelehrten jener Zeit.

des neuen Testamentes, womit Luther in der Stille seiner hohen Wohnung, in der Region der Vögel — wie er sich ausdrückte — beschäftigt war.

„Ich habe," sprach Luther, „von Johann Lange vernommen, daß dieser berühmte Gelehrte gleichfalls Willens sei, das neue Testament zu übersetzen, und habe ihn in diesem Vorsatz bestärkt. Wollte Gott, es hätte jede Stadt einen Dolmetsch für dieses Buch, und es befände sich in Aller Mund, Hand, Augen, Ohren und Herzen! — Indeß will ich fortfahren, die Bibel zu übersetzen, wiewohl ich damit eine Arbeit übernommen habe, die über meine Kräfte geht. Ich finde nun, was übersetzen heißt und warum es bis jetzt noch von Niemand unternommen worden ist, der seinen Namen dazu gesetzt hätte. Das alte Testament aber werde ich nicht anrühren können, wenn Ihr nicht dabei seid und mit helft. Ja, wenn ich bei Euch etwa ein heimliches Zimmer haben könnte, wollte ich gleich wieder kommen und mit Eurer Hilfe das Ganze vom Anfang an übertragen, daß es eine Uebersetzung würde, welche von Christen gelesen zu werden verdiente; denn ich hoffe, wir würden unserm Deutschland eine bessere Uebersetzung geben, als die Lateiner haben. Es ist ein großes Werk und würdig, daß wir Alle daran arbeiten, wie es denn allgemein sein und zur allgemeinen Wohlfahrt gereichen soll."

Alle erboten sich lebhaft, Luther aufzunehmen, und baten ihn, sogleich hier zu bleiben. Er aber entgegnete mit Wehmuth: „Noch ist es zu früh. Ich sehe ja auch,

die Sache kann ohne mich wohl bestehen. Nie ist ja unsere Universität so blühend gewesen, so zahlreich besucht von Schülern aus aller Herren Ländern. — Gott gebe ferner seinen Segen," schloß er, „ich kehre wehmuthsvoll aber auch voll Hoffnung zurück in meine hohe Wüstung, und so ich wieder unter Euch trete, wird es, so Gott will, nicht anders sein, als mit der deutschen Bibel in der Hand. Amen!"

Achtes Hauptstück.

Die tolle Zeit in Wittenberg und Luthers Rückkehr von der Wartburg.

„Bewahre uns der Himmel vor unsern Freunden; mit unsern Feinden wollen wir wohl fertig werden."

Aufregung in Wittenberg. — Guideons Predigt gegen Klostergelübde und Cölibat. — Dreizehn Augustiner verlassen das Kloster. — Carlstadt und die Sectirer. — Vertreibung der Messepriester vom Altar. — Die Gemeinde erhebt sich gegen den Rath. — Zurückhaltendes Benehmen des Churfürsten. — Carlstadt führt einen neuen Ritus bei Ertheilung des Abendmahls ein. — Die Propheten aus Zwickau. — Bilderstürmerei. — Sonstiger Unsinn. — Luthers Meinung darüber. — Seine Rückkehr. — Scene im schwarzen Bären zu Jena. — Rückkehr nach Wittenberg. — Er beruhigt die erhitzten Gemüther. — Seine Bibelübersetzung.

Wittenberg war in Aufregung. Auf dem Marktplatz standen die Studenten zu Hunderten. Alles in lebhaftem Durcheinanderreden. Andere Hunderte strömten hinzu aus

den Hörsälen. „Habt Ihr den neuen Prediger des Evangeliums schon gehört?“ fragten die Aufgeregtesten. „Wo? wo?“ schrieen Andere. — „In der Klosterkirche der Augustiner, wo unser Doctor Martinus zuerst aufgetreten war.“ — „O, wäre er noch hier!“ — „Er ist hier gewesen, wie man sagt.“ — „Ja, ja, Brüder, in Amsdorfs Hause — als Rittersmann — ich habe ihn selbst gesehen!“ — „Ich auch, ich auch, mit langem Bart und Raufdegen!“ — „Was für Zeiten? Was müssen wir erleben?“ — „Und in Zwickau und andern Orten sind neue Propheten aufgestanden, die das Wort predigen aus unmittelbarer Eingebung Gottes.“ — „Nicht möglich!“ — „Aber wahr!“ — „Und unser Doctor Carlstadt ist ganz des Teufels vor Tollheit gegen das Pabstthum.“ — „Des Teufels? Nein, von Gott begeistert — er will Alles niederreißen — die Bilder stürmen, die Priester von den Altären jagen!“ — „Ho ho, wir sind auch dabei!“ — „Prächtigen Scandal muß das geben — und zur Ehre Gottes das!“ — „Horcht! die Kirchenglocke der Augustiner!“ — „Fort, fort, daß wir noch einen Platz bekommen!“

Und damit stürmten sie fort, die so durcheinander geredet hatten. Es war ein Haufe Studenten und junger Bürger. Die kleine Augustinerkirche war so überfüllt mit Menschen aus allen Ständen, daß das Eindrängen dieser aufgeregten Rotte einige Störungen veranlaßte. Andere stiegen auf Leitern an den Kirchenfenstern hinan und vor den aufgesperrten Thüren stand die Menge, so weit man

die Stimme des Predigers von der Kanzel nur hören konnte. Nachdem der erste durch die Bewegung des Zudrängens unvermeidliche Tumult gestillt war, wurde es wieder ruhig und bald so still, daß selbst den Entferntesten kein Wort entging. Welche herrliche, sonore Stimme! Welche Kraft der Wahrheit und Ueberzeugung; jedes Wort ein zündender Blitz; jeder Ton der Stimme ein erschütternder Donner. Und die ihn sehen konnten, den begeisterten Prediger im schwarzen, einfachen Talar, erstaunten über seine Schönheit und Jugend, über das große, dunkle Auge, welches von Begeisterung glühte.

Wir dürfen nicht zweifeln; es war Guideon, der, nachdem er die Fesseln des Pabstthums und Mönchswesens abgeschüttelt hatte, wie das so geht, von einem Aeußersten auf das andere übergesprungen war. Daß er Alles übertrieb und sich von Carlstadt und andern Exaltirten hatte hinreißen lassen, alle Mönchsgelübde nicht blos, wie Luther selbst, für auflöslich, sondern geradezu für sündlich zu erklären, war eine jener Folgen aller geistigen Aufregung, die nie ausbleiben, wo es noch Geister giebt, die ohne innere Klarheit und Ruhe vom Gefühl sich fortreißen lassen. — Es war eine hinreißende, Alles überstürzende Beredtsamkeit, womit dieser junge Exdominikaner das ganze Mönchswesen angriff, und es nicht allein für erlaubt, sondern auch für nothwendig, für die heiligste Pflicht sogar erklärte, sich von allen Mönchsgelübden loszusagen. „In der Kutte kann man nicht selig werden — rief er — denn die Mönchsgelübde sind gegen Gottes Gebot. Zu

Christi Zeiten hat es keine Mönche gegeben. Ist es Bestimmung des Menschen, Nichts zu thun, als den Bauch zu pflegen und gedankenlose Gebetformeln zu plärren? Nein, arbeiten soll der Mensch, im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen; so ist es Gottes Gebot, seitdem er nach dem Sündenfalle Adam und Eva aus dem Paradiese vertreiben ließ durch den Engel mit dem feurigen Schwerte; die Mönche aber sind die gegen den Willen Gottes in das Paradies ihres Klosters zurückgekehrten Sünder, harrend dort auf dem Faulbettlein, daß ihnen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. — Ihre Gelübde sind überall zur Lüge geworden. Die angelobte Armuth verkehrt sich bei ihnen in Reichthum und Schwelgerei; der Gehorsam, den sie allein Gott und den Gesetzen schuldig sind, wird von geistlichen Obern gefordert, um die weltliche Herrschaft der Päbste zu fördern, und die Keuschheit gelobt haben, schwelgen in heimlichen Ausschweifungen, halten sich Concubinen und beflecken den Beichtstuhl. — O, pfui über die Heuchler und dreifachen Sünder, die den Deckmantel der Religion gebrauchen, um der Faulheit und Ueppigkeit zu fröhnen. Und selbst die im frommen Wahn den Leib kasteien mit Fasten und Enthaltsamkeit, sie irren sehr, indem sie wähnen, daß sie damit einen Gott wohlgefälligen Wandel führen. Was nützen sie der Welt damit? — nicht so viel, als ich hier vom Nagel blase. Sind sie Menschen, die Gott geschaffen hat nach seinem Ebenbilde — Menschen mit Leib und Seele begabt, die höher streben sollen, den Geist zu bil-

den, das Herz zu veredeln, die Welt aufzuklären, Gott ähnlich zu werden? — Nein, Murmelthiere sind die Mönche und Klosterbrüder, gedankenlos an ihren Tatzen saugend im dämischen Geisterschlafe. Die Mönche erfüllen entweder ihre Bestimmung und dann sind sie staatsgefährlich; denn sie sind die heimlichen Soldaten des Pabstes und einer herrschsüchtigen Clerisei, welche die Herrschaft der Kirche im Staate, die Obermacht des geistlichen Staats im weltlichen begründen helfen wollen; — oder sie erfüllen die Absicht der fanatischen Stifter der Mönchsorden nicht, und dann sind die Mönche unnütze Schwämme, die sich vollsaugen vom Mark des Volks. Die Güter der Klöster können nützlicher verwendet werden auf Volksschulen und höhere Bildungsanstalten. Wo aber auch Mönche verschiedener Orden, besonders die emsigen Benedictiner, sich einschleichen mögen, unter dem Vorwand, die Jugendbildung übernehmen zu wollen, wo scheinheilige Nonnen Töchterschulen und Pensionate anlegen, oder graue Schwestern sich der Krankenpflege unterziehen; da könnt Ihr immer gewiß sein, daß für die spärliche Aussaat des Guten die böse Frucht des Mysticismus und falscher Frömmelei geerntet wird. Es sind gefährliche Aerzte, die den Leib heilen und bilden und die Seele verderben. In der Bibel, diesem ächten Worte Gottes, steht kein Wort von Mönchen und Nonnen, von Ordensgelübden und dem behaglich beschaulichen Leben jener geistlichen Müßiggänger. Gott reinige und bewahre die Christenheit vor diesen summenden Schmeißfliegen, die nicht sind wie die fleißigen

Bienen der andern Menschen, die Wachs und Honig sammeln und eintragen; sondern Gewürm erzeugen im faulenden Fleisch der Menschheit. Und was ist das Streben aller dieser Orden? Die Dominikaner wollen Könige und Fürsten als Beichtväter beherrschen, und sind Mörder durch Scheiterhaufen und Kerkerleiden an denen, die der geistlichen Herrschaft widerstreben und menschlichen Satzungen nicht Glauben schenken können. — Die Franziskaner senden Bettelmönche im Reiche umher u. s. w."

Darauf kam er auf das Priestercölibat und sprach: „Den Ehestand aber hat Gott eingesetzt. Es ist eine Heiligung der großen Bestimmung der Natur. Es ist die einzige moralische und gesetzliche Form der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Ohne die Ehe würde die Menschheit aussterben oder verwildern. Kein Staat, keine gesetzliche Ordnung wäre möglich ohne Familienbande. Die Familie ist das erste Glied in der großen Kette der Staaten, welche die Völker umschlingt und die Menschheit verbindet. Den Ehestand hindern heißt Anarchie predigen, und das Cölibatgesetz ist ein Mord an der werdenden Menschheit. Es ist wahr, Keuschheit ziert den Menschen und heiligt den Priester, denn sie ist das Erzeugniß der höchsten sittlichen Würde; aber den Begriff hat man mißverstanden. Die Umarmung der angetrauten keuschen Gattin bleibt Keuschheit, denn sie bleibt sittlich und mit Gottes ewigen Gesetzen vereinbar, Unkeuschheit aber ist immer Unsittlichkeit. — Und wiederum ist es Wahn, daß der ehelose Seelsorger, dessen Herz an keinem Herzen schlägt,

dessen Brust nie an eines liebenden Weibes Brust geruht, der Versöhner und Mittler im Familienleben sein könne. Wer kein Familienglück empfunden hat, wie kann der die zartesten Saiten menschlichen Herzens verstehen, die dort nur ank[illegible]gen? — Darum sage ich Euch: das Verbot der Priesterehe ist eine der stärksten Versündigungen gegen die Natur, gegen die Gottheit und gegen die gesammte Menschheit, die jemals das Pabstthum, um seiner Herrschsucht zu fröhnen, begangen hat. Mögen daher Priester und Mönche, die das Heil ihrer Seelen fördern und Gott wohlgefällig leben wollen, jene heillosen Klöster verlassen, in das bürgerliche Leben zurückkehren, jene tyrannischen Bande einer starren Hierarchie lösen und sich mit der Menschheit wieder befreunden und mit Gott versöhnen, indem sie sich in den Stand der Ehe begeben und, von Familienbanden umschlungen, aus nutzlosen Faullenzern fleißige Bürger, aus fremden Tyrannenknechten nützliche Mitglieder eines Staates werden, unter dessen Schirm und Schutz sie fortan beglückter und beglückender leben werden, als bisher in ihren öden, trostlosen Klostermauern!"

Unbeschreiblich war die Wirkung dieser Predigt auf alle Gemüther. Im Chor der Augustinermönche war die meiste Bewegung. Sie standen Alle auf einmal auf und es entstand ein lebhaftes Durcheinanderreden.

„Mönche, löset die gottlosen Gelübde — werdet Christen!" riefen mehrere Stimmen.

„Werdet Bürger; wir nehmen Euch mit offnen Armen auf!" riefen Andere.

„Nehmt Weiber und werdet Familienväter; wir geben Euch unsere Töchter und redliche Mitgift!" schrieen Andere.

Da rief ein Mönch vom hohen Chor herab: „Wir werden thun, was uns Gott geboten. Unserer dreizehn entsagen dem Klostergelübde; wollt Ihr uns aufnehmen und herbergen, bis wir selbst unser Brot verdienen können?"

„Wir wollen, wir wollen!" schrie es von allen Seiten; „steigt herab und kommt in unsere Arme."

Und das eiserne Gitterthor des hohen Chores öffnete sich und dreizehn Augustinermönche stiegen herab, zerrissen, zum Zeichen ihres Austritts aus dem Orden, ihre schwarzen Mönchskutten und warfen sich in die Arme der Bürger. Wer von diesen einen der abtrünnigen Augustinermönche in sein Haus einführen konnte, fühlte sich hoch geehrt und beglückt. Aber schon der folgende Tag ergab, daß sie nicht gewillt waren, von den Bürgern sich ernähren zu lassen. Der eine von ihnen, Bruder Urbanus, ein blühend schöner und kräftiger junger Mann, der in frühern Verhältnissen das Tischlerhandwerk gelernt hatte, bat um das Bürgerrecht, wurde ein wackerer Meister der Tischlerzunft und verheirathete sich mit der schönen Anna, der sechzehnjährigen Tochter seines freundlichen Wirths. Andere wieder halfen sich als Lehrer der Jugend durch das Leben oder wurden christlich-evangelische Prediger in andern Gemeinden. Nach Jahresfrist waren fast Alle verheirathet und bildeten eben so viel glückliche Familien, als sie früher einsame, freudenlose Mönche gewesen waren.

Schon am folgenden Tage betrat Carlstadt die Kanzel.

Der Zulauf war wo möglich noch größer. Er predigte drei Tage hinter einander, nur noch viel wilder und wüthender gegen das Mönchsthum, die Gelübde und erzwungene Ehelosigkeit. Aber er ging noch weiter. Er dehnte Luthers Grundsätze gegen das Sacrament der Messe noch mehr aus, als dieser jemals beabsichtigt haben konnte. Nicht blos die Anbetung des Meßopfers, sondern auch die demselben zum Grunde liegende mystische Idee eines Gott dargebrachten Opfers erklärte er für heidnisch; die sogenannte Privatmesse, wohin alle Seelenmessen für Einzelne gehören, erklärte er für sündhaft und behauptete, die Priester müßten zur Kirche hinausgejagt werden, die sich solcher Sünde theilhaftig machten.

Die Sensation dieser Predigten war so ungeheuer, daß der Prior des Augustinerklosters, um noch größeres Unheil zu vermeiden, die Privatseelenmessen einstellen ließ. Diese Nachgiebigkeit wirkte noch stärker in der Stadt und Universität. Nun erklärte Carlstadt jede Messe, auch die öffentlich gesungene, für verdammlich, und als dennoch der Stadtprediger es wagte, am 31. December (1521) in der Pfarrkirche eine öffentliche Messe singen zu lassen, war Alles in der wildesten Aufregung auf dem Marktplatz, Studenten und Bürger durcheinander. Der kleine schwarzbraune Doctor Carlstadt, auf einem Ecksteine stehend, schrie mit durchdringender Stimme gegen den Baalsdienst des heidnischen Meßopfers so laut, daß die Stimme oft überschlug und fast krächzend wurde. Aber es gelang ihm leicht, die ohnehin erregte Menge so zu erhitzen, daß im

tollsten Fanatismus ein Haufe Studenten und junger Bürger durcheinander in die Kirche stürzte und mit langen gezückten Messern, die sie unter den Mänteln getragen hatten, die messesingenden Priester vom Altar und die Gemeinde aus der Kirche jagten.

Dieser ungeheuere Frevel weckte endlich den Magistrat der Stadt aus seiner behaglichen Ruhe. Augenblicklich sammelten sich die Rathsmänner und Bürgermeister auf dem Rathhause und sandten Stadtsöldner und Häscher aus, die Kirchenschänder zu verhaften. Das gelang auch noch an demselben Abend, denn Keiner von den jungen Leuten, die nach ihrer Meinung als Glaubenshelden gehandelt hatten, wollte sich dem Märtyrerthum entziehen.

Unter den Verhafteten befand sich Guideon. Er war einer der Ueberspanntesten für die neue Lehre, welche Carlstadt gepredigt hatte, gewesen. — Mit dem menschlichen Geiste ist es wie mit den Wellen des Meeres: einmal bewegt, schlagen sie lange hin und zurück, bis sie endlich Beruhigung finden.

Kaum hatte man aber die ärgsten Schreier gegen das Messelesen und die tollsten Frevler an dem Frieden der Kirche in das Stadtgefängniß gebracht, um ihnen den Prozeß zu machen, so rotteten sich ihre Freunde und Gleichgesinnte zusammen, rückten vor das Rathhaus und verlangten mit tobendem Geschrei die Freilassung ihrer Freunde, oder es solle in Wittenberg kein Stein auf dem andern bleiben.

Zu ihnen gesellten sich auch Viele der Verständigen

in der Gemeinde und von den Zünften, die, wenn sie auch den Unfug nicht billigten, doch zur Ehre Wittenbergs nicht wollten, daß irgend Jemand des Glaubens wegen verfolgt werde. Die Freiheit der Meinung hielten sie für das höchste Gut, das ihnen Luther im Lichte der Zeit errungen habe. Doch bald nahm dieser Auflauf unter Mitwirkung der Zünfte die Gestalt einer ordentlichen Berathung an. Die Gemeinde versammelte sich immer zahlreicher und bildete einen Ring auf dem Marktplatze; den erhitzten Wortführern wurde Ruhe geboten, die Uebersponnten wurden zur gesetzlichen Ordnung verwiesen und Besonnene traten auf, tadelten in den stärksten Ausdrücken die vorgefallenen Excesse, beschlossen aber, zum Schutz der Meinungs- und Lehrfreiheit die Freilassung der jungen Frevler zu fordern. Sie ernannten sogenannte Ambasaden (Abgeordnete), welche sich in die inzwischen zusammengetretene Rathsversammlung begab und dem Rathe, als Beschluß der Gemeinde, Artikel vorlegte, in welchen die Loslassung der Gefangenen gefordert wurde.

Unter diesen Umständen blieb dem Rathe der Stadt nichts Anderes übrig, als nachzugeben, und Guideon mit seinen gleichgesinnten Genossen erhielt die Freiheit wieder.

Die Aufregung blieb aber nach wie vor. Die jungen Brauseköpfe glaubten einen Sieg errungen zu haben und rühmten sich dessen öffentlich. Ihr Haß war gegen alle Mönche gerichtet, besonders gegen die Bettelmönche, die sie eine Landplage — das Ungeziefer Aegyptens nannten. — Das Barfüßerkloster mußte Nachts mit Wache umgeben

werden. Von den Kapuzinern durfte sich selbst am Tage Keiner auf die Straße wagen.

Der Churfürst, an den die Sache zur Entscheidung gebracht wurde, wagte nach seiner vorsichtigen Weise nicht selbstständig einzugreifen. Ehe er sich für oder wider die Neuerer entschied, wollte er erst die Meinung von sachverständigen und urtheilsfähigen Personen hören. Deshalb ließ er zuerst einen Convent der Augustiner aus den Provinzen Meißen und Thüringen nach Wittenberg zusammenberufen. Aber die ehrwürdigen Väter waren der Meinung Luthers. Seine Sache erklärten sie für die ihrige. Carlstadt und Guideon — der unter dem Namen des Bruder Gabriel aufgetreten war — waren nach ihrer Meinung zu weit gegangen. Die Klostergelübde erklärten sie keineswegs für sündlich; aber sie wollten sie auch nicht mehr für bindend halten. „Alle Kreatur — hieß es in ihrer Erklärung — ist dem Worte Gottes unterworfen und braucht sich nicht mit menschlichen Satzungen beschweren zu lassen; Jedermann steht es frei, das Kloster zu verlassen oder darin zu bleiben. Wer da geht, muß nur die Freiheit nicht nach dem Gelüste des Fleisches mißbrauchen; wer es vorzieht, zu bleiben, möge auch die Kutte behalten und seinen Obern aus Liebe Gehorsam leisten.“ — Zugleich entschlossen sie sich, nicht mehr zu betteln und die Votivseelenmessen für Geld abzuschaffen.

Auch die Universität war von dem Churfürsten aufgefordert, ihr Gutachten darüber abzugeben. Man überwies die Berathung dieses Gegenstandes einer Commission, deren

bedeutendstes Mitglied Philipp Melanchthon war. Diese entschied sich, in Luthers Geiste, für die Abschaffung der Messe nicht blos in Wittenberg, sondern auch im ganzen Lande, es möge daraus entstehen was da wolle. Als aber dieser Beschluß dem Plenum der Universitätscorporation vorgelegt wurde, so trug die Mehrheit Bedenken, denselben zu genehmigen. Man wich einer entscheidenden Erklärung aus, mit der Entschuldigung: sie seien viel zu geringe, um die Kirche reformiren zu dürfen. — Hier fehlte offenbar Luthers energischer Geist; denn die zu viel forderten, konnten auch das Mindere nicht erreichen, und schadeten durch ihre Ueberspannung mehr, als die Gemäßigten wieder gutmachen konnten.

Unter diesen Umständen war auch der Churfürst nicht weiter zu bringen.

„Wenn schon die Universität zu Wittenberg — erklärte er — sich nicht vereinigen kann, wie ungleich würde die Welt über jede Aenderung urtheilen! Möge man von der Sache lesen, predigen und disputiren nach Belieben, aber indeß bei dem alten Gebrauche bleiben."

So war mit der gesicherten Lehr- und Meinungsfreiheit, bei völliger Freiheit der Presse, schon viel gewonnen für die Sache des Lichts, und der spätere Erfolg zeigt, daß bei völliger Freiheit sich auszusprechen am Ende die gesunde Vernunft siegt.

Zwar genügte diese Erklärung den erhitzten Gemüthern keineswegs. Dem fürstlichen Befehle zum Trotze erklärte Carlstadt öffentlich, er werde zum Feste der Beschneidung

Christi die Messe nach einem neuen Ritus feiern und das Abendmahl genau nach den Einsetzungsworten Christi austheilen. Schon früher, im October, hatte er eine stille Abendmahlsfeier, jedoch im engern Kreise und genau nach dem Vorbilde Christi, mit zwölf Theilnehmern gehalten. Da es aber schien, als würde man ihm Hindernisse in den Weg legen, so wartete er nicht bis auf den vorgeschriebenen Tag. Schon am Christtage des Jahrs 1521 predigte er in der Pfarrkirche von der Nothwendigkeit, das Sacrament in beiderlei Gestalt zu empfangen. Sodann trat er vor den Altar und sprach die Messe, jedoch ohne die Worte des katholischen Ritus, die sich auf die Idee des Opfers beziehen, sowie ohne die Ceremonie der Erhebung der Monstranz. Darauf theilte er zuerst das Brot, dann den Wein, den der katholische Priester für Alle genießt, an die Mitglieder der Gemeinde aus mit den Worten: »Das ist der Kelch meines Blutes des neuen und ewigen Testaments.«

Obgleich dieses nicht der Ritus war, den später Luther einführte, so wagte doch Niemand zu widersprechen. Guideon war einer der Ersten, der das Abendmahl nach dieser neuen Weise empfing und sich dadurch erhoben und gereinigt fühlte, und Carlstadt wiederholte diese Feier schon am Neujahrstage, den Sonntag darauf, und später öfter. Fast sonntäglich erschien er auf der Kanzel, predigte auch Freitags, um seinen Lehren Eingang zu verschaffen.

Da es an jedem kräftigen Gegengewichte fehlte, so

gelang es ihm, die Gemüther hinzureißen und immer mehr zu verwirren.

Carlstadt gehörte zu jenen energischen Naturen, die mit angeborenem Tiefsinne wenig Klarheit des Verstandes verbinden, und mit weniger Geist und Kenntniß die feurigste Thatkraft und den rücksichtslosesten Muth. Mit solchen Eigenschaften begabt, hatte er sich durch die neue Lehre Luthers angeregt und begeistert gefühlt, ohne jedoch Schärfe des Verstandes genug zu besitzen, das milde tiefe Wesen derselben gehörig in sich aufnehmen zu können. So gerieth er auf die merkwürdigsten Abwege und verfolgte jeden derselben mit der leidenschaftlichsten Hitze. Bis hieher hatte ihn indeß die überlegene Geisteskraft Luthers beherrscht. Jetzt aber sah er sich dadurch nicht mehr gehemmt. Die Bahn der Ehre stand ihm offen. Ein begeistertes Publikum umgab ihn. Diese Erfolge erhoben ihn über sich selbst und die Begeisterung gab dem kleinen sonnenverbrannten Menschen eine so feurige, hinreißende Beredsamkeit, wie man sie dem Manne nie zugetraut hatte, der bis dahin nur unklar und kaum verständlich sich ausdrücken konnte. Jetzt war es eine übersprudelnde Fülle tiefsinniger Ideen, die wie ein Strom seiner Rede entquoll, eine neue Welt der Ideen, die sich ihm aufschloß und Jedermann hinriß.

Keiner aber war mehr davon begeistert, als Guideon, der sich wie ein Schiff ohne Masten und Steuer im Sturm einer bewegten Zeit treiben ließ, und nach menschlichen

Berechnungen verloren zu sein schien für das ruhige, besonnene Leben.

In Wittenberg wurde es immer toller. Es war für Carlstadt und seinen Anhang noch Hilfe von Außen gekommen. Eines Tages, gegen Ende Dezembers (1521), war abermals viel Auflauf und ein Zusammenströmen der Volksmenge nach dem Markte zu. Es hieß: „Die Propheten von Zwickau sind angekommen!" — „Was ist es damit?" fragte man hier und dort, und wer es wußte, erzählte es den Andern, daß von den vertriebenen Hussiten mehrere im Erzgebirge sich angesiedelt und dort die Lehre von der Abänderung des Ritus bei der Messe fortgepflanzt hätten. So habe denn nach und nach ein schwärmerischer Tuchmacher Claus Storch eine Secte gebildet, die sich zu den auffallendsten Neuerungen bekannt, und für unmittelbar von Gott inspirirt gehalten hätten. Der Mittelpunkt ihres mystischen Treibens sei Zwickau gewesen; da es aber dort an einer leicht erregbaren Jugend gefehlt, so hätte sie der Magistrat ausgetrieben. Einige derselben hätten sich nach Prag, Andere nach Wittenberg gewendet. Von Jenen habe man schon Nachricht, daß es ihnen dort nicht besser ergangen; diese aber hätten mit Carlstadt schon länger in Verbindung gestanden, und würden hier gewiß begeisterten Anhang finden.

In der That sah man auf dem Marktplatze eine Menge Einwanderer von seltsamen Aussehen, Männer, Weiber und Kinder, Hunde, Ziegen und Lastthiere, Alles durcheinander. Das Gepäcke hatten sie in der Mitte zu-

sammengelegt, Weiber und Kinder saßen darauf; Andere trugen auch große Packe auf dem Rücken. Die abgetriebenen Thiere standen zur Seite am Brunnen und ließen die Köpfe hängen. Ebenso machten es die Schwärmer, die bestäubt, ermüdet, hungrig und durstig waren, aber gläubig hofften, daß der Herr, der die Lilien auf dem Felde kleide und die Raben unter dem Himmel speise, auch sie kleiden und speisen, und ihnen, gleich den Israeliten, das Manna des Himmels senden werde. Und so geschah auch. Mitleidige Bürger brachten ihnen Speise und Trank. Und da die Frömmsten mit den Händen nicht zugriffen, weil sie meinten die Auserwählten zu sein, denen der Herr die gebratenen Tauben in das offenstehende Maul fliegen lassen werde, so waren die Leute gutmüthig genug, ihnen Beides vor den Mund zu halten.

Begreiflich sammelte sich eine Menge Menschen, um diese neue Erscheinung anzustarren. Da erhob sich von Zeit zu Zeit einer dieser Propheten, faltete die Hände und sprach mit zum Himmel gewendeten Blicken, eintönig und hohlklingend Worte der Weihe, die ihnen, wie sie erklärten, von Gott eingegeben seien. — Es herrschte die tiefste Stille.

„Was kann es helfen, spricht der Herr," so redete der Eine, „daß wir an die Bibel uns halten? Zur wahren Unterweisung des Menschen, spricht der Herr, ist sie doch unkräftig!"

Nach diesen Worten kauerte er sich nieder auf sein Reisegepäck, und ein Zweiter erhob sich und sprach in

gleicher Monotonie: „Denn der Mensch — so spricht der Herr — kann nur durch den Geist belehrt werden."

Nach ihm erhob sich ein Dritter und verkündete: „Gott selbst redet mit uns und gibt an, was wir thun und was wir predigen sollen. Gott hat geboten, daß der ganze kirchliche Ritus, wie er bis jetzt gefeiert ist, als abgöttisch umgeworfen werde. Amen! Also geschehe des Herrn Wille!"

„Darum — erklärte ein Vierter dieser Propheten, — dürfen Kinder nicht die heilige Taufe empfahen; denn — spricht der Herr — ohne Glauben hat ein Sacrament keinen Sinn, und Unmündige können noch keinen Glauben haben."

„Und es steht der sündigen Welt der Untergang bevor," stöhnte ein Fünfter; „wehe denen, die verharren im Wahne der Abgötterei; denn — spricht der Herr — die Türken sollen hereinbrechen ins Land und Alles verheeren mit Feuer und Schwert."

„Und kein Priester soll leben bleiben," verkündete, im Tone des unheilvollen Unkenrufs, der von oben bis unten in einen braunen Rock eingeknöpfte bleiche Tuchmacher Claus Storch, und vom niedergeklappten Hute mit breitem Rande zog sich ein grauer, unheimlicher Schatten über sein Antlitz, „so spricht der Herr; selbst Keiner von denen, die sich jetzt verheirathen, überhaupt kein Unfrommer. Aber — spricht der Herr — nach dieser blutigen Reinigung wird das Reich Gottes eintreten. Eine Taufe wird sein und ein Glaube. So spricht der Herr, und der Name des Herrn sei gelobt!"

*

Nach diesen Worten setzte er sich wieder und es herrschte tiefe Stille. Jeder murmelte leise vor sich hin ein Gebet. Alles war wie mit Geisterschauern durchdrungen; Keiner jedoch mehr ergriffen, als Guideon, Keiner mehr hingerissen, als Carlstadt. Diesem war damit eine neue Welt der Ideen aufgegangen. Von einer Veränderung schritt man zur andern, Alles auf sein Verlangen und dringendes Anrathen in begeisterten Predigten. Zuerst wurde das Meßgewand abgeschafft, dann die Ohrenbeichte nicht mehr gefordert. Darauf galt es für ein Zeichen echter Christlichkeit, an Fasttagen Fleisch zu essen, und die Fleischer und Schlächter machten keine besseren Geschäfte, als an Freitagen und andern Fasttagen.

Bald ging Carlstadt noch weiter. „Diese Oelgötzen," rief er — auf die Bilder, Cruzifixe und Heiligenstatuen in der Kirche deutend — „diese abgöttischen Klötze, was sollen sie noch in einer christlichen Kirche? Reißt sie herab und tretet sie mit Füßen!"

Und nun begannen die Propheten aus Zwickau zuerst sich an den Gemälden und Heiligenbildern zu vergreifen. Selbst Carlstadt ergriff in seinem tollen Eifer einen Hammer, und wollte damit das lebensgroße Cruzifix auf dem Altare zerschlagen. Doch Guideon, erschüttert vom Uebermaße des Frevels, hielt ihm den Arm und schrie: „Mensch, es ist das Bild unsers Weltheilands, der für unsere Sünden am Kreuze gestorben. Es ist das große Symbol der Christenheit. Du zerschlägst allen religiösen Glauben, wenn Du dieses Bild zerschlägst."

„Es ist aber Abgötterei damit getrieben," krächzte ihm Carlstadt entgegen; „nennt's nicht das Volk seinen Herrgott? Erinnert es nicht nur an die fleischlichen Leiden Christi? Was hat der Geist des Glaubens damit zu thun?"

„Du unterscheidest nicht Verehrung und Anbetung," entgegnete Guideon; „wir verehren dieses Kreuzbild als Symbol unserer Religion, als Erinnerung an den Stifter derselben; aber wir beten es nicht an."

„Alles einerlei," schrie der kleine, braune Doctor. „Abgötterei bleibt es doch, und das hat Gott geboten."

„Nun, dann zerschlagt die andern Bilder, für dieses lasse ich mein Leben," rief Guideon, und umarmte das Kreuz in der Regung eines bessern Geistes und wahrhaft frommen Sinnes, der von ihm noch nicht gewichen war.

„Ha, was sollen auch alle diese Zierrathen und Bilder in einer Kirche, die nur des Christen Andacht zerstreuen. Fort damit, Anathema sit!" und damit schlug er in ein herrliches Marienbild von Albrecht Dürer gemalt, daß die Stücken der hölzernen Tafel, worauf es gemalt war, umhersprangen, und das Herz des Kunstfreundes hätte mit zerspringen, das Auge des Frommen hätte weinen mögen.

So war denn damit jene heillose, vandalische Bilderstürmerei begonnen, die über ein halbes Jahrhundert bald hier bald dort wüthete, und die herrlichsten, unersetzlichen Kunstwerke zerstörte.

Bald war die Pfarrkirche zu Wittenberg nur mit

Trümmern bedeckt; die nackten Wände klafften gleichsam von den Wunden, die ihnen durch Zertrümmerung der Bilder geschlagen waren, und Alles, was nur einem Schmucke oder einem Zierrath ähnlich sah, wurde zerschlagen. Es war eine schaudervolle, emsige Geschäftigkeit, eine gräuliche, unheimliche Stille, die nur durch das Krachen jener Zerstörung unterbrochen wurde. Selbst die kunstreich geschnörkelten Gitter der Kirchstühle, die volltönende Orgel, der reiche Baldachin der Kanzel wurde zertrümmert, wie die trefflich geschnitzten, vergoldeten und versilberten Bildsäulen der zwölf Apostel. Nichts hing zu hoch; auf Leitern wurden die Wände erstiegen, bis zu dem Gewinde der prächtigen Säulenknäufe Alles zerschlagen. Noch bis spät in die Nacht hinein brannten Feuer von zertrümmerten Heiligenbildern unterhalten, und an den rothen Gewändern einer Kreuzabnahme des Herrn von Rubens leckte die Flamme, wie an dem glühenden Bilde von Correggio, das die Kirche als Schatz bewahrte.

So ging das wüthende, zerstörende Heer aus einer Kirche in die andere, von einem Altar zum andern, Alles schändend und zertrümmernd; kein Candelaber zur Abendmahlsfeier, kein kostbarer Taufstein war sicher. Und oft noch ganz erhitzt von dieser vandalischen Arbeit, bestieg er die Kanzel und predigte das tollste Zeug, das aber in dieser allgemeinen Aufregung immer Glauben und Anklang fand.

Jeder Unsinn steigert sich im Fortschreiten. Bald war es ihm nicht mehr genug, vermeintlich geistliche Miß-

bräuche anzugreifen; er trat auch gegen die weltliche Gewalt in Widerspruch.

„Wenn die Obrigkeit nachlässig ist," lehrte er, „so darf die Gemeinde die nothwendigen Aenderungen vollziehen." Auf seinen Betrieb wurden von der Gemeinde dem Rathe Artikel vorgelegt, in denen förmliche Abschaffung aller nicht der heiligen Schrift gemäßen Ceremonien, aller Messen, Vigilien, Begängnisse, und unbedingte Lehrfreiheit für alle Prediger gefordert wurde. Und der so hart bedrängte Rath sah sich genöthigt nachzugeben. Man forderte weiter: Der Rath solle alle Häuser der Erholung und des Vergnügens schließen, keine Bettler mehr dulden, die von den Gütern der Klöster unterhalten werden sollten u. dgl. m.

Ja, was noch das Tollste war: Ein alter Professor, wie Carlstadt, der sich auf seine Gelehrsamkeit nicht wenig zu Gute that, ließ sich durch die Zwickauer Propheten zu der Meinung hinreißen, man bedürfe keiner Gelehrten mehr, keines Studiums an den Universitäten, noch weniger ihrer Grade. Wer ihn Doctor nannte, empfing dafür eine Grobheit. In seinen Vorlesungen vom Katheder herab rieth er den Studenten, nach Hause zu gehen und Ackerbau zu treiben, denn es sei in der Schrift geboten: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.

Ihm folgten bald Andere nach in solcher Verkehrtheit. Aus einem Fenster der Knabenschule hörte man den sonst achtbaren und fleißigen Rector Georg Mohr den zusammenlaufenden Bürgern zurufen: „Nehmt Eure Kinder aus der Schule! Wozu bedarf es noch dieser elenden Ge-

lehrsamkeit, da alle die himmlischen Propheten aus Zwickau, der Storch, Thomä und Stübner, welche mit Gott reden, die Fülle der Gnade und Wissenschaft besitzen ohne alles Studium!"

So war leicht der gemeine Mann zu überreden, daß auch jeder begeisterte Laie, jeder inspirirte Handwerker zum Amte eines Priesters oder Predigers sich eigne. Und so verödeten Schulen und Hörsäle der Professoren.

Eine der rohesten Ideen von göttlichen Eingebungen, die je geherrscht haben, war damit an die Stelle der geistigen Aufklärung gesetzt, die Luther bezweckte. Wäre das durchgeführt worden, wie es Carlstadt und seine Anhänger so toll begonnen hatten, so wurde jede Religion, jede Glaubensform, alle geistliche und alle weltliche Gewalt und Ordnung umgestürzt, und die wildeste Anarchie würde an die Stelle der erwachenden Civilisation getreten sein.

In Wittenberg war Niemand, der die Kraft und Ueberlegenheit hatte, dem allgemeinen Taumel Einhalt zu thun. Melanchthon, der Einzige, der die Geisteskraft wohl dazu gehabt hätte, war noch zu jung, überhaupt zu milde dazu. Und wenn er mit den Zwickauer Propheten sprach, so mußte er sich gestehen, daß sie in der Hauptsache recht hatten, wenn er auch ihre Inspiration nicht für göttliche Eingebung erkennen konnte, und in seiner gemäßigten Gesinnung einsah, daß sie viel zu weit gingen.

Auch der Churfürst war nicht fähig, dem Unwesen einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzustellen. Er war

die friedfertigste Natur von der Welt, wie sie jemals eine so kriegerische Zeit hervorgebracht hatte. Seinem Grundsatze, zu temporisiren, seiner Abneigung, in Glaubenssachen selbst handelnd aufzutreten, der Gewohnheit, die Dinge sich selbst entwickeln zu lassen, widerstrebte jedes selbstthätige Eingreifen. Er selbst hatte ein fast kindlich frommes Gemüth, hatte viel in der Bibel gelesen und war im Herzen mit Luthers daraus gezogenen Lehren gar wohl einverstanden. Wie hätte er wagen können, in Glaubenssachen dem Manne vorzugreifen, den er als höchste Autorität darüber so still verehrte! —

Er hegte die tiefste Ehrerbietung für die heilige Schrift. „Alles Andere," sagte er, „läßt sich gar wohl widerlegen, so scharfsinnig es auch lauten mag; nur das göttliche Wort ist heilig und majestätisch, wie die Wahrheit selbst." Er fühlte wohl das Gefährliche der neuen Richtung, doch wagte er eben so wenig als Melanchthon sie zu verdammen. Als man ihm einst sagte, die Leute hätten im Grunde so Unrecht nicht, war er sehr erschüttert; doch erklärte er: „Ich verstehe nichts davon; ehe ich mich aber entschließe, gegen Gott zu handeln, wollte ich lieber mit dem weißen Stabe in der Hand mein Land verlassen."

Aber dahin hätte es kommen können, wenn es so fort ging in der Richtung, die Carlstadt und die Sectirer einmal eingeschlagen hatten.

Der einzige Mann, der hier helfen konnte in der Noth, saß auf der hohen, einsamen Wartburg, fern von allen Welthändeln, wenn auch nicht ohne Theilnahme daran.

An ihn hatten seine Freunde von Wittenberg aus geschrieben und ihn um Hilfe angesprochen, doch mit der Warnung und Bitte, sich keiner Gefahr auszusetzen; denn seine Feinde hatten nicht ermangelt, ihm die Schuld aller dieser Aergerniſſe und Kirchenschändung beizulegen. Das deutsche Gemüth war dadurch empört, und Viele hatten sich dem Pabſtthume wieder zugewendet, weil das Lutherthum, wie sie meinten, zu Verbrechen und Schande führe. Mehrere Fürſten hatten die Söhne ihrer Unterthanen von dort zurückberufen, und viele Verſtändige verließen eine Univerſität, wo es so toll herging. Die noch vor Kurzem so blühende Hochschule, der Stolz des Sachsenlandes, verödeten immer mehr, und täglich unsinniger triebe es dort Carlſtadt und die Zwickauer Sectirer.

Keiner aber war dadurch so schmerzlich betroffen, als Martin Luther. „Nie in meinem Leben," erklärte er, „hat mich Etwas tiefer verletzt; was mir sonſt zu Leide gethan worden, iſt nichts dagegen."

Auf ihn machte es keinen Eindruck, was die sogenannten Propheten vorgegeben hatten von himmlischer Inſpiration. Auch er kannte die geheimnißvollen Tiefen der geiſtigen Welt; aber von Gott hatte er einen viel zu erhabenen Begriff, um sich einreden zu laſſen, er erſcheine dem Menſchen und spreche mit ihm.

„Willſt Du wiſſen — schrieb er an Melanchthon — Zeit, Ort und Art der göttlichen Geſpräche? — Höre: Wie der Löwe hat er meine Gebeine zerſchmettert, und ich bin verworfen vor Deinen Augen; meine Seele iſt

erfüllt mit Vorgefühl der Hölle. Darum redet Gott durch die Menschen, weil wir es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche."

Seinem Churfürsten kündigte er an, er werde sich selbst nach Wittenberg begeben.

Dieser, ängstlich besorgt um Luthers Sicherheit, bat ihn, es nicht zu thun. Es werde zur Zeit noch nicht zum Guten gereichen. Er möge lieber sich für den nächsten Reichstag vorbereiten, wo seine Sache gewiß Erledigung finden werde. Doch durch solche Vorstellungen war der kühne Reformator nicht zurückzuhalten. Nie war er fester überzeugt, daß er das Evangelium vom Himmel habe, und daß der Glaube ihn schützen werde. Was in Wittenberg vorgefallen war, schien ihm ein Schimpf, der ihn und das Evangelium treffe.

So brach er denn auf unter Gottes Obhut, ohne Furcht vor des Pabstes Bann und des Kaisers Acht. Das geschah am 31. März des Jahres 1522, nachdem er 13 Monate auf der Wartburg so segensreich für die Ausbreitung des Evangeliums zugebracht hatte.

An seinen Churfürsten schrieb er vom ersten Nachtlager auf seiner Reise, von Borna aus, einen Brief, der ein demüthiges Entschuldigungsschreiben sein sollte; aber als Zeugniß seiner erhabenen Gefühle, die ihn beseelten, einen so hohen und edlen Schwung annahm, und zwar in der originellsten, treuherzigen und bieder-derben Schreibart, die seine Briefe so eindringlich und liebenswürdig

machen, daß wir uns nicht enthalten können, einige Stellen daraus mitzutheilen.

„Mich hat der Jammer so zertrieben," schrieb er u. A., „daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns ist, hätte ich verzagt an der Sache. Alles, was bisher mir zu Leide gethan ist in dieser Sache, ist Schimpf und nichts gewesen. Ich wollt's auch, wenn es hätte sein können, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, wie wir's weder vor Gott noch vor der Welt verantworten können, und liegt doch mir auf dem Halse und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir vom Herzen wehe.

„Von dieser Sache, gnädigster Herr, antworte ich also: Eure Churfürstl. Gnaden weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiemit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen (wie ich denn hinfort thun will) einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. — Daß ich aber mich zum Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich daran zweifelte, sondern aus übriger Demuth, die Andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zu viele Demuth gelangen will zur Niedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Handbreit räume, muß ich aus Noth meines Gewissens anders dazu thun.

„Ich habe Eurer Churfürstl. Gnaden genug gethan, daß ich dieses Jahr gewichen bin, denn der Teufel weiß

fast wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hatten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich doch unter sie gesprungen mit Freuden.

„Solches sei Ew. Churfürstl. Gnaden geschrieben, in der Meinung, daß Ew. Churfürstl. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz, als dem des Churfürsten." — Ich hab's auch nicht im Sinn von Ew. Churfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte Ew. Churfürstl. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Churfürstl. Gnaden könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen; Gott muß allhie allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweile ich denn nun spüre, daß Ew. Churfürstl. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei Wege Ew. Churfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — Ew. Churfürstl. Gnaden hat schon zuviel gethan und sollte gar nichts thun!

„Dieweil ich nicht will Ew. Churfürstl. Gnaden folgen, so ist Ew. Churfürstl. Gnaden vor der Welt entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll Ew. Churfürstl. Gnaden sich also halten: nämlich der Oberkeit als ein Churfürst gehorsam

sein, und Kaiserl. Majestät lassen walten in Ew. Churfürstl. Gnaden Städten und Ländern, an Leib und Gut, wie sich's gebührt nach der Reichsordnung, und ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widersatz oder irgend ein Hinderniß begehren der Gewalt, so sie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt soll Niemand brechen, noch widerstehen, denn allein der, der sie eingesetzt hat: sonst ist's Empörung wider Gott. — Ich hoffe aber, sie werden Vernunft gebrauchen, daß sie Ew. Churfürstl. Gnaden erkennen werden als in einer höheren Wiege geboren, denn daß sie selbst sollte Stockmeister über mich werden.

„Ich will Ew. Churfürstl. Gnaden vor Schaden und Gefahr sicher halten an Leib, Gut und Seele, meiner Sachen halben, es glaub's Ew. Churfürstl. Gnaden oder glaub's nicht.

„Hiemit befehle ich Ew. Churfürstl. Gnaden in Gottes Gnaden.

„Wenn Ew. Churfürstl. Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber nicht glaubt, so hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Liebe, Lob, in Ewigkeit, Amen."

Mit diesen Gesinnungen des festen Muthes und Gottvertrauens, der schonenden Rücksicht auf die ganz eigene hohe Stellung seines Landesherrn gegen Kaiser und Reich, mit diesem höhern Rechtsgefühle und hohen Selbstbewußtsein den Feinden des Lichts gegenüber, und besonders wider seinen mächtigen und nächsten Gegner, den Herzog

Georg zu Leipzig, des Churfürsten Vetter; mit dieser Gesetzlichkeit und Pietät, Milde und Kraft ausgerüstet, setzte Doctor Martin Luther am folgenden Tage seine so wichtige und bedeutsame Reise nach Wittenberg fort, wo es galt, dem Pabstthum die letzte Waffe zu entwinden, die ihm die Anhänger der neuen Lehre durch ihren Alles übertreibenden Unsinn in die Hand gegeben hatten.

Bei allen den großen Bewegungen der Zeit und des Gemüths erhielt Luther sich eine köstliche Heiterkeit der Seele, und hatte vorzüglich auf Reisen und besonders am Tische einen herrlichen Humor, der ihn unendlich liebenswürdig machte.

Zwei junge Leute, die nach Wittenberg wandern wollten, um die dortige Hochschule zu besuchen, waren um Fastnacht desselben Jahrs bei dem schlechtesten Wetter in Jena angekommen. Von einem Gasthofe zum andern ziehend und überall abgewiesen, fanden sie endlich im Wirthshause zum schwarzen Bären vor einem der Thore der Stadt ein Unterkommen. — Da erblickten sie in der großen, dunkeln Gaststube einen Mann mit einem langen Barte in ritterlicher Kleidung, an einem Tische allein sitzend. Der hatte Wein vor sich stehen und las in einem Büchlein. Als die jungen Leute eingetreten waren und schüchtern und blöde, zumal wegen ihrer sehr verunreinigten Kleidung, an der Thüre stehen blieben, grüßte er sie freundlich, lud sie ein näher zu treten, und bot ihnen zu trinken. Das konnten sie nicht ablehnen und folgten der Einladung mit einiger Befangenheit. Indeß wollten sich

die jungen Leute revangiren, bestellten ebenfalls ein Maaß Wein und boten auch ihrerseits dem fremden Reitersmann mit Freundlichkeit einen Trunk an.

So war denn die nähere Bekanntschaft bald eingeleitet. Die jungen Studenten hielten den freundlichen Fremden für einen Ritter aus dortiger Gegend; denn nach Landesgewohnheit saß er da in einem rothen Schlepli, bloßen Hosen und Wams, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf den Knauf gestützt, mit der andern das Heft umfangend, ganz in ritterlicher Kleidung und Positur.

Nach dem ersten Hin- und Herreden über das Wetter fing er an nach ihrer Heimath zu fragen, und da schon ihre Aussprache sie als Schweizer verrieth, so sagte er ihnen, daß sie in Wittenberg Landsleute treffen würden.

Der Eine dieser beiden Jünglinge nannte sich Keßler, der Andere war sein Freund; Beide waren frische, blühende junge Männer, die viel Geist und Herz verriethen und jene glückliche Bildung hatten, die auf den ersten Blick Wohlwollen erweckt. Jener Keßler war derselbe, der später als Reformator in St. Gallen sehr berühmt wurde. Er hat dieses Zusammentreffen mit Luther — denn der war jener Reitersmann — mit den kleinsten Umständen in seinen Denkwürdigkeiten erzählt.

Damals ahneten indeß Beide noch nicht, daß sie den großen Reformator vor sich sahen, um dessenwillen sie die weite Reise aus der Schweiz nach Wittenberg unternommen hatten. Sie befragten ihn daher unbefangen um Luther und seinen dermaligen Aufenthalt.

„Ich habe gewisse Kundschaft," entgegnete er, „daß Luther jetztmal nicht in Wittenberg ist. Er soll aber bald dahin kommen."

Alsdann rühmte ihnen der fremde Ritter die Vorlesungen und Gelehrsamkeit Melanchthons.

„Aber wir wünschen den Doctor Martinus zu sehen," entgegnete der junge Keßler. „Wir werden nicht ruhen, bis wir ihn gesehen und gehört haben; denn nur deshalb haben wir die weite Reise von Basel nach Wittenberg unternommen."

Nun erkundigte sich Junker Georg — so nannte sich der fremde Reiter — angelegentlich, wie es dort in Glaubenssachen stehe und was Erasmus mache. Sie ertheilten ihm die gewünschte Auskunft, so weit sie es vermochten; gaben jedoch ihre Verwunderung zu erkennen, daß ein Kriegsmann, wie er zu sein scheine, für solche Dinge Interesse zeige. Nun lächelte der Junker Georg und verrieth Kenntniß in der griechischen und hebräischen Sprache, deren Studium er ihnen empfahl, als sehr nothwendig zum Verständniß der Bibel, und besonders für die Auslegung des alten und neuen Testaments.

Damit stieg ihr Erstaunen noch höher und der fremde Rittersmann fragte, was man im Schweizerlande von Martin Luther halte? —

„Es sind," erwiderte der junge Keßler, „mancherlei Meinungen darüber; Einige können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben

hat, Etliche aber verdammen ihn als unleidlichen Ketzer, und vor Allen die Geistlichen."

„Ich versehe mich wohl," entgegnete Jener; „das sind die Pfaffen."

Indeß hatte Keßlers Freund einen Blick auf das Büchlein geworfen, das der Junker vor sich liegen hatte, und da er sah, daß es ein hebräischer Psalter war, äußerte er seine Verwunderung darüber und wünschte diese Sprache zu kennen. In diesen Wunsch stimmte auch der junge Keßler ein.

„Wendet nur Fleiß an," entgegnete darauf der Ritter, „so wird es schon gehen. Auch ich wünsche darin weiter zu kommen und übe mich täglich."

„Liebe Gesellen!" sprach der Wirth, an den Tisch tretend, zu den beiden jungen Leuten, als der Junker einmal aufgestanden und hinausgegangen war, „wäret Ihr vor einiger Zeit hier gewesen, so wäre es Euch gelungen, den Doctor Luther zu sehen, denn hier an dem Tisch ist er gesessen und an dem Ort."

„Ei!" rief der Eine; „wie unglücklich sind wir doch daran, daß wir solches bei den schlechten Wegen und schlimmen Wetter versäumt haben!"

„Doch," bemerkte der Andere begeistert, „können wir uns glücklich schätzen, wenigstens in dem Hause zu sein, wo er gewesen war."

Der Wirth ging lachend weg.

Doch nach einer Weile rief er den jungen Keßler hinaus und vertraute ihm: „Weil ich in Euch Einen der

Treuen erkannt habe, so will ich es Euch unter dem Siegel der Verschwiegenheit sagen, daß es Luther war, bei dem Ihr gesessen habt."

„Nicht möglich!" rief der junge Mann erstaunt; „dieser Ritter mit Bart und Schwert, der berühmte Doctor Martinus Luther?"

„Ja ja, so ist es, wie ich sage," entgegnete der Wirth lachend, und bat im Abgehen, es nur um des Himmels willen gegen Niemand zu verrathen, daß er Luther erkannt habe.

„Ihr treibet wohl Spaß mit mir, guter Freund!" fragte Keßler immer noch zweifelnd; „Ihr meint mich zu foppen, weil ich so große Begierde gezeigt habe, Luther zu sehen."

„Nein, wahrhaftig nicht," entgegnete der Wirth ernsthafter; „thut aber, als kennet Ihr ihn nicht."

Kopfschüttelnd und ungläubig kehrte der junge Student in die Gaststube zurück und raunte diese Neuigkeit seinem Freunde zu. Dieser aber meinte, er möge wohl verhört haben, statt „Luther" habe der Wirth „Hutten" gesagt, und so hätten sie die allerdings auch große Ehre gehabt, mit dem nicht weniger berühmten gelehrten Ritter Ulrich von Hutten zu reden.

Luther kam zurück in die Stube und setzte sich wieder zu ihnen. Sie betrachteten ihn mit scheuer Ehrerbietung und wagten nicht zu reden.

In diesem Augenblick traten zwei fremde Kaufleute herein, die auch da übernachten wollten. Sie grüßten

und setzten sich. Der Eine von ihnen hatte ein uneingebundenes Buch in der Hand, über welches sich beide Fremde mit großem Eifer hermachten, um es zu lesen.

„Was ist das für ein Buch, Ihr Herrn?" fragte Luther.

„Doctor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln," antwortete der Erstere von Beiden; „erst gedruckt und ausgegangen in diesem Jahre. Habt Ihr es noch nicht gesehen?"

„Das Buch soll mir auch bald werden," entgegnete Luther.

Als der Wirth nun die Gesellschaft zu Tisch einlud, baten die beiden jungen Schweizer, theils weil es ihnen an Geld fehlen mochte, theils aus Respect, ihnen an einem andern Tische nur ein wenig Brod und Käse zum Imbiß zu geben.

„Ei so kommt doch herbei!" rief Luther ihnen freundlich zu, „und laßt Euch gefallen, meine Gäste zu sein." Das nahmen sie denn auch mit freudiger Ueberraschung an.

Während des Essens sprach nun der fremde Junker so viele freundliche und gottselige Reden, daß die jungen Studenten und die beiden Kaufleute ganz erstaunt waren, und Essen und Trinken darüber vergaßen.

Unter Anderm beklagte sich der verkappte Luther darüber, wie jetzt die Fürsten und Herrn auf dem Reichstage zu Nürnberg, von wegen Gottes Worts, dieser schwebenden Händel und Beschwerden deutscher Nation halben versammelt wären, aber nicht mehr auszurichten

geneigt, denn gute Zeit mit köstlichem Turnier, Schlitten, Unzuchten und Hoffahrt zu verzehren, da doch vor Allem Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott dazu diene.

„Aber das sind unsre christlichen Fürsten," sprach er.

„Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie," sprach darauf der Eine der fremden Kaufleute; „verstehe mich auf die Händel nicht besonders, das spreche ich aber, wie mich die Sache ansieht: so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle sein. — Ich hab' auch Muth, noch 10 Gulden ihm zu Lieb zu verzehren, daß ich ihm beichte," setzte er mit einer komisch-naiven Wendung seines Ideenganges hinzu; „denn ich glaube, er möchte und könnte mein Gewissen wohl unterrichten."

Indem er so sprach, trat der dicke Wirth hinter die beiden Schweizer und flüsterte ihnen zu: „Habt nicht Sorge um die Zehrung. Martinus Luther hat das Nachtmahl für Euch ausgerichtet."

„Das freut uns sehr," entgegnete Keßler; „nicht des Geldes und Genusses wegen, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hat."

Als die Kaufleute hinausgingen, dankten sie dem fremden Ritter und sagten ihm, daß sie ihn für Hutten hielten, was er aber ablehnte.

Am andern Morgen erzählte er lächelnd dem Wirth, daß man ihn in dieser Nacht zum Edelmann machen wolle, nämlich zum Ritter Ulrich von Hutten.

„Der seid Ihr auch nicht," entgegnete der Wirth mit

einer ehrerbietigen Verneigung; „wohl aber Doctor Martinus Luther.“

„Die halten mich für Hutten,“ wendete er sich nun lächelnd gegen die Studenten, die eben zum Abmarsch die Ränzel aufgenommen hatten, und zu danken kamen und sich bei ihm zu beurlauben; — „der Wirth aber für Luther: am Ende sollte ich bald Markolfus werden.“

Darauf trank er ihnen aus einem Bierglas zu; da er aber zu bemerken glaubte, daß sie des Biers ungewohnt seien, ließ er ihnen Wein geben und bot ihnen Trunk und Handschlag zum Abschiede. Dabei trug er ihnen Grüße nach Wittenberg auf.

„Wen aber sollen wir nennen,“ fragte Keßler, „wenn sie uns nun fragen würden, wer grüßen lasse?“

„Saget nicht mehr,“ entgegnete Luther; „denn: der kommen soll, läßt Euch grüßen; so verstehen sie die Worte bald.“

Nun zogen die beiden Studenten, ganz begeistert von dem Glück, Luther gesprochen zu haben, ihres Weges. Die Kaufleute aber, die indeß auch erfahren hatten, daß es der berühmte Doctor Luther sei, mit dem sie gegessen und getrunken hatten, entschuldigten sich darüber, daß sie sich ungeschickt über ihn geäußert hätten und baten, ihnen darüber nicht zu zürnen.

„Hat nicht Noth,“ entgegnete er; „wenn Ihr indeß einmal, wie Ihr versprochen, nach Wittenberg kommt, um Luther zu beichten, so werdet Ihr ja dann sehen, ob ich der bin oder nicht.“

Darauf grüßte er freundlich, schwang sich auf sein Roß und vom treuen Diener gefolgt, ritt er davon auf der Straße, die nach Wittenberg zuführt.

Es war Freitags am 7. März, als Luther noch unerkannt abermals in seinem geliebten Wittenberg wieder anlangte, doch dieses Mal, um dort zu bleiben.

Er nahm im Augustinerkloster seine frühere Wohnung wieder ein, ließ sich den Bart abscheren und das Haar kurz schneiden, ohne jedoch die mönchische Tonsur wieder herzustellen, und legte seinen schwarzen Chorrock des Augustiner-Ordens wieder an.

Sein Erscheinen erregte allgemeine Freude und augenblickliche Beruhigung der Gemüther. Sein Ansehen stand so hoch, daß man weder auf Carlstadt noch auf die Propheten aus Zwickau mehr hören wollte. — Mit der ihm eigenen Milde und klugen Besonnenheit trat er jedoch nicht als donnernder Strafprediger, sondern als väterlicher Seelsorger auf. Dadurch aber eben, daß aus ihm biederes Wohlwollen und kräftige Ueberzeugung sprach, erreichte er die mächtige Wirkung auf die Gemüther, deren es hier bedurfte, um die verirrten und erhitzten „Schwarmgeister" — wie sie Luther nannte — zur Besonnenheit und Ordnung zurückzuführen.

Erst suchte er in Privatgesprächen auf Carlstadt und die Zwickauer Propheten zu wirken. Er gab ihnen Vieles zu, suchte aber ihnen begreiflich zu machen, daß sie zu weit gegangen wären, daß man nicht Alles über den Haufen stürzen dürfe, um Gutes zu wirken.

Allein Carlstadt ließ sich nicht überzeugen und fuhr fort, die tollsten Lehren und Ansichten aufzustellen. Da erklärte ihm Luther, daß er wenigstens zugeben müsse, darin gefehlt zu haben, daß er den Predigerstuhl, ohne dazu amtlich berufen zu sein, betreten habe. Und er sei es daher der Welt und dem Evangelium schuldig, das Verbot, die Kanzel jemals wieder zu betreten, gegen ihn auszuwirken. Das geschah, und Carlstadt wurde dadurch wenigstens in Wittenberg zum Schweigen gebracht.

Mit den Propheten hatte er noch heftigere Auftritte. Er suchte sie in Melanchthons Beisein ganz sanftmüthig von ihrem Irrwahn, daß Gott mit ihnen rede, zu heilen. Es war vergebens. Sie behaupteten, Gott selbst spreche mit ihnen. Nun sagte er ihnen, daß der Teufel aus ihnen rede, daß Satanas sie verblende, und sie wurden ganz wüthend. Einer von ihnen schrie: „Zum Beweis, daß sie die wahren Propheten wären, wolle er ihm sagen, was er so eben denke und fühle."

„Nun, sagt an," entgegnete Luther.

„Im Herzen fühlt Ihr Euch zu uns hingezogen," erklärte der Zwickauer Weber.

„Das hat der Teufel Euch eingegeben!" rief Luther erschreckend und überrascht dadurch, daß es die Wahrheit war; denn er verdammte nicht die Grundzüge ihrer Lehre, sondern nur die angebliche Inspiration, da er nichts für gültig anerkennen wollte, als was aus der heiligen Schrift bewiesen werden konnte.

Der Churfürst hatte in seiner Aengstlichkeit den Rechts-

gelehrten Hieronymus Schurf an ihn abgesendet, um ihn auffordern zu lassen, nicht in der Schloßkirche zu predigen, damit es nicht scheine, als geschehe es mit seinem Willen, und dann in einer schriftlichen Erklärung die Gründe anzugeben, weshalb er nach Wittenberg zurückgekehrt sei. Das that denn auch Luther bereitwillig, aus Schonung der Schwachheit des Churfürsten — wie er sich ausdrückte, und schloß diese Erklärung mit den Worten: „Ich hoffe, mein Herr Christus sei unserer Feinde mächtig, und werde mich vor ihnen wohl schützen, so er will. Will er aber nicht, so geschehe sein lieber Wille; es soll doch von mir Ew. Churfürstlichen Gnaden kein Fahr und Leid geschehen, das weiß ich fürwahr."

Am Sonnabend fanden und erkannten ihn die jungen Schweizer, die er in Jena so freundlich behandelt hatte, wie er im Kreise seiner Freunde sich über Alles genau unterrichten ließ, was während seiner Abwesenheit, besonders in der letzten Zeit, in Wittenberg vorgefallen war.

Schon am nächsten Sonntage bestieg er die Kanzel und predigte acht Tage hintereinander täglich. Der Zulauf war ungeheuer; die Einwirkung seiner Kanzelvorträge auf die Gemüther tief und überzeugend. Auch in seinen öffentlichen Reden faßte er die Sache aus dem Gesichtspunkte des Seelsorgers auf. Er verwarf die Veränderungen, die man gemacht hatte, nicht an und für sich, noch weniger die Lehre, aus der sie geflossen waren, aber er urtheilte, man sei zu rasch damit verfahren, man habe dadurch nur Aergerniß bei den Schwachen verursacht und

das Gebot der Liebe nicht gehalten. Er gab zu, daß es Gebräuche gebe, die man durchaus abschaffen müsse, wie die Privat-Seelenmessen; indeß müsse man dabei Gewaltsamkeit und Aergerniß vermeiden. Von den meisten andern Ceremonien sei es aber dem Christen gleichgiltig, ob man sie beobachte oder nicht. — In Hinsicht der Form des Abendmahls, der Beichte, Fasten und Bilder in der Kirche, und ob man im Kloster bleiben wolle oder es verlasse, gestattete er viel Freiheit des Willens. Darüber Gesetze zu machen, Lärm zu veranlassen, schwächern Mitbrüdern Anstoß zu geben, widerstreite dem Gebot der Liebe.

Es war schon ein unendlicher Gewinn, zu zeigen, daß die Religion ein freies Gebiet anerkenne. Luther that es mit der Milde und Schonung eines Vaters und Führers, und mit der Ueberlegenheit eines weiter sehenden und tiefer dringenden Geistes.

Diese seine Predigten gehören zu den bedeutendsten, die er je gehalten hat. Mit einer siegenden Beredtsamkeit suchte er nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen und Leidenschaften zu beschwichtigen. Deshalb nannte er auch keine Namen, und durch diese Schonung versöhnte er sogar die, deren überspannte Lehren er bekämpfte.

Wie hätte die Gemeinde dieser wohlbekannten Stimme und milden, versöhnlichen Gesinnung ihres aus der Verbannung zurückgekehrten geliebten Lehrers und Seelsorgers widerstehen können? Wie unter dem Bann einer Zaubermacht fügten sich die Gemüther unter dessen gemäßigte Meinung. Gesetzliche Ordnung und vernünftige Freiheit

kehrten zurück nach Wittenberg. Carlstadt und die Sectirer wanderten aus, freilich, um es in andern Städten noch toller zu treiben, als sie es in Wittenberg gethan hatten, und ein neues Kampfesfeld eröffnete sich Luther gegen die Unvernunft seiner exaltirtesten Anhänger.

Diese machten ihm noch viel zu schaffen — das Pabstthum dagegen war besiegt.

Die päbstliche Bannbulle war durch die allgemeine Achtung und Sicherheit, die man Luther überall gewährte, geschlagen; der Ablaßhandel, der den Pabst und hohen Clerus bereichert hatte, war abgeschafft; die Seelenmessen, von deren Ertrage die Mönche schwelgten, wurden nicht mehr gelesen; die so oft gemißbrauchten Beichtstühle standen verödet; Mönche und Nonnen, die keinen innern Klosterberuf mehr fühlten, verließen die Klöster und der Priesterstand war kein Ehehinderniß mehr. Statt der Messe wurde das Abendmahl als Erinnerungsfeier an Jesus Christus in einer den Einsetzungsworten geschichtlich treuern Form gefeiert und die heidnische Idee des Meßopfers verschwand zum Nachtheil der Klosterfäckel immermehr.

Endlich trat auch Luthers herrliche, kräftig-deutsche Bibelübersetzung ans Licht. Nachdem Luther sie nochmals mit Melanchthon durchgegangen war, und dieser mit Hilfe seiner tiefern Sprachkenntniß manches darin verbessert hatte, erschien das göttliche Wort in einer Form und Sprache, die es jedem frommen Familienkreise zugänglich machte.

Damit war denn der Grund gelegt, daß die große

religiöse Wahrheit, die Luther so kühn und furchtlos verkündigte und vertheidigte, in dem Herzen des Volks so tiefe Wurzel schlagen konnte; denn die Lehre Luthers ist auf das reine Evangelium oder die, durch herrschsüchtige Päbste, spitzfindige Kirchenväter und schwelgerische Kirchenconcilien unverfälschte, Verkündigung des großen Stifters unserer Religion, Jesu Christi, gegründet.

Das eben ist der reiche Segen des Protestantismus, daß er der höchsten Gabe der Gottheit an das Menschengeschlecht — dem Verstande — keine Fesseln anlegt; daß er dem vernünftigen und geistreichen Menschen nicht zumuthet, Unsinn und Unmöglichkeiten zu glauben; daß er das Volk aus Dumpfheit, Dummheit und Aberglauben erlöset und zum Lichte der Aufklärung führt, daß er eine wahre, aber keine träumerische oder heuchlerische Frömmigkeit fördert und der freien Forschung des Geistes noch den weitesten Spielraum überläßt, nicht alles Selbstdenken durch gedankenlose Formeln und eiserne Dogmen unterdrückt.

Und diesen Segen eines die Menschheit veredelnden, Geist und Gemüth gleich erweckenden und durchdringenden Gottesglaubens hat Martin Luther über die Menschheit gebracht.

Und darum ist er nächst Christus der größte Reformator, den jemals die Erde getragen hat, und dessen Andenken wir feiern.

Und die Bibel, deren Verständniß im Volke, deren Licht und Wärme wir ihm verdanken, heißt mit Wahrheit das Buch der Bücher, denn es ist das göttliche Wort,

wie es der weiseste Mensch auf Erden, der hochgebenedeite, von Gott begabte Weltheiland verkündet hat — der Menschheit zum Heil, der Welt zum Frieden.

Neuntes Hauptstück.

Stillleben im Sturm.

„Bis hieher hat uns der Herr geholfen."
1. Sam. 7, 12.

Der Pabst Leo X. ist todt. — Der Sieg Luthers über das Pabstthum. — Stillleben im Sturm. — Guideon kommt zur innern Klarheit. — Entführung der Nonnen im Kloster Nimtsch. — Guideon und Hedwig vereinigt. — Luthers Meinung und Rechtfertigung darüber. — Luther legt sein Mönchsgewand ab. — Dessen Sorge für die Nonnen. — Für Katharina von Bora. — Sein bewegtes öffentliches Leben. — Tod des Churfürsten. — Luthers Verheirathung. — Sein häusliches Stillleben. — Sein Ende. — Nachruf.

Pabst Leo X. in Rom war gestorben, und obwohl der Kampf noch fortdauerte, die neue Lehre noch vieler Jahre bedurfte, um sich Festigkeit in ihren Grundlagen und gesetzliche Anerkennung im deutschen Reiche zu gewinnen, so war doch damals schon der Sieg Luthers über das Pabstthum entschieden, und es kam die Zeit heran, wo Luther selbst und mancher andere von der stürmenden Bewegung Fortgerissene an ein Stillleben im Sturm denken konnte.

Guideon, dieser in der Unklarheit des Bewußtseins von den entgegengesetzten Glaubensmeinungen hin und her

geworfene junge Mensch, der mit warmen Gefühl und excentrischer Ueberspannung bald fanatischer Katholik, bald exaltirter Protestant gewesen war, hatte in Luthers herrlich klaren Predigten nach dessen Rückkehr zu Wittenberg jene selbstbewußte Ueberzeugung, jene innere Klarheit und Seelenruhe gefunden, die ihm bis dahin gefehlt und ihn zum Spielball einer großen, bewegten Zeit gemacht hatte.

Luther hatte den edlen Kern seiner Seele erkannt und ihn seines nähern Umganges gewürdigt, Melanchthon war sein Freund und Lehrer geworden.

Seine nach so vielen Stürmen beruhigte Seele neigte sich mehr dem stillen, beschaulichen Leben eines frommen Seelsorgers zu, als den noch immer fortrollenden großen Bewegungen der so vielfach verfolgten und doch sich im Laufe der Zeit fester begründenden Reformation. Er nannte diese Bewegung das stürmende Meer, dem der aus dem Schiffbruch gerettete Mensch sich aufs Neue nicht aussetzen werde; und nachdem er noch ein Jahr in Wittenberg Philosophie und Theologie studirt hatte, verschaffte ihm Luther den Ruf nach Torgau als Prediger.

Dorthin zog sich Guideon unter dem nach Sitte damaliger Gelehrten angenommenen lateinischen Namen Silesius zurück und lebte still und erbaulich für das Seelenheil seiner kleinen Gemeinde, tief im Herzen eine Liebe bergend, die er sein ganzes Leben hindurch sich gewöhnt hatte für hoffnungslos und unerreichbar zu halten.

In dem Nonnenkloster Nimtschen unweit Grimma an der Mulde herrschte im Anfange des Jahres 1523 eine

Aufregung und Verstimmung, die sich mit Worten kaum beschreiben läßt.

Dort war, wie wir wissen, die neue Lehre Luthers, trotz aller Verbote und Aufsicht einer strengen Oberin, eingedrungen. Luthers Schriften wurden besonders von den jüngern Schwestern auf das Eifrigste heimlich gelesen. Seit Guideon dort von der Kanzel herab für die Sache der Glaubensfreiheit so begeistert und mit der überzeugenden Kraft des Evangeliums gepredigt hatte, gab es keine Hemmung mehr. Besonders Katharina von Bora war so begeistert für den großen Reformator, daß in der süßen Schwärmerei des Gemüths, welche durch klösterliche Stille so sehr befördert wird, nicht viel an einer Vergötterung und Anbetung desselben fehlte. Luther war ihr höchstes Ideal, das aber jeder weltlichen Beziehung fern und unerreichbar stand. Sie schwärmte für ihn jedoch, ohne ihn eigentlich zu lieben.

Ihre Freundin Hedwig dagegen — Leonhard Kaisers schöne, liebenswürdige Tochter — hatte, als sie Guideon wieder gesehen, gesprochen und ihn predigen gehört, die ganze Macht der die Seele beherrschenden Liebe aufs Neue empfunden. Verloren war die erkünstelte Ruhe, die sie in der Stille des klösterlichen Lebens unter den frommen Uebungen der Religion einigermaßen gefunden hatte. Ihr dem Weltleben nie ganz entfremdeter Sinn hatte durch dieses Wiedersehen neue Lebenskeime gewonnen. Die unter der Asche glimmenden Funken der Liebe waren zur hellen Flamme aufgelodert. Je mehr durch Luthers Schriften

und Guideons Predigt in ihren Augen die Satzungen der römischen Kirche an Achtung und Ansehen verloren hatten, um so ungehinderter gab sie sich einem träumerischen Liebessehnen hin, das in klösterlicher Einsamkeit immer tiefer Wurzel schlagen und die Seele mit Schwermuth erfüllen mußte.

Aehnliche Gefühle, wenigstens jenes unbewußte, namenlose Sehnen nach Liebe und Familienglück — jenes tief in der weiblichen Seele liegende Ahnen der schönen Bestimmung ihres Geschlechts — mochten sich wohl auch in manches fühlende Herz der jüngern Nonnen eingeschlichen haben; denn als endlich Luthers Schriften über die Löslichkeit der Gelübde und die Aufhebung des Priestercölibats auf heimlichen Wegen durch Katharina von Bora Eingang gefunden hatten in den engen, dunkeln Klosterzellen, da war es Allen, als sei ein neues Licht, ein Trost vom Himmel ihnen aufgegangen, und die Gleichgesinnten besprachen sich untereinander still und heimlich in nächtlicher Stunde, daß sie ihre Gelübde für gelöst betrachten wollten, da sie gegen Gottes Gebote und die Ordnung der Natur gerichtet seien, und Katharina von Bora machte den Vorschlag, es solle Jede an ihre Eltern oder sonstigen Anverwandten schreiben und ihnen die Leiden ihrer klösterlichen Gefangenschaft mit den lebhaftesten Farben schildern.

Und darauf gingen sie ein. Katharina verschaffte ihnen Feder, Dinte und Papier durch den frommen Eremiten, der täglich in die Klosterkapelle der heiligen Jungfrau Maria kam, um dort seinen Rosenkranz zu beten, und es

übernommen hatte, ihre Correspondenz mit ihren Brüdern zu besorgen und ihr die Schriften Luthers zuzustecken. Dieser übernahm dann auch, die Abgabe der Briefe an die Angehörigen der in ihrer Lage sich so unglücklich fühlenden Nonnen zu besorgen.

Leider hatten diese Schreiben nicht den gewünschten Erfolg. Die meisten dieser Nonnen waren Waisen und standen unter herzlosen Vormündern. Ihre flehentlichen Bitten, sie aus der babylonischen Gefangenschaft der erzwungenen Gelübde zu nehmen und dem geselligen Leben wieder zu geben, wurde für ein sündhafter Leichtsinn erklärt, der die härteste Züchtigung verdiene. Und nun besprachen und vereinigten sich jene Vormünder und sonstige Angehörige derselben dahin, daß die Sache der Priorin des Klosters anzuzeigen sei, damit diese ihnen — wie sie sagten — den Kopf zurechtsetzen und die weltlichen Gedanken austreiben möge.

Nun erging aber über die armen Kinder ein strenges Strafgericht. Die Priorin rief alle älteren Nonnen zum Convent zusammen, um die härtesten Strafen für die jungen Abtrünnigen zu ersinnen, die nur Hartherzigkeit und Lieblosigkeit des erbittertsten Neides und des brennendsten Fanatismus ausbrüten konnte. Statt durch milde Zurechtweisung die jungen Frevlerinnen von ihrem Unrecht zu überzeugen, riefen die alten Nonnen ihr: „Steiniget, steiniget sie!“ zu. — Kein Herr und Meister war zur Hand, der wie Jesus, auf die büßende Magdalena deutend, sprechen konnte: „Wer von Euch ist so rein, daß

er wagen könnte, den ersten Stein gegen sie aufzuheben!" — Und zu den härtesten Strafen der strengsten Klosterdisciplin kam noch der Hohn und Spott der giftigen alten Nonnen, dem die unglücklichen jungen Mädchen nichts entgegenzusetzen hatten, als Thränen oder erbleichenden Schmerz und tief nagenden Gram.

Nicht allein strenge Fasten, Einschließung in die Zellen und nächtliche Gebete, sondern auch sogar rohe Geißelungen auf ihren zarten Körpern wurden angewendet. — Bald war ihr Zustand bei aller Resignation, wozu sich eine edle weibliche Seele erheben kann, nicht mehr zu ertragen. Sie hatten keine andern Waffen dagegen, als weibliche List und Verschlagenheit, und diese schärfte sich mit der Strenge der Aufsicht, unter welche man sie stellte.

Katharina von Bora, die Entschlossenste unter Allen, kam auf den glücklichen Gedanken, sich an Luther zu wenden. Ihm vertrauend, wie einem Vater, einem Gott, schilderte sie ihm die Leiden, die sie und ihre Mitschwestern durch die Härte ihrer Angehörigen, durch die grausame Strenge ihrer Oberin und den Hohn der alten Nonnen zu erdulden hatten. Sie bat flehentlich um Rettung aus diesem klösterlichen Zwange, worin sie gegen bessere Ueberzeugung und gegen ihren freien Willen festgehalten wurden. Es gelang ihr, sich darüber mit ihren jungen Leidensgefährtinnen zu besprechen, und diese unterzeichneten jenes Schreiben mit ihrer Namensunterschrift.

Luther gerieth durch den Empfang desselben in nicht geringe Verlegenheit. Empört vom tiefsten Unwillen über

diese klösterliche Tyrannei, erkannte er doch gar bald, daß hier auf amtlichen Wegen nicht zu helfen sei. Der Churfürst würde bei seiner Scheu, gegen die Hierarchie entschieden aufzutreten, Bedenken getragen haben, einzugreifen; von den geistlichen Obern der Nonnenklöster ließ sich Abhilfe nicht erwarten und ein Ermahnungsschreiben an die Priorin würde nichts gefruchtet haben. Da entschloß er sich, mit List oder Gewalt jene Tyrannei zu vernichten, die sich auf gesetzlichen Wegen nicht bezwingen ließ. Er schrieb an Guideon, der damals schon evangelischer Prediger in Torgau war, daß er suchen möge, einen entschlossenen und klugen Bürger für die Rettung jener unglücklichen Nonnen durch das letzte Mittel einer Entführung zu gewinnen und legte ihm zugleich den beweglichen Klagebrief derselben bei.

Was Guideon empfand, als er in der Reihe der oft seltsam gekritzelten Unterschriften den zierlich geschriebenen Namen „Hedwig Kaiser" erkannte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Er zitterte und glühte, und wie er die rührende Schilderung der Leiden gelesen hatte, denen auch die Geliebte seiner Seele ausgesetzt war, da gerieth er völlig außer sich. Er bedurfte des Aufwandes aller der vielgeprüften Seelenstärke, um nur mit einiger Ruhe und Besonnenheit hier zu handeln, wie es Noth that. Im ersten Augenblicke wollte er selbst nach Kloster Nimtsch eilen, um die Befreiung der Nonnen persönlich zu unternehmen; aber davon hielt ihn das Bewußtsein seiner amtlichen Stellung ab. Wollte er ferner als evangelischer Prediger und christ-

licher Seelsorger wirken, so durfte er durch Entführung junger Nonnen kein öffentliches Aergerniß geben.

Doch zum Glück kannte er einen Torgauer Bürger und Rathsmann, Leonhard Koppe, der sich durch Muth und Thatkraft, Klugheit und Menschenliebe ganz dazu eignete, ein solches Unternehmen zu leiten. Dieser Mann war sogleich bereit dazu. Er zog noch einige andere unternehmende Bürger in das Geheimniß. Durch den Eremiten wurden im Kloster Verbindungen angeknüpft und Verabredungen getroffen, und in der Nacht des Charfreitages — am 3. April 1523 — hielt hinter dem Klostergarten von Nimtsch im nahen Walde ein mit großen leeren Tonnen beladener Wagen. Mehrere Männer in Bauerntracht waren dabei, die Waffen unter ihren Kleidern verborgen trugen. Als nun von dem still und hoch in die sternhelle Nacht hineinragenden Klosterthurm die Mitternachtsglocke summte, hatten sich zwei dieser Männer an die hohe Mauer des Klostergartens geschlichen. Ein lockender Ton mit einer Wachtelpfeife wurde aus dem Garten durch ein leises aber vernehmliches Hüsteln erwiedert, und nun legten jene Männer leise und vorsichtig eine mitgebrachte Leiter an, und der biedere Leonhard Koppe stieg hinauf, warf eine gute Strickleiter hinüber, deren anderes Ende der Untenstehende mit dem ganzen Gewicht seines breiten, starkgebauten Körpers festhielt.

Da standen sie nun im Innern des Gartens, halb vom Gebüsch verdeckt, die zagenden Nönnlein, hart an einander gedrängt, wie eine Heerde Schafe im Gewitter. Jede

hatte ihre kleinen Habseligkeiten im Bündelchen am Arme hängen. Erst hatte Keine den Muth, voranzusteigen. Flüsternd wurde hin und her gefragt und geantwortet, ob auch die Strickleiter sicher sei, ob sie auch nicht verfolgt werden würden und wohin man sie bringen wolle, wer für sie sorgen würde. Zuletzt noch fragte Katharina von Bora: „Aber Ihr seid uns ganz fremde Männer, wer bürgt uns dafür, daß Ihr nicht Uebles mit uns im Sinne habt?"

„Luther und Guideon, die uns senden," sprach Leonhard Koppe.

„O dann, Schwestern, laßt uns vertrauen und eilen!" riefen Katharina und Hedwig, und diese, von heißer Sehnsucht getrieben, war die Erste, welche die hohe Mauer erstieg und von den braven Torgauer Bürgern jenseits derselben in Empfang genommen wurde. Nun folgten die Andern schnell, gewandt und vorsichtig, und Katharina von Bora war die Letzte, die erst über die Mauer kletterte, als sie sich überzeugt hatte, daß Keine mehr zurückgeblieben war.

Nun aber gab es neue Verlegenheiten. Der alte Leonhard Koppe erklärte, daß die frommen Schäflein sich gefallen lassen müßten, in die auf dem Wagen liegenden Tonnen wohl verpackt zu werden, damit sie von den Verfolgern nichts zu befürchten hätten. Nach einigem Zögern und ängstlichem Hin- und Herreden wurde auch dieser Vorschlag angenommen, und nun setzte sich der seltsamste Reisezug, den es jemals gegeben, in Bewegung. Es war

das trojanische Pferd, für die friedlichste Bestimmung verwendet.

Bald sollte sich indeß zeigen, daß die Vorsicht nicht überflüssig gewesen war. Noch vor Tagesanbruch kamen berittene und bewaffnete Klosterknechte vorübergesprengt und fragten die vermeintlichen Bauern, welche jenen Wagen begleiteten, ob sie nicht die flüchtigen Nonnen gesehen hätten.

„Ei wohl," entgegnete Leonhard Koppe; „sie sind in der Richtung nach Leipzig zu gelaufen; reitet nur frisch drauf los, Ihr werdet das Ketzervolk noch einholen."

Da kehrten die Knechte nach kurzer Berathung wieder um und ritten in verkehrter Richtung rasch weiter.

So lange war es in den Tonnen mäuschenstill gewesen. Nun aber flehten einzelne Stimmchen daraus kläglich nach Erlösung.

„Noch nicht, noch nicht!" rief er ihnen zu; „im Thore zu Torgau würde man Euch anhalten und ohne Gnade zurückliefern."

Und als sie einfuhren durch das dunkle Thor, donnerte ihnen ein: „Halt!" entgegen. Der Voigt des Klosters mit andern berittenen Knechten, als ihnen früher auf der Landstraße begegnet waren, hielt schon dort.

„Was habt Ihr geladen?" fragte der Thorwirth mit barscher Stimme.

„Merseburger Bier für den Bürger Koppe," antwortete dieser selbst mit verstellter Stimme.

„Laßt sehen, wollen's untersuchen und proben," sprach

der Thorwirth, züngelnd mit dem Munde, und nahte sich schon mit dem Weinheber dem vordern größten der Fässer.

„Darf's nicht leiden — zahle die Stadtaccise für neun Tonnen," entgegnete der kluge Führer des Wagens, „und habe auch auf Meister Koppens Begehr ein Fäßlein mitgebracht, und möget proben, ob's gut ist.

Und damit reichte er ihm ein wirklich mit Bier gefülltes Tönnchen vom Wagen, denn der kluge Bürger hatte an Alles zum Voraus gedacht, und drückte ihm einen feinen Wildmannsgulden in die Hand.

„Passirt!" rief da der Thorwirth vergnügt; „hat nichts zu sagen mit der Stadtaccise; die Herren vom Rathe wollen immer mittrinken, wenn gutes Merseburger eingeht — aber Meister Clas hat's Vorkosten. Gott befohlen. Fahrt nur hin. Laßt aber nichts verlauten davon."

Darauf in abendlicher Stille öffnete sich der weite Thorweg von Leonhard Koppens Gehöfte; der Wagen fuhr auf den Hof, das Thor wurde wieder verschlossen und die fast zerschlagenen Nönnlein wurden erlöset aus ihren Tonnen.

Die armen Beängstigten empfing die Frau und Tochter des Bürgers. Jene eine runde, gutmüthige Alte, diese ein freundliches, junges Mädchen voll schüchterner Theilnahme und innigem Mitleid. Mit liebevoller Geschäftigkeit führten sie die Geretteten in eine geräumige Oberstube des großen solid gebauten Hauses. Sie brachten ihnen Wasser nebst reinen Tüchern zum Waschen und Wein zur Erquickung; und kaum hatten sie sich etwas erholt und ihre einfache, zerknitterte Kleidung geordnet, so öffnete sich die

Thür und zwei evangelische Prediger traten ein — Beide im schwarzen, weiten Priesterrock, mit dem Evangelienbuch zwischen den gefalteten Händen.

In diesem Augenblick brachte Leonhard Koppens Gattin und Tochter mehrere brennende Lichter, und Hedwig sank fast ohnmächtig zusammen. Sie hatte in dem einen Prediger ihren geliebten Guideon erkannt.

Dieser heftete seine dunkeln Augen mit tiefer Bedeutung auf die schöne Salzburgerin und sprach zu Allen mit lauter Stimme: „Eure Gelübde und das meinige sind gelöst! Der gewesenen Nonne wie dem Prediger der neuen Lehre steht es frei, die Absichten Gottes bei der Einsetzung des heiligen Ehestandes zu erfüllen. Darum in der Furcht des Herrn werbe ich hier vor allen diesen achtbaren Zeuginnen um Deine Hand, Du meine längst geliebte Hedwig!"

Und damit war er ihr näher getreten und hatte die Hand des auf den Sessel kraftlos hingesunkenen Mädchens ergriffen, und eine lebhafte Röthe flog über ihre bis dahin bleich gewordenen Wangen.

„Willst Du mein ehelich Gemahl werden, so sprich ein lautes und vernehmliches: Ja."

„Ja, mit Gott!" hauchte sie, und der volle Sonnenblick ihrer blauen, himmelreinen Augen fiel in die seinigen und bekräftigte mit der tiefsten Seelensprache ihr liebevolles Jawort.

Er zog ihre Hand an seine Lippen und sprach freundlich warm und innig, im Tone der festen Ueberzeugung: „Ja, gewiß, Gott will es, Geliebte!"

„Aber," fügte er hinzu, „die Bewegung der Zeit ist so stark, daß sie der evangelischen Wahrheit noch nicht die volle freie Sicherheit gewährt. Darum, daß päbstliche Hinterlist oder verblendete weltliche Macht nicht hindern, was wir aus voller, freier Ueberzeugung beschlossen haben, laß uns eilen, das Bündniß der Ehe zu schließen, noch ehe die Feinde des gereinigten Glaubens das Mindeste davon ahnen können. Ist es Dir genehm, meine Hedwig, so führe ich Dich noch heute Abend vor den Altar."

„Noch heute Abend?" rief Hedwig aus, von dem großen Gedanken durchbebt: du wirst das Weib dieses geliebten Mannes; und sank damit in die Arme ihrer Freundin Katharina von Bora, und sie anlächelnd durch Thränen entgegnete sie: „Siehe, so werde ich denn die erste Glückliche unter Euch, die des Weibes Bestimmung erreicht! — O Ihr Lieben, folget bald nach!" wendete sie sich gegen Alle, „und wisset, diesen Mann hat meine Seele geliebt, so lange sie zu denken und fühlen vermocht hat."

Die Sympathie mit einer glücklichen Braut ist wohl die reichste und allgemeinste unter jungen Mädchen. Es liegt in dem Glückwunsch, den sie einer geliebten Freundin, welche Braut geworden ist, zollen, gewiß die dunkle, tiefe Ahnung der eigenen glücklichen Zukunft in dieser Weise; denn nichts konnte inniger und tiefer bewegt sein, als es alle diese jungen Nonnen waren, die mit schwesterlichen Küssen, stummen Glückwünschen und Zähren in den schwimmenden Augen, Hedwig umarmten.

Erst aus ihren Armen empfing der Bräutigam die glückliche Braut in den seinigen. Und nun ging es still und feierlich zur Kirche, die nicht fern lag von Leonhard Koppe's Hause. Vier der Nonnen, unter diesen Katharina von Bora als die Glücklichste von Allen, denn ihr muthvoller Unternehmungsgeist hatte der Freundin dieses Glück bereitet, begleiteten sie in etwas mehr weltlich veränderter Kleidung als Brautjungfern. Ein Myrthenkranz war leicht gewunden und der schönen Braut auf das bei ihrer Einkleidung als Nonne kurz verschnittene Haar befestigt. Die Retter der Nonnen, wackere, vermögende Bürger von gutem Ruf, gingen mit in die Kirche als Zeugen, und der fromme Prediger Bernhardus, den Guideon sogleich mitgebracht hatte, verrichtete bei dem dämmernden Scheine von zwei Altarlichtern die weihende Handlung der Trauung.

So hatte endlich die vom Leben so hartbedrängte Hedwig den Hafen des Glücks und des Friedens gefunden; und der junge evangelische Prediger führte die vormalige Nonne als seine geliebte Gattin ein in sein stilles, von Lindenbäumen beschattetes Pfarrhaus.

Nie war eine Braut glücklicher — nie war eine Ehe mehr im Himmel geschlossen; denn Glückseligkeit und freundliches Stillleben war mit ihnen in das Asyl gegen die noch fortwüthenden Stürme der Reformation in ihre nun gemeinschaftliche Wohnung eingezogen.

Die übrigen Nonnen wurden noch einige Tage verborgen gehalten, dann fuhr sie der redliche Bürger Leonhard Koppe

in einem bedeckten Wagen nach Wittenberg, nachdem zuvor Luther von ihrer Ankunft benachrichtigt worden war.

Das geschah am 7. des Monats April im Jahre 1523.

Doctor Martin Luther zeigte sich auch hier, in dieser seltsamen und delikaten Angelegenheit, als der kräftige, klare und besonnene Mann, der immer wußte, was er wollte und nie, bei der geringsten seiner Handlungen, das Licht der Oeffentlichkeit scheute.

Da er sich wohl denken konnte, daß der Churfürst, nach seiner bedenklichen Gesinnung und vorsichtigen Handlungsweise, mit der Entführung der Nonnen nicht zufrieden sein werde, so schrieb er darüber an dessen vertrauten Rath und Hofprediger Spalatin:

„Es sind zu mir gekommen jene neun abgefallenen Nonnen; ein armes, elendes Volk; doch sind sie durch etliche ehrliche Bürger aus Torgau hierher gebracht worden, nämlich durch Leonhard Koppe und seinen Vetter, so wie durch Wolf Tonitzsch, und ist also gar kein Verdacht dabei. Sie jammern mich sehr, noch mehr aber die Andern, die überall in großer Anzahl ..... zu Grunde gehen. Jenes Geschlecht ist ohnedies sehr schwach und von Natur, ja von Gott an den Mann gekettet, und wird nun mit solcher Grausamkeit getrennt und ins Verderben gestürzt. O der Tyrannen, o der grausamen Eltern und Verwandten in Deutschland! Fragst Du, was ich nun mit ihnen thun will? Zuerst will ich ihren Verwandten bedeuten, daß sie dieselben zu sich nehmen; wollen sie es nicht, so werde ich für ihr anderweitiges Unterkommen

sorgen. Denn es ist mir von Einigen ein Versprechen geschehen, Andere will ich, wenn es sein kann, zu verheirathen suchen."

Dann nannte er sie mit Namen. Es waren außer Hedwig Kaiser, die er nicht erwähnte: Magdalena Staupitz, Elisabeth von Canitz, Eva Grossyn, Eva Schönfeld, Margaretha Schönfeld, ihre Schwester, Lenate von Golis, Margaretha Zeschau nebst ihrer Schwester Katharina Zeschau und Katharina von Bora.

Dann fuhr er fort:

„Solche Geschöpfe sind allerdings des Mitleides bedürftig und es wird in ihnen Christo selbst gedient. Sie sind auf eine recht wunderbare Art entkommen. Dich aber bitte ich, Du wolleſt auch ein Werk der Liebe thun und für mich bei Deinen reichen Hofleuten etwas Geld herausbetteln, damit ich sie acht oder vierzehn Tage erhalten kann, bis ich sie mit bequemer Gelegenheit ihren Verwandten oder denen, die mir ihre Dienste angeboten haben, übergeben kann."

Er klagte sodann, daß die Armen nichts hätten, die Reichen nichts geben wollten, das sei Lauf der Welt. Er selbst habe nur 22 Mfl. 12 gr. von der Stadt, außer diesem keinen Heller Einkommen. „Aber — fuhr er fort — ich fordere auch nichts von ihnen, auf daß ich Pauli Ruhm nachahme, auf was immer für eine Weise andere Kirchen beraube und meinen Corinthern umsonst diene?"

Auch an Leonhard Koppe richtete er in dieser Angele-

genheit ein Sendschreiben, das er drucken ließ, worin er ihn als einen Mann lobt, der ein recht schönes Werk vollbracht hat, indem er jene armen Seelen aus dem Gefängnisse menschlicher Tyrannei geführt habe, eben um die rechte Zeit auf Ostern, da Christus auch der Seinen „Gefängniß gefangen nahm."

„Ja, wollte Gott!" rief er aus, „ich könnte auf solche oder andere Weise alle gefangene Christen erretten und alle Klöster ledig machen."

Er bekannte darin frei und öffentlich, daß er Koppen zu dieser Entführung der Nonnen habe auffordern lassen, und zwar in der tröstlichen Zuversicht, Christus, der nun sein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichrists Reich zerstört, werde hier Schutzherr sein, ob's auch das Leben kosten werde.

Er gebe dieser Sache die Oeffentlichkeit — erklärte er ferner — um der armen Kinder und ihrer Freundschaft Ehre zu erhalten: Niemand solle sagen können, sie seien durch lose Buben unredlich ausgeführt worden und haben ihre Ehre in Gefahr begeben. Zum dritten wolle er die Herren vom Adel und alle frommen Biederleute warnen, so Kinder in Klöstern haben, daß sie selbst dazu thun und sie herausnehmen, damit nichts Aergeres hernach folge.

Wegen der Sache selbst, wozu er gerathen, müsse er vor der Welt Rechenschaft geben.

Das geschieht denn auch im fernern Verlauf dieses Schreibens auf eben so kräftige als originelle Weise.

Zum ersten hätten die Kinder zuvor ihre Eltern und

Freundschaft aufs Allerdemüthigste ersucht und gebeten um Hilfe, da ein solches Leben der Seelen Seligkeit halben nicht länger zu dulden gewesen sei. Da ihnen dieses aber abgeschlagen worden, so hätten sie sich gedrungen gesehen, um ihr Gewissen und Seele zu erretten, anderswo Hilfe und Rath zu suchen, und diejenigen, so hier helfen konnten, seien aus Pflicht christlicher Liebe schuldig gewesen, ihre Seelen zu erretten.

„Zum Zweiten — fährt er fort — ist das eine hohe, wichtige Ursach und Noth, daß man leider die Kinder, sonderlich das schwache Weibervolk und junge Mägde, in die Klöster stößt, reizt und gehen läßt, da doch keine tägliche Uebung ist des göttlichen Wortes, ja selten und nimmermehr das göttliche Evangelium recht gehört wird."

Dann legt der mit der edlern weiblichen Natur unbekannte Mann ein zu großes Gewicht auf die Leiden der Enthaltsamkeit und schließt den dritten Entschuldigungsgrund: „Weil denn Gott kein Dienst gefällt, es gehe denn willig vom Herzen und mit Lust, so folget, daß auch kein Gelübde weiter gelten, noch geschehen, noch gehalten werden soll, denn sofern die Liebe und Lust da ist. — Darum nun solch Gelübde ohne Liebe und Geist geschieht, achtet's Gott nicht und nimmt's nicht an; daß also dies auch eine genugsame Ursache ist, Gelübde und Klöster zu lassen, und Jedermann heraus zu helfen in einen andern Stand."

Den vierten Grund nimmt er von der Bestimmung des Weibes her: „Denn ein Weibsbild ist nicht geschaffen, Jungfrau zu bleiben u. s. w."

Es soll nach seiner Lehre das klösterliche Gelübde ein völlig freies sein.

„Der allmächtige Gott — schloß er dieses Sendschreiben an Leonhard Koppe — wolle gnädiglich erleuchten alle Freunde derjenigen, so mit Gefahr und Unlust in Klöstern sind, daß sie ihnen treulich heraushelfen; welche aber geistesverständig sind und Klosterei nützlich wissen zu brauchen und gern drinn sind, die laß man drinn im Namen Gottes."

Dieses durch ganz Deutschland sich schnell verbreitende Sendschreiben und das Beispiel der neun adlichen Nonnen zu Kloster Nimtsch hatte die Folge, daß mehrere Klöster von ihren Mönchen und Nonnen verlassen wurden. Zunächst entwichen aus dem Kloster Widderstätten im Mansfeldschen sechzehn Nonnen, und Luther machte Vorschläge, die Klostergüter zweckmäßiger für die Jugendbildung zu verwenden.

Die entwichenen Nonnen von Nimtsch aber, die sich unter seinen Schutz begeben hatten, machten ihm noch viel Sorge und Schreiberei.

Der sonst so viel geltende Reformator, dessen Rath Fürsten und Herren befolgten, hatte sich vergebens mit ausführlichen Sendschreiben an die Eltern und Angehörigen der ausgetretenen Nonnen gewendet. Die stolzen Adelsfamilien schienen alle unversöhnlich und auf das Tiefste erbittert, diese Entführung wie einen ihnen angehängten Schandfleck zu betrachten, und so war denn Luther genöthigt, selbst für diese hilflosen Geschöpfe zu sorgen,

die ihn ehrten und ihm vertrauten, wie Kinder ihrem Vater. Vorerst brachte er sie theils bei Freunden, theils in achtbaren Bürgerfamilien gegen Kostgeld unter, wozu er sich von reichen Anhängern seiner Lehre Beisteuer erbat. Dann gelang es ihm, Einige derselben zu verheirathen. Nur eine der entflohenen Nonnen machte ihm viel Unruhe und Sorge. Es war Katharina von Bora, die schönste und achtbarste dieser Jungfrauen, die besonders Luthers Wohlwollen durch ein kluges, verständiges Wesen und eine stille, genügsame Häuslichkeit auf sich zog.

Dieses treffliche Mädchen hatte durch Luthers Verwendung der damalige Stadtschreiber zu Wittenberg, Philipp Reichenbach, ins Haus genommen. Luther ging in dieser achtbaren Familie viel aus und ein, und hatte daher wohl Gelegenheit, sie kennen zu lernen und zu beobachten. Allein Katharina von Bora fühlte täglich mehr ihre längst schon gehegte stille Bewunderung für den großen Reformator in das wärmere Gefühl der Liebe übergehen, und damit entstand in ihrem Wesen gegen Luther jene jungfräuliche Scheu und Besorgniß, das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen, welche ihr die frühere Unbefangenheit in dem Grade nahm, daß sie wohl leicht in ihrer Zurückhaltung zu weit gegangen sein mag. Wenigstens äußerte sich Luther damals einige Mal über sie, daß er sie für stolz und hoffährig halte.

Zum Heirathen schien er selbst für seine Person damals noch keine Neigung gehabt zu haben, und wenn er ja einmal daran dachte, so war Katharina von Bora viel-

leicht die Letzte, die er sich als Gattin gewünscht haben würde.

Das war wohl ganz natürlich; denn was den edlen Mann am meisten anzieht, das reiche Innere, die Gaben des Geistes und die Tiefe des Gemüthes, das waren Eigenschaften, die Katharina von Bora allerdings besaß, die sie aber in Luthers Gegenwart nie zu entfalten gewagt hatte.

Indeß im Jahre 1524 legte Luther seine Mönchskleidung ab, obgleich er noch im Augustinerkloster wohnen blieb. Er hatte nämlich vom Churfürsten als ein damals kostbares Gnadengeschenk schwarzes Tuch zu einem Rock erhalten, wobei er ihm sagen ließ, er möge sich daraus nach Belieben einen Priesterrock oder eine Mönchskutte oder ein spanisches Habit machen lassen. Es hatten damals schon alle Augustiner, außer Luther und dem Prior, das Kloster verlassen, und diese Beiden übergaben es nun dem Churfürsten, als dem jüngsten Erben, um der lästigen Verwaltung der Zinsen und Gefälle überhoben zu sein. Das war die nächste Veranlassung zu diesem Geschenk gewesen, und nun ließ er sich daraus den bekannten faltenreichen Predigerrock machen, worin er von seinem trefflichen Freunde, dem Meister Lucas Kranach, so oft gemalt ist. In dieser Kleidung betrat er nun am 9. October 1524 zum ersten Male die Kanzel.

Nun glaubte man allgemein, da er das klösterliche Gelübde damit auch äußerlich abgestreift hatte, der eifrige Vertheidiger des Ehestandes werde sich nun auch selbst in den Stand der Ehe begeben. Doch wenn ihn seine

Freunde dazu aufforderten, antwortete er in der hypochondrischen Stimmung, die wieder über ihn gekommen war: „Ich habe dermalen keinen solchen Gedanken, sondern hoffe bald zu sterben.“

Auch an Verleumdungen fehlte es ihm nicht, wie allen ausgezeichneten Menschen, deren natürliche und unversöhnliche Feinde die kleinen und engherzigen Geister sind. Es kam ein Bote oder Kundschafter vom König Ferdinand zu Luther, um sich nach seinem Privatleben zu erkundigen. Man hatte von päbstlicher Seite, da man ihm persönlich nichts anhaben konnte, die Verleumdung verbreitet, daß er trinke und Würfel spiele, in der Stadt mit bewaffneten Haufen umherziehe und mit entführten Nonnen ein liederliches Leben führe. Als sich nun jener Kundschafter von dem stillen, frommen Wandel des fleißigen Mannes überzeugt hatte, konnte er sich nicht enthalten, darüber zu lächeln und ihm selbst zu gestehen, welchen Auftrag er gehabt habe.

Diese und andere Vorfälle reiften mit der Zeit, doch erst langsam den Entschluß, sich selbst zu verheirathen, mehr aus Vernunftgründen, als aus Leidenschaft; denn der 42jährige, enthaltsam lebende Mann war längst hinweg über die Zeit der glühenden Neigungen zum andern Geschlecht.

Zudem nahmen die stürmischen Angelegenheiten der Reformation und viele andere Geschäfte alle seine Zeit auf das Dringendste in Anspruch.

So gab es für ihn mehrere Visitationsreisen; dann

die Unruhen, welche der berüchtigte Sectirer Thomas Münzer und die aus Wittenberg vertriebenen falschen Propheten zunächst in Zwickau angestiftet hatten, zu bekämpfen, weshalb er sich selbst dorthin begab und durch kräftige Predigten gegen diese »Schwarmgeister« die Ruhe wieder herstellte; dann in Borna den Schmähungen des Bischofs von Merseburg persönlich entgegenzutreten; dann in Eilenburg einen evangelischen Prediger zu weihen; dann in Lichtenberg wichtige Predigten zu halten; darauf in Leißnig, Weimar, Erfurt und Zerbst geistliche Angelegenheiten zu ordnen. Selbst zu einer Gevatterschaft nach Schweidnitz und zu der Trauung seines alten Freundes, des Predigers Dr. Link, nach Altenburg zu reisen, verschmähte er nicht, da er jede Gelegenheit zu benutzen wußte, den Samen des Guten auszustreuen und das Licht des Glaubens zu verbreiten. Hier in Altenburg hielt er eine kräftige Rede über den Zweck und Nutzen des Ehestandes, und verrichtete dann die Trauung des evangelischen Predigers. Bewaffnete Bürger mußten ihn nach Hause begleiten, da die Domherren und Pfaffen den Pöbel gegen ihn aufgeregt hatten. Dann reiste er wieder in Kirchenangelegenheiten nach Leißnig, darauf nach Schweidnitz, auf Verlangen des vertriebenen Königs von Dänemark Christian II., womit er den Grund zu der spätern Reformation in Dänemark legte. In diese Zeit fiel auch seine wichtige Reise nach Magdeburg, auf Einladung des Rathes, wo er das ganze Kirchenwesen im Sinne der Reformation ordnete. Dann gaben ihm die neuen bilder-

stürmerischen Unruhen Carlstadts in Orlamünde und Kahla Veranlassung zu der gefährlichen Reise dorthin, wo er, nicht ohne Gefahr persönlicher Mißhandlung, die Ruhe wieder herstellte, und da Carlstadt nicht eines Bessern zu überzeugen war, so bewirkte er am Ende dessen Verweisung aus dem Lande. Selbst von einem Meuchelmörder bedroht, sah er sich im Anfange des Jahres 1525 zu einer schnellen Reise nach Torgau veranlaßt. Dazu war der Ausbruch des Bauernkrieges, den er längst vorausgesehen hatte, vor der Thür; Thomas Münzer, von Zwickau vertrieben, hatte sich an die Spitze der unzufriedenen Bauern gestellt, und es eröffnete sich damit ein neues Feld für die ungeheuere, ans Riesenhafte streifende Thätigkeit Luthers.

Und um das Maaß der geistigen Bewegung, die Luther fortwährend in Athem hielt, noch voll zu machen, war der vorsichtige und bedenkliche Freund und Gönner Luthers — der wahre Fabius Cunctator der Reformation — der treffliche Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, am 5. Mai 1525 auf seinem Schlosse zu Lochau in seinem 63. Jahre, vom ganzen Lande betrauert, mit Tode abgegangen, und da er keine Leibeserben hinterließ, folgte ihm in der Regierung sein jüngerer Bruder, Herzog Johann von Sachsen, welcher der Reformation einen neuen Aufschwung gab, indem er sich offen und standhaft für Luthers neue Lehre bekannte, die papistischen Mißbräuche abschaffte und unter Luthers Beistand das Kir-

chenwesen in Sachsen im Sinne des gereinigten Evangeliums neu ordnete.

So waren es nicht allein Reisen und freundschaftliche Beziehungen, sondern auch die lebhafteste Correspondenz, eine rastlose schriftstellerische Thätigkeit, häufiges Predigen und fast tägliche Vorlesungen, was einen mindern Riesengeist, als der seinige war, bei einem noch dazu nicht selten leidenden Körper, völlig erdrückt haben würde. Und wenn auch die ihm eigene deutsche Gemüthlichkeit ihn noch immer für die kleinen Interessen seiner Freunde eine freundliche Theilnahme, für die Angelegenheiten der Nonnen eine warme Verwendung finden ließ, so begreift es sich doch leicht, daß er für die Begründung eines eigenen Hausstandes weder Zeit noch Neigung fühlen konnte.

Indeß bedrängten ihn seine Freunde immer mehr, daß es nicht allein genüge, den Ehestand in Predigten und Schriften zu empfehlen, sondern auch mit gutem Beispiele voranzugehen, damit nicht Spötter von ihm sagen möchten, bei ihm heiße es: „Handelt nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken." — Dazu kam noch, daß sein alter, würdiger Vater, der Bergmann Hans Luther, gar sehr in ihn drang, ein so gutes christliches Werk nicht länger zu verschieben.

Den meisten Eindruck in seiner damaligen Stimmung machte aber eine seltsame Bemerkung des gelehrten Juristen Hieronymus Schurf: „Wenn dieser Mönch ein Weib nähme, so würde die ganze Welt und der Teufel darüber lachen und alle seine Sache damit verderben."

Da regte sich in ihm der Gedanke, aller Welt und dem Teufel zu trotzen und dennoch ein Weib zu nehmen. Und er warf seine Blicke auf eine gewisse Eva Schönfeld — ein bescheidenes, liebenswürdiges Mädchen, das mit unter den entwichenen Nonnen gewesen war; allein ehe der in diesem Falle bedenkliche Mann mit sich selbst über seine Absicht ins Klare kommen konnte, hatte sie sich mit einem Doctor Blasius in Preußen verlobt, und Luther konnte und mochte sie nicht hindern, ihn zu heirathen und ihm nach seinem fernen Wohnort hin zu folgen.

An Katharina von Bora dachte er nur insofern, als ihre Verheirathung ihm Sorge machte. Er glaubte bemerkt zu haben, daß ein gewisser Hieronymus Baumgärtner, der Sohn eines Patriziers zu Nürnberg, der viel in Reichenbachs Hause aus- und einging, sie auszeichnete, und zweifelte nicht, daß sie ihn wieder liebe; denn er war ein hübscher, junger Mann von einnehmendem Wesen und gutem Rufe. Wenn er ihn wegen seiner Neigung auszuforschen suchte, so seufzte der junge Mann, und zu einer Antwort gedrängt entgegnete er: „Ach Gott, ja, ich liebe sie wohl; aber ....."

Zu etwas Weiterem war er nicht zu bringen, und ohne um sie anzuhalten, kehrte der junge Nürnberger in seine Heimath zurück.

Da schrieb ihm Luther: „Wenn Ihr Eure Käthe von Bora wollt, so thut bald zum Werke, ehe sie einem Andern gegeben wird, der bei der Hand ist. Sie hat die Liebe zu Euch noch nicht überwunden, und ich würde

mich freuen, wenn Ihr Beide mit einander verheirathet würdet.“

Allein Luther erhielt darauf keine Antwort, und bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Orlamünde, wo er die von den Bilderstürmern Carlstadt und den Zwickauer Propheten erregten Unruhen zu stillen hatte, warf er seine Augen auf den dortigen Prediger Kaspar Glatz, und diesem machte er den Antrag, sich mit Katharina von Bora, die er ihm sehr empfahl, ehelich zu verbinden. — Der ehrliche Prediger war auch sogleich dazu bereitwillig, und Luther ließ daher, als er nach Wittenberg zurückgekehrt war, ihr durch seinen alten Freund, den Prediger Amsdorf, den Heirathsantrag des guten Mannes zugehen.

„Ei du mein Himmel,“ erwiederte das liebenswürdige Mädchen naiv und scherzend: „Wenn Ihr es noch wäret, oder der Doctor Martinus Luther, so würde ich nicht »Nein« sagen; aber diesen Mann, den Ihr mir vorschlaget, kenne ich nicht, und Jeder ist mir auch nicht gleichviel.“

„Ich bin schon zu alt zum Heirathen, liebe Käthe,“ entgegnete der würdige Prediger; „aber unser Freund Martinus ist gerade in den rechten, gesetzten und verständigen Jahren, um eine gute Hausfrau, wie Ihr es werden würdet, glücklich zu machen. Ich werde es ihm sagen.“

„Ach Gott,“ seufzte Katharina, „wenn er mich nur halb so lieb hätte, als ich ihn, so brauchte er nicht aufmerksam darauf gemacht zu werden.“

„Ei!“ rief Martin Luther aus, als ihm Amsdorf

diese Reden hinterbracht hatte, „hätte ich doch nie geglaubt, daß eine Jungfrau mein altes, baufälliges Haus noch lieben könne. Ich habe sie immer für stolz und hoffährig gehalten; sollte ich mich aber geirrt haben, so möchte ich keine Bessere finden können, als sie."

Nach diesen Worten ging er auf der Stelle zu ihr, und fragte sie freundlich und offen: „Liebe Käthe, wollt Ihr Euch entschließen, mein ehelich Gemahl zu werden, so sprecht ein vernehmliches: Ja."

Und sie sprach das „Ja!" mit fröhlicher Zuversicht und schlug ein in seine Hand, die er ihr darreichte.

„Nun, Gott sei mit uns," sprach Luther bewegt; „ich hoffe, es soll Euch nicht gereuen: denn so Ihr mir ein fleißiges, häusliches und gehorsames Eheweib sein werdet, will ich Euch halten und hegen, wie die Ehre meines Hauses."

„Aber," fuhr er fort, „die Sache leidet keinen Aufschub, damit der Teufel nicht dazwischen komme und die Welt eher die That, als die Absicht erfahre."

„Wie Gott es will, je eher je lieber," antwortete ihm Käthe mit freundlicher Offenheit. Und nun nahm er sie bei der Hand und führte sie in die geräumige Putzstube des schönen, großen Hauses des Stadtschreibers Reichenbach, wo so eben die ganze Familie und mehrere Freunde des Hauses versammelt waren, und stellte ihnen Katharina von Bora als seine verlobte Braut vor.

Höchst originell äußerte er sich darüber in verschiedenen Einladungsschreiben zur Hochzeit.

Anfangs Mai's, als gerade der Bauernaufstand in Thüringen tobte, schrieb er an Rühl: „Kann ich's schicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe noch zum Weibe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie fortfahren. Ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen."

Schon nach wenigen Wochen, am 13. Junius, ließ er sich in aller Stille mit ihr trauen. Alsdann aber verkündete er der Welt laut und offen den großen Schritt, den er, um jede Einrede abzuschneiden, mit so überraschender Schnelle gethan hatte, und richtete am 27. desselben Monats ein Hochzeitsmahl aus, wobei seine liebe Käthe schon als freundliche Wirthin im bescheidenen Frauengewande auftrat.

Die Einladungsschreiben an seine Freunde enthalten manche Stelle, die über seine Gesinnungen und Ansichten und die Meinung der Welt darüber in dieser Hinsicht einiges Licht verbreiten.

„Bittet für mich, mein lieber Herr," schrieb er u. A. an Michael Stiefel, „daß Gott der Herr meinen neu angefangenen Orden (den Ehestand) wolle gnädig segnen und heiligen; denn die Weltweisen, auch unter den Unsrigen, sind heftig erzürnt darüber. Sie müssen bekennen, daß der Ehestand Gottes Werk ist. Aber die Larve meiner und der Jungfrau Person macht sie thöricht, und treibt sie wider Gott zu denken und zu reden. Ist mein Ehestand Gottes Werk, was ist es Wunder, daß sich die Welt daran ärgert? —"

„Wir haben," fährt er seine persönlichen Verhältnisse berührend fort, „die Renten und Zinsen unsers Klostereinkommens dem Landesfürsten übergeben. Ich lebe nun fort wie ein anderer Hausvater, und bleibe im Kloster so lange Christus will. Denn ich habe nicht darum ein Weib genommen, als ich gedächte lange zu leben, sondern (nachdem ich denke, daß schier mit mir am Ende sein will, weil ich sehe, daß Jedermann, Hohe und Niedrige wider mich wüthen und toben) daß ich meine Lehre mit meinem eigenen Exempel bestätigt, den schwachen Gewissen zu Trost hinter mir ließe."

An seine Mansfeldschen Freunde und Verwandte schrieb er u. A.: „Weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande von Gott erschaffen gefunden werde und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalte, so viel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen, und Alles zu guter Letzt und Ade. Denn es mir selbst ahnet, Gott werde mir einmal zu seiner Gnade helfen; so hab' ich auch nun, aus Begehr meines lieben Vaters, mich verehelicht, und um böser Mäuler willen, daß nicht verhindert werde, mit Eile vollzogen, ꝛc."

An Spalatin schrieb er: „Ich habe denen das Maul gestopft, die mich mit meiner vertrauten Jungfrau Katharina von Bora austragen und berichtigen. Gibt Gott, daß es fortgeht, daß ich Hochzeit mache, meinen angefangenen Ehestand damit öffentlich zu bezeugen, so mußt Du nicht allein dabei sein, sondern mir auch rathen.

— Ich bin in großen Abfall und Verachtung durch diese meine Heirath, daß ich hoffe, es sollen sich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen. Die Welt mit ihren Klüglingen kennt noch versteht dies Werk nicht, daß es göttlich und heilig sei; ja, machen's an meiner Person gottlos und teuflisch."

Auch gegen seinen gelehrten Freund Doctor Link sprach er sich darüber aus: „Gott hat mich unversehens, da ich viel andere Gedanken hatte, mit der tugendsamen Jungfrau Käthen von Bora, die vordem eine Klosterjungfrau gewesen, wunderbarlich in den Ehestand geworfen, und bin bedacht, Dienstags nach Johannis das hochzeitliche Mahl zu geben u. s. w."

Nachdem er ihn zu diesem hochzeitlichen Mahle eingeladen und jedes Geschenk verbeten, schloß er: „Allein ich bitte Dich, Du wollest mir Glück und Gottes Segen wünschen und für mich beten."

Man sieht aus diesen Briefen, daß Luther nicht mit der freudigsten Aussicht in den Stand der Ehe getreten ist, den er so oft gepredigt und empfohlen hatte. Die schwermüthige Stimmung, welche seine durch die anstrengendsten Geistesarbeiten herbeigeführten Unterleibsbeschwerden, sowie die vielen Verleumdungen und Verfolgungen seiner Feinde, Anfechtungen des Teufels — woran er glaubte — und die Unannehmlichkeit der mancherlei Streitigkeiten in Glaubenssachen, selbst der verkehrte Eifer seiner vormaligen Anhänger, seinem Gemüth zugezogen hatten, machte, daß er nur mit Schwermuth und Todes-

ahnung in die Zukunft sah und das ihm fremdartige, fast unangenehme Ehebündniß nur aus einem höhern Pflichtgefühl schloß, um seines Vaters Wünsche zu erfüllen und der Welt zu zeigen, daß er nichts mehr vom Pabstthum an sich trage.

Unter diesen Umständen sollte man meinen, es müsse eine trübselige, unzufriedene Ehe geworden sein, die er mit Katharina von Bora führte; allein schon das erwähnte Hochzeitsmahl, zu welchem er auch den ehrlichen Leonhard Koppe und den glücklichen Prediger Guideon Silesius mit seiner schönen, liebenswürdigen Gattin aus Torgau, eingeladen hatte, wurde fröhlich, doch in ehrbarer Sittsamkeit und Stille gefeiert. Zu diesem Mahle sendete ihm auch der Stadtmagistrat zu Wittenberg ein damals werthvolles Ehrengeschenk von vierzehn Maaß verschiedener guter Weine, namentlich ein Stübchen Malvasier, ein Stübchen Rheinwein und sechs Maaß Frankenweine, wodurch allerdings die Fröhlichkeit der ehrbaren Hochzeitsgäste nicht um ein Geringes erhöhet wurde.

Sinnreich waren die Trauringe — die noch gezeigt werden — aus zwei ineinandergreifenden Goldringen bestehend, mit der Inschrift, wodurch Luther sein tiefes Gefühl für die Bedeutung der Ehe aussprach: „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen."

Nie ist eine Ehe mit weniger Poesie und Gluth der Gefühle geschlossen, und nie vielleicht glücklicher gewesen.

Beide befanden sich schon im reiferem Alter der Besonnenheit und Ruhe. Luther war zweiundvierzig, Ka-

tharina von Bora sechsundzwanzig Jahre alt. Sie war von schlanker Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung, und Luther bewährte sich in diesem neuen Verhältniß als ein ächter Deutscher, mit einem Gemüth voll Herzlichkeit, indem er das Bedürfniß eines Familienlebens empfand, und seinen starken Willen und mächtigen Geist mit Milde und Freundlichkeit darein fügte.

Unter der sorglichen Pflege seiner lieben Käthe wurde er täglich gesünder, heiterer und selbst wohlbeleibter. Die gegenseitige Achtung und Zuneigung erhöhete sich mit jedem Tage.

„Ich bin — schrieb er darüber an einen seiner Freunde — nicht von unmäßiger Liebesbrunst entflammt, sondern halte mein Weib lieb und werth;“ gewiß die Sinnesart, die unter so edlen und braven Menschen, wie Luther und seine Käthe waren, die beste Bürgschaft für wahre Begründung und Dauer des häuslichen Glücks abgibt.

Jeder Zug aus seinem Familienleben zeigt, daß er ein trefflicher Gatte und sorglicher, liebevoller Vater — denn ihre Ehe war reichlich mit Kindern gesegnet — gewesen sein muß.

Mit dem gemüthlichsten Humor schilderte er in einem vertrauten Briefe sein eheliches Verhältniß und das achtungsvolle, naive Benehmen seiner lieben Käthe gegen ihn.

„Im ersten Jahre des Ehestandes — schrieb er — hat einer seltsame Gedanken; wenn er über Tisch sitzt, so gedenkt er: vorhin warst Du allein, und bist jetzt selbander. Also saß meine Käthe im ersten Jahre bei mir, wenn ich

studirte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fing sie an und fragte mich: »Herr Doctor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?« — es war aber eine und dieselbe Person. Ferner sprach sie zu sich selbst: »Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat; du bist eine Kaiserin! — Ich danke Gott, aber zu einem solchen Stande gehört eine fromme und gottesfürchtige Person.«"

Ein ander Mal äußerte er sich darüber gegen einen Freund: „Ich würde meine Ehefrau nicht gegen das Königreich Frankreich noch gegen die Schätze der Venediger vertauschen, wegen dreier Ursachen: Weil sie mir von Gott gegeben worden, da ich ihn vorher um ein gutes Eheweib herzlich angerufen; dann, weil — wenn sie gleich Fehler hat — sie doch kleiner bei ihr, als bei Andern sind, und weil sie mir treu ergeben ist."

Bei einer andern Gelegenheit, bald nach seiner Verlobung, sprach er über Tisch von der Epistel an die Galater, die ihm besonders werth war: „Die ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe. Sie ist meine Katharina von Bora."

Wie freundlich er mit ihr umging, bezeugen schon die Aufschriften seiner Briefe an seine Gattin, die so lauteten: „Meiner freundlichen, lieben Käthen Lutherin in Wittenberg zu Handen."

An seinen Freund Stiefel schrieb er: „Es grüßt Dich Käthe, meine Rippe, und dankt Dir, daß Du sie in Deinem anmuthigen Briefe geehrt hast. Sie befindet sich

wohl durch Gottes Gnade, und ist mir folgsam und in Allem zu Willen und unterthänig, mehr als ich zu hoffen gewagt hätte, so daß ich meine Armuth nicht möchte mit den Schätzen Crösus vertauschen."

So gestaltete sich sein häusliches Leben immer freundlicher und friedlicher, je mehr es auch außen noch zu kämpfen und zu stürmen gab. Seine Käthe nahm den lebendigsten Antheil an allen Ereignissen und Kämpfen seines öffentlichen Lebens, und hat gewiß gar oft mit ihrer sanften Milde zur Beruhigung seiner zu heftigen Gemüthsregungen beigetragen. Er las ihr alle seine Briefe vor, und wenn sie auch nicht viel davon verstand, so war ihm doch angenehm und werthvoll, daß sie seine geduldige Zuhörerin war, und nicht selten mit ihrem reinen, weiblichen Sinne, und klaren besonnenen Verständigkeit ihm Bemerkungen darüber machte, die wohl geeignet waren, so manche schroffe Seite seines Wesens und Characters abzuschleifen.

Wie glücklich und idillisch sich oft sein häusliches Leben in seiner geräumigen Klosterwohnung, die ihm der Churfürst gelassen hatte, gestaltet haben mag, ergibt sich schon aus einer Aeußerung darüber in einem Schreiben an Lange: „Wann aber kommst Du einmal zu uns, um auch einmal die alten Maale der vertraulichen Freundschaft anzusehen? Ich hab' einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gebaut, und Beides mit Glück. Komm, so sollst Du mit Rosen und Lilien bekrönt werden."

Und wenn zu einer glücklichen Ehe Vaterfreuden und

die gemüthliche Empfänglichkeit dafür gehören, so genoß er auch dieses Glück im vollen Maaße.

Nach der Geburt seines ersten Sohnes schrieb er mit rührender Freude an Spalatin: „Gnade und Friede! Ich sage Dir Dank im Herrn, mein Spalatin, daß Du so aus vollem Gemüth Glück wünschest (möge Gott es gedeihen lassen!) mir glücklichem Ehemann, als dem mein bestes Eheweib und vielgeliebte Hausfrau ein Söhnchen, Johannes Lutherchen, durch Gottes Segen geschenkt hat, und bin so Vater geworden durch Gottes wunderbare Gnade. — — Bitte aber Du, daß mir Christus das Kind erhält gegen den Satan, der, wie ich wohl weiß, nichts versäumen wird, mich in meinem Sohne zu verwunden, so Gott es ihm zuläßt; denn schon hat das Kind allerlei, ich weiß nicht was für Krankheitsleiden."

So gab es denn freilich auch mancherlei häusliche Leiden und Bekümmernisse, die jedoch, da sie nicht vom Unfrieden herrührten, das Band der Liebe und Eintracht zwischen ihm und seiner Gattin nur inniger und fester knüpfen konnten.

Im Jahre 1527 hatte ihm seine Frau ein Töchterlein geboren, das aber bald wieder starb. Was er dabei fühlte, schrieb er an seinen Freund Hausmann: „Es ist mir mein Töchterchen Elisabethchen gestorben, und hat mir ein gar wundes, beinahe weibisches Gemüth zurückgelassen, so gar bin ich bewegt von Wehmuth um sie. Ich hätte das nie zuvor geglaubt, daß die Herzen der Väter so gar weich werden über ihren Kindern. Bete Du für mich zum Herrn."

Wie zärtlich und gemüthlich dieser große Reformator mitten in den großartigsten Bewegungen seines geistigen Lebens war, auch das ergibt sich aus manchen seiner vertrauten Briefe. So schrieb er u. A. an Justus Jonas: „Mein kleiner Johannes kann Dich nicht grüßen, wegen Krankheit, aber er bittet um Dein Gebet für ihn; heute sind es 12 Tage, daß er nichts ißt und sich nur vom Trinken genährt hat; jetzt fängt er wieder an zu essen. Das arme Kind möchte gar gern nach seiner Art munter sein und stark, aber er kann's nicht vor Schwäche."

Ein ander Mal bedankte er sich bei seinem Freunde Hausmann für Spielsachen, die er dem Kinde geschenkt hatte; und als er Spalatin freundlich anzeigte, daß sein Kind den ersten Zahn bekommen habe, schrieb er ihm Grüße von seiner Frau, welche ihm einen kleinen Spalatin wünsche, damit er von demselben lerne, was sie von ihrem Johannes gelernt habe, nämlich: die Frucht und Freude des Ehestandes, dessen der Pabst mit seiner Welt nicht werth gewesen.

An seinen vierjährigen kleinen Sohn schrieb er auf einer Reise einen Brief, worin sich die ganze Kindlichkeit seines Gemüths aussprach: „Ich sehe gern, daß Du wohl lernst und fleißig seiest. Thu also, mein Söhnchen, und fahr fort, wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen

und sind fröhlich; haben auch schöne, kleine Pferdlein an güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er so schöne Aepfel und Birnen essen möchte, solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?" u. s. w.

Nur ein reiner Sinn kann mit solcher Gemüthlichkeit in den Ideenkreis und Mährchenton der Kinderwelt eingehen.

Eben so liebenswürdig und gemüthlich, wie er als Familienvater war, hat man ihn auch als Hausherrn und in geselliger Hinsicht gekannt.

Man würde sehr irren, wenn man sich aus seinem öffentlichen Wirken, seinen strengen Predigten, heftigen Streitschriften und freimüthigen Briefen, Luther im Privatleben als einen der Welt abgestorbenen, strengen und ascetischen Mann denken wollte; denn er war durch und durch eine gesunde, kernhafte Natur, ein Mann, der, obgleich mit ganzer Seele dem Göttlichen zugewendet, doch keineswegs den anständigen Genüssen und Freuden der Welt entsagt hatte.

Man weiß, daß er sehr gastfrei und mildthätig war. In seiner geräumigen Klosterwohnung nahm er oft viele Fremde, und selbst Kranke und Hilfsbedürftige auf. An belebten und geistreichen Tischgesprächen fand er viel Behagen, und wenn diese in den kräftigen Wahrheiten und

schlagenden Witzworten, die sie enthalten, weit über die Grenzen unserer heutigen Begriffe von Schicklichkeit hinweggingen, so möge man bedenken, daß jene thatkräftige Zeit — noch weit entfernt von unserer modernen Verfeinerung — kein Aergerniß daran nahm, wenn Luther in seinem Kraftgefühl und in der Naturwahrheit seines ganzen Wesens, ohne Scheu jedes Ding bei seinem rechten Namen nannte.

Frau Käthe gab dann gern an Speise und Trank zum Besten, was Küche und Keller vermochten, und wenn auch Luthers Wahlspruch in heitern Stunden war:

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang" —

so war er doch in allen solchen Dingen mäßig und genügsam.

Seine Besoldung war gering, und würde wohl kaum hingereicht haben für ein solches Hauswesen und eine fast verschwenderische Wohlthätigkeit. Allein Fürsten und Herren kamen ihm mit Gnadengeschenken zu Hilfe, wie sehr er auch sich wehrte und sie ablehnte; und seine Hausehre, die liebe Käthe, war bei dem Allen eine kluge und treffliche Wirthin, die jeden Pfennig zu Rathe hegte, und diesen zum Thaler zu machen wußte.

Für sich selbst bat er nie um Etwas, mahl aber für Andere; besonders auch für seinen allzuspärlich besoldeten Freund Philipp Melanchthon. Für seine Vorlesungen und Schriften ließ er sich nie ein Honorar zahlen, und die größte Uneigennützigkeit bezeichnet sein öffentliches, wie sein Privatleben.

Zu seiner Erholung trieb er gern mit seinen Freunden und Schülern Musik, eine Kunst, worin er sehr bewandert war. Er betrachtete sie als eine gar kräftige Waffe gegen den Satan, der sie als ein Trauergeist nicht leiden könne und davor fliehe. Er ließ die Musik in ihrer Würde und Bedeutung gleich auf die Theologie folgen. — „Wer die Musicam verachtet — sagte er einst — wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Musica ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibet sie den Teufel und macht die Leute fröhlich, und vergißt dabei alles Zornes, Unkeuschheit, Hoffahrt und anderer Laster. Ich gebe nach der Theologia der Musica den nächsten Platz und die höchste Ehre. Denn man sieht, wie David und alle Heiligen ihre gottseligen Gedanken in Vers, Reimen und Gesang gebracht haben."

Von der Musik sagte er noch, sie vertreibt die Sorgen des Herzens und melancholische Gedanken.

Zum Vergnügen und zur heilsamen Leibesbewegung übte er auch die Drechslerkunst und trieb Gärtnerei; und so wußte er sein von Außen so stürmisch bewegtes Leben mit den lieblichsten Blumen eines glücklichen Stilllebens zu schmücken.

Gab es später auch in seinem häuslichen Leben manche Stürme und Beängstigungen, Krankheiten aller Art und selbst die Pest in Wittenberg: so blieb er doch dabei immer groß und edel, fromm und gottvertrauend, mild, menschenfreundlich, furchtlos und selbstbewußt.

Als — wie gesagt — die Pest heftig wüthete in Wittenberg, die ganze Universität auszog nach Jena, war er selbst nicht durch die Vorstellungen des Churfürsten zu bewegen, sein Haus zu verlassen. Im Gegentheil nahm er furchtlos manchen Kranken auf.

„Mein Haus — schrieb er darüber an Amsdorf — fängt an ein Spital zu werden. Hanna, des Augustinus Ehefrau, hat die Pest innerlich gehabt, aber sie ersteht wieder; Margaretha Mechinna hat uns wegen einer Beule und anderer Anzeichen Schrecken gemacht, obwohl sie auch wieder gesund wird. Ich fürchte gar sehr wegen meiner Käthe, die der Geburt nahe ist, und mein Söhnchen ist drei Tage krank und ißt nicht. So ist auswendig Streit und inwendig Furcht; Christus sucht uns hart heim. Der einzige Trost, den wir dem grimmigen Satan entgegensetzen, ist, daß wir Gottes Wort haben zur Erhaltung der Seelen; die Leiber mag er hinraffen, wie er will. Derowegen werdet Ihr für uns beten, daß wir die Hand Gottes beherzt ertragen und des Satans Gewalt überwinden, es sei durch den Tod oder durchs Leben."

Mancherlei sonstige Heimsuchungen verbitterten noch sein Leben; indeß im Ganzen war es doch ein glückliches und segensreiches.

Seine Art zu dulden, war immer groß und fromm, vollkommen würdig seiner Art zu handeln.

Das letzte ehrenvolle Zeugniß, was er sterbend seiner Käthe gab, die ihm sechs Kinder geboren hatte, sprach er in seinem Testament aus, wodurch er sie, so lange sie unvermählt bleibe, zur alleinigen Erbin aller seiner Habe einsetzte, weil sie — wie er ihr bezeugte — „mein frommes,

treues, eheliches Gemahl ist: die mich reicher machte, als es Crösus war."

Luther lebte 21 Jahre in dieser glücklichen Ehe. Bekanntlich starb er am 18. Februar 1546 zu Eisleben, nachdem er noch im Januar desselben Jahres in seinem lebensmüden Trübsinne geschrieben hatte: „Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberge quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr."

Seine treffliche Gattin folgte ihm jedoch erst, nachdem sie durch Pest, Kriegsläufte und Krankheit noch viel Drangsale und Prüfungen fromm und standhaft ertragen, und ihre vier lebengebliebene Kinder zu guten Menschen und Christen erzogen und gebildet hatte.

Ein Leichenstein in der Pfarrkirche zu Torgau, worauf ihr Bild in Lebensgröße zu sehen ist, bezeichnet noch heute die Stelle, wo ihre Asche ruhet. Die ihres berühmten Gatten aber hat in der Schloßkirche zu Wittenberg ihre ewige Ruhestätte gefunden.

Seit beinahe drei Jahrhunderten ist er todt; aber sein Geist lebt noch und ist unsterblich wie sein Ruhm.

Das Pabstthum hat er überwunden — aber . . . .

O Luther — großer Luther! Hast Du Ruhe in Deinem Grabe? Könntest Du heute wieder aufersteh'n und Dein starkes Wort hineindonnern in die heutige Zeit, was würdest Du sagen?

Ende.

C. A. Knauth
Dresden